3 1761 08097999 0

Nr. 173 Erschienen am 15. Jänner 1905 VI. Jah

P
LG
F

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

In Kommission: Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Littfaß[illegible]

Nachdruck aus gewerbsmäßigen Gründen verboten; strafrechtliche Verfolgung vorbehalten.

329768
LSA A1

WIEN.

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung oder beim Verlag

Schuster & Loeffler

BERLIN S. W. 11.

Die Fackel

Nr. 173 WIEN, 16. JÄNNER 1905 VI. JAHR

Maximilian Harden, der berühmte Österreich-Reisende und gediegene Kenner unserer Verhältnisse, widmet in der ‚Zukunft' Herrn v. Koerber einen Nachruf, der, wie jede der Feder des Allwissenden erflossene Betrachtung, das »Endgiltige« offenbart. Schon vor seinem Fall hatte er ihn erkannt. Aber diesen für so unmöglich gehalten wie den Fall Port Arthur's, dessen Meldung fast gleichzeitig mit jenem Brief des Moritz an Rina eintraf, in welchem Moritz versichert, daß »bis heute kein irgendwie entscheidender Japanersieg« erfolgt sei. Nun, die österreichische Politik versteht Max so gut, wie Moritz die ostasiatische Kriegsführung. Er war nach Wien gekommen, um uns zwischen Bismarck und Hansi Niese von der »leidenschaftlosen Beharrlichkeit« zu erzählen, welche er im Gegensatz zu uns, die sie zwar schon kannten, aber den s-Laut bei zusammengesetzten Wörtern als eine wohltätige Einrichtung der deutschen Zunge empfinden, an Herrn v. Koerber entdeckt hatte. Die Persönlichkeit dieses Herrn erschien uns mit einemmale von einer neuen, sympathischen Seite, und wir hatten bei der Lektüre der späteren Nummern der ‚Zukunft' die Empfindung: nein, dieser Minister, käme er aus Berlin zu uns, er würde nicht wie Posadowsky im Hotel Krantz und nicht wie Bülow — ich verrate ein bisher unbekanntes Detail — bei Meißl & Schadn absteigen, sondern gewiß in einem Ringstraßenhotel. Der Mann war — der Nachruf erzählt es uns — zierlich, elegant

und von »beinahe bismärckischer Kahlheit«. Herr Harden ist Impressionist; dem »Erlebnis Bismarck«, das ihm so lange das mangelnde Temperament ersetzt hat, scheint, gleich eindrucksgewaltig, das Reiseerlebnis Koerber auf dem Fuße zu folgen.

Und nun hören wir, welchen Verlust wir Österreicher erlitten haben. Herr v. Koerber »hielt sich sauber; nie wählte er unanständige Mittel«. Wenn der Schmeichler nicht etwa auf Haarwuchsmittel anspielt und nicht an die Sauberkeit der Koerber'schen Toilette denkt, dann geht dieses Abgangszeugnis denn doch ein wenig über den Spaß. Was würde Herr Harden, dessen Wohlwollen hinter Bodenbach beginnt, über einen Reichskanzler schreiben, dem er Ordensschacher und Preßbuhlerei, wie sie Herrn v. Koerber nachgewiesen wurden, auch nur zutrauen könnte? Wenn er die guten Absichten des früheren Ministerpräsidenten — welchem wären je schlechte vorgeworfen worden? —, wenn er die persönliche Unbestechlichkeit des im Augiasstall amtierenden Mannes bezeugen wollte, — habeat sibi. Aber die Anständigkeit der Mittel? Einem Minister, der die Preßkorruption zu einer Blüte gebracht hat, die sie vordem unter keiner österreichischen Regierung erreichte? Der Titel und Würden nicht etwa zum Handelsobjekt machte, um die Eitelkeit der öffentlichen Wohlfahrt dienstbar zu machen, um vom Geld der Protzen Spitäler zu bauen, sondern um das öffentliche Interesse seiner eigenen Eitelkeit dienstbar zu machen, um aus einer käuflichen Presse das Lob seiner Regierungserfolge immer lauter erklingen zu hören. Da dies oft und oft bei Lebzeiten des Ministeriums Koerber gesagt wurde, so kann es — dem heuchlerischen »de mortuis« zum Trotz — auch jetzt gesagt werden. Und noch eines dazu: Herr v. Koerber hat, nachdem er bereits dem Kaiser seine Demission überreicht, rasch noch, ehe er formell aus dem Amte schied, die Pauschalien-

verträge mit seinen Lieben in Wien erneuert, rasch noch den Rest des Dispositionsfonds nach Prag gesendet, von wo ihm heute ein kräftiges »Mercy« an jedem Tage entgegenschallt. Auch der kleine Reklamescherz von dem Handschreiben des deutschen Kaisers — eine Depesche wäre glaubwürdiger gewesen — ward in Prag geboren. »Jahrmarktbuden, in denen für Geld Auszeichnungen und Orden zu erwerben möglich war«, dies seien, meint das Organ des Abgeordneten Dr. Pacak, die Kanzleien des Ministerpräsidiums unter Koerber geworden; der Sitz der obersten Reichsregierung sei beherrscht von den »Zeitungsintriganten und Maklern der politischen Korruption, die sich nicht scheut, das Leben der politischen Parteien zu versumpfen«. Das ist hierzulande die Freund und Feind gemeinsame Erkenntnis über das Regime der sauberen Mittel. Sie konnte das unwahre, doch glaubhafte Gerücht entstehen machen, unter Koerber habe wie für Titel und Orden auch für Herrenhausmandate ein fester Tarif bestanden und zwei Großindustrielle, die unvorsichtigerweise das Geld gegeben, ehe die Ware geliefert war, seien durch den Hingang des Verschleißers schmerzlich getroffen. Sicher ist, daß Herr v. Koerber angenehm überrascht ist, wenn jemand eine für Geld übernommene Verpflichtung erfüllt. Sonst hätte er es nicht für notwendig erachtet, den Wiener Redaktionen bei seinem Abschied heißen Dank für das gelieferte Lob seiner Regierungstätigkeit auszusprechen. Es klingt traumhaft, ist aber wahr: Herr v. Koerber fuhr bei den Herren, die als Weltbeherrscher noch nicht demissioniert haben, persönlich vor und bat die Benedikt, Singer, Löwy und Kornitzer um ihr ferneres Wohlwollen. Es wurde einem oft schwer, sich das Untermaß von Würdelosigkeit zu erklären, zu dem sich ein Mann von unbestreitbarer Beamtentüchtigkeit auf einem Posten, der eine Individualität verlangt, hinunterschraubte. Aber das Abschiednehmen

von den Journalisten verrät mehr als Ungeschicklichkeit: es verrät Intimität. Hat Herr v. Gautsch einmal das vermeintlich taktische Wort gesprochen, daß man in Österreich ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht regieren kann, so ist es ein noch ärgeres Armutszeugnis, in Österreich ohne die ‚Neue Freie Presse' nicht demissionieren zu können.

Das fernere Wohlwollen kann sie dem Einflußlosen trotzdem nicht geben; ihr gilt nur der wirkende Mann. Ihr Wahlspruch: de mortuis nil nisi male. Ihr Wahrheitsfanatismus, nur durch die Pietät für einen Lebenden zurückgehalten, bricht in der Stunde des Ablebens mit vermehrter Energie durch. Mit solcher Erbärmlichkeit hat eine Kritik, die auch den Regierenden nie schonte, nichts zu schaffen. Und sie muß, wenn sie — selten genug — das Unkraut im wüsten Garten österreichischer Politik jätet, auch gröblicher zeitgeschichtlicher Fälschung, die einen Subventionsminister zum Mann der sauberen Mittel machen möchte, auf die Finger klopfen. Es ist ja die Frage, ob der Nachfolger, dessen Sitten, Fleiß und äußere Form der schriftlichen Arbeiten theresianistische Ansprüche befriedigen, besser sein wird. Sicher wird er geräuschloser sein. Und für den Anfang mag den Nerven dieses Staats, die ein Genie aufpeitschen müßte und die ein begabter Gschaftlhuber so lange irritiert hat, ein Minister, der auf Gummisohlen regiert, nicht ungesund sein . . .

Daß in Herrn v. Koerber trotz Kahlheit und gelegentlicher Anstrengung, geflügelte Worte zu erzeugen, kein österreichischer Bismarck dahingegangen ist, bloß ein Verwaltungstalent, das hoffentlich auf einen Posten, wo der Eitelkeit geringere Opfer gebracht werden können, wiederkehren wird, des möge der Herausgeber der ‚Zukunft' versichert sein. Schon in der zweiten Nummer der ‚Fackel', Mitte April 1899, machte ich ihn in offenem Antwortschreiben darauf aufmerksam, daß er »seit einer dreitägigen

Erholung von den Strapazen des Berliner Kampfdaseins«, die er hier genoß, »die Wiener Zustände mit dem Maße milden Erinnerns beurteile«, versicherte ich, daß ich, wenn auch meine österreichischen Erfahrungen »in der halben Giltigkeitsdauer eines Retourbillets erworben wären, nie und nimmer die ‚Fackel' begründet hätte«. Sein Fernblick vergrößert auch heute noch, da er wieder ein paar Tage in Wien verbracht hat, um hier, ein literarischer King-Fu, alle an ihn gerichteten Fragen zu beantworten. Soll ich's ihm heute nicht sagen dürfen? Deshalb, weil ich älter geworden bin und freier denken gelernt habe? Weil der Richtung meines Temperaments der Ton seiner Verdrossenheit nicht mehr zusagt? Weil ich mit einer Klarheit, die keine persönliche Rücksicht trüben kann, endlich Unterschiede der Gesinnung wahrnehme, die dem ungeübten Auge verborgen blieben? In dieser unseligen Stadt der Verbindungen und Beziehungen muß man sich gegen die stupide Frage: »Was ist zwischen Ihnen und ihm vorgefallen?« verteidigen, wenn man es gewagt hat, bei zwingendem Anlasse eine längst erworbene Überzeugung auszusprechen, trotz persönlichem Verkehr zu bekennen, daß man Herrn Harden nur mehr als Literaturessayisten — mit Nachsicht der Gedichte des Herrn Sello — und nicht mehr als humorlosen Moralretter, überhaupt nicht als polemischen Greiner erträglich findet. Die Gedankenlosigkeit fragt einen Schriftsteller, der sich erwiesenermaßen gegen alte Protektoren, die ihm später als Protektoren aller Niedertracht erschienen, »undankbar« gezeigt und Hände, die dem Anfänger Knüppel zwischen die Beine warfen, gestreichelt hat, nach dem »persönlichen Zerwürfnis«, das die Ursache eines literarischen Angriffs gewesen sein muß! Einer bemüht sich auseinanderzusetzen, warum er die Haltung eines andern tadelnswert findet, und die Wiener Frage lautet: Warum finden Sie seine Haltung tadelnswert?

Er ist doch Ihr Freund gewesen! . . . Zwischen den Zeilen müssen die Gründe liegen, die das von Personenklatsch verwöhnte Gehirn nicht mehr entbehren kann.

Ja, ich bekenne es, mein erster Ausfall gegen Harden in der Sache Coburg hatte ein verstecktes Motiv, das in dem Artikel selbst nicht angegeben war. Vielleicht nämlich hätte ich zu der Überraschung, die mir Herrn Harden's Geschmack bot, geschwiegen. Der persönlichen Rücksicht war die letzte Stütze gebrochen, als mir in dem dem Coburgaufsatz folgenden Heft der ‚Zukunft' Herrn Harden's Gesinnung eine Überraschung bot. Da war eine kleine Notiz zu lesen, in der er auf eine scharfe Verwahrung des sozialdemokratischen Abgeordneten Südekum antwortete. Herr Harden hatte nämlich, da er die Psychiater gegen Louise von Coburg schützte, den für jeden Leser pikanter Literatur unzweideutigen Satz geschrieben: »Ich gönne Madame Louise die Freiheit, würdige vollkommen die Motive des — durch Heirat dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandten — Proletariers Südekum, der, leider mit unzulänglichen Mitteln, den Lassalle spielen möchte und schon für die Kronprinzessin von Sachsen, die sich dankbar erwies, fast so feurig eintrat wie der größere Ferdinand einst für die Gräfin Hatzfeldt«. Herr Südekum weist die, auch wenn sie stichhältig wäre, eines reinlichen Publizisten unwürdige Anspielung im ‚Vorwärts' zurück. Herr Harden staunt. Er habe den Verdacht, daß Südekum »von der früheren sächsischen Kronprinzessin mit Geld oder Frauengunst bezahlt« worden sei, »weder gehegt noch ausgesprochen«. »Schon der Vergleich mit Lassalle's minder trauriger Ritterschaft und die Erwähnung der Tatsache, daß der Proletarier Südekum durch Heirat dem Kohlenkönig Fritz Friedländer verwandt ist, schloß die Annahme aus, Albert Oskar Wilhelm (die Aufzählung der Vornamen ersetzt den Zunamen des Herrn Südekum und den Humor des Herrn Harden) sei für

blankes Geld zu haben. Und da Louise von Sachsen schon geflohen war, als das rote Gigerl für sie eintrat, war auch an gewährten Minnesold nicht zu denken«. Woran war denn also — fragt der betäubte Leser — zu denken? Noch unschuldsvoller stände Herr Harden da, wenn er gesagt hätte: Der Vergleich mit Lassalle schloß die Annahme aus, daß Herr Südekum der Bestechlichkeit geziehen werden sollte, und die Erwähnung der Verwandtschaft mit dem Kohlenmillionär die Annahme, daß er für »Minnesold« zu haben sei. Aber vielleicht ist der Vergleich mit Lassalle nicht so sehr eine Verneinung der ersten, als eine Bejahung der zweiten Annahme? Und vielleicht wird diese zweite auch nicht durch die scheinheilige Versicherung entkräftet, daß Louise von Sachsen »schon geflohen« war, als Südekum für sie eintrat: er konnte für sie nicht eintreten, ehe sie geflohen war, wohl aber ihre Gunst genießen; und wenn ihm eine Prinzessin nicht unerreichbar wäre, warum sollte es die Schweiz sein, in die sie geflohen? Aber ein ehrlicher Publizist bekennt, was er mit dem Satze »die sich dankbar erwies« gemeint hat. Das Unschuldigste von der Welt! Wie, Herr Südekum wagt es, zu beteuern, er habe von der früheren Kronprinzessin »niemals einen wie immer gearteten Dank erhalten«? »Er lügt jetzt oder hat früher gelogen. Denn er hat in meiner Gegenwart vor Zeugen erzählt, daß Louise ihm einen Dankbrief geschrieben habe.« Den Dankbrief hat er gemeint! Und nun beliebe man im Vordergrund der Szene, die Lassalle's aristokratische Liebesabenteuer malerisch abschlossen, die »Dankbarkeit« Louisens durch den Dankbrief Louisens, das eine Relativsätzchen durch das andere, zu ersetzen . . . Ich nahm vor dieser geschickten Regie Reißaus und beschloß, nach Lassalle-Harden'schem Rezepte »auszusprechen, was ist«, zu sagen, daß ich allzulange gutes Komödienspiel für Lebenswahrheit genommen hatte . . .

Und habe ich mir das Recht verdient, es zu sagen, so habe ich die Pflicht, es dort vernehmlich zu sagen, wo Herrn Harden's Unfehlbarkeit sich an österreichischen Verhältnissen zu erproben versucht. Jetzt, da ich seine publizistischen Leidenschaften kenne, muß ich ihm raten, nicht für entlassene österreichische Minister, nur für entlaufene österreichische Prinzessinen Leumundszeugnisse zu verfassen. »Du denkst, nur um den einen Hauslehrer handle sich's«, schreibt der sonst etwas unklare Moritz an Rina, »Ahnungloser Engel! Gerichtlich festgestellt, daß mit einem runden Dutzend verschiedener Herren der Schöpfung die Ehe gebrochen; tatsächlich festgestellt . . .« Da kann man doch wenigstens mit der Statistik arbeiten. Aber die »Anständigkeit der Mittel«, deren sich Herr v. Koerber bedient hat? Wer könnte sie zahlenmäßig beweisen?

Ein Schlußwort zur »Verbesserung des Schutzes der Ehre«.

Herr Dr. Beck ersucht mich um die Aufnahme der folgenden Zuschrift:

Mit Rücksicht auf die Begründung des in Nr. 172 enthaltenen, sicher beachtenswerten Vorschlages: Es möge in der dem § 193 des deutschen Reichsstrafgesetzbuches nachzubildenden Gesetzesbestimmung ausdrücklich festgelegt werden, daß unter die Wahrnehmung berechtigter insbesondere auch die Wahrung allgemeiner, öffentlicher, idealer Interessen falle, darf der deutschen Rechtsprechung das Zeugnis nicht versagt bleiben, daß das Reichsgericht diese Auffassung bereits zur Geltung bringt.

Nur darauf besteht der höchste deutsche Gerichtshof ausnahmslos, daß den in der Presse tätigen Personen nicht mehr Rechte zustehen, als allen anderen, und daß auch der Schriftsteller, der den Schutz des § 193 d. R. St. G. für sich in Anspruch nimmt, seine besondere Beziehung nachweisen muß, die ihn zu der beleidigenden Besprechung berechtigt hat; dann genügt, daß fremde und lediglich sittlich berechtigte Interessen wahrgenommen wurden: Entscheidungen Band XV, S. 15; Band XXIII, S. 423; Band XXV, S. 355.

Das ist das Gesamtbild der deutschen Rechtsfindung zu diesem Gegenstande.

Von österreichischen Richtern wäre kaum zu besorgen, daß sie in der Auslegung engherziger oder gar strenger wären, — insolange ihre amtliche Tätigkeit von der Justizverwaltung unbehelligt bleibt. Deshalb ist die ausdrückliche Festlegung der Berechtigung zur Wahrnehmung vermögensrechtlicher oder sittlicher Interessen immerhin zu wünschen.

Es wird dann kaum notwendig sein, bei der Wahl des Richters zwischen dem Zufall und dem Juristen zu schwanken, und sich immerhin empfehlen — wenn ein solches Verlangen nicht allzu unbescheiden sein sollte —, diesen sogar dem Pfeidler vorzuziehen.

Meran, 2. Januar 1905. Dr. Berthold Beck.

•

Im Gegensatz zu der Darstellung des Herrn Dr. Beck, welcher auch der von Herrn Gerichtssekretär Dr. v. Engel in Nr. 172 angeführte Fall Conried-Conrad widerspricht, habe ich von dem Verständnis der deutschen Rechtsprechung für den Begriff der »berechtigten Interessen« wenig Erbauliches vernommen. Als mir ein deutscher Kriminalist erzählte, das Reichsgericht negiere neuestens die öffentlichen Interessen, die ein Redakteur bei einem beleidigenden Angriff vertritt, als berechtigte, wollte ich zuerst an

das Walten einer wahren Kulturinstanz glauben, welche die usurpierte Gerechtsame einer korrupten Tagespresse nicht zu sanktionieren gewillt sei, mit einer zwar nicht immer anwendbaren, aber in der Tendenz berechtigten Entscheidung die »idealen Interessen«, die die Presse zu vertreten vorgibt, als eine Geschäftsusance entlarve und der Preßfreiheit nicht den Mißbrauch eines neuen Vorrechts konzedieren wolle. Ich glaubte an eine Tendenz wie die, welche unserm Obersten Gerichtshof die Entscheidung über die »ehrlose Zeitung« eingab. Ich wurde anders belehrt, als ich erfuhr, daß das Reichsgericht ausdrücklich geschäftliche Interessen als die einzig berechtigten anerkannte und dem Redakteur eines Fachblatts, der einem Konkurrenten derselben Branche übel mitspielt, den Schutz des § 193 zubilligte. Daß der höchsten Quelle deutscher Rechtsgelehrtheit solche Krämerauffassung entsprungen war, erfuhr ich, als ich die Untauglichkeit von Krämern für ein Amt, dessen Erkenntnisse naturgemäß erst jenseits ihres Horizonts dämmern, behauptete. Möglich ist es immerhin, daß es sich um einen grotesken Einzelfall handelt; aber deutsche Untergerichte scheinen sich diese und nicht die von Herrn Dr. Beck zitierten Beispiele reichsgerichtlicher Einsicht zur Richtschnur zu nehmen. Und welche andere »besondere Beziehung« zu der Parsifal-Angelegenheit hatte denn Conrad in München, um freigesprochen zu werden, nachzuweisen, als die eines von der kulturellen Wichtigkeit seines Angriffs überzeugten, dreißigjährigen Verfechters der Sache Richard Wagner's? Die »besondere Beziehung« wird sich immer leichter zu dem eigenen, vermögensrechtlichen, als zu dem fremden, sittlichberechtigten Interesse nachweisen lassen. Darum kann nur Gesetzesklarheit — Verbesserung in Deutschland, Neugestaltung in Österreich — engherziger Beurteilung einer idealen Motiven entsprungenen Injurie vorbeugen, jener Auffassung, die sie als eine

»Einmischung in fremde Angelegenheiten« bestrafen möchte. Wenn wir die »Wahrung berechtigter Interessen« mit einer über den Wortlaut des deutschen Gesetzes hinausgehenden Deutlichkeit errungen haben, dann können wir getrost und freudig den Tischlermeistern, die heute die zerbrochene Ehre leimen müssen, die beschwerliche Arbeit abnehmen und sie den Berufsrichtern zuweisen.

* * *

Vor einem Vierteljahrhundert kamen die Bewohner dieses Erdballs, soweit sie liberal denken, überein, Herrn Alexander Strakosch für den »gewaltigsten Rezitator« zu halten. Und wiewohl später eine Verwandte des Hofrats Hanslick zur »bedeutendsten Rezitatorin beider Hemisphären« avancierte, behielt Herr Strakosch seinen Ehrentitel bei. Während er die Mauern des Musikvereinsgebäudes erzittern machte, mußte sich eben der Zeitungsleser vergegenwärtigen, daß die Stimme der Frau Petrasch gerade den andern Weltteil sieghaft durchdringe. Im Reiche des Notizenruhms können gleichzeitig alle die Größten sein. Auch ich bilde mir ein, von der Vorlesekunst einiges zu verstehen, sie selbst üben zu können. Als ich vor elf Jahren in München die »Weber« las, druckte die ‚Neue Freie Presse' das Urteil Michael Georg Conrad's ab, dem eine »ähnliche Offenbarung rezitatorischen Genies« (oder so ähnlich) noch nicht vorgekommen sei. Ich glaubte es nicht. Aber ich weiß: es ist noch kein Eigenlob, wenn einer behauptet, daß er besser als Herr Strakosch vorlesen könne. Der schrecklichste der Schrecken — das war und ist noch heute dieser »Altmeister« in seinem Wahn. Wenn er, gereizt, seinen »Uuuuriel A—cos—ta« loslegt, ist's nicht gut mit ihm Kirschen essen. Ich bin stets bewundernd vor der Rätselhaftigkeit dieses Ruhms gestanden. Als den schwitzendsten Rezitator beider Hemisphären habe ich den Mann allzeit anerkannt. Aber als den gewaltigsten? Wie gesagt, wenn nicht die Sonne der Frau Petrasch aufgegangen wäre!... Im Ernst: ich glaube, daß ieder Durchschnittsbrüller eines mittleren Hoftheaters künstlerischer rezitieren und besser die Kleinen lehren kann als dieser Meister der Vortragskunst. Die Toleranz Laube's, der mit genialem Theaterblick die Talente

entdeckte, die Herr Strakosch zur Verbildung übernehmen sollte, hat noch der Kritik standzuhalten. Ich kann mir nicht denken, daß der Mann als »Instruktor« etwas taugt, der, wie mir bekannt, einem Mitglied des Theaters, an dem er wirkte, einst ein Zettelchen in die Garderobe schickte, auf dem die suggestiven Worte standen: »Sehr geehrtes Fräulein! Ich bitte Sie um alles in der Welt, spielen Sie schön, hingebend, voll Temperament, mit Begeisterung, mit wahrem Enthusiasmus: Sie werden reich belohnt werden. Ihr ergebener Strakosch«. Und wenn er keine Fehlbitte tat, so ist's dann sein Verdienst gewesen . . . Die Theaterleitungen scheinen endlich dahinter gekommen zu sein, daß von dem Ruhm des Herrn Strakosch noch kein Schauspieler profitiert hat, und so sehen wir ihn denn wieder als Rezitator umgehen. Neulich raste er durch den großen Musikvereinssaal und die Zeitungen konstatierten, daß er der Alte geblieben sei. Auch ward endlich sein »Porträt« in die Gallerie der Berühmtheiten des ‚Neuen Wiener Journals' eingereiht. Der Herr, der ihn interviewte, fragte ihn nach den Erfahrungen, die er, in dessen Wohnung so viele begeisterte Schauspielerwidmungen zu sehen sind, mit der Dankbarkeit der selbst berühmt gewordenen Schüler gemacht habe. »Der Meister, der mit der ganzen Welt in Frieden bleiben will, sagt mir: ‚Es muß wohl schon so sein. Später vergessen sie gern an mich, was man an ihnen getan hat'«. Ein Problem: Hat der Mann, der seit Jahrzehnten die Sprache der Klassiker lauschenden Jüngern vermittelt, diesen Satz wirklich gesprochen, oder hat der Vertreter des ‚Neuen Wiener Journals', der allerdings »Deutsch-German« heißt, die Worte, die Herr Strakosch gesprochen, redigiert?

* * *

Der Sozialismus und die Seele des Menschen

von **Oscar Wilde***).

Oscar Wilde ist ein evangelistisch empfindender Organismus: er erwartet eine Höher-Entwicklung des Menschengeschlechts, ein Gottähnlich-werden nach

*) Berlin 1904, Karl Schnabel, Axel Juncker's Buchhandlung.

den eigentlichen Plänen des Schöpfers. Er erwartet diese Regeneration ausschließlich vom Individualismus.

Durch die vollkommene, ungehemmte und grenzenlose Entwicklung sämtlicher Eigenschaften in einem besonderen, wertvollen Organismus wird der im Gesetz des Tages eingeschlossenen Menge ein Bild gegeben von Entwicklungs-Möglichkeiten jeglicher Art in diesem unbeschreiblich steigerungsfähigen Organismus »Mensch«!

Aus diesen lehrhaften Proben von Kraft-Möglichkeiten wird die staunend oder geschreckt zurückbleibende Menge allmählich sich das für Alle bleibend Wertvolle herauswählen, das Unbrauchbare in dem Rumpelkasten »Exzentrizitäten« vermodern lassen!

Oscar Wilde hält — und das ist sein l'art pour l'art-Wahnsinn — die Künstlernatur für die allein geeignete, durch grenzenloses Auslebenlassen ihrer Individualität den Übrigen lehrhafte Beispiele zu bieten. Dieser Wahn beruht auf dem seiner eigenen Natur innewohnenden Wahne, dem Künstler im Menschen einen größeren Spielraum im realen Leben einzuräumen als dem Menschen im Künstler.

Erfüllt von der Idee, daß die Freiheit des Künstlers gleichsam die Freiheit einer künftigen Menschheit einleite und sichere, schrieb er sein Buch »Der Sozialismus und die Seele des Menschen«.

Ich will nun — da und dort in freier Weise — prägnante Stellen dieses Buches anführen:

Die Kunst ist Individualismus, und der Individualismus ist eine zerstörende und zersetzende Kraft. Darin liegt seine ungeheure Bedeutung. Denn was er zu zerstören sucht, ist die Eintönigkeit des Typus, die Sklaverei der Gewohnheit, die Tyrannei der Sitte und die Erniedrigung des Menschen auf die Stufe einer Maschine.

*

Tatsächlich benutzt das Publikum die Klassiker eines Landes als Mittel, den Fortschritt in der Kunst zu hindern. Sie degradieren die Klassiker zu Autoritäten. Sie benutzen sie als Knüppel, um den freien Ausdruck der Schönheit in neuen, bisher unbekannten

Formen zu hindern. Sie fragen jeden Schriftsteller, warum er nicht wie der oder jener schreibt, jeden Maler, warum er nicht wie der oder jener malt, und vergessen ganz, daß jeder, der etwas dieser Art täte, aufhörte, ein Künstler zu sein.

*

Je vollständiger der empfängliche Betrachter eines Kunstwerkes seine eigenen albernen Ansichten, seine eigenen törichten Vorurteile, seine eigenen dummen Ideen über das, was die Kunst sein soll und nicht sein soll, unterdrücken kann, umso geeigneter ist er, das Kunstwerk zu verstehen und zu würdigen. Denn die Ideen über die Kunst sind doch naturgemäß aus dem genommen, was die Kunst eben bis zu diesem Augenblicke gewesen ist, während das neue Kunstwerk dadurch schön ist, daß es ist, was die Kunst bis dahin nie gewesen ist, und wer es mit dem Maßstabe des Vergangenen mißt, legt einen Maßstab an, auf dessen Überwindung gerade seine Vollkommenheit beruht.

*

Das einzige, was man von der Natur des Menschen wirklich weiß, ist, daß sie sich ändert, daß sie veränderungsfähig ist. Die Systeme, die fehlschlagen, sind die, die auf die Konstanz der menschlichen Natur bauen, anstatt auf ihr Wachstum und ihre Entwicklung.

*

Fragen, ob der Individualismus praktisch ist, heißt fragen, ob die Entwicklung praktisch ist. Entwicklung ist das Gesetz des Lebens, und es gibt keine Entwicklung, die nicht zum Individualismus drängte. Wo diese Tendenz keinen Ausdruck gefunden hat, da liegt künstlich unterdrücktes Wachstum vor oder Krankhaftigkeit oder Abgestorbensein.

*

Ein Mensch wird heute geziert genannt, wenn er sich kleidet, wie es ihm gefällt, sich zu kleiden. Geziertheit in diesen Dingen ist es aber, wenn einer sich in seiner Kleidung nach den Ansichten seiner Mitmenschen richtet, die, da es die Ansichten der Mehrheit sind, äußerst einfältig sein dürften.

*

Die Selbstsucht strebt unwillkürlich danach, um sich herum eine absolute Gleichförmigkeit des Typus zu erhalten, zu erzeugen.

Die Uneigennützigkeit jedoch blickt verständnisvoll und liebevoll auf die unendlichen Mannigfaltigkeiten. Es ist nicht selbstsüchtig, auf seine Art zu denken. Wer nicht auf seine Art denkt, denkt überhaupt nicht.

Der wohlverstandene Individualismus nun, das heißt derjenige, der einer Entwicklung der Gesamt-Menschheit förderlich sein soll, muß jene Elemente enthalten, die, von Allen einmal als Gemeingut verdaut und assimiliert, auch diese Gesamtheit zu einer fast künstlerischen Höhe zu bringen imstande sind!

In jedem Menschen liegen seine »idealen Möglichkeiten«, liegt seine »Freiheit und Wahrhaftigkeit«, sein »Künstler-sein« geknebelt, verrammelt, tief verborgen, der Wieder-Auferstehung harrend.

Eines tut not, nur Eines: Werde, der Du bist!

Ich las das Buch Wilde's. Da fand ich den Satz wieder, aus dem alles Heil den Menschen kommen wird:

Werde, der Du bist!

Wien. Peter Altenberg.

* * *

Zum Falle Wilde.

(Eine Studie.)

Oscar Wilde schrieb das seltsamste seiner Bücher im Zuchthause zu Reading. Ein wertvolles Dokument, in künstlerisch vollendeter Form. Diese Aufzeichnungen und Briefe*) sind alles eher als Literatur. Da ist Leben und Leiden, und vom Standpunkt der Kultur und des Lebens will es gewertet sein. Für jene, die in der Erniedrigung des andern sich selbst erhöht fühlen und denen fremde Qual Genuß wird,

*) De Profundis, Aufzeichnungen und Briefe aus dem Zuchthause in Reading, von Oscar Wilde. Herausgegeben und eingeleitet von Max Meyerfeld. ‚Neue deutsche Rundschau', 16. Jahrgang der freien Bühne, 1. Heft, Januar 1905.

ist es interessant, und für jene, denen des Menschen Fühlen eine Wissenschaft ist und ein Spiel, etwas Gelerntes und etwas zum zerstreuen, und des Menschen Leben ein Schauspiel, wird es willkommene Sensation. Anderen mag es schwer erscheinen, den Aufbau eines Kunstwerks zu betrachten, wenn jede Zeile von der Zerstörung eines Künstlers spricht.

Die Lehre dieser Schrift ist die Lehre, die Glück und Ende ihres Autors geben, die Lehre, die aus Oscar Wilde's Leben spricht. Schärfer tritt sie hier hervor als in allem andern, das er schrieb und lebte. Wie konnte diese Wandlung geschehen? Es gibt Anschauungen und philosophische Erkenntnisse, die sich in der Kerkerzelle in Durchschnittsköpfen mit der Sicherheit einer chemischen Reaktion entwickeln. Warum war dieser Geist, den wir das Maß des Durchschnitts durchbrechen sahen, ihnen unterworfen? Erkenntnis der Gewalt des Leidens auf Erden, das ist das Geschenk, das ihm sein Kerker bringt. Ein tiefes Christentum, der gewaltige Pessimismus, der die Liebe als Verzeihung erkennt, ergreift ihn. Damit aber auch das ganze zerstörende Bewußtsein eigener Schuld. Demut nennt er das letzte und beste, das er in sich findet. Verzweifelter als der Anblick hoffnungslosen Ringens gegen Schande und Verachtung ist diese Überwindung. Das ist kein Ziel, auf welches die Entwicklung seines Wesens führen durfte; dieser Vorkämpfer des genießenden Lebens war sicher nicht berufen, ein Prediger der Demut zu werden. Er konnte es nur unter Aufopferung seines eigenen Ich; wenn es nicht jeder Satz erkennen ließe, wir wüßten es aus jenen Jahren, die seiner Haft folgten, daß der kampfesfrohe, schaffende Geist Wilde's seine Verurteilung nicht überwand. Das ist nicht durch Äußerlichkeiten zu erklären; nicht durch die geringe Widerstandskraft des verfeinerten Kulturmenschen oder durch die besonderen Machtmittel europäischer Justiz. Wer nicht in der Veränderung seines Wesens einen

Aufschwung erkennen und von dem läuternden Einfluß des Gefängnislebens sprechen will und von den wunderbaren Wegen, die zur Einsicht und Reue führen, der darf sich auch nicht begnügen, stillschweigend den jähen Zusammenbruch als ein Notwendiges aufzufassen. Er muß des Übels Wurzel suchen in Wilde und außer ihm. — Das Urteil über den Künstler ist gesprochen, er hat es selbst in seinen Werken gegründet, daß nichts anderes hier mindernd einzuwirken vermag. Der Dichter, der selbstherrliche Meister des Wortes, der die Gedanken der Menschheit spielend als Arabesken in sein Schaffen schlang, bleibt unberührt in der Geschichte von der Veränderung der menschlichen Persönlichkeit. Aber diese selbst wird von neuem Gegenstand der Kritik, und die Frage will Antwort, warum, wenn der Geist eines andern großen Verurteilten, der Dostojewski's, so übermächtig erscheint in seinen Kerkern, der Oscar Wilde's zerbricht.

Die Antwort birgt das Leben Wilde's vor der Katastrophe. Überblickt man dieses, wie es so jäh ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt wurde, so bietet sich das Schauspiel eines Doppellebens, das durch eine unüberbrückte Kluft geteilt ist, dessen eine Hälfte, bei nächtlichem Gelage, verleugnet wird von jener andern, die in den Salons der Hauptstadt spielt. Unfähig, die eine oder die andere der beiden Gestalten, in denen sich sein Leben abspielt, zu überwinden, verzehrt er seine Kraft in diesem Kampfe, der endlich mit seiner Niederlage enden muß. Dichter, der es nicht wagt, sein wahrstes Fühlen offen zu bekennen; Künstler, der bei den Werken, die er schafft, bedenken muß, sich selbst nicht treu zu offenbaren, damit ja niemand das Verborgene in seinem Selbst erkenne; Mensch, der gezwungen ist, Gleichgültigkeit zu zeigen, wenn es das Stärkste seines Wesens gilt- und Gefühle zu zeigen, wo ihm das Fühlen fern bleibt. Das ist die Tragödie einer menschlichen Entwür,

digung, wohl oft gespielt, niemals so grell vom Lichte der Öffentlichkeit getroffen. Das ist die Rolle, zu der die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts einen ihrer edelsten Geister zwang. Gewiß, er war ein Meister, ein Künstler, ein wahrer Fürst der Lüge. Er wäre nicht er selbst gewesen ohne dieses souveräne Spiel mit Wahr und Falsch, das ihm wie Keinem zu Gebote stand. Aber sozialer Kämpfer war er nicht. Der Wunderbau seines Geistes war von unendlicher Feinheit und Zartheit, doch Wall und Graben fehlten ihm; er widerstand nicht dem plumpen Anprall der Anschauung, mit der Englands vornehmstes Publikum bemüht war, seinen vornehmsten Künstler zu zertreten.

Daß er die Einheit seines Wesens nicht fand, sie nicht einmal im Kerker nach sich selber ringend fand, ist seines Lebens einzige Schuld. Ihm war jener große Stolz nie eigen, der es nicht erträgt, ungekannt geachtet zu werden, der lachend den Feind aufsucht und ihm die eigene Schwäche zum Angriff weist. Jener Stolz, der beispielsweise aus jeder Zeile von Frank Wedekind's Dichtungen spricht, wenn er mit einem einzigen Worte, spielend, die Oberherrlichkeit über jede mögliche Kritik seiner Persönlichkeit an sich reißt, indem er sich frei zu sich bekennt. Wilde: »Ich vergaß, daß jede kleine Handlung des Alltags den Charakter prägt und daß man deshalb das, was man insgeheim im Zimmer getan hat, eines Tages mit lauter Stimme vom Dach herunterrufen müsse.« Wedekind ruft es sofort; »freudig kündet er's mit freier Stirne«. Wilde: »Ich habe mich selbst zugrunde gerichtet. Niemand, ob hoch oder niedrig, kann von einer andern Hand als von seiner eigenen vernichtet werden.« »So Schreckliches mir auch die Welt angetan hat: ich habe weit Schrecklicheres an mir selbst getan.« »Ich war es müde geworden, auf den Höhen zu wandeln — da stieg ich aus freien Stücken

in die Tiefe herab und fahndete nach neuen Reizen. Was mir das Parodoxe in der Sphäre des Denkens war, wurde mir das Perverse in der der Leidenschaft. Die Begierde war schließlich eine Krankheit oder Wahnsinn oder beides.« Auf diesem Irrwege sucht Wilde im Zuchthause nach eigener Schuld, nach einer Klärung seines Wesens, und hätte er seinem »Wahnsinn« nicht so unendlich viel geopfert, die Jahre nach seiner Haft würden es allein beweisen, wie wenig zufällig, wie übermächtig und beherrschend ihm diese Begierde war. Ob moralischer Widerstand gegen das soziale Urteil hier am Platze war, ob eines Menschen Kraft tausendjährigem Vorurteil gegenüber sich hätte Geltung verschaffen können, gilt gleich viel. Nur die Befreiung von dem Makel, dem er sich unterwarf, die Befreiung, die eigener freier Kritik des Moralbegriffes hätte folgen können, vermochte ihm jene Überlegenheit zu geben, die auch im englischen Zuchthause standgehalten hätte. Doch er war kein Fanatiker moralischer Überzeugungen, kein Streiter, auch nicht in eigener Sache. Daß er die Verteidigung des gekränkten individuellen Rechtes dem sozialen Übergriff gegenüber nicht findet, daß er betäubt, irre an sich selbst, keinen Ausweg sieht als die Unterwerfung — begreifen könnte man es vielleicht nur angesichts der beispiellosen Niedertracht und Gemeinheit, mit der gegen ihn der Kampf geführt wird. In jener Atmosphäre, aus der diese Kämpfer hervorgingen, war für einen Vornehmen seinesgleichen die Kraft nicht zu schöpfen, ihnen zu widerstehn; und von seiner angebornen, seiner besten Kraft hatte er zu viel im Kampfe gegen »Wahnsinn oder Krankheit oder beides«, im Kampfe gegen sich selbst, vergeudet, um diesen Gegnern gewachsen zu sein.

Er war der erste nicht und gewiß nicht der letzte. Oscar Wilde, der Künstler und Denker, der vorzeitig seinem Schaffen entrissen wurde, ist

nur ein Beispiel des sozialen Schadens im Gefolge jenes ungeheuerlichen Irrtums, der individuelle Triebe nur gelten läßt, wenn ihr sozialer Nutzen ziffernmäßig nachweisbar ist, und der diesen Nachweis nur in den Resultaten der Volkszählung zu erkennen vermag. Wenn menschlicher und speziell sozialer Nützlichkeitsmaßstab schon einmal berufen ist, die Natürlichkeit in Tugend und Laster zu scheiden, das Beispiel könnte daran mahnen, wie wenig dieser Maßstab oft dem echten kulturellen Nutzen gerecht wird. Ein Einzelfall, doch keiner der leicht aufgewogen wird. Es könnte auch manchem, der mit ihm ins Gericht ging, scheinen, daß Wilde und sein Können zu hoch standen, um als Beispiel zu dienen, daß sich sinnliche Triebe so wenig lehren lassen wie das Genie, und daß die Macht der Gesellschaft beiden gegenüber nur zur Zerstörung hinreicht.

Wien. Otto Soyka.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. An Ereignissen ist in Österreich nie Mangel. Gibt's gerade keine, so macht man sich welche. Auch in der Politik reussiert der Mann, der nichts tut als minutenlang zum Dach eines Hauses hinaufschauen. Andere kommen hinzu und schauen auch hinauf, und bald ist das Verkehrshindernis, das bei uns die Basis allen Verkehrs bildet, fertig. Wenn ein Einspännerroß stürzt, ein Herr sich auf dem Graben die Stiefel putzen läßt, so sind dies wenigstens Anlässe, und das Aufsehen, das an Ort und Stelle entsteht, wird begreiflich. Aber es geht auch mit dem Einfall, ein Dach anzusehen . . . In Wien erscheint ein »alldeutsches« Blättchen. Kein Mensch hat es je gesehen, keiner weiß, wie es heißt. Wotan würde nicht einmal seinen Käse darin einwickeln. Aber es brachte eine Lästerung jenes Kults, der die Verehrung des alldeutsche Gottes verdrängt hat. Nun, glücklicherweise gibt es noch »Gefühle der katholischen Bevölkerung«. Das besondere Merkmal dieser Gefühle ist, daß sie leicht verletzt werden; — der populäre Ausdruck lautet: »gern«. Keine Gefühle lassen sich lieber verletzen als die der katholischen Bevölkerung. Sie liegen förmlich auf der Lauer nach Verletzung, und sind am Ende auch durch diese Konstatierung verletzt. Aber das würde mich nicht abhalten, zur Vernunft zu mahnen und dem Riesen, der zu flennen beginnt, weil ihm ein Gassenknirps eine lange Nase gedreht

hat, eine würdigere Haltung zu empfehlen. Seit Wochen wird von allen Kirchenglocken Österreichs Sturm geläutet, die Geistlichkeit vom Kardinal bis zum letzten Kooperator »protestiert«, der Papst wird in einer Porträtsitzung — auch Herr Lippay ist ja eine »Einrichtung der katholischen Kirche« — unterbrochen, der Preßstaatsanwalt wird zur Generalprokuratur versetzt, der neue Justizminister »begibt sich« zum Fürsterzbischof, Deputationen begeben sich zum neuen Justizminister — kurzum, man sieht viele Leute, die sonst ihrem Tagewerk nachgehen, auf ein ‚Dach hinaufschauen . . . Was wollen sie noch, da die Verfolgung des alldeutschen Schreibers eingeleitet ist? Eine Reform der Presse an Haupt und Gliedern! Daß die Verantwortlichkeit des Hauptes garantiert sei, ist der einzige unter den frommen Wünschen, gegen deren Erfüllung selbst die christlichsoziale Presse Einspruch erhebt. Aber der Schurkerei, die einen immunen Abgeordneten zum verantwortlichen Redakteur bestellt, könnte gewiß auch auf Grund der bestehenden Vorschriften ein Riegel vorgeschoben werden. Wir brauchen bloß ein neues Gesetz, das die Behörden verpflichtet, wenigstens so viel Mut zu haben wie die Presse. Gedankenlos ist das Verlangen, daß der Zeugenzwang auf Redakteure ausgeübt werde, um die »Täterschaft« zu ermitteln. Wenn der verantwortliche Redakteur so gestraft würde — und dies wäre ausschließlich zu verlangen — wie der Täter und nicht mit der »Vernachlässigung der Obsorge« davonkäme, könnte man auf den Vertrauensmißbrauch umso lieber verzichten, als ja der redaktionelle Nutzen der Anonymität an sich vermindert würde. Widerlich genug ist das Geheule der ganzen Concordia, weil der Oberste Gerichtsof sich zugleich mit den klerikalen Protestlern für den Zeugniszwang ausgesprochen hat. Nie würde ein Blatt »gezwungen« sein, einen Gewährsmann zu verraten, wenn der verantwortliche Redakteur nicht die Rolle der ahnungslosen Unschuld spielte. Das Verlangen, daß vor allem der »Täter« eruiert werde, ist albern, die Weigerung der Presse, überhaupt eine Verantwortung zu tragen, noch alberner. Aber die zweite Dummheit hat wenigstens einen greifbaren Anlaß: Der Machtbesitz der Presse ist bedroht. Welchen Anlaß hat die erste? Ist der Machtbesitz der Kirche bedroht, weil ein alldeutscher Knirps ihr eine lange Nase gedreht hat? Wer wird denn immer gleich gekränkt sein!

Mediziner. Die ‚Neue Freie Presse' hatte bekanntlich diagnostiziert, daß Herr v. Koerber an einer »nervösen Magenneurose« leidet. Später gab sie ein detailliertes Gutachten. Die Magenneurose habe »sich nach den Zwischenfällen im Parlament erheblich verschlechtert.« Und sie sei »auf die galizische Reise des Ministerpräsidenten zurückzuführen« . . . Die politische Diagnostik bringt noch seltsamere Tatsachen. So ist die Berufung des Herrn v. Gautsch in der Tat eine Folgeerscheinung der Influenza des Grafen Buquoy. Und bevor noch die Obduktion des Ministeriums Koerber begonnen war, las ich in einem reichsdeutschen Blatt die Nachricht: »In Prag starb Montag der tschechische Maler und Professor an der technischen Hochschule Felix Jennewein an einem Schlagfluß, der durch die freudige Aufregung herbei-

geführt wurde, in welche der Künstler durch die Ernennung des Barons Gautsch zum Ministerpräsidenten versetzt wurde.« Damit ein deutscher Maler — Herr Pezzey in Innsbruck — sterbe, dazu hat es bekanntlich erst der ganzen Ungeschicklichkeit des Regimes Koerber bedurft. Herr v. Gautsch brauchte bloß ernannt zu werden. Es ist ein wahres Glück, daß die Gesundheit der noch überlebenden österreichischen Künstler sich so entschiedener Förderung durch den Unterrichtsminister erfreut.

Österreicher. »Aus Tetschen-Bodenbach wird geschrieben: Der Dresdner Weihnachtsbesuch der ehemaligen Kronprinzessin von Sachsen hatte auch unsere amtlichen Kreise in große Aufregung versetzt. Auf dem Bodenbacher Bahnhof hatte die Grenzpolizei Permanenzdienst, und auf Anordnung der Prager Statthalterei mußten auch die Beamten der Bezirkshauptmannschaft zu nachtschlafender Zeit auf dem Bahnhof erscheinen, um das Eintreffen der von Dresden kommenden Nachtschnellzüge zu erwarten Die Vorbereitungen hatten den Zweck, es unmöglich zu machen, daß die Gräfin Montignoso österreichischen Boden betrete. Man befürchtete, die Gräfin werde nach dem Nichtglücken des Dresdner Weihnachtsbesuches über Bodenbach oder Tetschen zu ihren Eltern nach Salzburg reisen, und war entschlossen, dies, wenn nötig, mit den schärfsten Mitteln zu verhindern.« Lieber hundert Defraudanten hinauslassen, als die eine Ehebrecherin herein! ... Von der Gefahr ist Österreich verschont geblieben. Wie unbeliebt muß Herr v. Koerber »oben« gewesen sein, wenn ihn dieser letzte Regierungserfolg nicht zu halten vermochte!

Wiener. Es gibt Dinge, die nur in Wien möglich sind. Nur in Wien konnte in dem Nachrufe für einen Verstorbenen erwähnt werden, daß er in seinem Stammrestaurant das Vorrecht genossen hatte, »zur Mittagsstunde in die Küche zu gehen und sich selbst sein Rindfleisch abzuschneiden«. Man zählt 1905, und man ißt noch immer »sein« Rindfleisch. Die Kruspelspitz-Weltanschauung bestimmt noch immer alle Entwicklung. In der Stadt, in der ein Zahlkellner »Napoleon« gerufen wird, war der feierliche Ernst möglich, der jüngst wieder in einem Nachruf — siehe ‚Neues Wiener Abendblatt' vom 31. Dezember — die Worte fand: »Nach dem Tode des Meisters (Johann Strauß) zog sich Priester immer mehr ins Café Scheidl zurück; auch schloß er sich einer in Wien sehr bekannten Stammgesellschaft an«.

Schalk. »Der Chauffeur ist der Herr der Welt«. — »Ein Lausbub gehört nicht ins Parlament.« — »Herr Bonn spielte dieser Tage den Nathan. Dieses Geschäft könnte er auch dem Sonnenthal überlassen«... Erkennt ihr ihn? Einmal im Ernst gesprochen: in einer andern Stadt als in dieser gemütlich angetrottelten wäre eine Erscheinung wie unser F. F. Masaidek doch nicht möglich. Auch in einem Blatt nicht, das bloß von ihm selbst gelesen wird. Dieser christlichsoziale Philosoph der Selbstverständlichkeit hört nicht auf, den Sonntag durch eine Fülle von Mots zu heiligen. »Wenn's regnet, ist's naß« oder »Die

Hühner legen Eier« oder »Die meisten Menschen haben eine Nase«. Und die Setzer werden noch immer nicht nervös. Nun, er hat eben »seine Note«. Diese sachliche Tiefgründigkeit der Banalität ist nicht ohne originellen Reiz. Herr Maran würde mit einer Masaidek-Vorlesung Aufsehen machen. Man muß ihn, um zu wirken, wirklich nur zitieren. Ich habe es öfter getan. Leider glaubt jetzt der Unverwüstliche, daß ich mit ihm polemisieren wollte. Er hielt mich, bekennt er enttäuscht, »für einen geistreichen Schriftsteller«; aus der Art und Weise aber, wie ich jetzt »mit ihm polemisiere«, ersieht er, daß »es mir an Witz zu einer literarischen Polemik fehlt«. Meine »beiden Landsleute L. Boerne und F. Lassalle haben das besser verstanden«. Aber ich halte Masaidek nach wie vor für einen geistreichen Schriftsteller, jedenfalls für den eigenartigsten, den wir haben. Und — so köstlich die Vorstellung ist — ich glaube nicht, daß Boerne und Lassalle eine Polemik mit Masaidek riskiert hätten. Auch ich habe es nicht getan. Ich habe mich stets begnügt, ihn zu zitieren. Natürlich immer mit Quellenangabe.

Literat. In der ‚Österreichischen Rundschau', die mehr vom Atem Glossy's als Berger's, mehr von halbamtlichem als künstlerischem Geist erfüllt ist, die den Eindruck einer Wochenausgabe von Hannak's Leitfaden für Mittelschulen macht und die durch ihre Mitarbeiterliste uns eine annähernde Vorstellung von dem Reichtum unseres Vaterlandes an Archivaren und Konservatoren beibrachte, schrieb neulich Herr Antropp über »Wortwitz und Bühnewitz«. Die Bauer'sche Operette bot ihm den Anlaß, meine Betrachtung in der letzten Nummer sichtlich die Anregung zu der für Herrn Bauer schmerzlichen Unterscheidung. Leider hat er meine Spur dort verloren, wo selbst ein deutschnationaler Mann Herrn Bauer ein Kompliment machen muß. »Ein Meister des Wortwitzes, wie Wien einen solchen seit M. G. Saphir und Daniel Spitzer nicht in seinen Mauern gehabt hat«. Spitzer als Wortwitzspezialist und in einem Federzug mit Herrn Bauer! Und die Kalauer der »Juxheirat« vergleicht Herr Antropp mit den Wortverdrehungen, die angeblich Julius Hopp in die Bearbeitung der »Prinzessin von Trapezunt« eingeführt hat. Sie stammen von Knaack und sind für den verlegenen Prinzenerzieher hundertmal charakteristischer als die aufgepickten Buchstabenscherze des Herrn Bauer.

Sammler. Nein, ich will nichts mehr davon wissen. Wo käme ich hin, wenn ich die ‚Fackel' systematisch mit den Dummheiten der Tagespresse anfüllen wollte? Schon früher habe ich den Grundsatz verfolgt, daß man »nicht vollständig sein darf«. Jetzt wächst mir auch das Notwendige über den Kopf. Was Albernheit und Gedankenlosigkeit täglich leisten, darf hier nur an den erlesensten Beispielen gezeigt werden. Und sicherlich waren in den letzten Wochen hundertmal wirksamere Fälle zu verzeichnen als das Attentat, von dem ein wirklicher Originalbeitrag des ‚Neuen Wiener Journals' kürzlich handelte: »Der Gymnasialschüler Wrobel, der den Professor Hlibowicki durch einen Revolverschuß tötete, war nicht mehr Schüler des Przemysler Gymnasiums, sondern gehörte der siebenten Klasse des Gymnasiums von Podgorze

an... Die Verletzung Hlibowicki's ist zwar eine sehr schwere, doch hofft man ihn am Leben erhalten zu können.«... Eine erfreulichere Originalnotiz: »(Jean Paul.) Nicht der französische Schriftsteller, sondern der urwüchsige Münchener Komiker entfesselt allabendlich im Etablissement Gartenbau Stürme von Heiterkeit...«

Neugieriger. Sie haben erfahren, daß meine Angriffe auf die ‚Zeit' lediglich der Kränkung darüber entstammen, daß mein Wunsch, in die neugegründete Redaktion einzutreten, unerhört geblieben ist, und fragen mich nun, ob dies Gerücht auf einer wahren Tatsache beruht. Ich weiß es nicht. Soweit ich über meine Wünsche unterrichtet bin, ist mir nichts davon bekannt. Sicher aber ist, daß ein Wunsch, den ich nie gefühlt habe, von den Herren Singer und Kanner unerfüllt geblieben ist und daß dieser Tatsache meine Angriffe auf dem Fuße folgten. Das ist psychologisch jedenfalls sehr interessant. Hier ist zur Abwechslung einmal der Gedanke eines Andern der Vater meines Wunsches. Und zwar der Gedanke eines böswilligen Trottels, der Ihnen die Mär berichtet hat. Glaubt einer im Ernst, daß, wenn ich nur mit einem Ton den Ehrgeiz verriete, in irgendein Tagesblatt einzutreten, ich nicht von jedem, geschweige denn von einem, das dem Mißverstehen meiner Ideen sein Dasein verdankt, mit offenen Armen aufgenommen würde? Und soll ich wirklich jede Dummheit, jede Lüge, die über mich kolportiert wird, widerlegen? Wenn das Gesindel nichts besseres zu tun hat, möge es mich in Wort und Schrift an jedem Tage mit einer Erfindungsgabe bekämpfen, um die es Edison und selbst der Dichter der »Juxheirat« beneiden könnte. Ich nehm's ruhig hin, daß ich die ‚Zeit' angriff, weil ich für sie nicht engagiert wurde. Aber dann verlange ich in logischer Konsequenz auch die Feststellung, daß ich die ‚Neue Freie Presse', von der ich vor sechs Jahren einen Engagementsantrag bekam, seit damals beständig gelobt habe.

Berichtigung.

In Nr. 172, S. 6, 2. Zeile von unten, ist statt »Wortspielhöhle«: *Wortspielhölle* zu lesen.

MITTEILUNG DER REDAKTION.

Von zahllosen Einsendern unverwendbarer Manuskripte wird die Erledigung urgiert. Sie seien auf die wiederholt erschienene Kundmachung verwiesen: »Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn frankiertes und adressiertes Kuvert beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 2.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 129014)

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 172, 31. Dec.): Die Gräfin Montenuovo. — Bemerkungen und Geständnisse. Mit einer Zuschrift des Geschäftsführers Dr. Friedrich R. v. Engel. — Die Sensation. — Literatur. — Chronik der Journalisten. Von August Strindberg. — Confession. Von Frank Wedekind. — Antworten des Herausgebers (Kaiserliche Kunstkritik; Herr Felix Mottl; Zum Fall Heller; Die Kriegshunde; Die Hofdiener).

Tafelwasser
Kronthaler
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwanglosen Folgen im Umfange von 16—32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die womöglich direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 sind durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7.—
» »	18	» »	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	» »	M. 7.—
» » » »	18	» »	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	» »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungspreisverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus

Nr. 174 Erschienen am 31. Jänner 1905 VI. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Einzelverschleiß Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung oder beim Verlag

Schuster & Loeffler

BERLIN S W. 11.

Die Fackel

Nr. 174 WIEN, 31. JÄNNER 1905 VI. JAHR

Man kann, wenn man von Wien nach Prag will, auf zwei Arten um's Leben kommen: durch die Nordbahn und durch die Franz Josefsbahn. Eine solche Auswahl guter Verbindungen mit dem Jenseits macht uns stolz. Nach der Katastrophe von Hohenau erklärte ein hervorragender Technologe dem Reporter der ‚Neuen Freien Presse', »ein großer Teil des im Inland erzeugten Schienenmaterials sei infolge der Reinheit des Roheisens so vorzüglich, daß bis vor einem Jahrzehnt noch die Verhältnisse in Österreich entschieden günstiger zu nennen waren als in Deutschland«. Und nach der Katastrophe bei Tabor erklärte der Eisenbahnminister den interpellierenden Abgeordneten, daß »sich die technischen Einrichtungen auf den österreichischen Staatsbahnen und ihre Handhabung auf der vollen Höhe der Anforderungen befinden, welche der moderne Verkehr an sie stellt«. Österreich ist das Land, in dem Schlamperei zum Schicksal wird und Schicksalswendungen durch Redewendungen übertüncht werden. Nie wird eine Bahnverwaltung mehr gelobt als nach einem Unfall. Auf der Nordbahnstrecke fliegen die Waggons über die Böschung, und die ‚Neue Freie Presse' druckt die »die Öffentlichkeit beruhigenden« Mitteilungen des Technologen. Dieses mörderische Bemühen, die Öffentlichkeit immer zu »beruhigen« — sie, die den begründetsten Anspruch darauf hat, beunruhigt zu werden! Daß ihn die Erklärung des Fachmanns eigentlich erfüllt, war im Phrasendunst nicht mehr zu erkennen. »Ein großer Teil« unseres Schienenmaterials — nicht

das ganze — ist so vorzüglich, daß »bis vor einem Jahrzehnt« die Verhältnisse in Österreich günstiger waren als in Deutschland. Der typische Ausdruck österreichischen Stolzes auf Errungenschaften, in denen wir früher konkurrenzlos waren. Wir wähnen immer, daß mit unserem Ruhm der Fortschritt der Anderen nicht Schritt halten könne, und sind heute noch auf die Wiener Kipfel stolz, weil man sie vor zwanzig Jahre in Berlin nicht so schön verfertigen konnte. Im österreichischen Beruhigungswörterbuch stehen Wendungen, die sich zur Rehabilitierung jeder Institution, deren Ansehen durch gravierende Tatsachen erschüttert wurde, nach Belieben verwenden lassen. Zur Aufdeckung eines Justizmordes wird eine Enquete einberufen, und das Resultat ist die von dem leidenschaftlichen Verteidiger der Unschuld ausgesprochene Erkenntnis, daß Österreich die »beste Justiz der Welt« habe. Eine Interpellation führt aus, daß die beiden letzten Bahnunfälle vermuten lassen, »der Oberbau unserer Eisenbahnen sei den in enormer Weise seit dessen Herstellung gesteigerten Anforderungen nicht mehr vollkommen gewachsen«, beklagt, daß »aus Gründen der Sparsamkeit zu leichte Schienenprofile gewählt und verwendet werden«, fordert, daß »aus Rücksicht auf die Sicherheit des Reisepublikums und auf die Stabilität des Verkehrs derartige Übelstände beseitigt werden«. Die Antwort der Offiziellen ist vor allem eine Lobeserhebung der Bahnverwaltungen und dann die Zusage, noch anderweitige »Erhebungen« zu pflegen....

* * *

Ein Vortrag des Landesausschusses Leopold Steiner, in welchem er für die Trennung der Lehrtätigkeit von der Ausübung der Praxis bei den Klinikern eingetreten ist, hat die ‚Neue Freie Presse' so alteriert, wie wenn jemand mit dem Vorschlag, die pub-

lizistische Meinungsmache vom Inseratengeschäft zu trennen, ihr ins eigene Fleisch geschnitten hätte. Da ein Geschäft gestört werden soll — wenn auch zum Vorteil der Wissenschaft — meldet sie sich zum Wort. Eine »hervorragende klinische Seite« hat ihr versichert, daß »viele Beobachtungen von hohem wissenschaftlichen Werte aus der Privatpraxis stammen«. Aber das ist nicht wahr; die meisten der Fälle können den oft umständlichen, zeitraubenden, mitunter auch lästigen Untersuchungen gar nicht unterworfen werden. »Der praktische Arzt lernt in der Praxis bei Konsilien vom Kliniker.« Das ist möglich; und die Ärzte haben sich auch nie dagegen gewehrt, daß Professoren zu Konsilien herangezogen wurden. Wogegen die Praktiker aber — so versichern mir einige, die ihre Beschwerde mit Daten belegen — Front machen, das ist die Ausübung der Privatpraxis durch Professoren oder solche Herren Dozenten, die oft dank ihren Verbindungen sich den Professortitel ergattern und dann zu Preisen, die kaum oder gar nicht höher sind als die der Praktiker, Behandlungen von Patienten durchführen. Ist dies schon schäbig genug, so benützen manche die Konsilien oder, wenn sie ohne Vorwissen des Arztes zu Konsultationen geholt werden, diese Gelegenheit, die sie überhaupt nicht ohne Verständigung des Ordinarius annehmen sollten, zu schamlosen Preisanerbietungen, wenn nicht Preisunterbietungen, um in den Besitzstand des Hausarztes einzudringen. Von einem vielgerufenen Herrn — man läßt ihn zu den Kindlein kommen — wird erzählt, daß er in einem Krankenzimmer fragte: »Was zahlen Sie Ihrem Hausarzt?« Antwort: Zwei Gulden. »Geben Sie eine Krone drauf, und ich komme zu Ihnen.« Solcher Illustrationsfakten gäbe es eine ganze Menge. Wenn diesen Herren, die ihre Lehrverpflichtung um der auri sacra fames willen vernachlässigen, ein wenig auf die Hühneraugen getreten wird, so hat der Vorschlag des Herrn Steiner

immerhin seine Berechtigung. Die »hervorragende klinische Seite« entblödet sich nicht, die Frage auch vom Standpunkt des Fremdenverkehrs zu behandeln. Vielleicht, um dem Landesausschuß zu imponieren. Daß »die praktische Tätigkeit hervorragender Kliniker Tausende wohlhabender Kranker aus der Ferne heranzieht«, wird wohl nur so lange wahr sein, als eben der Weltruf der Kapazitäten durch die Vernachlässigung der Forschertätigkeit nicht völlig untergraben ist. Dann wird auch eine Erhöhung der Trinkgelder für Hôtelportiers und das »Heranziehen« der fremden Kranken durch die auf den Bahnhöfen postierten Agenten nichts mehr nützen. Daß die »Wechselbeziehungen zwischen dem Kliniker und dem Hausarzte am Krankenbette von nicht zu unterschätzendem Werte sind«, ist ja wahr. Ob aber mehr von wissenschaftlichem oder solchem Werte, der sich in der Höhe der an arme Ärzte gezahlten Provisionen ausdrückt, bleibe dahingestellt. Nun, es wäre schade, wenn eine rauhe Hand, die die Wissenschaft vor Vernachlässigung und die Patienten vor Ausbeutung schützt, wirklich in die unterschiedlichen Idyllen friedlich akademischer Geschäftstätigkeit hineinfahren wollte. Wenn sie zum Beispiel in die Wiener Sanatorien langen wollte, wo tagtäglich die moderne Chirurgie die kühnsten Finanzoperationen glücklich ausführt. . .

* * *

Die verstaatlichte Technologie.

Der Unterrichtsminister Dr. v. Hartel hat am 19. Jänner die Verstaatlichung des technologischen Gewerbemuseums feierlich vollzogen. Die offiziellen Reden drückten allseitige Befriedigung der Festteilnehmer aus, nur einige Professoren der Anstalt sind mißvergnügt, weil die Fürsorge des Unterrichts-

ministeriums keine Verbesserung der Bezüge, eher deren »Regulierung« voraussehen läßt. Schon seit ihrem Bestande ist die Anstalt organisch ein Teil des Staatsgebäudes und wahrlich nicht der letzte Ziegel auf dessen Dach. Aber die Lage war unsicher, an der Wetterseite, in der Zone der wechselnden Zufälle; die Existenz vom guten Willen privater, von der Freigebigkeit liberaler Körperschaften abhängig. Kein Wunder also, daß die Anstalt Schulden hatte, von der Hand zum Mund lebte, wie man's erzählte. Dieser Leumund von einer bürgerlich bemakelten Lebensführung ist — da er eine Anstalt betrifft, die Dezennien der Öffentlichkeit dient und die geistige Mutteranstalt des Gewerbeförderungs- und Bildungswesens der Monarchie ist — bezeichnend für die chronische Misère der staatlichen Zustände in Österreich. Zu begrüßen ist es also, daß der Staat, der bisher pflichtlässig bloß schäbige Alimente gezahlt hat, endlich die Anstalt an ihrem 25. Geburtstag legitimiert. Die Ursachen, warum gerade die technologische Mutteranstalt die Taschen gewerblicher Vereinspatrioten belasten mußte, während doch der größte Teil der gewerblichen Versuchsanstalten und Schulen schon längst vom Staate betreut wird, müssen bis in die Zeit der Gründung des technologischen Gewerbemuseums zurück verfolgt werden. Die Geschichte des Museums ist nämlich, obgleich eine ehrenvolle Geschichte österreichischer Begabung, doch nicht frei von trüben Kapiteln, in denen die Niederschläge des Strebertums und kleinlicher Eifersüchteleien abgelagert sind. Allerdings wird man diese Kapitel in der offiziellen Jubiläumsfestschrift, die Sektionschef Exner veröffentlicht hat, vergeblich suchen, wiewohl dort hervorgehoben wird, daß die Idee eines Gewerbemuseums im Weltausstellungsjahr 1873 aufgekeimt ist. Der Direktor der Ausstellung Baron Schwarz-Senborn hat zuerst die Notwendigkeit eines solchen Institutes betont, jedoch ohne Erfolg. Er war aus der Welt des Großen

gekommen, aus Amerika, aus dem Horizont seines diplomatischen Berufes gleichsam herabgestiegen. Ein Österreich-Entrückter, dem Gehaben nach ein Lord, hielt er die Weltausstellung, die ein Krampf war, für eine Kraftprobe des neuverjüngten Österreich, das nach dem Verlust der mitteleuropäischen Vorherrschaft sich in aller Hast politisch regeneriert hatte und durch das Prunkspiel einer Weltausstellung den Eindruck einer unerschütterten Weltmachtstellung hervorrufen wollte. Damals suchten sich die Menschen, die soeben verprügelt worden waren, durch Stimulantien aufzureizen. In der Überfülle des »wirtschaftlichen Aufschwungs« konnte Schwarz-Senborn über fast unbeschränkte Geldmittel verfügen, die er auch dazu benützte, Gigantisches zu schaffen. Er ließ von Scott-Russell eine Holzkonstruktion für die Rotunde erfinden, aber in Österreich waren Urwaldstämme von jenen Mammutdimensionen, die dem Baron von Amerika her in Erinnerung schwebten, nicht aufzutreiben. Zum Glück gab's Eisen in Fülle. Und so wurde denn die Rotunde statt aus Holz, eilig und unvollständig aus Panzern gefügt, die hinreichend löcherig waren, um dem indiskreten Frühjahrsregen Durchlaß zu gewähren ... Und dieser Direktor technischer Mißgriffe wollte den schadenfrohen Wienern, die in der Rotunde demonstrativ Regenschirme aufspannten, ein »Athenäum« organisieren, Gewerbereformen predigen, die Technologie mit vollen Händen fördern, sie schon damals, vor mehr als 30 Jahren, verstaatlichen! ... Die liberale Flutwelle hatte zwar den Leviathan der Weltausstellung glücklich ans Ufer gebracht, doch die Cholera und der »Krach« setzte dem Aufschwung ein rechtzeitiges Ende, der Tätigkeit Schwarz-Senborn's aber ein vorzeitiges Ziel. Das Defizit des Prunkspiels betrug 17 Millionen Gulden und die Hirten des Staates führten nun allen frommen Schafen den Ausstellungsdirektor als Sündenbock des Mißerfolges vor. Es war die Rache der Bureaukratie an dem Beamtenfeinde,

die Rancune der Übergangenen gegen den selbstbewußten Amerikaner. Von einem »Athenäum« unter der Leitung des Barons konnte weiter keine Rede sein, umsoweniger, als die seßhaften Mittelmäßigkeiten, dann die Präsidenten von Gewerbevereinen und Handelskammern jetzt gegen den Mann, den man oben fallen gelassen hatte, offen Front machten. Diese Gewerbevereine, Handelskammern und Kunstgewerbler waren zwar untereinander immer spinnefeind, wenn sich's darum handelte, die Vorhand bei Ausstellungsarrangements zu erhaschen und den Frack für die Ordensgabe bereit zu halten, aber nun, da ihnen einer aus Amerika soeben die schönste Gelegenheit, sich hervorzutun, erschwert hatte, wollten sie ihm's nachtragen und waren somit einmütig in dem Gedanken, ihm nicht auch in der Gewerbeförderung den Vortritt zu lassen. Das heimische Gewerbe — sagten sie — könne viel billiger gerettet werden, als es je der Millionenverschwender der Weltausstellung zu Stande brächte. Man wollte selbst Opfer bringen, aber auch das Heft in der Hand behalten. Die Idee des technologischen Institutes wurde also nicht mit dem Gold des Staates glanzvoll verkörpert, sondern mit dem Blei bürgerlich beschränkter Opferwilligkeit schwerfällig ausgestaltet. Dazu hat man gerade ein Vierteljahrhundert gebraucht.

Für diese Fahrtrichtung liberaler Opportunität war der Professor der Mariabrunner Forstakademie Exner der richtige Mann. Sein Regisseurtalent mit dem rechnerischen Sinn für das Erreichbare, seine Gabe, fortschrittliche und wirtschaftliche Phrasen glaubwürdig vorzutragen, seine Bekanntschaft mit den österreichischen Schwächen mußte die Wahl auf ihn lenken. Die Stellung, die der Diplomat von Beruf verscherzt hatte, fiel nun dem Diplomaten des Anpassungsvermögens in den Schoß. Als Dozent technischer Gegenstände, deren Vermittlung sein

Ehrgeiz als Nebengeschäft betrachtete, wäre Exner an der Akademie verholzt, und es klingt wie eine Selbstverhöhnung jener Zeit, die schamlos die »Fruktifizierung« von Wäldern betrieb, wenn man hört, daß die technologische Anstalt nach dem Vorschlag Exner's mit einer »Sektion für Holzindustrie« eröffnet wurde und daß Minister v. Banhans, trotz der Kompromittierung im Prozeß Ofenheim flott im Oberwasser, im Namen des Staates einen Gründungsbeitrag leistete...

Die technologische Anstalt hat also keine einwandfreie Abstammung, aber als Kind der Sünde ist sie vielleicht eben deshalb umso besser geraten. Eine Anomalie des technischen Jahrhunderts ist es jedoch, wenn der Staat der gewerblichen Technik aufhilft, aber der großen Technik gegenüber, der Ingenieurkunst, von der die gewerbliche Technik die Wissenschaft empfängt, den Grundsatz der langen Bank aufrecht erhält. Diese Kunst fristet sich kümmerlich in veralteten Lehrstätten durch, ist in ihrem Lebensnerv unterbunden, da ihr alle modernen Hilfsmittel vorenthalten werden. Nur die Elektrotechnik hat ein würdiges Heim. In Charlottenburg hingegen erhebt sich ein Komplex von Palästen, es sind Lehrstätten und wissenschaftlich-technische Versuchsanstalten. Dort wohnt auch der lenkende Geist der modernen Technik. Die Arbeitsergebnisse der physikalisch-technischen Reichsanstalt z. B. zählen nach Hunderttausenden. Seit dem Jahre 1899 wurden dort allein rund 300.000 mechanische, thermische, optische und elektrische Meßapparate nachgeprüft. Die Wirksamkeit der Ingenieurlaboratorien, die technischen Materialuntersuchungen und die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse können gar nicht gezählt, sie müßen gewogen werden. Die parallele Tätigkeit in Österreich verschwindet dagegen. In Wien wird man vielleicht in 25 Jahren anfragen dürfen, ob derartige Institute überhaupt bestehen, ob sie gar schon verstaatlicht

sind!... Das gesegnete Österreich kann warten, wie ein Gutgläubiger, der die verlorene Zeit immer einbringen kann — hat er doch die Ewigkeit vor sich...

Wien. Professor Victor Loos.

* * *

Der Preßköter ist wieder einmal von der Hundswut befallen. Der »Zeugniszwang« hat's ihm angetan. Und jeder Tag läßt uns jetzt dank den erschöpfenden Berichten über die »Protestversammlungen« neue Symptome des Leidens erkennen. Das gelindeste ist die Forderung, daß die Gleichstellung des Redaktionsgeheimnisses mit dem Amtsgeheimnis gesetzlich anerkannt werde. Aber schlimmer als Größenwahn ist die Dummheit, die der Welt einredet, der Oberste Gerichtshof bestehe auf einem Verrat der »Gewährsmänner«. In Wahrheit ist im Gesetz für jene berücksichtigungswerten Fälle, in denen auch dem Redakteur die Aussage zur Schande oder zum Schaden gereichen würde, ausreichend vorgesorgt, und der Oberste Gerichtshof will die Enthebung des Redakteurs vom Zeugniszwang bloß von der Prüfung des Einzelfalles abhängig gemacht und nicht als die Anerkennung eines Privilegs bestimmt wissen. Kein Untersuchungsrichter, dem sich ein Autor oder der verantwortliche Redakteur als Täter stellt, wird auf den »Gewährsmann«, dessen Verborgenheit auch in den seltensten Fällen schimpflich ist, erpicht sein. Aber daß eine prinzipielle Befreiung vom Zeugniszwang unerhört wäre, weist sich an jenen viel häufigeren Fällen, wo nach dem Autor (nicht »Gewährsmann«) eines Artikels gefahndet wird, an dessen Erscheinen der verantwortliche Redakteur bloß durch Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge beteiligt sein will. Ein Lump, auf den alle Welt als den ständigen Verfasser anonymer »Wochenplaudereien« mit Fingern zeigt, wird wegen Beleidi-

gung angeklagt. Wie soll man seine Autorschaft, die stadtbekannt ist, auch gerichtsbekannt machen, wenn er leugnet und die Einvernahme der Herren Kollegen infolge der Heiligkeit des Geheimnisses, das eine Schurkerei deckt, unstatthaft ist? Oder der verantwortliche Redakteur ist gar Abgeordneter und kann demnach auch wegen »Vernachlässigung« nicht verurteilt, nicht einmal zum Abdruck einer Berichtigung gezwungen werden: da sollte, zum Teufel, kein Redaktionsgenosse verhalten werden können, über den anonymen Urheber einer Beleidigung — den besoldeten Journalisten, nicht den privaten Informator — Auskunft zu geben? Die Aera Koerber hat die Bäume, so da täglich zweimal Blätter tragen, in den Himmel wachsen lassen. Vielleicht hat der neue Justizminister die Courage, den Herrschaften zu sagen: daß ihre Wünsche nach gesetzlicher Heiligung ihres Redaktionsgeheimnisses bedingungslos erfüllt werden können, wenn sie sich auf ihren Rütlis zu dem Schwure einigen, daß ihre verantwortlichen Redakteure künftig verantwortlich sein werden.

* * *

In Österreich wird jetzt nur mehr von der »Ehre« gesprochen. Aber für dieses Land hat noch immer die Falstaff-Moral Recht, die da verkündet, daß man Ehre nicht essen kann. An jenen Rechtsgütern vorbei, die greifbarere Werte darstellen, wirft sich der Scharfsinn der Reichsjuristen auf die kuriose Frage, ob man die Duelle der Adeligen aus der Welt schafft, wenn die Bürgerlichen gegen Zeitungsangriffe besser geschützt werden. Im Herrenhaus wurde neulich wieder die hypertrophische Entartung des Ehrbegriffs, an der ein Teil der Bevölkerung fast so sehr wie der andere unter dem Hunger leidet, sichtbar. Hofrat Dr. Lammasch begründete seinen Antrag »zur Verbesserung des Schutzes der Ehre«. Und das in Ehrendingen ausschließlich kompetente Organ des Herrn

Wilhelm Singer, das fast nur mehr aus Ehre und Inseraten besteht, schrieb: »Zutreffend ist es jedenfalls, wenn Hofrat Dr. Lammasch es als eine Unzukömmlichkeit bezeichnete, daß ein Einzelrichter, nachdem er soeben etwa ein Urteil wegen eines maulkorblosen Hundes gefällt hat, eine Ehrenbeleidigungsklage verhandeln, einen Wahrspruch über das höchste Gut des Menschen, über die Ehre schöpfen soll.« Die Sache wird mir zu dumm. Herr Singer scheint zu glauben, daß das Strafurteil, das wegen eines maulkorblosen Hundes gefällt wird, den Hund schützen soll. In Wahrheit schützt es den Menschen, wie das Urteil über eine Preßbeleidigung nicht den maulkorblosen Preßköter, sondern den Menschen schützt, dem er an die Wade gefahren ist. Und ich wage zu behaupten, daß der Rechtsschutz der Gesundheit dringender ist als der der Ehre. Man zwinge Herrn Singer, den Empfindlichen, auf dem nächsten Preßkongreß in Lüttich Farbe zu bekennen: ob ihm der Biß eines Hundes erwünschter ist als ein Zeitungsangriff. Wer es für eine schimpfliche Zumutung hält, als Kläger oder Angeklagter vor einem Richter zu stehen, der »soeben« wegen eines maulkorblosen Hundes verhandelt hat, müßte Gelegenheit bekommen, die Frage, ob ein Hundebiß oder eine Ehrenbeleidigung für das geringfügigere Übel zu halten sei, an seinem eigenen Leib zu entscheiden. Es ist töricht, ein Rechtsgut nach seiner »Würdigkeit« zu beurteilen und gar als Bekämpfer der Ansicht, daß Ehrverletzung blutige Sühne heische, das Rechtsgut der Ehre für »würdiger« zu halten als das der Gesundheit. Nur die größere Kompliziertheit, nicht der größere Wert der Rechtsmaterie könnte das Verlangen nach einem Spezialrichter verständlich machen. Schwieriger mag die Entscheidung über eine Preßbeleidigung sein, für wichtiger halte ich das Verfahren wegen eines maulkorblosen Hundes.

* * *

Die täglich zunehmende Sprachverhunzung durch liberale Redakteure nachweisen wollen, hieße, um ein Hugo Wolf'sches Bild zu gebrauchen, Eulen nach Tarnopol tragen. Aber ich erinnere mich nicht, den Schmock, der in seines Nichts durchbohrendem Gefühle sich seiner stilistischen Inferiorität bewußt ist, je als Sprachrichter im Sinne Schopenhauers sich aufspielen gesehen zu haben. Sein antisemitischer Kollege ist weniger bescheiden. Wiewohl er seine Grammatikfehler, die jener wenigstens mit einer gewissen Virtuosität beherrscht, kaum zu lallen imstande ist, erfrecht er sich noch, Anderen Sprachlektionen zu erteilen. Man hat sich daran gewöhnt, daß Leute, die täglich zweimal das »Deutschtum« statt eines guten Zahnputzmittels in den Mund nehmen, von den Sprachgesetzen ihres Volkstums keine Ahnung haben, daß ein Blatt, welches etwa Jüdische Zeitung hieße, in besserem Deutsch geschrieben ist, als das Blatt, das sich dreist und allen guten Sprachgeistern zum Trotz, ‚Deutsche Zeitung' nennt. Aber verblüffend wirkt es, wenn die Eselsbank zu lehren beginnt. Einer ihrer Insassen, ein Feuilletonist jener ‚Deutschen Zeitung', hat sich neulich gewaltig überhoben. Er wendete Äußerungen Schopenhauer'schen Zornes — mit und ohne Quellenangabe — auf die Werke jüdischer Zeitungsmacher an und versuchte an »Rechtschreibung, Grammatik und Stil« die Verwüstungen des Sprachgeistes durch den »Einbruch der galizischen Judenjüngel in die deutsche Literatur« nachzuweisen. Aber die Wirkungen des Einbruchs der St. Marxer Viehtreiber in die Literatur sind auch nicht zu unterschätzen. Ob das Blatt des Herrn Vergani, ob die ‚Deutsche Zeitung' dem Schopenhauer'schen Ideale reif sind, wer würde die Frage sofort zu bejahen wagen? Versteht doch selbst Herr Josef Johann Jekelius, der Verfasser des Feuilletons »Deutsch-jüdische Sprachsünden« von Rechtschreibung, Grammatik und Stil bloß so viel, daß er sich ihres Mangels bei Anderen bewußt wird! Wenn er versichert, daß man in ein Judenblatt nur hineinzublicken brauche, »um sofort wie von einem Peitschenhieb mitten ins Gesicht getroffen, zurückzuprallen«, unterschätzt er da nicht seine eigenen Leser, denen er solche Empfindung nicht zutraut? Ihr Sprachgefühl wird »durch die Einwirkung des Judenstils auf dasselbe« nicht schwerer verletzt als durch die Lektüre seines Feuilletons. Wenn überdies ein Schriftsteller bei der Wahl der Beistriche eine so un-

glückliche Hand hat wie unser Sprachreiniger, sollte er seine Reformvorschläge nicht auch auf die Rechtschreibung ausdehnen. Josef Johann Jekelius begnüge sich, der jüdischen Presse ein grammatikalisches und stilistisches Beispiel in dem Satz geliefert zu haben: »Gegen die sonstige unsinnige Silbenbeknappung hat sich schon Schopenhauer mit großer Erbitterung über diesen Vandalismus mit dem Heiligtum der Sprache gewendet und erwähnt er, daß...«

BURGTHEATER 1873.*)

Von **Stanislaus v. Koźmian.**

Das Burgtheater ist noch heute das erste Theater der Welt, durch die große Zahl ausgezeichneter Talente, die es besitzt, aber es ist doch nicht mehr jenes über alles Lob glänzende Burgtheater, welches auch uns noch in Erinnerung geblieben ist, auf dessen Brettern die Anschütz, La Roche, Rettich, Seebach, Goßmann und so viele andere große oder vorzügliche Künstler unter einer sachkundigen und wirklich künstlerischen Leitung auftraten. Damals wurde Shakespeare, wurden die Werke großer deutscher Dichter mit einer Vollkommenheit gegeben, die nach meiner Überzeugung weder früher noch später jemals erreicht wurde. Auch heute noch hat das Burgtheater ganz ungewöhnliche Künstler und die Reste einer ausgezeichneten Tradition, aber es weicht all-

*) Diese Bemerkungen des polnischen Schriftstellers sollen bald in einer Sammlung seiner auf Wien bezüglichen Artikel, die den Titel »Wiener Briefe« führt, erscheinen. Stanislaus v. Koźmian ist, so schreibt mir der Übersetzer, eine Persönlichkeit von merkwürdiger Vielseitigkeit. Seit mehr als vierzig Jahren in vorderster Reihe stehender Führer der polnischen konservativen Partei, der bedeutendste polnische Publizist und theoretisch sowohl als praktisch der erste polnische Theaterfachmann. Als langjähriger Theaterdirektor in Krakau hat er eine ganze Generation von Schauspielern ausgebildet, und, obgleich er diese Stellung schon vor zwanzig Jahren aufgab, wird noch immer von der »Koźmian-Schule« gesprochen. Seit fünfzehn Jahren ständig in Wien lebend, hat sich Koźmian

mälig, wie übrigens alles jetzt, von dieser Tradition ab und wird ihr untreu. Ich glaube, daß dies viel eher gewissen Mängeln der Leitung, als dem Mangel an Talenten zuzuschreiben ist. Selbst die besten, erfahrensten Künstler bedürfen der Führung und Belehrung, und können, wenn es ihnen daran mangelt, keine Fortschritte machen; selbst das Spiel der erstklassigen Schauspieler muß im Ensemble der Vorstellung harmonisiert, ins Gleichgewicht gebracht werden. Diese führende und den richtigen Weg weisende Hand macht sich heute im Burgtheater nicht sehr bemerkbar.

Auf den guten Bühnen herrscht jetzt ein natürliches, ungezwungenes Spiel, eine Sprechweise, die der im Salon üblichen nahekommt, eine gewisse Enthaltsamkeit in der Gestikulation — kurz gesagt: die Wahrheit. Die Affektation, die Übertreibung, die verhätschelte Sprache, die gezwungenen Geberden, die sentimentalen Blicke sind von den guten Bühnen verbannt worden. Diese heilbringende, notwendige Reform entspricht nicht nur unseren heutigen Vorstellungen, sondern den ewigen Regeln der Kunst und der Schönheit, weil nur das, was wahr ist, schön sein kann. Aber so wie jede andere, kann auch diese Reform durch Menschen oder äußere Umstände mißbraucht und auf Irrwege geleitet werden. Das beginnt auch hier. Immer deutlicher tritt die rein realistische Richtung hervor, welche die große Wahrheit verkennt, daß nur das, was natürlich ist, schön sein kann, daß aber nicht alles, was natürlich ist, auch schön ist... Eine ganz realistische Komödie, eine treue und trockene Kopie des Alltags, ein Stenogramm von Szenen aus dem Leben, wäre langweilig, unausstehlich, undramatisch, wäre keine Komödie und überhaupt kein Kunstwerk, denn es würde ihr eben daran fehlen, was die Kunst vom alltäglichen Leben unterscheidet,

---

auch früher in seiner literarischen Tätigkeit ungemein viel mit politischen und kulturellen Erscheinungen des Wiener Lebens beschäftigt. Die hier folgenden Betrachtungen veröffentlichte er im Jahre 1873 in der ‚Polnischen Revue' (‚Przegląd Polski') in Krakau. Sie haben hier Platz gefunden, weil sie in ihrem allgemeinen Teil — Burgtheaterverfall, Direktionsjammer und realistischer Stil — von einer fast grotesken Aktualität sind, weil die vorzügliche Charakterisierung Lewinsky's die Bedeutung des Künstlers jenen in Erinnerung ruft, die sie zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum vergessen wollen, und weil ein Gedenken der großen Charlotte Wolter immer zeitgemäß ist in einer Zeit, die Thalien ein ärmliches Nachtasyl gewährt hat. Anm. d. Herausg.

was das Talent des Autors, die Inspiration des Dichters dem Werk einflößt. Dieses künstlerische Element unterscheidet die Kunst vom Realismus: wo es mangelt, dort gibt es keine Kunst, wo es vorhanden ist, hört der Realismus auf. . . . . Erst recht unmöglich ist der Realismus in der Tragödie, welche die menschlichen Leidenschaften und Gefühle nicht nur aus Gründen der technischen Optik, sondern vor allem deshalb vergrößern muß, weil die Menschheit die großen moralischen und psychologischen Wahrheiten nur durch das Prisma der Phantasie wahrnehmen, begreifen und empfinden kann. Die wahre, gesunde, geniale Phantasie verunstaltet gewiß nicht, muß aber vergrößern. Die Tragödie und der Realismus bilden sonach den stärksten Gegensatz, und die Tragödie realistisch spielen, heißt, sie parodieren . . . . . .

Diese Begriffsverwirrung, diese ungenügende Unterscheidung der Wahrheit und Natürlichkeit vom Realismus, kann nach meiner Ansicht eine ernste Gefahr für die dramatische Kunst werden. Immer deutlicher tritt diese Tendenz zum Realismus selbst im Burgtheater hervor, und zwar bei einigen erstklassigen Schauspielern, welche, wie immer, den anderen und dem ganzen Theater den Ton angeben. Vor allem bezieht sich das auf Herrn Lewinsky, einen außerordentlichen, in mancher Hinsicht ganz exzeptionellen Künstler. Er verdient es, daß man sich mit ihm näher befaßt, nicht nur weil er ein Schauspieler ist, der in mancher Beziehung nicht seinesgleichen hat, sondern auch, weil er, für deutsche Bühnen wenigstens, diese Tendenz verkörpert. Herr Lewinsky ist vor allem ein intelligenter Schauspieler. Bei jedem Schauspieler, der über die Mittelmäßigkeit emporragt, muß eine Fähigkeit seinen Schöpfungen das Gepräge geben. Diese Fähigkeit ist bei Herrn Lewinsky die Intelligenz; er hat mehr Verstand als Phantasie, mehr Forschungstrieb und Reflexionstiefe als poetischen Schwung, er ist schöpferisch, aber nicht die Inspiration und Phantasie, sondern der Verstand bildet seine schöpferische Kraft. Er ist selbständig, aber es ist eine Selbständigkeit des Kopfes und nicht des Herzens; er hat eine Begeisterung des Gedankens und nicht des Gefühls. Deshalb ist auch keine seiner Rollen einer anderen ähnlich, und jeder von ihm dargestellte Charakter bietet dem Zuschauer eine unerschöpfliche Gelegenheit zum Studieren und Nachdenken. Aber eben infolge dieser Eigenschaften seines Talents hat er eine be-

denkliche Neigung zum Realismus. Hinwiederum ist seine Intelligenz stark genug, ihn vor einem völligen Abgleiten auf dieser schiefen Ebene zu bewahren. Er ist von der Natur ziemlich stiefmütterlich ausgestattet worden, gehört nicht zu den Künstlern, deren schönes Äußere schon einnehmend wirkt; die Natur hat ihm nur das Merkmal der Intelligenz gegeben, das in seinen Augen und Gesichtszügen leuchtet; das ist viel, sehr viel und doch zu wenig für einen Schauspieler; seine Gestalt ist klein, seine Stimme weder stark noch volltönend, aber dank der Kraft des Willens und des Verstandes bringt er es zuwege, mit diesem unscheinbaren Äußeren die größten, erhabensten Gestalten zu verkörpern, ohne zur gemeinen Charakterisierung, zur Maske zu greifen; er versteht es, seine Stimme mit unerhörter Kunst zu benützen und zu biegen, seine Diktion ist eine der korrektesten und sein Vortrag einer der schönsten, die ich je gehört, so daß bei ihm die Meisterschaft der Kunst vollständig das Alles ersetzt, worin sich die Natur geizig gezeigt hat. Infolge dessen ist jedes Auftreten des Herrn Lewinsky ein Studium für Kenner, und sehr interessant ist die Untersuchung der wenn nicht ausschließlich, so doch vorwiegend mit Verstandeskraft erzielten geistigen Resultate; jede Abweichung, jede Verschiebung nach der einen oder nach der anderen Seite hat hier ihre Bedeutung. Gestern habe ich Herrn Lewinsky als Wurm in »Kabale und Liebe« gesehen und eben an dieser Rolle ist mir das Überwiegen der realistischen Richtung aufgefallen, welches zur Folge hat, daß diese Rolle blässer ausfällt, als es sich gehören würde, so daß dadurch der tragische Ton der ganzen Vorstellung abgeschwächt wird. Herr Lewinsky versteht seine Kunst ausgezeichnet; sehr oft besteht sein ganzes Spiel und seine ganze Meisterschaft darin — und das verstehen die wenigsten Schauspieler —, daß er sich nicht zu sehr auf den ersten Plan hervordrängt, daß er im Halbdunkel bleibt, um andere Hauptpersonen des Dramas nicht zu verdunkeln. Ich glaube aber, daß er als Wurm diese künstlerische Tugend zu weit treibt. Wurm ist die Hauptfeder der Aktion, das dämonische Element der Tragödie und indem man ihn allzu sehr in den Schatten rückt, ihn einfach, ruhig und bürgerlich spielt, seine Gestalt verwischt, so wie es Herr Lewinsky tat, um desto besser den Präsidenten, Ferdinand, die Louise hervortreten zu lassen, so wird dadurch zugleich das

dämonische Motiv der Tragödie gewissermaßen unterdrückt. Da auch die anderen Mitspielenden sich nicht immer auf tragischer Höhe zu halten wußten, so fehlte es der ganzen sonst vortrefflichen Aufführung an Schauer und Pathetik. Diesen allgemeinen Ton der Vorstellung, der zuweilen die tragische Note nicht erreichte, führe ich auf den magnetischen Einfluß des Herrn Lewinsky zurück, da er seine ganze Umgebung an geistiger Bedeutung überragt. Wer Herrn Lewinsky sonst nicht gesehen hätte, würde sich aus der Rolle des Wurm von seiner unbedingten Überlegenheit und wirklichen Vorzüglichkeit noch keinen rechten Begriff machen können; so hat er sich zurückgehalten und in den Hintergrund zurückgezogen, so sehr hat er gefürchtet, daß sein Wurm zu schwarz erscheinen könnte, und deshalb nur mit übertriebener Einfachheit und Realismus den Sekretär des Präsidenten dargestellt. Bloß in einer einzigen Szene erstrahlte plötzlich sein großes Talent und offenbarte, aber diesmal glänzend, erschütternd, den hervorragenden Künstler. In der Briefszene, als die gebrochene Louise sich zum Fenster stürzt, erreicht Herr Lewinsky im stummen Spiel die Höhe der Tragik und hebt meisterhaft das Dämonische des dargestellten Charakters hervor. Man fühlt, wie Wurm zittert, daß Louise nicht aus dem Fenster springe, wie er zugleich wütend ist, nicht vorausgesehen zu haben, daß die Verzweiflung des Mädchens seine kunstvolle Intrigue durchkreuzen könnte. Als Louise vom Fenster weggeht, tritt ein kalter Schweiß auf Wurms Stirne und Herr Lewinsky wischt sich ihn mit einer so tragischen, so großartigen Geste ab, daß diese einzige Geste mehr wert ist und die Gestalt des Wurm besser kennzeichnet, als alle Bemühungen manches Schauspielers, aus Wurm den leibhaften Teufel zu machen.

Wenn sonst die Vorstellung nicht immer auf der tragischen Höhe der Dichtung blieb, so hat Fräulein Wolter, welche zum ersten Mal die Lady Milford spielte, die tragische Note meisterhaft getroffen und durch die Gewalt ihres Spiels, durch Kraft und Anmut in der Wiedergabe des Charakters, alle und alles überragt. Diese phänomenale Künstlerin, die weitaus beste der deutschen Bühnen, steigt immer höher und überragt die Umgebung, sticht selbst von so ausgezeichneten Künstlern, wie jenen des Burgtheaters noch auffallend ab. Ihre Bedeutung liegt auch darin, daß Frl. Wolter in einer Zeit, wo wirkliche tragische Schauspielerinnen beinahe

fehlen, eine wahrhaftige Tragödin ist, und zwar eine, die alle hiezu erforderlichen Bedingungen vereinigt. Ihr Wert ist aber ein absoluter und würde im Vergleich mit jeder Vorgängerin gar nichts einbüßen. Sie ist ein selbständiges, mächtiges, reiches Talent, dessen Hauptmerkmal die Wahrheit ist, eine unerhörte Wahrheit in der Diktion, in den Gesten, in der Wiedergabe der Gefühle — von den erhabensten, in welchen es am allerschwersten ist, das richtige Maß einzuhalten, bis zu den rührendsten, wo es so leicht ist, in Sentimentalität zu verfallen. Ich hatte in meinem Leben nur eine geniale Tragödin gesehen: die Rachel, und eben deshalb, weil sie ein Genie war, konnte sie keine Schule machen und hat auch keine gemacht, ihre göttliche Kunst hat gleichzeitig mit ihr die Welt verlassen. Nach diesem exzeptionellen Wesen hat niemand von der Bühne auf mich einen größeren Eindruck gemacht, als Frl. Wolter und zwar hauptsächlich durch die Wahrheit, welche sie nicht nur in der Komödie und im Drama auszeichnet, sondern die von ihr auch in die Tragödie eingeführt wurde. Ihre Wahrheit, ihre Einfachheit in großen Gestalten und großen Schöpfungen ist grandios, ist wirklich in Form und Geist griechisch. So und nicht anders hat man in Athen die großen griechischen Tragiker gespielt. Reden wir nicht von der Rachel, die ein ganz exzeptionelles Phänomen war, aber bis Frl. Wolter hat man geglaubt, daß die Tragödie, besonders eine auf griechischen Motiven erbaute, jenes künstliche, kalte, akademische, geschraubte Pathos und die angelernte, die tragische Wirkung vernichtende Deklamation nicht entbehren kann. Deshalb hat man die Tragödien mit klassischen Gestalten entweder gar nicht, oder recht unausstehlich gespielt. Frl. Wolter hat den Beweis erbracht, daß man, ohne den Kothurn zu erklimmen, die Gestalten der griechischen Tragödien darstellen kann, wenn man sie mit der Kraft des Talents belebt und durchstrahlt. Ganz unbewußt, intuitiv hat sie den wahren griechischen Ton in der Tragödie getroffen. Und trotz ihrer Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit wird sie doch niemals in den Realismus verfallen. Davor schützt sie die überaus originelle und reiche Art ihres Talents, das voll Schwung, überraschend, blitzartig ist und ihre Schöpfungen zur idealen Höhe gerade da erhebt, wo man fürchten möchte, daß ihre Natürlichkeit, ihr ungekünstelter Vortrag, ihre einfachen Gesten sie auf das Niveau

des Realismus herabdrücken könnten. Frl. Wolter ist keine reflektierende, vor allem intelligente Künstlernatur — im Gegensatz zu Lewinsky ist bei ihr alles Inspiration, Intuition, Instinkt. Nichts ist berechnet und ausgeklügelt — alles spontan und selbständig. Wenn sie auf die Bühne tritt, weiß sie gewiß nicht, in welcher Stelle sie den größten Eindruck machen wird, und gehört gewiß nicht zu jenen Künstlerinnen, welche in der Garderobe den Moment auswählen und berechnen, in dem sie sich den Applaus erobern müssen. Durch diesen großen Zug der Originalität und Spontaneität steht sie der Rachel am nächsten und ist die einzige, welche an den Eindruck, den die Rachel gemacht hat, erinnern kann.

»Elle ne declame point, elle parle; elle n'emploie pas, pour toucher le spectateur, ni ces gestes de convention, ni ces cris furieux dont on abuse partout aujourdhui; elle ne se sert point de ces moyens communs, qui sont presque toujours immanquables, de ces contrastes cadancés qu'on pourrait noter, et dans lesquels l'acteur sacrifie dix vers pour amener un mot«. Diese Worte Musset's von der Rachel kann man heute auf Frl. Wolter anwenden. Je einfacher die Mittel sind, die sie gebraucht, je natürlicher, ungezwungener und ungekünstelter sie, selbst in der Tragödie, ist, desto größeren, stärkeren, unaussprechlichern Eindruck machen ihre tragischen Aufwallungen und Effekte, die bei ihr niemals aus dem Kopfe, sondern immer direkt aus der Brust kommen — aus jener geheimnisvollen, unerforschten Quelle, die das Talent ist. Dieselbe Frau, die aus ihrem Gefühl die stärkste tragische Note hervorbringt und die Zuhörer in Schauer versetzt, vermag auch die Zuhörer zu Tränen zu rühren, indem sie selbst auf der Bühne in Tränen zerfließt. Sie erreicht mit der intuitiven Kraft ihres Talents auch das, wozu sonst große Bildung, tiefe Intelligenz und Reflexion nötig wäre. In »Maria Stuart« kann es niemanden, der die Natur ihres Talents kennt, wundern, daß sie die große Szene mit der Elisabeth prachtvoll spielt und in der letzten Szene des fünften Aktes bis zu Tränen ergreift. Aber wirklich erstaunlich ist es, wie sie den ersten Akt, die Szene mit Burleigh spielt, die sonst durch alle Schauspielerinnen ohne Ausnahme gefälscht und verdorben wird. In dieser Szene ist sie nicht nur eine Königin, sondern auch ein erfahrener, geriebener Staatsmann, ein Politiker, der einem Burleigh die Stirne zu bieten vermag und zwar selbst

einem von Herrn Lewinsky gespielten Burleigh; man fühlt, daß sie mit großen politischen Angelegenheiten vertraut ist und daß ihr diese Familien-Tradition im Blute liegt. Sie hat etwas Männliches in sich, sie ist prachtvoll, unvergleichlich in dieser Szene, welche sie als erste so begriffen hat, wie sie Schiller auffaßte. Dieselbe Frau, die so erstaunlich eine Königin erraten hat, kann in einem Volksdrama, z. B. in der »Marie Anne« ein Weib aus dem Volke werden und ist dann einfach, ohne gemein, tragisch, ohne unwahrscheinlich zu sein. Ich habe schon erwähnt, wie großartig sie die griechischen Heroinen spielt. Es scheint nur, daß sie diese Gestalten mehr erraten, als durch Studium ergründet hat, man merkt das an den Gesten und Posen, welche fast zu wenig ausgearbeitet und von der griechischen Skulptur ganz unbeeinflußt sind, und doch bringt ihre Intuition einen riesigen Effekt, eine täuschende Illusion hervor. Ein Wort, eine Geste tragen uns durch ihre Macht in die griechische Welt. Wenn sie als Medea sagt: »Zurück! Wer wagt's Medeen zu berühren?« ist sie so tragisch und erhaben, daß sie in diesem Vers und dieser Geste den ganzen Charakter der Medea zusammenfaßt, in diesem einen Ausruf seine Synthese gibt; so viel Wildheit, Würde, Schmerz, Schauder und Verzweiflung ist darin, daß sich uns in einem Augenblick, durch diesen einen, in der höchsten Begeisterung gesprochenen Vers, die Seele Medeens und alles, wozu sie fähig ist, offenbart. Um solcherart in einem Wort, in einer Geste, die Totalität eines Charakters plastisch zur Darstellung zu bringen — muß man eine große Künstlerin sein. Dazu ein mächtiges, klangvolles Organ, eine Stimme, die ganz leicht zu den höchsten Tönen sich erhebt und zu den tiefsten herabsteigt, die mit Kraft die tragischesten und mit Zärtlichkeit die rührendsten Gefühle ausdrückt — und Gesichtszüge, die wirklich klassisch, ideal-klassisch sind, ein Gesicht, das der authentischesten altertümlichen Camée gleicht, eine unaussprechliche Anmut um den Mund, — man muß wirklich glauben, daß die Natur selbst an diesem Weibe Gefallen hatte und sie speziell mit der Bestimmung in die Welt setzte, daß sie eine große Tragödin werde und die Tradition der großen Schauspielkunst, der großen tragischen Erschütterungen in einer Zeit, wo sie immer seltener und schwächer werden, bewahre.

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Politiker. Nach dem Zusammenbruch ihrer ungarischen Ideale hat die ‚Neue Freie Presse' (27. Jänner) ein ehrliches Wort gefunden: »Es ist jammerschade um die Summe von Talent, politischer Bildung, Redlichkeit, Willens- und Tatkraft, die sich in dem Grafen Tisza verkörpert«.

Kriminalist. Ob durch die Abweisung der Berufung der Frau v. Hervay durch die höchste gerichtliche Instanz mein Urteil über den »Fall« abgeändert erscheint? Antwort: Nein. Ob es notwendig ist, dies außer durch den Hinweis auf alles bereits Gesagte besonders zu begründen? Nein. Meine Entscheidung ist in nicht-öffentlicher Sitzung erflossen.

Publikum. Tamagno in Wien... Natürlich wurde er interviewt. Diesmal scheinen aber die verschiedenen Reporter bei verschiedenen Hotelzimmertüren eingetreten zu sein. Der von der ‚Neuen Freien Presse' kam heraus und erzählte, Tamagno sei »untersetzt«, der Vertreter des ‚Fremdenblatt' versicherte, Tamagno habe eine »hünenhafte Gestalt«. Der Mann von der ‚Neuen Freien Presse' meldete, daß der berühmte Tenor 46 Jahre, der vom ‚Fremdenblatt', daß er 54 Jahre alt sei. Dem von der ‚Neuen Freien Presse' hatte Tamagno gesagt, daß er nie eine Wagner-Rolle gesungen habe, dem vom ‚Fremdenblatt' hatte er von jener Zeit erzählt, in der er in Mailand »den Tannhäuser sang«... Wenn ein berühmter Mann nach Wien kommt, funktioniert der Apparat der Wiener Presse tadellos. In jedem Stockwerke des Hotels wird er interviewt. Und meistens ist er um diese Zeit auch schon abgestiegen.

Habitué. »Josef Lewinsky feierte gestern sein fünfzigjähriges Schauspielerjubiläum... Es ist wohl überflüssig, heute auf die Einzelheiten dieser Künstlerlaufbahn einzugehen und die Bedeutung, die Lewinsky als Mitglied des Burgtheaters hat, noch speziell hervorzuheben...« So oder ähnlich hieß es. Bei Sonnenthal war's nicht überflüssig, seine Bedeutung wurde nicht nur konstatiert, sondern »noch speziell« hervorgehoben. Spezieller man kann nicht. (Ich gebrauche diese Wendung, damit der originelle Masaidek wieder einmal entdecken kann, daß sie »nicht deutsch« ist). Womit ich nicht sagen will, daß Herr v. Sonnenthal solche Ausführlichkeit nicht verdient hat. Die infernalische Blödheit einer Antisemitenpresse, die diesen außerordentlichen Schauspieler fortwährend als letzten Stümper behandelt und seinen Ruhm — als ob sich's um die Petersburger Revolution handelte — auf die Machinationen der »Stammesgenossen« zurückführt, wirkt ja nachgerade brechreizend. (Für dieses Gezücht ist Herr Benke ein größerer Tragöde). Aber die liberale Presse spielt sich, wenn's ein Sonnenthaljubiläum gilt, allzu demonstrativ als Religionsgenossenschaft auf. Und vor allem gibt's zu viel Sonnenthaljubiläen. Zu oft wird der ausgezeichnete Schauspieler siebzig Jahre alt. Vor ein paar Jahren — ich glaube 1902 — wurde irgendein fünfzigjähriges Künstlerjubiläum Sonnenthal's gefeiert. Damals hieß es — ich glaube mich daran ganz genau erinnern zu können —, gleichzeitig begehe er auch seinen siebzigsten Geburtstag.

»In aller Stille«. Heute erst wird sie unterbrochen, und der zweiundsiebzigste Geburtstag des Schauspielers wird als sein siebzigster gefeiert. Nach dem Theaterhistoriker Rudolph Lothar, der ein Buch über Sonnenthal gequatscht hat, ist er am 21. Dezember 1832 geboren worden. Selbst zu dieser Enthüllung, die ihr gewiß Freude bereitet hätte, ist die antisemitische Theaterkritik zu dumm gewesen. Sie vergreift sich lieber an einem ehrwürdigen Meister seiner Kunst, aus dessen Stimme wie aus dem Brunnengrunde tiefsten Empfindens die versunkene Glocke einer großen Burgtheaterzeit klingt.

Humorist. »Das einst so amüsante Werk ist ganz verblaßt . . . . Die ganze Aktualität der Satire ist verloren gegangen, der Spott gegen die Kleinstaatenmisère wird bestenfalls nur mehr als historisch empfunden . . . . . Ähnliche Stimmung übt selbst die Musik: einzelne graziöse, filigrane Melodien sind frisch und schlagfertig geblieben, aber sehr vieles ist schon nachgedunkelt und verstaubt.« Dies Urteil gibt ein musikkundiger Thebaner in der ‚Zeit' über Offenbach's »Großherzogin«, die das Theater an der Wien in trostloser Aufführung wieder gebracht hat. Dennoch ist es der Wunsch aller Freunde echter Bühnenheiterkeit, daß dieser »verstaubten« Musik ein eigenes Theater errichtet werde, ein Offenbach-Haus, in dem seine Meisterwerke, aus der Sphäre des modernen Operettenjammers befreit, fröhliche Auferstehung fänden. Der Text der »Großherzogin« ist nach vierzig Jahren weniger »verblaßt«, als der der »Juxheirat« an ihrem Schöpfungstage. Jenem verdankt der moderne »Serenissimus«-Humor seine ganze fragliche Lustigkeit. In »Großherzogin«, »Trapezunt« und »Blaubart« hat er seine künstlerische Berechtigung, in der modernen Witzblattliteratur und auf der Bühne des Herrn Reinhardt belästigt er als grund- und zeitloser Demokratenhohn, der Zustände trifft, die es in Deutschland wirklich nicht mehr gibt. Alle Welt würde einer gewissen Persönlichkeit dort draußen, bei deren Handlungen die Gediegenheit der Ausführung in umgekehrtem Verhältnis zu der Promptheit der Lieferung steht und deren Selbständigkeit eine tiefempfundene Kalamität bildet, alle Welt würde diesem Serenissimus einen zurechtweisenden Kindermann wünschen.

Literat. Die Übereinstimmung meiner und des Herrn Antropp Ansicht über »Wortwitz und Bühnenwitz« — siehe Nr. 173 — war eine zufällige, umso erfreulichere. Der Aufsatz des Herrn Antropp — eines der wenigen nichtliberalen Wiener Schreibtalente — ist zwar später als der der ‚Fackel' erschienen, war aber schon vor dem Erscheinungstag der Nummer an die Redaktion der ‚Österreichischen Rundschau' abgeliefert.

Physiker. Sie schreiben: Einer der liberalsten österreichischen Physiker und Kenner des Telegraphenwesens, Hofrat Kareis, hat uns schon vor zwei Jahren in der ‚Neuen Freien Presse' versichert, daß Marconi England mit Amerika drahtlos verbunden habe. Die Bestätigung dieser Nachricht ist zwar bis heute noch nicht eingetroffen, aber offenbar nur deshalb, weil der berühmte Erfinder zu sehr an Heiratsfieber leidet, daher nicht arbeiten kann. Zeitungsnachrichten zufolge, hat er

sich der Reihe nach mit der Tochter des Präsidenten der Vereinigten Staaten, mit einer italienischen Fürstin und zuletzt mit einer reichen englischen Dame verlobt. Hofrat Kareis hätte also, um nicht zu fehlen, zunächst das Prophezeien bei einer alten Kartenaufschlägerin erlernen müssen, dann hätte er auch das Richtige vorausgesagt: daß Marconi sich verloben werde.

Ischler. Sie schreiben, daß die Ischler, um ihren Bürgermeister trauernd, mit einem heitern Auge den Nachruf der ‚Neuen Freien Presse' gelesen haben, die unter Herrn Wiesinger's kommunalen Verdiensten in gesperrtem Drucke die Veranstaltung der »interessanten« Wohltätigkeitsvorstellung »von Julius Bauer's ‚Was die Bettler singen' mit Frau Schratt und Herrn Tewele« anführt. Elektrizitätswerk, Tarifermäßigung der Lokalbahn, Inhalatorium, dies alles werde — in durchaus verlogener Darstellung — ausschließlich zu dem Zwecke erwähnt, dem öden Bänkel, das die letzte Saison so sehr beeinträchtigt hat, noch einmal Reklame zu machen .... Ein wirkliches Verdienst des Bürgermeisters Wiesinger wurde nicht erwähnt. Er hat auf Betreiben der ‚Fackel' sich für die Einhebung der Kurtaxe, die den Journalisten und deren Familien bis ins vierte Glied statutenwidrig nachgesehen wurde, wieder ein wenig interessiert. Da nach der Kurordnung bloß ein Armutszeugnis und nicht die Zugehörigkeit zu einem journalistischen Räuberkonsortium von der Kurtaxe befreit, so hat er den wohlhabendsten Erpressern die Alternative gestellt, ihre Armut zu bekennen oder zu zahlen. Und sie bekannten ihre Armut.

Dramatiker. Vor Jahren einmal hat mir ein Herr, der der Burgtheaterdirektion das Manuskript eines »Armen Heinrich« schickte, eine Beschwerde darüber zukommen lassen, daß ihm das Manuskript, dessen Blätter er absichtlich verklebt hatte, ungelesen zurückgesandt worden war. Ich nahm die Beschwerde auf, weil mir die Leichtfertigkeit einer Theaterdirektion doch bedenklicher schien als die Absicht eines Autors, jener eine Falle zu stellen. Ich überlegte freilich damals nicht, daß die Direktion den üblen Trik bemerkt und die Verbindung mit einem Autor, der sie voraus der Leichtfertigkeit bezichtigte, verschmäht haben konnte. Heute ist es klar, daß die Zurückweisung des Manuskriptes ein Fehler war. Denn der unaufgeführte Herr Gugitz glaubt heute — und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, den Glauben zu bekennen —, daß sein »Armer Heinrich« besser ist, erfolgreicher gewesen wäre als der Gerhart Hauptmann's und dem Freunde zu liebe von Herrn Schlenther abgelehnt wurde. An diesem Glauben des Herrn Gugitz ist nicht zu rütteln. Und so oft ein Grillparzer-Preis verteilt wird und Gerhart Hauptmann ihn erhält, wähnt Herr Gugitz, daß auch hier eine schmähliche Intrigue — Herr Schlenther sitzt in der Jury — ihn zugunsten des schlesischen Rivalen geschädigt habe. In dreispaltiger Polemik hat er sie neulich aufgedeckt und nur weil sie in der ‚Deutschen Zeitung', dem Organ für Sprachreinigung, erschienen ist, sei hier einigen markanten Sätzen Raum gegeben: »Schlesisch ist freilich w a s

anderes als österreichisch und zu was gibt einem Gott ein Amt, wenn man es nicht mißbrauchen kann? Dazu ist kein Verstand nötig, der einem sonst dazu geschenkt wird. Zu was ist man auch Preisrichter beim Grillparzer-Preis?!« »Alle diese zusammen scheinen nur einen Stolz darauf zu legen, sagen zu können . . .« »Dieser Preis, wie er diesmal verteilt wurde, ist ein Beitrag zur Geschichte des modernen literarischen Hochstapels.« »Diese Namen werden der österreichischen Literaturgeschichte dadurch bekannt werden, daß man sagen kann, diese fünf waren die einzigen, die nicht nur gar keinen Verdienst um sie haben, sondern die auch noch gewissenlos genug waren, den österreichischen Schriftstellern jede Hoffnung auf die Zukunft zu benehmen und das Ausland allein zu fördern.« Der Autor dieser Sätze schreibt über sich wie folgt: »Sitzt doch ein so guter Freund in der Burgtheaterdirektion, der ein anderes Stück ‚Der arme Heinrich' von einem österreichischen Dichter lange vor Hauptmann's ‚Armem Heinrich' mit verklebten Seiten zurückschickt, weil . . . weil . . . nun weil es vielleicht besser sein könnte.« »Direktor Schlenther hat sein Amt mißbraucht, indem er ein dichterisch wertvolles Stück eines Österreichers einfach im vorhinein zugunsten seines Freundes verworfen hat. Ein Kollegium solcher Preisrichter, das ein solches Individuum in seiner Mitte hat, kennzeichnet sich von selbst . . . . .« Was würde die antisemitische Presse sagen, wenn ein Judenblatt einem »Stammesgenossen« drei Spalten zum Ausdruck solcher Gesinnung in solchem Deutsch zur Verfügung stellte?

Moralist. Und wieder die ‚Deutsche Zeitung'. Orpheum-Theater. Zum erstenmal: »Eine Hochzeitsnacht«, Vaudeville. »Der Titel verspricht schon viel, aber das Stück hält fast noch mehr. Was an tollem, echt französischem Possenübermut möglich, ist in dieser Hochzeitsnacht aufgespeichert, die allerdings nicht für Mädchenpensionate — gedichtet wurde, dafür aber umso lustiger auf etwas reifere Gemüter wirkt. Die Vorgänge, die sich in der Hochzeitsnacht auf der Bühne abspielen, können allerdings nicht erzählt, sondern nur angedeutet werden.« Folgt Andeutung: Absteigequartier, Schauspielerin, hochzeitliche Freuden, Hochzeitsgemach, hochzeitliches Schlafzimmer, Schlaftrunk, toll, kapriziös, elegant, Scenen im hochzeitlichen Bett, Sehenswürdigkeit, für Rest der Saison ausgesorgt. . . . . Wie beurteilt diese christlich-soziale Gesellschaft in Leitartikeln, Gemeinderatssitzungen, Versammlungen solche Probleme und wie in der Theaterrubrik! Ja, Gabor Steiner's Inserate haben eine versöhnende Gewalt. Vor ihnen erst zeigt es sich, daß Jud und Christ Kinder eines Vaters sind.

MITTEILUNG DER REDAKTION.

Von zahllosen Einsendern unverwendbarer Manuskripte wird die Erledigung urgiert. Sie seien auf die wiederholt erschienene Kundmachung verwiesen: »Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn frankiertes und adressiertes Kuvert beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Im Verlage „Die Fackel" sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direkt zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h. portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

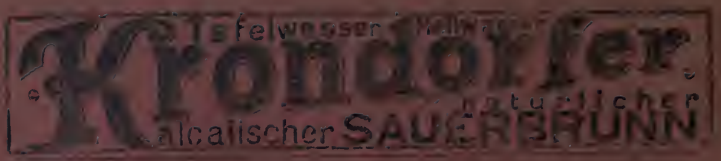
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12301),

liest alle hervorragenderen Journale der Welt (Tageblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Inhalt der vorigen Nummer (No. 173, 16. Januar): Harden und Kussner. — Ein Schlußwort zur »Verbrennung der Schutze der Ehre«. (Mit einer Zuschrift von Dr. Berthold Zucker.) — Arbeiter-Strafrecht. — Der Sozialismus und die Sorge der Menschen. Von Peter Altenberg. — Zum Falle Wilde. Eine Studie von Otto Soyka. — Antworten des Herausgebers. Die Gefühle der katholischen Bevölkerung; Politische Diagnostik; Die Gefahr Montfort; Wienerisches; Masaidek; Wortwitz und Bühnenwitz; Aus meiner Sammlung; Meine unerfüllten Wünsche. — Berichtigung. — Mitteilung der Redaktion.



Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K 7.—
» »	18 »	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36 »	» . .	M. 7.—
» » » »	18 »	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18 »	»	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Nr. 175 Erschienen am 17. Februar 1905 VI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Einzelverschleiß Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL“, IV. Schwindgasse 3

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . .	à	50 Pf.
in 14 Bänden geheftet .	à	2 M.
in 14 Bänden gebunden .	à	3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz	à	4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung oder beim Verlag

Schuster & Loeffler

BERLIN S W. 11.

Die Fackel

Nr. 175 WIEN, 17. FEBRUAR 1905 VI. JAHR

MONTIGNOSO.

Hofhunde, Preßköter und Polizeibullen wollen eine Frau zu Tode hetzen. Warum? Glaubt Ihr, Hunde, weil sie das Unglück hatte, auf den Höhen der Menschheit geboren zu werden, ihr Privatleben gehöre der Öffentlichkeit? Ihr Muttersehnen und ihr Geschlechtsbedürfnis sei eine durch Herrscherwillen oder Plebiszit zu lösende Frage?... Es greift an das Kulturbewußtsein, es ist ein Gefühl, an einer unaussprechlichen Schmach teilzuhaben, seit Tagen Möglichkeit und Chancen, Art und Intensität eines Liebesverhältnisses mit der Sachlichkeit einer politischen Diskussion erörtert zu sehen. Man weiß nicht, ob man die Zeitungsblätter, die die Wut zusammenballt, ihren Erzeugern oder den Urhebern des Skandals ins Gesicht schleudern möchte, man weiß nicht, ob die Frechheit, mit der von Dresden aus seit Jahr und Tag Europa mit Leintuchaffairen belästigt wird, ob die bodenlose Niedertracht, mit der eine impotente königlich sächsische Hofgesellschaft das geheimste Leben einer einsamen Frau kontrolliert, empörender ist oder die Gutmütigkeit einer internationalen Presse, die jedem Gesindeklatsch, jeder Lüge, durch die sich der Geschlechtsneid geiler Hofmegären erlöst, jedem Hirngespinst einer unbefriedigten Bonne bereitwilligst Unterkunft gewährt! Von den Abdrücken zweier Köpfe auf dem Polster der Gräfin Montignoso bis zu dem Mann, der mit den Schuhen in der Hand aus dem Schlafzimmer

schleichend gesehen wurde, ist uns kein Detail dieser gräßlichen Affaire erspart geblieben. Und all dies nicht mit dem Hohn beschämter Zeitgenossen, die den Ansturm offizieller Heuchelei gegen das einleuchtendste Persönlichkeitsrecht erleben müssen, sondern im respektvollen Ton jener ekelhaften Besonnenheit vorgetragen, welche die Anklage vielleicht unbegründet, aber die Moralprozedur notwendig findet und die Geberden betschwesterlicher Bestürzung mitmacht. Keiner spricht das erlösende Wort: Und wenn die »Erhebungen« des sächsischen Bachrach in Florenz wahr wären, hundertmal wahr, was, zum Teufel, geht das alles uns, was geht es diesen würdigen Friedrich August, diesen öden Herrn v. Metzsch und diese ganze Sippe an, welche die Verbitterung der Jungfrauen Alma Muth und Prinzessin Mathilde an Europa rächen möchte?

Nein, die Art, wie die Verteidigung der Gräfin Montignoso von den publizistischen Nutznießern ihrer Kränkung geführt wird, ist nicht weniger aufreizend als der abscheuliche Plan, den August der Schwache gegen die einst geliebte Frau ausführt, ihr ein Kind zu entreißen, um dessen Erziehung er sich persönlicher bemühen will als um dessen Erzeugung. Es ist eine Geheimsprache, die unsere Zeitungen seit acht Tagen in spaltenlangen Telegrammen und Stimmungsberichten führen, unverständlich für uns, die wir das sexuelle Tun der Frau für so wenig wertmindernd halten wie das des Mannes. Mir war schon die schöne Menschlichkeit jenes »Situationsbildes« unfaßbar, das aus der Dresdener Schandpresse in die unsere übergegangen ist: »Die zahlreich in Florenz angekommenen Neugierigen, deren Zuzug überaus stark ist, bekunden ein lebhaftes Interesse für den Wohnsitz der Gräfin Montignoso. Sie beschäftigen sich viel mit den durch die Zeitungen bekannt gewordenen Mitteilungen, welche in ihnen die Vorstellung erweckt haben, daß die hohe Frau leidet.

Leider stehen die Tatsachen in grellem Widerspruche mit dem aussöhnenden Bilde reuiger Einkehr.... Wenn der neugierige Fremde am Nachmittage die sonnige Straße nach Fiesole wandelt, begegnet er der Gräfin im munteren Gespräche mit ihrem jetzigen Gesellschafter, und der Blick der Dame wird auch den mildesten Beurteiler über ihre vermuteten Seelenqualen beruhigen.« Die sächsischen »Neugierigen«, die die italienische Landschaft verschandeln, diese Wein- und Hochzeitsreisenden, diese widerwärtigste Menschengattung, deren barchentselige Vertreterinnen im Anblick der toskanischen Gefilde die Frage stellen: »Männe, biste glicklich?«, waren also enttäuscht, weil Louise Montignoso nicht unglücklich ist. Der Philister sieht die Trauer ein für allemal in der tiefgebeugten Plakatdame einer Grabsteinfirma verkörpert: weh dem, der an seinen Schablonen rüttelt! »Reuige Einkehr« muß Louisens Antlitz offenbaren, »Seelenqualen« muß sie spazierenführen; sonst sind die schweißfüßigen Herrschaften nicht »ausgesöhnt«; sonst freut sie das ganze Familienleben des Königs von Sachsen nicht mehr. Und diese Schäbigkeit gibt die Wiener Presse, mit dem Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen, weiter. Weitergegeben wird auch das »Ärgernis«, das die vornehmen florentinischen Familien an dem Verkehre der Gräfin mit dem Grafen angeblich nahmen, und das gewiß schon aus dem Grunde berechtigt wäre, weil erwiesenermaßen noch nie eine italienische Aristokratin die Ehe gebrochen hat und weil überhaupt eine Verbindung von Mann und Weib, sobald sie mit einer seelischen Glücksempfindung oder einem Vergnügen verbunden ist, zu den verhaßtesten Dingen dieser Welt gehört. Weitergegeben wird die famose »Überzeugung« der Salzburger Verwandten, »daß die Gräfin nicht normal sei«, der am Anfang des 20. Jahrhunderts noch aussprechbare Gedanke, eine Irrenanstalt zur Beruhigung aller Lebenswünsche auszuwählen. Dem Plane des Kindesraubs

aber scheint Herr Wilhelm Singer mit einem bedauernden Achselzucken zuzustimmen: »Wenn zur Kenntnis des sächsischen Hofes Details gelangt sind, welche es nicht bloß wünschenswert, sondern als dringend geboten erscheinen lassen, die Prinzessin Monika der Obhut der Mutter zu entziehen, so ist begreiflich u. s. w.« Warum, ihr Herren? Warum sollte eine Frau, die einen Geliebten hat, nicht ihr Kind betreuen können? Nicht so gut betreuen können wie ein Mann, der keine Frau hat? Aber freilich, ein sächsischer Offiziosus, der vielleicht in seinem Eheleben Entbehrung nicht als das schwerste Opfer kennen gelernt hat, schleudert Blitze gegen die Begehrlichkeit der Sinne und verkündet eifernd, daß die Bestätigung der Florentiner Nachrichten Aufklärung über den »wahren Charakter der Gräfin« bringen müsse und daß sich dann die Parteinahme für sie »mit keinerlei sittlichen Begriffen vereinbaren lassen würde«.

Diese armen Menschen halten sich für entehrt, wenn sie geliebt haben, und ein Lippowitz ist berufen, den Geist dieser Zeit zu vertreten, die sich die Maxime zurechtgelegt hat: »So etwas sagt, aber tut man nicht«. Jetzt erst erfahren wir, daß das abscheulichste Sudelblatt Europas aus sittlicher Entrüstung, nicht aus Neugierde, die Plumeaus aller besseren Schlafzimmer gelüftet hat: Gräfin Montignoso, ruft es seufzend, »hat sich wieder in ein Liebesverhältnis eingelassen! Ihr Lebenswandel gibt zu ernstestem Tadel Anlaß... Beruhen diese Meldungen auf Wahrheit, so werden wohl die Sympathien, deren die Gräfin in so reichem Maße teilhaft geworden, wesentlich abgeschwächt werden, und der Enthusiasmus, der für die ‚unglückliche, unschuldig verfolgte Frau' sich kundgibt, wird sich stark abkühlen«. Besonders anstößig — mit Sperrdruck des einen Wortes — findet es Herr Lippowitz, daß die Gräfin »ihre Gunst dem Grafen Guicciardini g e s c h e n k t« habe; nie würde die Redaktion des ‚Neuen Wiener Jour-

nals' einem Manne, der sie etwa für die Sache Montignoso günstig stimmen wollte, ihre Gunst schenken. Ganz geheimnisvoll klang die Meldung der ‚Neuen Freien Presse', am großherzoglich toskanischen Hofe sei man der Ansicht, daß, »sollte sich die Nachricht bestätigen« — die stereotype Einleitung aller dieser Gemeinheiten —, »Gräfin Montignoso vom Anfang an in die Behandlung tüchtiger Ärzte gehörte, statt von Juristen behandelt zu werden«. Hier scheint entweder die tiefe Erkenntnis, daß Lieben Leiden ist, oder ein tiefer Verdacht gegen den Grafen Guicciardini mitzusprechen, den er ebenso entschieden zurückweisen müßte wie das beleidigende Mißtrauen in seine »Rüstigkeit«, das ein paar Tage später in der ‚Neuen Freien Presse' Platz gefunden hat. Man halte, schrieb der brieflich ordinierende Korrespondent wörtlich, den Grafen »wegen seiner harmlosen Gutmütigkeit eines solchen Abenteuers nicht für fähig«. »Der?«, rief der Gesandte von Argentinien, »Keine Spur! Ich glaube es nicht, und wenn ich es sähe!« Da aber jeder Tag neue Schreckensnachrichten brachte, mußten auch Blätter, die sie anderen stahlen, bald aus schmerzlicher Überzeugung ihr Resumé mit den Worten beginnen: »Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Beziehungen, welche die ehemalige Kronprinzessin von Sachsen zu dem jungen Grafen Carlo Guicciardini unterhält, intimer sind, als man ursprünglich anzunehmen bereit war.« Hatte doch Fräulein Muth ihrem gepreßten Herzen in dem Ausruf Luft gemacht: »Hier gehen schauderhafte Dinge vor sich!«. Herr Justizrat Körner kam, sah und sagte zu seiner ehemaligen Kronprinzessin: »Ihr Anblick verursacht mir Brechreiz!«

Dennoch wollten's die guten Seelen nicht glauben. Die Gräfin Montignoso mag ja eine Verworfene sein, die ihr Florentiner Exil nicht bloß in der Erinnerung an die schöne Zeit, da sie neben Friedrich August so gut geschlafen hat, hinbringt. Aber der Graf?

Nimmermehr! Nicht Mißtrauen gegen seine körperliche, aber Vertrauen zu seiner moralischen Stärke war es jetzt, was die Zweifler hinderte, den furchtbaren Gedanken auszudenken. Er selbst hatte ja erklärt, daß er »als Edelmann die Pflichten und Rücksichten, die er der Gräfin Montignoso schuldig sei, keinen Augenblick vergessen habe«. Wer die Geheimsprache der guten Gesellschaft nicht versteht, glaubt gewöhnlich, daß nicht geschlechtlicher Verkehr, sondern im Gegenteil die Vernachlässigung einer liebebedürftigen Frau Pflichtvergessenheit und Rücksichtslosigkeit gegen sie bedeute. Aber jetzt wissen wir wenigstens, daß Louise von Sachsen ihrem Gatten wegen seines lebhaften Pflichtgefühls davongegangen ist. Die Geheimsprache! Der Deputierte Rosadi soll erklärt haben, Graf G. »sei der letzte, der einer gemeinen Handlung fähig wäre.« Jawohl, Deputierte, Reporter, alle Welt hält jetzt auch den außerehelichen Beischlaf des Mannes für eine Gemeinheit. Und gar dieser Graf G.! Er »sei ein blonder, harmloser Mann, der nie einen Schritt über die Grenzen des Anstandes unternehmen würde«. Es wäre ja unanständig, die Gunst einer Frau zu erwidern, und erwiesenermaßen kommt bei blonden Männern solch seltene Verirrung überhaupt nicht vor . . .

15. Februar. Gräfin Montignoso hat sich entschlossen, das Kind auszuliefern. Aber was sich im Schlafzimmer der Villa Papiano begeben hat, ist noch immer nicht enthüllt. Der Justizrat ist am Ende seiner Büttelweisheit. Noch erhebt er durch Fräulein Muth, daß die Gräfin einmal abends ein ausgeschnittenes Kleid getragen hat. »Wie tief konnte man in den Brusteinschnitt hineinschauen?« fragt er. Das Bett habe »deutliche Eindrücke zweier Gestalten gezeigt«, versichert Fräulein Muth neuerdings, die »das Schlafzimmer der Gräfin in allen Teilen, Ecken und Enden täglich auf das gründlichste durchsuchte«. Dennoch weiß man nichts Gewisses. »Klei-

nigkeiten«, sagt die Kammerfrau Chiarina, »wird's gegeben haben, aber Böses nicht.«... Nun, die Wahrheit ist auf dem Marsche. Eines Tages wird sie vom Toilettetisch der Gräfin den Weg zu den Schreibtischen der Redaktionen finden, und Europa, das aufhorchende, von den Gewalten der Heuchelei und Lüge strangulierte Europa, wird sie gierig aufnehmen, und wird sich darüber entsetzen, daß es »wahr«, nicht darüber, daß es eine Wahrheit ist ...

Herr v. Hartel verharrt auf seinem Standpunkt in der Marschall-Affaire. Er hat jetzt glücklich die Universität, die Technik und die Akademie ruiniert — aber: pereat mundus, fiat injustitia bleibt seine Devise. Die Abgeordneten aber lassen sich eine dreiste Amtssprache gefallen und interessieren sich höchstens dafür, ob sie deutsch oder tschechisch klingt. Nichts charakterisiert die Erbärmlichkeit unserer Zustände besser als eine Notiz über den nachgerade grotesken Fall, die kürzlich im ‚Neuen Wiener Tagblatt', dem Sprachrohr aller Feigheit, Falschheit und offiziellen Duckmäuserei, zu lesen war. Nach einer Erklärung des Unterrichtsministers, die einen Tobsuchtsausbruch des Parlaments gerechtfertigt hätte, nach der Begriffsmogelei zwischen bürgerlicher und beruflicher Ethik, nach einer »Untersuchung«, deren Ergebnis die Erbitterung der Akademie zu Taten treiben müßte, deren unverhohlener Zweck die Rettung des Herrn Marschall war und deren Verlauf nicht durch die Vernehmung sachverständiger Inhaber einer Künstlerehre gestört werden durfte, bietet sich der unermüdliche Herr Wilhelm Singer den »Parteien« als Vermittler an. Es ist unerquicklich, ein Schadchentalent auf falschen Bahnen

zu wissen, und es ist ein unappetitlicher Gedanke, daß der Friede in Österreich durch ein feistes Inseratenblatt geschlossen werden soll. Wo hierzulande irgend ein Streit entbrannt ist, erklingt auch schon der schmalzige Schalmeienton des friedlichen Wolwele. Und so war denn auch in dem Blatte, das von allen den dicksten Bauch und die weichsten Kniee hat, die folgende gesinnungstüchtige Betrachtung zu lesen:

»Aus Künstlerkreisen wird uns von geschätzter Seite geschrieben: Wie natürlich, wird die Interpellationsbeantwortung des Unterrichtsministers in causa Marschall von beiden Parteien lebhaft diskutiert. Dr. R. v. Hartel sagte, was er sagen mußte und konnte; streng korrekt den Ressort- und Amtsstandpunkt wahrend, was die Materie und den Gang der Untersuchung anlangt, wie immer aber zugleich die Fürsorge für die Akademie betonend. Und in dem neuerlichen Hinweise auf die gegenwärtigen ‚beklagenswerten Zustände', unter denen nicht allein die Professoren, sondern in erster Reihe die heranreifende Künstlerschar leidet, liegt wohl der stärkste Appell, zu einer Lösung zu gelangen. Die Unterrichtsverwaltung kann die Lösung nicht herbeiführen; sie muß daran festhalten, daß an einer auf Grund kaiserlicher Entschließung vollzogenen Ernennung nicht gerüttelt werden dürfe; die Entwirrung liegt an der Akademie oder richtiger gesagt, bei den Streitteilen selbst. Und da wäre es denn wünschenswert, wenn mit einiger Energie und einigem Wohlwollen zugleich der Ausweg gesucht würde. Es gibt deren mehrere, die in foro interno auch wiederholt erörtert wurden. Jeder legt naturgemäß Opfer auf; der beste Ausweg wie die minder entsprechenden. Die Frage ist nur, ob diese Opfer, mögen sie vielleicht auch den einen oder den anderen besonders schwer treffen, nicht der Sache der Kunst, dem Interesse der Akademie zuliebe gebracht werden sollen. Die bisher übliche aggressive Art der Gegensätze erscheint nun kaum geeignet, einen der Streitteile zu einer Konzession zu bewegen und dankbare Arbeit fänden jene, die mit geänderten Mitteln an die Besänftigung der Gemüter schreiten würden. In der Interpellationsbeantwortung des Unterrichtsministers ist scharf betont, daß Erwägungen, die aus dem Gesichtspunkte künstlerischer Empfindung abgeleitet werden, für die Disziplinaruntersuchung nicht in Betracht kommen. Ist aber die künstlerische Empfindung das Entscheidende in der causa Marschall, dann kann die Unterrichtsverwaltung nur abwarten; die Entscheidung liegt bei den Künstlern oder bei dem Künstler. Künstlerische Empfindungen oder auch nur künstlerische Empfindlichkeiten können

nur in der Künstlern eigenen feinsinnigen Weise ausgetragen werden.«

Wurde solches dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' wirklich »aus Künstlerkreisen von geschätzter Seite« geschrieben? Der Künstler, der es getan, während seine Kollegen sich mit Streikgedanken tragen, wäre — mein unfeiner Ton wird Herrn Singer gewiß mehr schmerzen als die Gesinnung seines Einsenders — ein Haderlump. Aber ich glaube, daß der Beruhigungswisch dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' von einer andern geschätzten Seite zugekommen ist, das heißt, von jener Seite, die das ‚Neue Wiener Tagblatt' an offiziellen Persönlichkeiten am meisten schätzt. So liebedienerisch, so von hinten herum ist diese Zusprache an die Künstler, daß man nicht einmal versteht, ob sie nicht doch auch von Herrn Marschall ein »Opfer«, also etwa den freiwilligen Rücktritt, verlangt. Sie hat wohl — soweit ich den Sinn der diplomatischen Geberde erfasse — bloß den Zweck, den ministeriellen Gewalten zu schmeicheln und Herrn Hartel zu loben, weil er zwar die Akademie zertrümmert, »wie immer aber zugleich auch die Fürsorge für sie betont« hat. Und sie wiederholt die gedankenlose Amtsphrase, daß an einer auf Grund kaiserlicher Entschließung u. s. w. Was heißt denn das? Kann denn ein soeben ernannter Professor, dem Vergehen gegen die Künstlerehre nachgewiesen würden, nicht in die Pension geschickt werden? Und wozu denn die ganze Komödie der Untersuchung, wenn man vorher wußte, daß ihr Resultat an der Lage der Dinge nichts ändern dürfe? Wohlwollwele Singer möchte die Angelegenheit auf »feinsinnige« Weise austragen. Ich glaube, daß man in ihrem heutigen Stadium besser mit Grobheit auskommt. Weil wir sonst wie in allen Angelegenheiten unseres in Höflichkeit verreckenden Staatslebens nicht zu der von Herrn Singer ersehnten »Lösung«, sondern zu der von Herrn Hartel betriebenen Auflösung gelangen.

* * *

Der neue Preßstaatsanwalt birscht auf »unsittliche Literatur« und schickt einem Wiener Verleger, der durch den Buchtitel »Das Bett« einige christlichsoziale Gemüter aufgeregt hat, seine Organe an den Hals. Zu solcher Dummheit hat man bei uns immer Zeit. Wenn du in Wien nachts auf dem Stephansplatz angefallen würdest, kein Hilferuf dränge bis in die Kärnthnerstraße, wo die Wachleute ihrer Pflicht obliegen, Prostituierte zu belästigen und achtzugeben, daß keine sich »auffallend« benehme oder von dem ihr vorgezeichneten Strich der Tugend auch nur um ein zollbreit abweiche. Unsere Offiziellen jagen unverdrossen den Phantomen »Sittlichkeit« und »Ehre« nach, dieweil die Rechtsgüter der Gesundheit und des Eigentums — das zweite wird bloß gegen den verhungernden Semmeldieb geschützt — infamster Geschäftsmacherei hingeopfert werden... Vielleicht besinnt sich der neue Mann rechtzeitig und studiert einmal den Inseratenteil der Wiener Presse. Aber nicht vom Standpunkt der »Moral«. Ihr sollte ja auch nicht durch meine Behandlung inserierter Schweinereien, die bloß die Heuchelei journalistischer Volkserzieher entlarvte, geopfert werden. Um die körperliche Sicherheit der Zeitungsleser, nicht um das Seelenheil der Romanleser bekümmere sich der Nachfolger des Herrn Bobies. Und nehme sich seinen Breslauer Kollegen zum Vorbild, von dessen Amtspflichterkenntnis die folgende Notiz Kunde gibt, die ich in einem reichsdeutschen Fachblatt für Zeitungsinteressen gefunden habe: »(Bestrafung eines Blattes wegen unwürdiger Reklame.) Ein großes Breslauer Blatt brachte mehreremal ein Inserat, in welchem ein Kurpfuscher gegen bare Bezahlung Heilung jeder Unterleibskrankheit und jedes sexuellen Leidens auch ohne Diagnose versprach. Der Gerichtshof verurteilte das Blatt zu einer Geldbuße von 3000 Mk., mit der Begründung, daß der Redakteur von der Unerfüllbarkeit solcher

Versprechungen überzeugt sein konnte. Die zweite Instanz beließ es bei dem Urteil.« Würde es je ein Wiener Staatsanwalt wagen, in ähnlichem Falle — der sich hier täglich ein dutzendmal wiederholt — Anklage zu erheben? je ein Wiener Gerichtshof, zu verurteilen? Das gienge ja gar nicht. Der Preßstaatsanwalt heißt jetzt Herr v. Klingspor, der Vorsitzende in der Verhandlung wäre wahrscheinlich Herr Landesgerichtsrat Wach; ich weiß nicht, ob beide von dem Koerberglauben an die Mission der Wiener Presse beseelt sind, aber ich weiß, daß beide ihre eifrigen Mitarbeiter sind. Und da könnte denn der Fall eintreten, daß der verantwortliche Redakteur der ‚Neuen Freien Presse' oder der des ‚Neuen Wiener Tagblatts' die glaubhafte Verteidigung vorbringt: Ich war mit der Korrektur der Beiträge des Herrn Staatsanwalts und des Herrn Vorsitzenden so sehr beschäftigt, daß ich für die Lektüre des Inseratenteils beim besten Willen keine Zeit fand.

* * *

TETMAJER.

Ein blinder Zufall hat die Worte in der jüngsten Nummer der ‚Fackel' über die Dringlichkeit der Errichtung technischer Laboratorien mit grausamer Aktualität unterstrichen. Die Ausführungen wurden zu eben derselben Zeit gedruckt, als der Mann, der die Idee jener Reformen nach Österreich getragen hatte, Ludwig v. Tetmajer, niedergebrochen war, ereilt von dem Tode jener, deren Temperament zum Übermaß geistiger Arbeit drängt. Die Nekrolcge der Zeitungen liegen jetzt neben seinem letzten wissenschaftlichen Werk*), das der Autor als Gabe Freunden und Verehrern zugesendet hat, die das Buch als sein letztes Vermächtnis zu schätzen wissen werden. Der

*) Die angewandte Elastizitäts- und Festigkeitslehre.

Lebensgang des Verblichenen ist einer von den vielen Belegen für die beschämende Wahrheit von der Flucht der Intelligenzen aus Österreich. Schon als Beamter der schweizerischen Ostbahnen hat Tetmajer ein bescheidenes Laboratorium für Materialprüfung begründet und verhältnismäßig rasch — er war eben in der Schweiz — ein großes mustergiltiges Institut in Zürich zustande bringen können. Was zog also den Mann von der Stätte seines Weltrufes nach Wien? Etwa der Reiz der verjüngten Kaiserstadt? Oder die Lockung, die eine bestrickend altertümliche Unterrichtsverwaltung auszuwerfen fähig ist? . . . Tetmajer kam nur aus dem simplen Grund nach Wien, der andere bestimmt niemals wegzugehen, nämlich dem, daß in Österreich auch der Unfähigste, der einmal den Hut der Staatsbeamten aufstülpt, dadurch einen Ruhegehalt gesichert hat, während ein solcher in der Schweiz selbst dem Genie unerreichbar bleibt. Tetmajer hatte sein großes technisches Lebenswerk im Ausland vollendet, durfte sich also auch den Luxus gönnen, nach einer Altersrente zu langen, die ihm von Österreich dargeboten wurde. Im Ausland kann man freizügig schaffen, im Inland sich gut bürgerlich verpfründen. Tetmajer dachte aber auch an ein freizügiges Weiterschaffen in Osterreich. Der glaubensselige Mann ließ sich von der Unterrichtsverwaltung ein Laboratorium »versprechen« und war mit einigen Zimmern zufrieden, die bestenfalls nur ganz Harmlose für ein Ingenieurlaboratorium halten können. Der einzige Fehler, den der unerreichte Meister der Statik und der edle Mensch sein Eigen nannte, war somit sein Optimismus, auf den ein Kenner in der ‚Neuen Freien Presse' hinwies, indem er sagte: »Ihm schwebte ein von der technischen Hochschule losgelöstes Reichslaboratorium als Ideal vor« . . . Der arglosen Größe Tetmajers konnte allerdings noch ein österreichisches Reichslaboratium vorschweben, da er den merkwürdigen

mechanischen Zustand des »In-Schwebe-Belassens« nicht kannte, den die Regierungen hierzulande geschickt benützen, um den stockenden Parlamentarismus, der durch ihre Talentlosigkeit und Unzulänglichkeit nicht in den normalen Gang zu bringen ist, als eine vis major darzustellen.

Wie sehr aber die Anschauungen, die in der ‚Fackel' vertreten wurden, sich mit den Forderungen maßgebender Techniker decken, beweisen die Worte eines Briefes, der unter den Zustimmungen jener eingetroffen ist, die so freundlich waren, meinen Aufsatz gut zu heißen. Ein aktiver Professor und ehemaliger Rektor der Wiener technischen Hochschule schreibt mir: »Es drängt mich Ihnen für den letzten Absatz Ihres Aufsatzes in der neuesten Nummer der ‚Fackel' herzlichst zu danken; v. Tetmajers Tod, der nach der Niederschrift Ihrer Zeilen eingetreten ist, hat ihn, den hoffnungsfreudigen Mann, vielleicht vor der Erfahrung bewahrt, die Ihr vorletzter Satz andeutet« — jener Satz, in dem ich sagte, daß man in Wien vielleicht in 25 Jahren wird anfragen dürfen, ob die technischen Versuchsanstalten überhaupt bestehen, ob sie gar schon verstaatlicht sind . . . Soll die technische Forschung wirklich noch so lange darben?

Wien. Professor Victor Loos.

* * *

Gerichtspsychiatrie.

In dem Gutachten, das die Herren Dr. Hinterstoißer und Dr. Ruben behufs Internierung des Fabrikantensohnes Anton B. in einer Irrenanstalt am 3. Februar 1891 abgegeben hatten und das anläßlich eines von ihm angestrengten handelsgerichtlichen Prozesses — zwischen Irrenrecht und Handelsrecht besteht eine offenbare Beziehung — kürzlich zur Sprache kam, sind nach Zeitungsberichten die folgenden Stellen enthalten:

Er leidet an Größenwahnideen und glaubt, sein Vater und er seien unermeßlich reich . . .

Er war schon als Kind aufgeregt und unfolgsam. In den Schulen habe er immer schlechte Sittennoten gehabt. Schon während der Hochzeitsreise sei er ganz ohne Grund eifersüchtig und auf geregt gewesen . . .

In der letzten Zeit machte er wiederholt Äußerungen über Selbstmordabsichten, so sagte er einmal: Erst wird genossen, dann geschossen . . . Auf der Klinik erklärte der Patient die Selbstmordabsicht für lächerlich, er habe nur den Text aus einer Operette gesungen . . .

B. erklärt, er habe sich jung gefühlt und wolle noch leben. . . . Daß er sich, um mehrere Leute zu ärgern, bei Ronacher mit der Berta Rother in einer Loge gezeigt habe, findet er nachträglich etwas unvorsichtig.

* * *

Unter Larven...

Aus London wird gemeldet, daß der Redakteur des ‚Enterprise' in Edgerton, Kansas, den folgenden Abschiedsbrief an seine Leser gerichtet hat:

»Der Unterzeichnete zieht sich aus dem Zeitungsgeschäft in Edgerton zurück mit der Überzeugung, daß alles eitel ist. Von dem Augenblick an, wo er das Blatt gründete, bis heute ist ihm stets nahe gelegt worden, über jedes gegebene Thema zu lügen, und er kann sich nicht erinnern, eine einzige gesunde Wahrheit gesagt zu haben, ohne die Abonnentenzahl zu verringern oder sich Feinde zu machen. In dieser Notlage und mit gründlicher Selbstverachtung vertauscht er dieses Feld für ein weiteres, um seine moralische Konstitution wieder aufzufrischen.«

* * *

Der Bildungshort für die Deutschen Österreichs ist und bleibt die ‚Neue Freie Presse'. Darum muß man sich darauf verlassen, daß sie nicht nur das beste Deutsch bietet, sondern auch die fremdsprachigen Beiträge in mustergiltiger Übersetzung bringt. Leider aber verfügt sie seit Jahren bloß mehr über das beste Deutsch, das in der Umgebung des Franz Josefs-Kai gesprochen wird — »Die letzten Kämpfe bei Sandepu haben ausgewogt« schrieb sie neulich —, und was sie in der Verdeutschung französischer Autoren leistet, ist nichts mehr und nichts weniger als eine »orgue de barbarie«, wofern nämlich dieses Wort nicht mit »Drehorgel«, sondern wie es in der ‚Neuen Freien Presse'

einmal geschah, mit einer »barbarischen Orgie« übersetzt wird. Aus einem Interview mit der Prinzessin Louise von Coburg, das Jules Huret im ‚Figaro' veröffentlicht hat, zitierte das Blatt vor einiger Zeit die Stelle, in der davon die Rede ist, daß man am belgischen Hofe dem Prinzen von Coburg, da er um die Königstochter warb, den Rat erteilt habe, vorerst »eine Weltreise zu machen«. So und nicht anders hatte die ‚Neue Freie Presse' die Weisung, die jungen Leuten erteilt wird, »de faire son tour du monde«, aufgefaßt. In einem Feuilleton Brisson's wird erzählt, Lemaitre habe zu den »glänzendsten Zöglingen der Normalschule« gehört. Sind Erfolge in der Volksschule für die geistige Entwicklung eines berühmten Mannes bezeichnend? Gewiß nicht. Aber zufällig bedeutet auch école normale in Paris nicht die niedrigste, sondern die höchste Etappe der Schulbildung . . . Kurz, man fühlt sich versucht, der ‚Neuen Freien Presse' den Rat zu geben, sie möge ihre Leute eine Weltreise unternehmen oder wenigstens die Normalschule besuchen lassen, um sie von den sonst unausbleiblichen barbarischen Orgien der Unbildung zu bewahren.

Im ‚Deutschen Volksblatt' würde man diese nur ungern missen. Für Analphabeten und solche, die es werden wollen, geschrieben, tut es gut daran, sich geistig bei einer tour du Kagran zu bescheiden. Seine Unbildung ist ein mühsam errungener kostbarer Besitz, mit dem die »Schriftleitung« zu protzen ein Recht hat. Wenn die ‚Neue Freie Presse' einen Stuß schreibt, so gleitet sie mit jener Scheu, die bei den Lesern eine höhere Intelligenz als bei sich selbst vermutet, darüber hinweg; sie voltigiert über ihre Bildungslücken. Das ‚Deutsche Volksblatt' hat das Bestreben, zu dem Niveau seines Blödsinns emporzuziehen, unterstreicht jede Eselei und verweilt mit einer gewissen Andacht vor einer Dummheit, durch die es die Erwartungen seiner Leser übertroffen hat. Es steht noch auf dem Standpunkt: eine französische Redewendung verleiht immer, auch wenn man nicht weiß, was sie bedeutet, einen Ansehenswert. So schrieb es neulich den Satz: »Der Jude wählte für dieses Kaffeehaus nicht umsonst den Titel ‚Sanssouci', was bekanntlich zu deutsch ‚ohnegleichen' heißt«. Die Leser des ‚Deutschen Volksblatts' sind damals vor Bewunderung kopfgestanden. Sie, die das Wort »distinguiert« »distinkert« aussprechen, mußte die endliche

Erklärung des Wortes »sanssouci«, hinter dem sie eine rätselhafte Beziehung auf die Susi vermuteten, befriedigen.

Aber das Hochdeutsch, das der Wiener spricht, bedürfte nicht des Schmucks mißverstandener Fremdwörter, um drollig zu sein. Dieses in den Panzer der Bildung gepreßte Vorstadtdeutsch, das aus dem Schurl einen Schurel macht, ist der Stil unserer antisemitischen Tagespresse, der nur der Humor der wienerischen Sprachverrenkung abgeht. Die ästhetischen Vorzüge des Strizzi vor dem Sumper sind die Vorzüge des Hernalser Deutsch vor der Sprache des ‚Deutschen Volksblatts'. In dieser trostlosen Gedankensteppe gedeihen bloß die dürftigsten Stilblüten. Die Phantasie des jüdischen Schmocks zeitigt komplizierteres Unheil als das in dem folgenden Satz enthaltene: »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft blies Dr. Victor Rosenfeld mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator von Rußland«.

Wer an Gemeinplatzfurcht leidet, dem ist ein Blick in das ‚Deutsche Volksblatt' dringend zu widerraten. Seine Leidenschaft ist die Grobheit des Wiener Hausmeisters, seine Sachlichkeit ein Friseurgespräch, sein Humor . . . nein, für den gibt es kein Vorbild. Eine solche Armseligkeit satirischen Hohns, die sich in Interpunktionen auslebt und Rufzeichen, Fragezeichen und Gedankenstriche als Peitschen, Schlingen und Speere verwendet, hat das Leben außerhalb des antisemitischen Schrifttums bis heute nicht offenbart. Wo das ‚Deutsche Volksblatt' lobt — Ball der deutschösterreichischen Schriftstellergenossenschaft, Ball der Stadt Wien —, durchmißt es Gedankengänge, die das schäbigste Judenblatt nicht mehr benützt, und der »Kranz duftiger Mädchenblüten«, der dort kaum mehr als Cliché, also zur Ersparung eigener Gedankenarbeit strapaziert wird, ist hier die Errungenschaft geistiger Produktion. Wo das ‚Deutsche Volksblatt' angreift, wird eine Talentlosigkeit ruchbar, die zum christlichsozialen Himmel stinkt. Ich erinnere mich an einen ebenso arischen wie banalen Schriftsteller, der seine Buchkritiken fortwährend durch »ei, ei« unterbrach und ähnliche schlagende Bemerkungen in die Form einer »Anmerkung des Setzerlehrlings« kleidete. Der Mann galt infolgedessen als »Kampfnatur«, die Setzerlehrlinge aber begannen zu streiken. Die Art dieses Autors, die Dinge zu fassen, seine prickelnde Ironie schwebt

mir vor, wenn ich eine Glosse des ‚Deutschen Volksblatts' lese. In Parteikreisen gilt es gewiß als »schneidig«, wenn — ich bewahre die Stilmuster aus früheren Jahrgängen — jüdische Schwindler wie folgt abgefertigt werden: »Im November d. J. ist einer der bedeutendsten (?) Lemberger Advokaten, Doktor Jakob Reiß (!) mit Hinterlassung von Schulden etc. nach Amerika abgegangen . . .« »Der jüdische Armenrat war so fre—i . . .«, »Nachdem er dem Gastwirt den Revers abgeschw—atzt hatte . . .« Welch eine Fülle von Talentlosigkeit ist z. B. in solch einem unscheinbaren Fragezeichen enthalten! Die Interpunktionen des ‚Deutschen Volksblatts' überbrücken (?) eine geistige Leere sanssouci.

. . . nun ist übrig,
Daß wir den Grund erspähn von dem Effekt,
Nein, richtiger, den Grund von dem Defekt;
Denn dieser Defektiv-Effekt hat Grund.

»Hamlet«, II. 2.

Hugo v. Hofmannsthal hat es gewagt, vor einem Berliner Interviewer das Wiener Theaterniveau herabzusetzen, unsere Direktoren der Vergeudung des ihnen anvertrauten künstlerischen Kapitals zu beschuldigen und ihre Berliner Kollegen für die klügere Verwaltung eines dürftigeren Besitzstandes zu loben. Darob Empörung im Wiener Blätterwalde und zumal bei jenen armseligen Kerlen, die jede vaterländische Schweinerei als ein Familiengeheimnis betrachtet wissen möchten, das dem Ausland nicht verraten werden dürfe. Die Verdächtigung, daß Hofmannsthal vor seiner Berliner Première sich in Berlin beliebt machen wollte, ist nicht eben geistvoll: spekulative Gesinnung müßte man doch vor allem der Voraussicht für fähig halten, daß so offenes Meinungsbekenntnis eine Verstimmung der Wiener bewirken werde, zu

denen er ja gleichfalls nächstens als Dramatiker sprechen soll. Herr v. Hofmannsthal scheint im Gegenteil zu den wenigen Menschen zu gehören, die ihr Urteil über die anderen nicht dem Urteil der anderen über sie anpassen, und das ist in der Stadt der Verbindungen und Beziehungen, wo Shakespeare totgeschwiegen würde, wenn er Herrn Klinenberger nicht gegrüßt hätte, immer ein riskantes Verhalten. Herr v. Hofmannsthal sagte unter anderm: »Wenn auch Wien sowohl hervorragendere als auch zahlreichere Schauspielkräfte von Bedeutung besitzt als Berlin, so vermag man es dort dennoch nicht, Theateraufführungen zu bewerkstelligen, die sich mit den Vorstellungen auf den Bühnen der Herren Reinhardt und Brahm auch nur annähernd messen können.« Solche Meinung erregt Anstoß bei einer Presse, deren Rezensenten bei jedem Gastspiel einer Berliner Truppe sich in Krämpfen der Verzückung winden und vor jedem Grunzen eines Episodisten im »Nachtasyl« oder in den »Webern« ästhetische Andachtsübungen verrichten. An der Ekstase der Wiener Besucher der Nachtasyl-Aufführungen gemessen, ist die Anerkennung, die Herr v. Hofmannsthal an Ort und Stelle dem Berliner Theaterwesen gezollt hat, der Ausdruck kühlster Objektivität.

Auch dieser Meinung vermag ich bloß zum Teil beizustimmen. Es ist ja unbestreitbar, daß in Berlin die bessere Theaterzucht herrscht, und nur ein Lokalpatriotismus, der der Eitelkeit alle Besinnung geopfert hat, kann den Kritiker, der uns die stärkeren Individualitäten zugibt, boshafter Verkennung unseres Wertes beschuldigen. Im allgemeinen hat Herr v. Hofmannsthal Recht. Aber ein allgemeiner Vergleich zwischen zwei Theaterkulturen, die ganz verschiedenen Zielen zustreben, ist an sich ungerecht. Man müßte für Berlin zwischen der absoluten Meisterschaft einer Milieukunst und dem völligen Versagen aller Stildarstellung unterscheiden.

Dort kann dem Mangel an künstlerischen Persönlichkeiten die fleißigste Regie noch weniger nützen, als unserer Fülle die Luderwirtschaft schaden kann. Die Berliner Natürlichkeitsspieler, die unsere theaterkundigen Thebaner allsommerlich, da schon der Einbruch der wahren Schlierseer droht, in einen Taumel versetzen, würden unter der Führung eines Wiener Regisseurs sofort als das entlarvt, was sie, wie ich wiederholt geäußert habe, im Grunde sind: Dilettanten ohne Lampenfieber. Aber man erkennt sie auch, wenn sie die vertrauten Dialektniederungen verlassen und sich in die Regionen des höheren Stils und der komplizierteren Psychologie wagen. Nach dem »Nachtasyl«-Triumph, den ein großartiger Drill einem Ensemble gleichgiltiger Episodisten errang, kam »Erdgeist«, und vier Wochen nach der Agnoszierung des Herrn Waßmann durch die ‚Fackel' schrieb Herzl in der ‚Neuen Freien Presse': »Herrn Waßmann's immer gleicher Ton vermindert nachträglich den Wert seiner Leistung im ‚Nachtasyl'. Was wir dort für eine besonders feine und seltene Nuancierung hielten, offenbart sich als die etwas schnarrende Manier eines Schauspielers, den wir nicht kannten.« (23. Juni 1903) Dies Bekenntnis bezeichnet das Wesen der täuschenden Wirkung, die von der neuberlinischen Theaterkunst ausgeht. Den Effektschauspielern werden jetzt die Defektschauspieler vorgezogen. Berlin und Wien: Dort ist die Verwandlung der Not in eine Tugend, hier scheint die Verwandlung der Tugend in eine Not das oberste Kunstprinzip der Regieführung. Dort werden Dilettanten und Episodenspieler so gedrillt, daß sie der Theaterfremdheit wie tiefe Charakteristiker vorkommen, hier werden Persönlichkeiten so mißbraucht, daß sie die Theaterfremdheit für Schabloneure hält. Wien's zahllose Chargenspieler würden, »wenn man sie in's Brahm'sche oder Reinhardt'sche Ensemble verpflanzte, bald in ganz Berlin und dann

natürlich auch in Wien als Säkularerscheinungen ausgerufen«. So schrieb ich in Nr. 138 (20. Mai 1903); und daß man, wollte man aus jener grandiosen Darstellung von Stotterern, wie sie »Nachtasyl« und »Weber« boten, Prinzipien für moderne Schauspielkunst ableiten, »der Schule, in der sie gelehrt würde, ein seltsames Unterrichtsprogramm vorschreiben müßte: die Lehre vom Nichtsprechen-Können«. Die folgerichtige Entwicklung dieses Stils führt zwar zu keiner Bereicherung der Persönlichkeiten, aber zu einer Vermehrung des Personenstandes einer Bühne, da ja die Natürlichkeitsregie darauf bedacht sein muß, für jede Bühnengestalt einen Schauspieler mit dem entsprechenden Defekt zu finden. An Ibsen und Wedekind versagt solche Gewissenhaftigkeit, bei Wilde, Maeterlinck und den Klassikern resigniert Herr Reinhardt freiwillig und flüchtet aus der unergiebigen Sphäre neuberlinischer Schauspielkunst in die Region der — Malerei. Es ist nicht wenig heiter, diesen nie verlegenen Theaterparvenu, den nur der Snobismus von Berlin W — das jetzt offenbar auch den Grunewald und die Behausung des Herrn Harden umfaßt — zum Messias ausrufen konnte, mit Menzel und Slevogt mäcenatisch schalten zu sehen, und nichts ist für den Widersinn des »Kleinen Theater«-Rummels bezeichnender als das Jubeltelegramm der ‚Neuen Freien Presse' vom 3. Februar, in dem der Herrn Reinhardt gewogene Berliner Korrespondent die Aufführung des »Sommernachtstraums« als den »größten Erfolg der Saison« ausposaunt, die unzähligen Hervorrufe des Direktors konstatiert, die Ausstattung, die alles bisher Gebotene übertroffen habe, preist und zum Schluß so ganz nebenbei konstatiert, daß »kaum ein einziger Schauspieler sprechen konnte«. Diese protzige Armut, die justament neben dem »Nachtasyl« noch ein Weltrepertoire beherrschen möchte, half sich einmal selbst bei einer Nestroy'schen Posse, deren Humor ihr unerreichbar wäre, mit der

Dekoration: mit einer spitzfindigen frechen Parodierung des alten Theaterbrauchs der gemalten Interieurs. Nur die geschlossene Decke eines Zimmers erinnerte an die »moderne« Entwicklung des Theaterwesens. Aber in jener Zeit, da auf der Bühne im Laden einer Modistin die Möbel und Hüte, in einem Garten das Grün, in einem Restaurant die Menschengruppen noch gemalt waren, hatten die im Vordergrund der Szene stehenden lebenden Personen noch Talent und Humor. Wie dünkt sich dieser Zeit eine modische Dramaturgie überlegen, die sich dem Theatermaler bedingungslos unterworfen hat! . . . Wer an zwei Schulbeispielen erkennen will, wie viel und wie wenig das Prinzip der »Echtheit« mit einem Ensemble unbedeutender Spieler ausrichten kann, sehe sich in Berlin nach dem »Nachtasyl« die »Kronprätendenten« an. Welch meisterliches Zusammenfassen schwacher Kräfte und welch beschämendes Versagen vor dem höheren Stil! In seiner ärgsten Verwahrlosung wird das Burgtheater eine würdigere Vorstellung der leider längst aus dem Repertoire geworfenen »Kronprätendenten« — Herr Schlenther kennt sie nur aus seiner Ibsen-Ausgabe — zustandebringen als das »Neue Theater«, das den wundervollen Skalden Jatgejr, Skule's Sohn und seine kassandrahafte Schwester — Hartmann, Hübner und Frau Bleibtreu sind unvergessen — in schnodderiger Ausgabe vorführt. Es ist gewiß bezeichnend, daß in der ganzen jammervollen Aufführung die einzige Szene, die dem »Neuen Theater« gelang, jene war, wo das Volk von Oslo, Männer, Weiber und Kinder, mit Gekreisch und unartikulierten Angstrufen das Schlachtgetümmel begleitet . . .

Die Virtuosität der Berliner Theaterkunst basiert — wenn man von den wenigen Individualitäten, vor allem von der Riesenerscheinung des auch das heutige Burgtheater überragenden Matkowsky absieht — auf der Technik der unartikulierten Sprache. Sicher ist, daß wir mit der Zucht, die auf Berliner Bühnen

Nullen zu Scheinwerten macht, eine neue Blüte der Wiener Theaterkunst erzielen könnten. Sicher ist, daß unsere reichen Mittel von bequemen Genießern der Wiener Theaterliebe verwirtschaftet werden. Sicher, daß nur törichter Lokalpatriotismus diese Wahrheit bestreiten und ihren Verkünder für einen Verleumder halten kann.

* * *

ZWEI GEDICHTE.

Von **Frank Wedekind.**

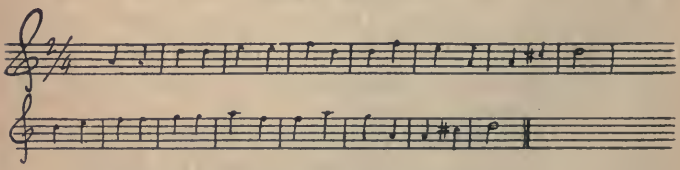
Das Opfer.

Wenn ich mein Mädel mir bei Tag beseh,
Dann seh ich einen kahlen Totenschädel,
Darunter ein Skelett, und seh mein Mädel
Gebrochen knien von schauerlichem Weh.

Sie schreit zum Schöpfer: »Laß mich Freudenquell
Nur schleunigst jetzt an ihm vorübergehen!
Sechs Monde noch, dann wärs um ihn geschehen.
Sein Mark wird mürb, der Tod vergafft sich schnell.«

»Mich wirft man auf den Mist, das ist normal;
Das Fleisch auf meinen Rippen ist Chimäre.
Ich gäb es, wenn mein liebend Herz nicht wäre,
Schon heute gern den Schlächtern im Spital!«

Revolution.



Reicht mir in der Todesstunde
Nicht in Gnaden den Pokal!
Von des Weibes heißem Munde
Laßt mich trinken noch einmal!

Mögt Ihr sinnlos euch berauschen,
Wenn mein Blut zerrinnt im Sand.
Meinen Kuß mag sie nicht tauschen
Auch für Brod aus Henkershand.

Einen Sohn wird sie gebären,
Dem mein Kreuz im Herzen steht,
Der für seiner Mutter Zähren
Eurer Kinder Häupter mäht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Wiener. Kossuth beim Kaiser? Was Personalunion! Uns interessieren die Personalien: welche Farbe sein Schnurrbart hat, welche Länge sein Winterrock, und von welchem Fiakereigentümer sein Wagen bestellt war.

Politiker. Die Klagen um Koerber wollen nicht verstummen. Kundgebung folgt auf Kundgebung. Alle Stände, alle Berufe sind einig usw. Vor seinem Scheiden waren sie's nicht. Da waren sie bloß deutsch oder tschechisch . . . Erscheint nicht bei diesem allgemeinen Wehgeheul über den Verlust eines Mannes, dem man in seiner Wirkenszeit nicht den kleinsten Erfolg ermöglicht hat, die österreichische Politik als der dümmste Schwindel? Grund zur Klage um Koerber haben bloß jene Kreise, die in ihm den Regenerator des Adels geschätzt haben: vorbei die Zeit, wo bei bürgerlichen Soupers Österreichs Lenker sich durch Personalaugenschein überzeugen konnte, ob eine Baronie oder bloß ein schlichtes »von« angemessen sei, wo zum Dessert Titel und Orden serviert wurden und so mancher, der sich als Pollak zu Tisch gesetzt hatte, als Parnegg aufstand. Und vor allem darf die Presse trauern, die reichlich von dem Trinkgeld aß, das der neue Adel gekostet hatte. Die Köchin des Schlangenfraßes »Öffentliche Meinung« hat ihr Koerberlgeld verloren. In die Seele des Jakob Herzog — jenes Jakob, der zu seinem Gott sprach: Ich lasse dich nicht, du pauschalierest mich denn — ist Trauer eingezogen. Er durfte sich intimster Freundschaft mit Herrn v. Koerber rühmen, der ja stolz genug war, in Ischl außer dem Kaiser nur noch den Herzog zu besuchen. In wieviel Ordensangelegenheiten der geschickte Montagsmakler interveniert hat — wer vermöchte es zu sagen, wer die Summe dieses tatenreichen Lebens zu ziehen? Daß Herr Herzog unter dem Regime Koerber seine Schulden in Eisernen Kronen bezahlen konnte, war gewiß nur ein politischer Witz. Sicher ist, daß diesen der Ernst einer traurigen Wirklichkeit abgelöst hat. Wenn der Mantel fällt, mit dem Herr v. Koerber seine Mittelmäßigkeit zu verhüllen verstanden hat, so muß eben der Herzog nach. Herr v. Gautsch bedarf seiner nicht. Er wird sich seine Ordensgeschäfte selbst

machen. Vielversprechend hat er begonnen. Kurz nach Amtsantritt des neuen Herrn war in der ‚Wiener Zeitung' eine Ordensverleihung an seinen Schwager Schlumberger verkündet. Die erste Regierungshandlung oder ein Vermächtnis des Vorgängers? Die Absicht wäre aufreizend, der Zufall boshaft.

Spiritist. Bisher hat man Verstorbene bloß vor der Wahlurne erscheinen sehen. Jetzt nehmen sie auch an Leichenbegängnissen teil. Nicht im, sondern am Grabe. In einem Bericht über das Leichenbegängnis des Dr. Ritter v. Ofenheim — der sicher ein Originalbericht war — schrieb das ‚Neue Wiener Journal': »Unter den Anwesenden sah man . . . . . und viele verstorbene Freunde des Verstorbenen.« Den Ehrgeiz, »u. a.« bei Begräbnissen gesehen zu werden, haben die Toten von den Überlebenden geerbt.

Kinderarzt. Ich erhalte die folgende Zuschrift: Auf Grund des § 19 des Preßgesetzes fordere ich Sie auf, in der nächsten oder zweitnächsten Nummer Ihres Blattes an derselben Stelle, mit denselben Lettern die folgende Berichtigung der in Nr. 174 der ‚Fackel' auf Seite 4 enthaltenen meine Person betreffenden Mitteilung abzudrucken: Es ist unwahr, daß ich jemals gesagt habe: »Geben Sie eine Krone drauf, und ich komme zu Ihnen«, wahr ist vielmehr, daß ich immer nur gesagt habe: »Um dasselbe Geld komme ich zu Ihnen«. Mit Achtung »der, den man zu den Kindlein kommen läßt«.

Leser. Das Selbstschreiben will dem ‚Neuen Wiener Journal' dem man zugeben muß, daß es manchmal die besten Artikel stiehlt, noch immer nicht gelingen. Da handelt sich's drum, einen Leitartikel über den bekannten »Schutz der Ehre« — zur Zeit Österreichs dringendstes Thema — erscheinen zu lassen. Woher nehmen und nicht — ? Aber siehe, da setzt sich ein Zuschneider des Herrn Lippowitz wirklich hin, gibt dem erstaunten Redaktionsdiener den Auftrag, eine Feder zu kaufen, und — schreibt. Schreibt über den Antrag Lammasch wirklich wie folgt: »Wenn er (der Antragsteller) aber direkt auf eine Abänderung des Staatsgrundgesetzes abzielt und die durch die Presse begangenen Ehrenbeleidigungen den Geschwornengerichten entziehen will, dann ist es doch wohl hohe Zeit, selbst dieser Autorität gegenüber ein Rechtsgut zu verteidigen, dessen Preisgebung der Verzicht auf eine wertvolle Errungenschaft wäre«. Bisher haben wir immer geglaubt, das »Rechtsgut«, das bei dem ganzen Rummel in Frage kommt, sei die Ehre. Jetzt hören wir, daß die Geschwornen das »Rechtsgut« sind. Bisher haben wir immer geglaubt, daß Rechtsgut immer nur ein ideeler Zweck sein könne. Jetzt hören wir, daß auch ein reales Mittel, eine Einrichtung, Rechtsgut ist. Das kommt davon, wenn man die gute alte Schere links liegen läßt und mit dem gefährlichen Instrument einer Schreibfeder herumzufuchteln beginnt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"
Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten
Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität
Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus
Joseph Schöffel
Die Autonomie
Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität
Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).
Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer Nr. 174, 31. Jänner): Zwei Bahnkatastrophen. — Professoren und Privatpraxis. — Die verstaatlichte Technologie. Von Professor Victor Loos. — Der Zeugniszwang. — Zu viel Ehre! — Ein Sprachreiniger. — Purgtheater 1873. Von Stanislaus v. Kozmian. — Antworten des Herausgebers (Ein ehrliches Wort; Zum Fall Hervay; Tamagno in Wien; Jubiläen; Serenissimus; Wortwitz und Bühnenwitz; Von Marconi; Die Verdienste eines Bürgermeisters; Der Protest eines Verkannten; Was man nur andeuten kann). — Mittheilung der Redaktion.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
» »	18 » »	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36 » »	M. 7.—
» » »	18 » »	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » »	18 » »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Nr. 176 28. Februar 1905 VI. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Einzelverschleiß: Berlin SW 7, Prinzenstraße 10, Buchhandlung A. Limbach 25

Nachdruck und gewerbsmäßige Verbreitung sogenannter gerichtlicher Verfolgung vorbehalten.

WIEN

Verlag DIE FACKEL, IV. Schleifmühlgasse

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung
oder beim Verlag

Schuster & Loeffler
BERLIN S. W. 11.

Die Fackel

Nr. 176 WIEN, 28. FEBRUAR 1905 VI. JAHR

O dieses Leben der Deplacements! Das Laster kommt zu Ehren, die Tugend muß sich selbst genügen. Dichter verhungern und Stümper werden aufgeführt. Apoll wird geschunden und Marsyas hat seinen Platz an der Sonne. Kein Orden paßt zum Knopfloch, kein Knopfloch zum Orden. Es ist ein tragischer Zug der Zeit, daß Bild und Rahmen nie zusammenstimmen. Umso erfreulicher, wenn einmal ein Verdienst schon im irdischen Leben seinen Lohn findet: Herr v. Koerber ist Ehrenmitglied der »Concordia« geworden. Die Belohnung im Jenseits hätte hier ehrenvolle Nachrufe der Wiener Presse bedeutet. Aber ein herzhafter Entschluß hat der amtlichen Lebensführung des Herrn v. Koerber rechtzeitig die ihr einzig organische Weihe gegeben: die Ehrenmitgliedschaft der »Concordia«. Ein Ziel, den Nachfolgern aufs Innigste zu wünschen, von ihnen nachdrücklichst zu erstreben. Eine Stelle als Präsident eines Verwaltungsrates mag gewinnbringender sein, ehrenvoller ist die Würde, die der pensionierte Minister aus den Händen der Herren Spiegel, Bauer und Stern empfängt. »Der Präsident hob in seiner Ansprache hervor, daß Dr. v. Koerber sich von jeher als treuer Freund der Journalistik erwiesen habe. Den Höhepunkt der Wirkungen seiner Sympathien aber erblicke man in dem von ihm ausgearbeiteten Preßgesetzentwurfe...«. Mit Recht. Für einen Reformvorschlag, der die Vergehen zu Übertretungen degradiert, um den verant-

wortlichen Redakteur, der bei einer durch sein Blatt begangenen Übertretung, bekanntlich auch wegen der »pflichtgemäßen Obsorge« nicht angeklagt werden kann, völlig straffrei zu machen, ist die Ehrenmitgliedschaft der »Concordia« noch immer kein Lohn, der allzu reichlich lohnet. Die Prozeßkosten, die der Entwurf des Herrn v. Koerber der Wiener Presse erspart, sind doch kaum mit den Summen zu beziffern, die sie aus seinem Adelsfonds im Laufe der Jahre bezogen hat. »Nicht in der Zeit, da er noch die Machtfülle besaß, wollte ihm die ‚Concordia' Anerkennung und Dank zollen, sondern jetzt, wo er procul negotiis sich selbst sagen müsse, man wollte nicht den Minister, sondern den Mann, den Gönner und Freund der Journalisten ehren«. Vom Minister Geld nehmen und dem Privatmann danken, das eben muß, um den Schein jeder Beeinflussung zu meiden, die Methode einer taktvollen Presse sein. Es war eine Situation, in der ernste Männer weich werden und aus ihrem tiefsten Herzen Bekenntnisse holen. Als Herr v. Koerber das Handschreiben der Weltbeherrscher, in dem seine Verdienste um die Presse mit einer Ernennung belohnt werden, entgegennahm, mochte ihm freudiger zu Mute sein als da er das Handschreiben des Kaisers von Österreich empfing, der seine Verdienste um den Staat mit einer Pensionierung belohnte. Herr v. Koerber, so erfahren wir, dankte gerührt und versicherte, »daß er in allen seinen Stellungen die Journalistik schätzen lernte und sich ganz besonders zu den Mitgliedern der ‚Concordia' hingezogen fühlte... Er freue sich, daß er nun für immer mit der ‚Concordia' enge verbunden sei«.

•

Bismarck:

»Sie begreifen, daß ich jetzt von der Presse nur noch mit ironischer Geringschätzung rede.«

»Was Herr Richter über meine Stellung zur Presse bemerkt — so bin ich ja ganz seiner Meinung, daß wir eine freie unabhängige Presse bei uns brauchen; aber ob die Presse, die ich meine, wirklich den Namen verdient, eine freie und unabhängige zu sein, das wird der Abgeordnete Richter freilich genauer wissen als ich. Ich halte sie gerade für eine abhängige und in ihren Redaktionen von Furcht und Sorge, von anderen Einflüssen als den kanzlerischen bis zu einem gewissen Grade geknechtete Presse; ich halte sie nicht für unabhängig und frei. Er verlangt, daß eine solche Presse immer imstande sei, die Wahrheit zu sagen; das ist aber gerade das, was ich ihr vorwerfe, daß sie die Wahrheit nicht sagt«.

»Wenn jemand in einem anonym geschriebenen Brief verleumdet, so hält man das im allgemeinen für eine ehrlose Beschäftigung; wenn jemand aber in gedruckten Blättern verleumdet, ebenso anonym, so ist es ‚Freiheit der Presse', für die einzutreten ist gegen jedermann, der sich gegen diese Verleumdung wehren will!«

»In ihrem gegenwärtigen Zustande gewährt die Tagespresse weder für die Regierung noch für die politische Bildung der Bevölkerung einen Nutzen, vielmehr das Gegenteil. Die Zeitungen sind gegenwärtig kein Bildungs-, sondern ein Verbildungsmittel, das keine Begünstigung verdient.«

»Das, was das Schwert uns Deutschen gewonnen hat, wird durch die Presse und die Tribüne wieder verdorben.«

»Jedes Land ist auf die Dauer doch für die Fenster, die seine Presse einschlägt, irgend einmal verantwortlich.«

»Was die Zeitungen über mich schreiben, das ist Staub, den ich mit der Bürste abwische, das ist mir gleichgiltig.«

»Was in der Zeitung steht, das vergeht bald.«

»Druckerschwärze auf Papier.«

»Leute, die ihren Beruf verfehlt haben.«

»Die Presse ist in Wien schlimmer als ich mir vorgestellt hatte, und in der Tat noch übler und von böserer Wirkung als die preußische.«

* * *

»Kann etwas Gutes von Kappadozien kommen?« In Leoben, dem Vielberufenen, ließ der Stationsvorstand — nicht zu verwechseln mit dem Mürzzuschlager Kollegen, dem es im Hervay-Prozeß »wie Schuppen von den Augen fiel« — ein Zirkular anschlagen, das die ‚Arbeiter-Zeitung' schon »zum ewigen Gedächtnis tiefer gehängt« hat. Da aber künftige Kulturforscher in den mit Indices versehenen Quartalsbänden der ‚Fackel' sich leichter zurechtfinden und ein spezialisierteres Material vor sich haben werden als in den Monatsbänden eines Tagesblatts, so sei das Dokument von der österreichischen Sozialpolitik am Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts hier wiedergegeben:

Leoben, k. k. Staatsbahn. Nr. 178.

Zirkular

an sämtliche Bediensteten.

Der auffallend hohe Krankenstand, welcher sich seit Anfang dieses Jahres nahezu unverändert erhält, gibt zu der Vermutung Anlaß, daß seitens der Bediensteten die ihnen zu Gebote stehende Ruhezeit nicht entsprechend zur Erholung ausgenützt wird. Jeder Einzelne ist nicht nur im eigenen, sondern im Interesse des Dienstes verpflichtet, für die Erhaltung seiner Gesundheit bestmöglichst Sorge zu tragen. Um dieses Ziel möglichst zu erreichen, wurde jeder Bedienstete — je nach seiner Verwendung — um sich gegen die Witterungseinflüsse zu schützen, mit den erforderlichen Dienstkleidern beteilt und ist es eines jeden Sache, nicht nur diese entsprechend in Gebrauch zu nehmen, sondern auch durch einen entsprechenden Lebenswandel seine Gesundheit zu erhalten.

Durch einen hohen Krankenstand werden nicht nur die dienstlichen, sondern auch die kameradschaftlichen Interessen in nicht unerheblicher Weise in Mitleidenschaft gezogen; die ersteren dadurch, daß nicht nur für die definitiv Angestellten teilweise ein diesen nicht gleichgeschulter Ersatz zur Dienstleistung herangezogen werden muß, sondern daß durch den weiteren Ersatz dem k. k. Eisenbahnärar auch wesentliche Mehrauslagen erwachsen; die letzteren — die kameradschaftlichen Interessen — aber dadurch, daß die gesunden Kameraden zu Mehrleistungen herangezogen werden und dadurch in ihren eigenen Interessen geschädigt werden.

Ich erwarte, daß diese wohlgemeinte Mahnung von jedem hierorts Bediensteten entsprechend gewürdigt und befolgt und nach Kräften beigetragen wird, daß sich der betreffende Krankenstand nicht nur vermindere, sondern auch keinen Zuwachs erfahre.

Leoben, 20. Jänner 1905.

Der Vorstand: List.

Der »auffallend hohe Krankenstand« gab uns stets »zu der Vermutung Anlaß«, daß die Bediensteten der Eisenbahnen geschunden werden. In Leoben vermutet man, daß sie die karg bemessene Erholungsfrist nicht »entsprechend«, das heißt zwar zur Erholung vom Dienst, aber nicht zur Erholung für den Dienst ausnützen. Dieser Vermutung bringe ich aus tiefstem Herzen ein Pfui Teufel! dar... Eine Eisenbahnverwaltung, deren Sozialpolitik nicht die Verhütung des Krankwerdens, sondern die Verhütung der »Mehrauslagen« bezweckt, für die das Menschenleben bloß »dienstlich« in Betracht kommt und die seine Trümmer, in welche es der Dienst geschlagen hat, noch dem Dienst retten möchte, kann sich vor Europa sehen lassen. Im Dezember 1899 hat der Abgeordnete Dr. Wilhelm Ellenbogen in der ‚Fackel' die mörderischen Zustände auf der Südbahn besprochen, eine grauenerregende Statistik der im »Dienst« getöteten und Verstümmelten veröffentlicht und den an die Terminologie des »Weber«-Jammers gemahnenden Ausruf zitiert, den ein Südbahnkondukteur in einer Versammlung der zur Arbeit Gepeitschten getan hatte: »Man muß sich tot melden, wenn man wirklich ausruhen will«. Seit damals hat die österreichische Eisenbahnhumanität, die zwischen erschöpften Lokomotivführern, schlaftrunkenen Wächtern und kopflosen Beamten ihre Pflicht erfüllt, doch einen Fortschritt zu verzeichnen. Man muß sich nicht mehr tot melden; man darf sich nur nicht krank melden!

* * *

In dem Fälscherprozeß, der soeben vor dem Wiener Schwurgerichte durchgeführt wurde, trat wieder einmal eine Erscheinung zu tage, die für die Unverdorbenheit der für Kriminalfälle interessierten öffentlichen Meinung bezeichnend ist: das Staunen über die Enthüllung eines Bündnisses zwischen Verbrechertum und Polizei. Herr Stukart, dem die Kenntnis der Banknotenfälschung in die Amtsstube geflogen kam und der immer ausgezeichnet wird, wenn ihm ein Konfident oder ein Privatdetektiv, ein »Vertrauensmann« oder ein Vertrauter, eine Verbrechertat meldet, ward wegen seiner unerhörten Findigkeit gepriesen, aber selbst seine begeistertsten Anhänger konnten sich einer Mißempfindung darüber nicht erwehren, daß der Anzeiger kein Mitglied der ethischen Gesellschaft, sondern ein Pensionär der Anstalt in Stein war. Wenn eine Albernheit stark genug ist, so braucht man sie bloß zu zitieren, um sie darzustellen. Müßte nicht die Stichhältigkeit einer Anzeige, sondern das Motiv, nicht die Informiertheit, sondern die Moral des Anzeigers in Betracht kommen, so würde sich jede behördliche, jede publizistische Gerichtsbarkeit von selbst aufheben. Die gesunde Naivetät, die den Verfolger mit dem Hinterbringer in einem Bündnis der Gesinnung wähnt, beeinflußt bei uns, wo alles Persönliche zuerst sichtbar wird und der unfaßliche Idealzweck hinter dem greifbaren Mittel verschwindet, immer wieder das Urteil über den Wert sozialer Reinigungsarbeit. Als ob es auf die Motive und Gesinnung des Rechercheurs und nicht auf die des Redakteurs ankäme! Aber in Wahrheit scheint es mir keine fruchtbarere Verwendung des Spitzbuben zu geben als den Spitzbuben zu entdecken. Wo Erpressung geschieht, ist meistens ein Verbrechen — jedenfalls im gesetzlichen Sinne — geschehen. Hat der Ankläger es verwirkt, den Erpresser zu verfolgen, wenn er das Verbrechen, an dem der Erpresser sog, verfolgt hat? Ist ein

Bankdiebstahl vornehm zu ignorieren, weil der Angeber für ein Schweiggeld geschwiegen hätte, weil seine Anzeige der Rancune des entlassenen Kommis entsprang? So gedankenlos wie die Anerkennung des Scharfsinns einer Sicherheitsbehörde, der die Kunde der Notenfälschung von einem »Vertrauensmann« zugetragen wurde, war der Hohn darüber, daß ihr Vertrauensmann kein des Vertrauens würdiger Mann sei.

•

Herr Stukart wird wieder üppig. Sein Auftreten im Prozeß Liebel könnte fast den Anschein wecken, daß er über den in der voranstehenden Betrachtung vertretenen Standpunkt hinaus sich an den Herrn Bodenstein attachiert habe. Der Versuch, nicht die Notwendigkeit, sich seiner zu bedienen, sondern den Mann selbst zu verteidigen, da er vom Vertreter Liebels angegriffen wurde, war ungeschickt. Und die Form, in der es geschah, eine arge Überhebung. »Ich bin überrascht, daß der Herr Doktor gerade auf diese Person (den Cafétier) sich stürzt, wenn ich auch zugeben muß, daß Bodenstein mit zwei Jahren schweren Kerkers vorbestraft wurde, dank der Verteidigung des Herrn Dr. Rosenfeld.« Der Gerichtssaalbericht verzeichnet nach dieser Bemerkung »Unruhe«. Im Saal, nicht hinter dem Gerichtstisch. Der Vorsitzende — er heißt Hanusch — schwieg zu der ebenso unpassenden wie törichten Bemerkung, mit der ein Polizeirat die Wut eines Abgeurteilten, der dem Verteidiger die Schuld gibt, zu seiner eigenen machte. Das geht über die Verpflichtung behördlicher Dankbarkeit für geleistete Verräterdienste hinaus. Und Herr Stukart scheint ja tatsächlich die Entdeckung eines Verbrechens als persönliche Angelegenheit zu betrachten. Der angeklagte Fälscher mußte acht Monate in der Untersuchungshaft sitzen, damit der Liebling des ‚Extrablatts' und Chef des Sicherheitsbureaus in offener Gerichtsverhandlung mit seinem »Material« glänzen konnte, das, wenn es dem Gericht früher vorgelegen wäre, den Angeklagten sofort zum Geständnis bewogen hätte. Die Überführung von Verbrechern geschieht bei uns mehr »im Hinblick« auf den Franz Josephs-Orden als auf die öffentliche Sicherheit.

• • •

Ein Richter in einer österreichischen Provinzstadt schreibt mir:

Da in Ihrem werten Blatte über das wirtschaftliche Elend der Richter bereits so viel geschrieben wurde, bin ich überzeugt, daß Sie so gütig sein werden, auch den nachfolgenden Fragen in Ihrem Blatte Raum zu geben. Wie kommt es, daß die Richter in Österreich unter sämtlichen Beamten am schlechtesten gestellt sind? Die politischen Beamten, die Ingenieure, Steuerinspektoren etc. inbegriffen, bekommen jährlich durch Kommissionen mehr als der Gehalt beträgt, ebenso die Geometer bei der Kataster-Evidenzhaltung. Der Bezirksarzt und Tierarzt haben Nebeneinkünfte, so daß ihre Gesamtbezüge die Bezüge eines Hofrats erreichen. Die Finanzbeamten erhalten Remunerationen, die der Höhe des Gehaltes gleichkommen. Nur der Richter, der am meisten Arbeit hat, bekommt nichts und muß mit seinem kargen Gehalt »standesgemäß« leben... Sollte für die Richter nicht ein besonderer Gehalt bestimmt werden? Ist es nicht ein Unsinn, die Aktivitätszulage nach der Bevölkerungszahl zu bestimmen? Gerade in kleinen Orten — wo man Wohnung, Lebensmittel etc. auch nicht geschenkt bekommt — tritt an den Beamten die Anforderung, standesgemäß zu leben, Vereine und Wohltätigkeitsanstalten zu unterstützen, in höherem Maße heran. Das sind Fragen, die einer dringenden, gerechten Erledigung zuzuführen wären.

* * *

In Nr. 154 schrieb ich:

»Dieses Österreich ist wirklich das Land der Unwahrscheinlichkeiten: Ein Richter hat den Ansturm der Coburg'schen Hausmacht abgewehrt, den anmutigen Herrn Dr. Barber verurteilt die Briefe zurückzustellen, und den Nebenbuhlern des Unrechts, den Bachrach und Feistmantel, die Gerichtstür gewiesen. Als heiteres Moment ist aus dem Verhandlungsbericht ein Zwischenruf zu zi-

tieren. Als ein früherer Diener des Klägers Zeugenschaft ablegte, rief Herr Barber verächtlich: ‚Das war also der Vertrauensmann des Herrn Mattasich!' Ernster ist, daß Herr Dr. v. Feistmantel das Vorgehen des ‚Verwahrers' der Briefe als korrekt bezeichnet hat. Dazu gehört immerhin mehr Mut, als man dem Präsidenten der Advokatenkammer zugetraut hätte. Wenn jetzt auch noch der Disziplinarrat der Advokatenkammer Mut hat — — Über Herrn Barber herrscht keine Meinungsverschiedenheit, über Herrn Bachrach auch nicht. Aber Herr Dr. v. Feistmantel könnte immerhin noch dazu gebracht werden, die Rolle, die er im Prozeß gespielt hat und als Kurator der gefangenen Prinzessin spielt, als undankbar zu empfinden . . . .«

Damals galt die Disziplinierung des Herrn Dr. Barber als eine Selbstverständlichkeit, von der man nicht weiter sprach. Nur die Situation der Kammer ihrem Präsidenten gegenüber, der als Gutheißer und Anstifter der standeswidrigen Tat dastand, schien noch die juristischen Kreise zu interessieren. Ihre Meinung über die Tat selbst war in dem Schreiben eines Anwalts, das in Nr. 153 der ‚Fackel' veröffentlicht war, ausgesprochen. Da hieß es:

»Dr. Barber durfte, wenn er sich nicht eines schweren Standesvergehens schuldig machen wollte, den Gegnern seines Klienten nicht schon die Vollstreckung eines Urteils sichern, dessen Fällung diese noch gar nicht verlangt hatten. Denn wie läßt sich dieses Vorgehen mit § 12 der Advokatenordnung vereinbaren, welcher vorschreibt: ‚Wenn die Vertretung aufgehört hat, ist der Advokat verpflichtet, der Partei über Verlangen die ihr gehörigen Urkunden und Akten im Originale auszuhändigen.'? Was sagt der Disziplinarrat der Advokatenkammer zu einer Auffassung der Anwaltspflichten, welche den Gegnern des Mandanten Schergendienste leistet?«

Diese Frage war damals von jedem ehrenhaften Advokaten gestellt worden. Ich selbst bin in der Lage, ein Dutzend der ehrenhaftesten, denen falsches Kameradschaftsgefühl nicht den Mund stopft, wenn es sich um die Besprechung eines ungeheuerlichen Skandals handelt, namhaft zu machen. Über den Ausgang der Disziplinarsache Barber herrschte kein Zweifel, bloß Zweifel darüber, ob der biedere Herr v. Feistmantel nach der gerichtlichen Feststellung der Un-

korrektheit eines Vorgehens, das er »korrekt« befunden hatte, als Präsident der Kammer resignieren werde, um den Disziplinarrat von einer großen Verlegenheit zu befreien.

Jetzt, nach einem Jahre, ist die Frage, was das Standesgericht zu einer Auffassung der Anwaltspflichten sagt, die den Gegnern des Mandanten Schergendienst leistet, endlich beantwort worden. Mit einer Frage. Der Disziplinarrat der Advokatenkammer hat erkannt: Warum soll sich die Vertrauensstellung des Anwalts nicht mit der Zurückhaltung von Briefen, die ihm der Klient zur Verwahrung übergeben hat, vereinigen lassen? In der Begründung dieses Erkenntnisses soll der Disziplinarrat sogar von der »überflüssigen Entrüstung«, die das Verhalten des Herrn Barber erregt habe, sprechen. Das würde Alles erklären: Jeder Stand muß bloß das Maß von Ehre hüten, das er sich selbst zumißt. Die Bescheidenheit der Advokaten ist eine Eigenschaft, die man an ihnen nicht oft beobachtet hat, die aber, wenn man sie einmal feststellen kann, sicher erfreulich ist.

* * *

In dem amtlichen »Exposé« über den Fall Marschall — das dumme Wort verursacht einem allein schon Übelkeiten und hat nur einen Sinn, wenn es eine Darlegung bedeutet, durch die sich ein Amt bloßstellt, »exponiert« — ist eine Bemerkung enthalten, die der offiziellen Dreistigkeit die Krone aufsetzt. »Und worin bestehen nun die schweren Vergehen Marschalls, die ihn als Akademieprofessor disqualifizieren sollen? Er beging, wie viele andere, das Verbrechen, neben seiner rein künstlerischen Tätigkeit — auch ein kunstgewerbliches Atelier zu leiten, in welchem er, da dasselbe einen geschäftlichen Charakter hatte,

auch gezahlte Hilfsarbeiter, unbeschäftigte, mittellose Akademiker verwendete. Aus dieser Tatsache entspringen alle Vorwürfe des Mangels künstlerischen Empfindens, der Benützung fremder Arbeit und der Unstatthaftigkeit der Signierung fertiger Objekte«. Jawohl, aus dieser Tatsache entspringen sie! Was soll der witzige Gedankenstrich? Will der k. k. Ironiker uns wirklich weismachen, eine Übertretung der Künstlersitte werde Herrn Marschall als »Verbrechen« angeschrieben? Was soll der mitleidige Hohn für die Idealisten, die das Künstlersein mit geschäftlicher Ausbeutung von Künstlern nicht für vereinbar halten? »So sieht nun die ganze Angelegenheit im schlichten Gewande der Objektivität aus«, ruft der Herrn v. Hartel exponierende Stilist. Das schlichte Gewand der Objektivität wird ehestens zum Flickschneider müssen! Was ist denn das für eine blöde Enthüllung? Die namhaftesten Künstler des Reiches stehen auf und erheben gegen Herrn Marschall den Vorwurf »der Benützung fremder Arbeit und der Signierung fertiger Objekte«. Nein, erklärt das Exposé, er hat bloß ein kunstgewerbliches Atelier mit geschäftlichem Charakter »geleitet«, in welchem er gezahlte Akademiker verwendete. Auch der Esel, der nicht sofort erkennt, daß die Widerlegung eine Bestätigung der Behauptung ist, muß doch zugeben, daß im Gebiet des Tatbestandes, der von den Verteidigern des Herrn Marschall selbst eingeräumt wird, Platz bleibt für das Verhalten, das ihm seine Gegner zum Vorwurfe machen. Es wird jemand beschuldigt, silberne Löffel eingesteckt zu haben. Nein, ruft der Verteidiger, er hat bloß an einem Diner teilgenommen... »So wollen wir denn«, schließt das Exposé, »noch in letzter Stunde warnend unsere Stimme erheben, damit sich die aufgereizten Gemüter endlich beruhigen, zum Nutzen der Sache, zur Ehre der österreichischen Künstlerschaft«. Wenn ein österreichisches Ministerium seine Stimme »erhebt«, so ist das eine amtliche »Erhebung« von fragwürdigem

Wert. Künstlergenossenschaft, Sezession und Hagenbund, so heißt es bereits, wollen der Ansicht, daß »an einer kaiserlichen Ernennung nicht gerüttelt werden dürfe«, gemeinsam opponieren, wollen die Frage, ob sie oder Herr v. Hartel die Ehre der österreichischen Künstlerschaft besser zu wahren verstehen, mit vereinten Kräften zur Entscheidung bringen. Und langsam soll sich schon die Lösung eines beharrlichen Klebers von seinem Amt ankündigen. Wenn in der Stunde, da diese Zeilen erscheinen, sich die heilsame Umwälzung noch nicht vollzogen hat, muß die Parole aller reinlichkeitsliebenden Mitbürger, die wenigstens die Kunst von dem Protektionsdreck verschont wissen möchten, unverändert lauten: Künstler heraus! Hartel hinaus!

Da ich neulich in das europäische Chaos der Heuchelei langte, das der Verkehr des Grafen Guicciardini mit der Gräfin Montignoso entfesselt hat, sprach ich auch davon, daß die guten Seelen ihn der Tat nicht für fähig hielten. Ihr trauten sie ja das Schlimmste zu, mehr als die »Kleinigkeiten«, die selbst die Kammerfrau Chiarina beobachtet haben will. Aber er ist sämtlichen Redaktionen Wiens und Dresdens als ein Kavalier bekannt, der die Pflichten und Rücksichten — na, und so weiter. In dem Wust von Ausschnitten, die ich mir aus der täglich zweimal erscheinenden Dummheit gemacht hatte, war mir der drolligste abhanden gekommen, und nach Erscheinen des Aufsatzes, in dem ich all ihre Fülle zusammenfaßte, lächelte er mich auf meinem Schreibtische an. Graf Guicciardini habe — so meldet der Florentiner Spezialist der ‚Neuen

Freien Presse', der bekanntlich die Fähigkeit des Mannes nach jeder Richtung sorgfältig untersucht hat — »erklärt, zur Gräfin niemals in anderen Beziehungen gestanden zu sein als in jenen eines Mannes von Ehre zu einer Frau, die auf das allgemeine Mitgefühl Anspruch hat.« (12. Februar). Diese Ehrloserklärung sämtlicher Männer, die je zu Frauen in außerehelichem Verhältnis gestanden sind, ist ein Folgeübel. Die Heuchelei einer europäischen Gesittung, die, was sie heimlich liebt, öffentlich verachten muß und bei Tag verleugnet, was sie bei Nacht tut, die die Ausübung der natürlichsten Funktionen bisher bloß an den Frauen rächte, und die geilsten Männer als Sittenrichter über die »Gefallene« legitimierte, ist bei der Vermengung von Sexualität und »Ehre« glücklich bis zu jenem Stadium der Gehirnerweichung gelangt, wo auch der Charakter des Mannes nach der Zahl außerehelicher Geschlechtsakte beurteilt wird. Dies könnte zur Auffassung der lieben Wiener Leserin stimmen, deren unwandelbares Puppengesichtchen der Schöpfer einem einzigen Manne bestimmt hat: selbst diesem ruft sie, sein zärtliches Werben ethisch wertend zu: O, Sie Schlimmer!

* * *

Otto Erich ist tot, und jetzt ist's keine Kunst, mit ihm »intim« gewesen zu sein. Wie viele waren es! Man wußte gar nicht, daß er, der mitunter recht abweisend sein konnte, so viele seiner Wesensart fremde Herren, die schlecht essen und gar nicht trinken können, an seinen Stammtischen zwischen Wien, Salo, München, Zürich und Berlin geduldet hat. Nichts konnte sie ihm nahebringen, und das einzige, was den Allzudeutschen ihnen näherbrachte, war die Möglichkeit, das Wort »Salo« mit vertrauterer Betonung auszusprechen. Das scheint allerdings genügt zu haben. So entwickelte sich nach Hartleben's Tode ein recht freundschaftlicher Verkehr. Wem fällt nicht, wenn von einer zwar einseitigen,

aber umso herzlicheren Vertraulichkeit die Rede ist, der Name Rudolf Lothar ein? Er ließ sich nicht die Gelegenheit entgehen, nach Hartleben's Tode in der noch immer lebenden ‚Wage' zu melden, daß er mit ihm einst in einer Münchener Weinstube gesessen habe. »Wir hatten eine Flasche guten Mosels vor uns und wir waren sehr vergnügt, Otto Erich und ich«. Besonders Otto Erich, wenn er sich nämlich den »Mosel« als eine Diminutivform und dessen Bestellung als eine etwas tendenziöse Aufmerksamkeit für seinen Gast dachte. »Die Unterhaltung«, berichtet Lothar, »war eigentlich zweisilbig. Sie bestand in dem gewissenhaften und nachdrücklichen ‚Prosit' beim Heben der Gläser«. Wie es eben bei kerndeutschen Männern Sitte ist. »Als wir dann das Wirtshaus verließen, wunderten wir uns sehr, nicht überall lachende Gesichter zu sehen«. Besonders wieder Otto Erich, der ja als Humorist ein starkes Gefühl für Kontrastwirkungen haben mußte. Seit dieser Enttäuschung soll er es noch öfter mit Herrn Lothar versucht haben. Wenigstens behauptet es der Überlebende. Aber es muß ein eigentümlicher Verkehr gewesen sein. »Wir standen uns nahe«, bekennt Lothar, »und unser ganzes Leben hindurch haben wir doch nicht mehr als ein Dutzend Worte mit einander gewechselt«. Das erkläre ich mir so. »Ich möchte Sie für die Neue Press' interviewen!«, sagte der eine, wobei er dem andern sehr nahe stand. »Belästigen Sie mich nicht!«, erwiderte der andere. Das gibt genau ein Dutzend Worte. Herr Lothar erklärt es anders. »Manche Menschen«, versichert er, »haben die wundervolle Gabe, sich ohne Sprache mitteilen zu können . . . Hartleben war nie redselig. Er war sparsam mit dem Worte«. Herrn Lothar ist diese Gabe, wie man weiß, nicht eigen. Er spricht viel und sieht mehr auf die Quantität als auf die Qualität seiner Rede. In dem Nachruf für Hartleben z. B., in dem sich Gesinnung und Ausdruck ungefähr decken, behauptet er, das Weib sei eine »Sphinx, die wir immer begegnen, wenn wir das Glück suchen« — eine Wendung, der wir immer begegnen, wenn wir die Leopoldstadt besuchen. Ach, die Menschen sind eben verschieden. Der eine bleibt stumm wie das Grab, und der andere versteht es dafür, aus solcher Verschlossenheit auf freundschaftliche Gesinnung zu schließen. Der andere würde daraufhin

vielleicht die Sprache gewinnen, würde gegen die Zumutung protestieren, wenn — ein Grab nicht stumm wäre . . . Herr Lothar übt schlecht die Pietätspflicht, die er einem Verstorbenen schuldet. Es gehört heute wenig Mut dazu, sich den Freund Otto Erich's zu nennen.

* * *

Ich sprach neulich von der Ironie des ‚Deutschen Volksblatts'. Es gibt ihrer drei Arten. Wenn das ‚Deutsche Volksblatt' sagen will, daß jemand berühmt ist, das heißt: wenn es das nicht sagen will, sondern bloß ausdrücken möchte, daß es seinen Ruf für einen unverdienten oder wenig schmeichelhaften hält, so durchmißt der in allen Finessen des Geistes bewanderte Schriftleiter drei Stufen sprachlicher Treffsicherheit: Er nimmt Gänsefüßchen, Gedankenstrich oder Fragezeichen zu Hilfe. Er unterscheidet also einen »berühmten«, einen be—rühmten (manchmal auch ber—ühmten oder berü—hmten) und einen berühmten (?) Mann. Die letzte Art der Abfertigung ist die geistreichste und zugleich die populärste, dem Verständnis des Leserkreises angepaßteste. Sie ist eine kunstvolle Methode, das begriffliche Zwielicht der Ironie in Licht und Dunkel zu zerlegen. Der Gehirnvorgang ist der folgende: »X ist ein berühmter Mann. Aber nein, ich mach ja nur Spaß«. Am Tage, da die letzte Nummer der ‚Fackel' in Druck ging, am 16. Februar, war im ‚Deutschen Volksblatt' ein recht anschauliches Beispiel dieser Art enthalten. Ein Hausmeister hatte über die städtische Feuerwehr, die ihm bei einem Brande nicht rasch genug zur Stelle schien, gespottet. Mit Unrecht. »Es gibt Menschen«, ruft der Polemiker des ‚Deutschen Volksblatts', »die alles bespötteln und bekritteln müssen, denen nicht wohl ist, wenn sie nicht bei allen unpassenden Gelegenheiten ihrem Witze (?) die Zügel schießen lassen können.« Fragezeichen sind die Zügel des Witzes. Und somit ist es sicher ein Tadel, wenn man sagt, daß ein Hausmeister im Vergleich mit einem Redakteur des ‚Deutschen Volksblatts' ein beißender Spötter ist.

* * *

Wieder hatten alle »Spitzen«, durch langjährigen Gebrauch noch nicht abgestumpft, ihr Erscheinen zugesagt. Wieder mischte sich das vornehme Wiener Bürgertum unter das temperamentvolle Theatervölkchen. Wieder gab es ein beängstigendes Gedränge. Wieder konnte der Zustand auf dem Parkett noch paradiesisch genannt werden im Vergleich zu dem Menschenknäuel, der die Estrade gleichsam blockierte. Wieder gelang es der jungen Welt erst in vorgerückter Stunde, zu ihrem Tanzrecht zu kommen. Wieder machte Schlag 11 Uhr der unverwüstliche Rabensteiner den vergeblichen Versuch, die Paare zum Tanz aufzustellen. Wieder konnten die Ballbesucher nichts anderes tun als »fluten«. Wieder wurden erst um 12 Uhr schüchterne Versuche zu promenieren und erst um 2 Uhr schüchterne Tanzversuche gemacht. Wieder waren die anwesenden Theaterdamen von bestrickendster Anmut und die anwesenden Bankdirektoren von bestechendster Liebenswürdigkeit. Wieder walzte der Übermut mit der Lebensweisheit, wieder plauderte die hohe Politik mit der heiteren Muse. Wieder trug Herr Julius Bauer ein Bänkel vor, dessen Pointen zündend waren. Wieder ist es unmöglich, alle die aufzuzählen, die anwesend waren, während es wenigstens gelingt, alle die aufzuzählen, die abwesend waren. Wieder hatten die Mitglieder des Kaiserhauses ihr Fernbleiben entschuldigt. Mit einem Wort: wieder übertraf der Concordiaball alle seine Vorgänger.

* * *

Ermordung des Großfürsten Sergius. Europa hält den bekannten Atem an. Die ‚Neue Freie Presse' schüttet über die Leser ein Füllhorn weltgeschichtlicher Tatsachen aus. Zum Schlusse »Großfürst Sergius in Österreich«: »Vor fünf Jahren hat Großfürst Sergius kurze Zeit auf österreichischem Boden geweilt. Seine Gemahlin, Großfürstin Elisabeth, gebrauchte im Sommer des Jahres 1900 die Kur in Franzensbad. Großfürst Sergius besuchte sie damals auf zwei Tage. Er trug natürlich Zivilkleidung. Da er in Trauer war, erschien er im schwarzen Sakko mit grauem Filzhut und Trauerflor. Die Besucherinnen Franzensbads im Juni 1900 werden sich gewiß der hochgewachsenen eleganten Erscheinung des Großfürsten erinnern.«

Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo auch wir Wiener dem Weltgeist näher sind als sonst und eine Frage frei haben an das Schicksal: »Was hat er angehabt?«

»Es war eine Frau, die beim Ehebruch ergriffen worden war. Man berichtet uns nichts über die Geschichte ihrer Liebe, aber diese Liebe muß sehr groß gewesen sein; denn Jesus sagte, ihre Sünden seien ihr vergeben, nicht weil sie bereute, sondern weil ihre Liebe so stark und wunderbar war. Später, kurze Zeit vor seinem Tode, als er beim Mahle saß, kam das Weib herein und goß kostbare Wohlgerüche auf sein Haar. Seine Jünger wollten sie davon abhalten und sagten, es sei eine Verschwendung, und das Geld, das dieses köstliche Wasser wert sei, hätte mögen für wohltätige Zwecke, für arme Leute oder dergleichen verwendet werden. Jesus trat dem nicht bei. Er betonte, die leiblichen Bedürfnisse des Menschen seien groß und immerwährend, aber die geistigen Bedürfnisse seien noch größer, und in einem einzigen göttlichen Moment, in einer Ausdrucksform, die sie selbst bestimmt, könne eine Persönlichkeit ihre Vollkommenheit erlangen. Die Welt verehrt das Weib noch heute als Heilige«.

»Wenn nun der Staat nicht zu regieren hat, kann gefragt werden, was er zu tun hat. Der Staat wird eine freiwillige Vereinigung sein, die die Arbeit organisiert und der Fabrikant und Verteiler der notwendigen Güter ist. Der Staat hat das Nützliche zu tun. Das Individuum hat das Schöne zu tun. Und da ich das Wort Arbeit gebraucht habe, will ich nicht unterlassen zu bemerken, daß heutzutage sehr viel Unsinn über die Würde der körperlichen Arbeit geschrieben und gesprochen wird. An der körperlichen Arbeit ist ganz und gar nichts notwendig Würdevolles, und meistens ist sie ganz und gar entwürdigend. Es ist geistig und moralisch genommen schimpflich für den Menschen, irgend etwas zu tun, was ihm keine Freude macht, und viele

Formen der Arbeit sind ganz freudlose Beschäftigungen und sollten dafür gehalten werden. Einen kotigen Straßenübergang bei scharfem Ostwind acht Stunden im Tag zu fegen ist eine widerwärtige Beschäftigung. Ihn mit geistiger, moralischer oder körperlicher Würde zu fegen, scheint mir unmöglich. Ihn freudig zu fegen, wäre schauderhaft. Der Mensch ist zu etwas Besserem da, als Schmutz zu entfernen. Alle Arbeit dieser Art müßte von einer Maschine besorgt werden.«

»Eine Weltkarte, in der das Land Utopia nicht verzeichnet ist, verdient keinen Blick, denn sie läßt die eine Küste aus, wo die Menschheit ewig landen wird. Und wenn die Menschheit da angelangt ist, hält sie Umschau nach einem bessern Land und richtet ihre Segel dahin. Der Fortschritt ist die Verwirklichung von Utopien.«

»Es ist zu beachten, daß garade die Tatsache, daß die Kunst eine so intensive Form des Individualismus ist, das Publikum zu dem Versuch bringt, über sie eine Autorität auszuüben, die ebenso unmoralisch wie lächerlich und ebenso korrumpierend wie verächtlich ist. Es ist nicht ganz seine Schuld. Das Publikum ist immer, zu allen Zeiten, schlecht erzogen worden. Sie verlangen fortwährend, die Kunst solle populär sein, solle ihrer Geschmacklosigkeit gefallen, ihrer törichten Eitelkeit schmeicheln, ihnen sagen, was ihnen früher gesagt wurde, ihnen zeigen, was sie müde sein sollten zu sehen, sie amüsieren, wenn sie nach zu reichlichem Essen schwermütig geworden sind, und ihre Gedanken zerstreuen, wenn sie ihrer eigenen Dummheit überdrüssig sind. Die Kunst aber dürfte nie populär sein wollen. Das Publikum müßte versuchen, künstlerisch zu werden. Das ist ein sehr großer Unterschied. Wenn man einem Forscher sagte, die Ergebnisse seiner Experimente, und die Schlüsse, zu denen er gelangte, müßten dergestalt sein, daß sie die hergebrachten populären Vorstellungen über den Gegenstand nicht umstürzten, oder das populäre Vorurteil nicht verwirrten, oder die Empfindlichkeiten von Leuten nicht störten, die nichts von der Wissenschaft verstehen: wenn man einem Philosophen sagte, er habe ein vollkommenes Recht, in den höchsten Sphären des Denken zu spekulieren, vorausgesetzt, daß er zu denselben Schlüssen käme, wie sie bei denen in Geltung sind, die überhaupt niemals in irgend einer Sphäre gedacht haben

— nun, heutzutage würde der Forscher und der Philosoph beträchtlich darüber lachen. Aber es ist in der Tat nur sehr wenige Jahre her, daß Philosophie wie Wissenschaft der rohen Volksherrschaft und in Wirklichkeit der Autorität unterworfen waren — entweder der Autorität der in der Gemeinschaft herrschenden allgemeinen Unwissenheit oder der Schreckensherrschaft und der Machtgier einer kirchlichen oder Regierungsgewalt. Nun sind wir zwar bis zu sehr hohem Grade alle Versuche von seiten der Gemeinschaft oder der Kirche oder der Regierung, sich in den Individualismus des spekulativen Denkens einzumischen, losgeworden, aber das Unterfangen, sich in den Individualismus der Phantasie und der Kunst einzumischen, ist immer noch am Leben. Oder vielmehr: es lebt noch sehr lebhaft: es ist aggressiv, gewalttätig und brutal.«

»Wenn sie sagen, ein Werk sei heillos unverständlich, meinen sie, der Künstler habe etwas Schönes gesagt oder vollbracht, das neu ist; wenn sie ein Werk als heillos unmoralisch bezeichnen, meinen sie, der Künstler habe etwas Schönes gesagt oder vollbracht, das wahr ist. Der erste Ausdruck bezieht sich auf den Stil, der zweite auf den Gegenstand. Aber in der Regel gebrauchen sie die Worte ganz unbestimmt, wie ein gewöhnlicher Pöbel fertige Pflastersteine benutzt.«

»Ein wahrer Künstler nimmt keinerlei Notiz vom Publikum. Das Publikum existiert nicht für ihn.«

Oscar Wilde

»Der Sozialismus und die Seele des Menschen.«

* * *

Epigramm

von **Daniel Spitzer.***)

Der Philosoph:

Wenn Jeder täte seine Pflicht,
Dann brauchte man Gesetze nicht.

Der Jurist:

Und hätten wir Gesetze nicht,
Wie wüßten wir, was uns're Pflicht?

Der Politiker:

Geht, laßt doch einmal das Geschwätz,
Wen kümmern Pflicht oder Gesetz!

---

*) Diese bisher unveröffentlichten Verse hat mir ein Freund Daniel Spitzer's zur Verfügung gestellt. Sie sind recht zeitgemäß und schon darum ein Unikum, weil der berühmte Wiener Spaziergänger — außer zu Beginn der Sechziger Jahre als lyrischer »Wiener Flaneur« — nie Verse verfaßt hat. Der Freund, dem Spitzer einmal das Epigramm aufschrieb und schenkte, hat mich auch durch die Übersendung des Manuskriptes eines »Wiener Spaziergangs«, das nie gedruckt wurde und einem Verbote des Autors gemäß auch heute nicht gedruckt werden darf, geehrt. Hoffentlich nimmt's die ‚Neue Freie Presse' ihm und dem Andenken ihres neben Ludwig Speidel bedeutendsten Mitarbeiters nicht übel.

Anm. d. Herausgebers.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Schmock. In der Tat, nichts auf der Welt wird in der liberalen Presse so sehr herabgesetzt wie die früheren Concordiabälle. Man nehme in jedem Jahre jede beliebige Zeitung zur Hand und man wird in den verschiedensten Variationen anheben hören: »Mit einem Glanze, den vergangene Feste der ‚Concordia' wohl nie erreicht haben . . .« Die schöne Tänzerin mußte diesmal »den Vertreter des Sonnenreiches« über die endlichen Chancen des ostasiatischen Krieges auszuholen versuchen und erhielt natürlich »aus dem lächelnden Munde des Diplomaten allerlei heiter pointierte Antworten«. Die Damenspende »stand diesmal im Zeichen Schiller's«. Julius Bauer's geistvolle Tischrede habe infolgedessen, wie ein feinsinniger Berichterstatter bemerkt, von Pointen »geschillert«. Die Journalisten hatten, wie die ‚Neue Freie Presse' sagt, Schiller »gleichsam zu ihrem Schutzpatron erkoren«. »Schiller bringt Glück!« ruft ihr Vertreter beim Anblick des großen Gedränges. Seine Versicherung, daß die Besucher »in hellen Scharen herbeiströmten«, beruht gewiß auf Farbenblindheit. Yvette Guilbert blieb überrascht am Eingange des Saales stehen und rief: »Das hätte ich nicht erwartet!« Aber man sagte ihr, es seien Südfranzosen, und so ließ sie sich beruhigt auf die Estrade führen, wo sie sofort der Mittelpunkt »lebhaft konversierender Gruppen« wurde. Der Vertreter des ‚Fremdenblatts' gibt eine Probe solcher Konversation: »Man sah und sah und fragte: Wer ist diese wunderschöne Dame dort? Immer kehrte die Frage zurück.« Zu dem Gesamtbild gehört die Beobachtung: »Ein witziges Wort flattert auf

und macht die Runde«. Die »Präsenzliste« ist reichlich; aber wenn sie nicht bloß durch einen Druckfehler in eine Präsentliste verwandelt werden könnte, wäre es den Herren doch lieber. Das ‚Extrablatt' hat den sinnigen Einfall, sie folgendermaßen einzuleiten:

Es waren erschienen:

Oberstkämmerer Freiherr v. Gudenus. Von den Obersthofmeisterämtern der Erzherzoge Franz Ferdinand und Otto und der Erzherzoginnen Maria Theresia und Maria Annunciata waren Entschuldigungsschreiben eingelangt. Ferner hatte der Obersthofmeister Fürst Montenuovo sein Fernbleiben entschuldigt.

Die Namen sind gesperrt gedruckt, an dem »entschuldigt« mag der Leser sachte vorübergleiten . . . Die aufgezählten Diplomaten, hohen Beamten, Aristokraten, Industriellen hatten sich wohl wieder durch ihre Bureaudiener, Portiers und ärmeren Verwandten vertreten lassen, denen sie nach alter Sitte die Einladungen schenkten. Dagegen ist es gewiß wahr, daß die aufgezählten Schauspielerinnen persönlich anwesend waren. Wie schrieb doch Hermann Bahr in einer Besprechung des Gagen-Problems am 2. Februar 1895? ». . . . Dann brauchen sie Kleider, Handschuhe und Hüte und sollen auf den Concordiaball, sonst werden sie schlecht rezensiert.«

Tänzer. Der unvergeßliche Anblick der Opernredouten bleibt uns definitiv entzogen. Ein Architekt brauchte seinerzeit bloß im klerikalen ‚Vaterland' die Möglichkeit einer Panik an die Wand zu malen, und der Hof verbot das einzigartige Schauspiel. Das war vielleicht nicht unvernünftig. Vergebens aber würde man sich die Kehle heiser schreien, wollte man die hundertmal größere Gefährlichkeit des Sophiensaales, in dem sich heute die geringere Pracht der Metternich-Redouten entfaltet, beweisen. Die unglaublichen Szenen, die sich bei der Zufahrt, bei den Garderoben abspielen, die Schreckensmöglichkeiten, die eine wahre Mausefalle, bei Hinausdrängen der Tausende über die enge Treppe, offenbart, rühren keine Staatsbehörde. »Dies Spiel spielt' ich nicht, wenn ich ein großer Herr wär', und verböt's am Hof und im ganzen Land«.

Prager. »(Ein Hausball) fand gestern Abends bei einem hiesigen Großkaufmann statt. Die glänzende, gastfreie Aufnahme der großen Gesellschaft trug nicht wenig zu der angeregten Stimmung bei, so daß die Anwesenden vollzählig bis in die Morgenstunden ausharrten. Die aufmerksamen Gastgeber hatten diesen Fall vorsorglich im Auge gehabt und für jeden Gast die vorliegende Frühausgabe des ‚Prager Tagblatt' bestellt. Wir benutzen die Gelegenheit, unseren ersten heutigen Lesern einen fröhlichen Guten Morgen zu wünschen.« Wie sinnig! Das Notizchen, eine Perle aus dem bekannten Schmockkästchen der Monarchie, ward mir von mindestens zehn Prager Lesern zugesendet. Offenbar soll das Beispiel bei der Wiener Journalistik Nachahmung finden. Es wäre ja auch gar nicht überraschend, wenn in unserer Familienpresse ständige Referate über Hausbälle, Hochzeitsdiners und Beschneidungen erschienen. Die Informiertheit des Prager Schmocks wird freilich unübertroffen bleiben.

Er hat schon vor Mitternacht, da die Notiz in Druck gehen mußte, gewußt, daß »die Anwesenden bis in die Morgenstunden ausharrten«. Für Bezahlung muß der Kerl schon am Abend Guten Morgen sagen . . . Nachbarin, Euern Schmalztopf!

Literat. Hoffentlich wird keiner meiner Leser — nicht alle verstehen ja, was sie lesen; die anderen lassen mich ihre Beschränktheit mit der Lektüre absurder Briefe und Anfragen büßen — die folgende Bemerkung mißverstehen; hoffentlich wird keiner glauben, daß die Abweisung einer Reklame des Strindberg-Verlegers einen Angriff auf Strindberg, dem die ‚Fackel' so viele wertvolle Beiträge verdankt, mit dem sie also in »Verbindung« steht, bedeute. Die deutsche Ausgabe des sozialen Romanes »Die gotischen Zimmer« wird mir mit einem Prospekt gesendet, der die Bedeutung Strindberg's folgendermaßen würdigt: »Wer ist heute, um 1900, der größte europäische Dichter? Gehen wir die einzelnen Länder durch! Deutschland hat ja vor hundert Jahren, um 1800, der Welt den größten Dichter geschenkt: Goethe; mit dem kann es noch ein paar Jahrhunderte zufrieden sein und jetzt einem anderen Lande ohne Neid den größten Dichter der Epoche gönnen«. Tolstoi? »Ein großer Dichter ist er ohne Zweifel, aber der größte europäische um 1900? Nein, das kann ein Russe erst in einigen Jahrhunderten werden, wenn die slavische Kultur u. s. w.« (Also etwa um 2300 wird ein russischer Dichter der größte europäische Dichter um 1900 sein können.) Zola? »Zola ist ein Riese, ein Titan, ein Cyklop, aber keine göttliche Kraft!« (Der Cyklop definierte die Kunst als ein Stück Natur, gesehen durch — ein Auge.) Ibsen? »Ibsen ist ja einer der ersten Dramatiker der Welt! Aber der größte Dichter um 1900? Nein! Wer mühselig alle zwei Jahre ein Drama fertig macht, mag ein großer Künstler sein, der größte Dichter ist er nicht . . . Das ist Strindberg!« In dem Ton geht's weiter. Ein wenig wird noch die Konkurrenz herabgesetzt, dann die eigenen Preise . . . Man glaubt eine Empfehlung des »riesigsten Sortiments der Monarchie« zu lesen. Nur die Beschaffenheit des Lagers: »Naturwissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts«, »religiöses Empfinden unserer Epoche«, »nationale Geschichte seiner Heimat« und »der bewußte Wille in der Weltgeschichte« — die alle in Strindberg ihren Meister gefunden haben —, nur die organische Verbindung eines Goethe, Sophokles, Dante und Shakespeare in ihm erinnert daran, daß es sich um eine — Verlegerreklame handelt.

Philosoph. Das psychiatrische Gutachten des Herrn Dr. Probst über den Patienten Weininger, das in der ‚Fackel' schon von dem Vater des Betroffenen und von mir selbst gewürdigt wurde, macht in Deutschland einiges Aufsehen. Ein begeisterter Helfer ist dem Münchener Symptomenschnüffler in Herrn Hugo Ganz erstanden, der in der ‚Frankfurter Zeitung' eine Orgie des gesunden Menschenverstandes feierte. Vielleicht ernüchtert ihn die folgende Zuschrift, die mir ein Berliner Leser sendet und die die Empörung geschmackvoller Menschen gegen den immer erneuten Versuch bekundet, dem Genie die Zwangsjacke anzulegen: »Herr Dr. Probst ist Assistenzarzt der Kreisirrenanstalt München.

Hat Cesare Lombroso und Max Nordau gelesen. Die Last philosophischer Bildung scheint ihn nicht allzuschwer zu drücken. Sonst säße er über die Werke junger Denker nicht so ‚vorurteilsfrei', so ‚wissenschaftlich' zu Gericht. Sein erstes Opfer ist der verstorbene Wiener Philosoph Otto Weininger. Der hat zwei Bücher hinterlassen, die den Ingrimm des Münchener Irrenarztes weckten. Das eine, ‚Geschlecht und Charakter' verneint recht radikal die Grundlagen des Feminismus. Warum sollte man sich nicht der bedrohten Massenrichtung annehmen? Warum nicht die günstige Konjunktur benützen? Herr Probst hatte Recht. Seine psychiatrischen Späßchen werden vom Beifallsgestrampel einer populären Bewegung wirksam unterstützt. Er reißt Weininger'sche Sätze aus ihrem Zusammenhang, verziert sie mit Randbemerkungen und zieht die eherne Folgerung: Weininger war hysterisch, war unzurechnungsfähig. Zum Ersten: Was will Herr Dr. Probst beweisen? Zum Zweiten: Was kann er beweisen? Hätte er mehr Kant und weniger Lombroso gelesen, er würde wissen, daß Irrsinn keine Eigenschaft eines Wesens an sich, sondern nur ein willkürlicher Begriff ist, den wir uns nach einem Normalmaßstabe zurechtgelegt haben. Herr Dr. Probst konnte also nur dartun, daß Weininger ‚abnormal' war. Er hätte sich die Mühe einer so umständlichen Beweisführung ersparen können. Wer ‚normal' veranlagt ist und — um mit Schopenhauer zu reden — ‚seine drei Pfund grober Gehirnsubstanz' besitzt, wird ‚Geschlecht und Charakter' natürlich nicht verfassen. Wird überhaupt kein bedeutendes Werk schreiben. Wir geben also zu, daß Weininger ein abnormer Mensch war. Bedeutet aber eine solche Abnormität eine Entwicklung nach oben oder eine Degeneration? Ist Beethoven wirklich ein Entarteter und ein Bierphilister die ideale Norm? Nach Moebius ist bekanntlich auch Goethe dekadent; nach Nordau Nietzsche ein wahnsinniger Fasler und Ibsen etwas Ähnliches. Lombroso hält Schopenhauer für irrsinnig, weil er die Juden haßte. Gogol für einen Degenerierten, weil er ‚zu spät' zum erstenmal liebte . . . Weininger mag sich in dieser Gesellschaft trösten . . . Und warum ist dieser nach Dr. Probst — hysterisch? Weil er die Tiere für Symbole hielt. Wenn der Münchener Irrenarzt auch nur eine blasse Ahnung von der Geschichte der Philosophie hätte — er wäre in seinen Diagnosen vorsichtiger gewesen. Weiß Herr Dr. Probst, daß das ganze Mittelalter im Symbolismus befangen war? Weiß er, daß man einmal die Einheit als die Mutter aller Dinge, die gerade Zahl als Sinnbild des weiblichen Geschlechtes und der Körperlichkeit auffaßte? Aber ist es denn billig, solche Kenntnisse von modernen Psychiatern zu erwarten? Von Leuten, die in ihrer erkenntnis-theoretischen Unschuld die ganze Außenwelt für ‚real' halten? Warum erklärt Herr Dr. Probst nicht die Gründer jener philosophischen Richtung für Narren, die die Materie nur als Vorstellung gelten läßt? Es würde dem Münchener Unschuldigen gewiß nicht schwer fallen, auf Grund seiner aprioristischen ignorantia philosophica auch bei Kant und Schopenhauer ‚hysterische' Symbolik nachzuweisen . . . Wir möchten dem Laien bei

der Lektüre psychiatrischer Broschüren Vorsicht empfehlen und dem philosophisch Gebildeten raten, die Komik der Probst'schen Broschüre zu genießen. Dieses Schriftchen aus München ist eines der lächerlichsten Produkte, welche der medizinische Dogmatismus je hervorgebracht hat.«

Hausfrau. Sie haben es erraten: Der Streit im Konsumverein langweilt mich. Höchstens könnten mir beide Parteien gleich grotesk erscheinen. Die Herren der Schöpfung, die mit präsidialer Erhabenheit auf das schwache Weib herabblicken, das einen Platz da oben usurpieren möchte, und denen kein Mittel der Drangsalierung einer Minorität zu schlecht ist, und die Frauenrechtlerinnen, die, wenn man ihnen das Wort entzieht, sich auf die Pflichten der Galanterie berufen.

Dummer August. Als der Justizrat Körner von Dresden nach Florenz fuhr, ahnte er gewiß noch nicht, daß er binnen kürzester Zeit eine der wirksamsten Figuren des humoristischen Deutschland würde. Er brauchte nichts weiter zu tun, als den Auftrag »seines« Königs immer wieder durchführen zu wollen und immer wieder allem Gelächter zum Trotz sich auf den Auftrag seines Königs zu berufen. Und jetzt will ihn dieser undankbare König nicht mehr empfangen. Wenn die Großen eine lächerliche Aktion vorhaben, sind ihre Bedienten immer zugleich die Versuchsobjekte der Lächerlichkeit. Jetzt tut der größere Aujust »indigniert«. Na, vielleicht hat er die Nachtwache des Herrn Körner und seiner Mannen vor der Villa Papiniano wirklich nicht gewünscht, oder nicht vorhergesehen, daß die Durchführung seines Auftrags, die kleine Giron zu entführen, zu solcher Affenkomödie führen mußte. Man stelle sich die Situation vor: Der sächsische Justizrat und andere Sachsen, erwachsene Leute, streifen — »und koste es das Läben!« — von einem Tor der Villa zum andern, rufen einander an bestimmten Punkten die Losung »Vade« und die Parole »Mekum« zu und tauschen ihre Beobachtungen aus. Wodde — Mäkum, Wodde — Mäkum .. klang es durch die italienische Nacht ... Das hatten sich die Cypressen nicht träumen lassen. Staunend schwiegen sie. Aber in den Witzblättern begann es am andern Tage zu rauschen.

Kluger August. Der Justizrat Körner ist also doch nicht in Ungnade gefallen? Das habe ich mir gleich gedacht. Und die einzige Nachricht, die den Lärm beleidigter Sittlichkeit übertönt, die einzige, die ich in dem Gedränge von Lügen für wahr halte, ist die, daß der gekränkte Gatte sich entschlossen habe, die Apanage einzustellen. Was schert ihn Weib, was schert ihn Kind, er trägt weit besseres Verlangen; laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind ... Aber warum hat er das nicht gleich gesagt?

Berichtigung.

In Nr. 175, S. 22, 6. Zeile von oben, ist statt »ihren Verkünder für einen Verleumder«: ihren Verkünder für einen *Verräter* zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III., Hintere Zollamtsstraße 2

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),
liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 175, 17. Februar): Montignoso. — Hartel und Marschall. — Moral und Gesundheit. — Tetmajer. Von Professor Viktor Loos. — Gerichtspsychiatrie. — Unter Larven . . . — Journalistenbildung. — Wien und Berlin. — Zwei Gedichte. Von Frank Wedekind. — Antworten des Herausgebers (Kossuth in Wien; Die Trauer um Koerber; Die verstorbenen Leidtragenden; Von einem Kinderarzt; Das Rechtsgut).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwanglosen Folgen im Umfange von 16 bis 32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn	36 Nummern, portofrei	K 7.—
»	18 » »	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36 » »	M. 7.—
» » » »	18 » »	» 3.60
» die Länder d. Weltpostvereines,	36 Nummern, portofrei	M. 12.20
» » » »	18 » »	» 6.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes einzahlen laut Artikel 20 der Vollzugsvorschriften zum k. k. österreichischen Post-

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9—12 und 2—5 Uhr.

Telephon 7852. Postsparkassen-Konto Nr. 667.894.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Ziegelstrasse No. 12.

Nr. 177 11. März 1905 VI. Jal

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

im Einzelverschleiß Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung
oder beim Verlag

Schuster & Loeffler
BERLIN S. W. 11.

Die Fackel

Nr. 177 WIEN, 11. MÄRZ 1905 VI. JAHR

Über den russisch-japanischen Krieg.

»Rußland gleicht einem starken und gesunden Manne, der von einer Krankheit befallen ist. Wenn er Rat annehmen, und zwei oder drei Tage zuhause bleiben will, wird er unmittelbar wohl werden und so stark wie je; aber wenn er darauf bestehen will, auszugehen, umherzuspazieren und draußen Geschäfte zu erledigen, als wenn er wohl wäre, wird sich seine Krankheit fest auf ihn legen, und vielleicht wird er sterben. Zwei oder drei Tage im Leben eines Mannes bedeuten zehn, zwanzig oder dreißig Jahre im Leben einer Nation. Rußland muß ‚zuhause bleiben'. Es hat eine große Zukunft; seine höchsten Adeligen sind intelligent und ehrenwert, seine Bauern sind die besten Kerls in der Welt; in der Mitte ist es faul, die Beamtenklasse ist ein giftiges Geschwür, welches seine Eingeweide hinwegfrißt.«

Bismarck 1867.

(Poschinger, Tischgespräche).

* * *

Der Huller Zwischenfall

im Zwielicht der ‚Neuen Freien Presse'.

25. Oktober:

»Es ist seit vorgestern nicht mehr wahr, daß alles schon einmal dagewesen. Was sich in der Nacht vom Freitag zum Samstag in der Nordsee nahe

24. Februar:

»In einem Berichte an die beiden beteiligten Regierungen hat sich bekanntlich die sogenannte Huller Kommission insoferne für die russische Auf-

der englischen Küste ereignet hat, gleicht mehr dem wirren Phantasiestück eines erhitzten Dichtergehirns als einem glaubhaften Vorgange der Wirklichkeit, und es ist dennoch bare, tatsächliche Wahrheit . . . Eine traurige Donquixoterie, so ergreifend in ihrer Widersinnigkeit, daß man sich schier überreden muß, sie als glaubhafte Wirklichkeit hinzunehmen.«

»In Rußland selbst ist man von dieser ersten traurigen Erfahrung mit dem baltischen Kriegsgeschwader tief betroffen. Sie soll durch den Argwohn verschuldet sein, daß japanische Torpedoboote den russischen Panzerschiffen auf ihrer Fahrt auflauern und sie gefährden könnten. Wer nur ein einzigesmal von der Küste der Nordsee hinausgeschaut hat in die unermeßliche Wasserfläche, dem sind diese Flottillen von Fischerbooten in der Erinnerung, welche wie kleine dunkle Punkte den Horizont umsäumen. Und auf der vielbefahrenen Wasserstraße, die man fast eine Landstraße des Meeres nennen könnte, beinahe schon im Angesichte des belebten Handelshafens von Hull, sollen japanische Torpedoboote in ganzen Geschwadern umherkreuzen, um die russischen Kriegsschiffe zu überfallen! Es ist eine Vorstellung, deren Widersinn nur davon übertroffen wird, daß man ihn mit der Tatsächlichkeit des unerhörten Ereignisses in Zusammenhang bringen kann.«

fassung der Sachlage entschieden als nach ihrem Urteil Admiral Roschdestwensky mit gutem Grunde eine Gefahr für seine Eskadre annehmen und vorgehen konnte, wie er es getan hatte. Das objektive, durch keinerlei Parteileidenschaften beeinflußte Urteil erfahrener Fachmänner konnte wohl kaum anders ausfallen.«

»Trotz der Entfernung von Japan wäre die Nordsee ein vorzügliches Operationsfeld für derartige Anschläge, weil die Belebtheit des Fahrwassers durch Fahrzeuge geringeren Tonnengehaltes, besonders Fischerflottillen, eine unbemerkte Annäherung kleiner Dampfer bei Nacht, Nebel und unsichtigen Witterungsverhältnissen sehr leicht durchführbar macht. Dem gegenüber wurde allerdings die Erwägung aufgeworfen, daß die Anwesenheit japanischer Fahrzeuge in der Nordsee nicht unbekannt bleiben könne und daher als ausgeschlossen anzunehmen war, solange hierüber nichts verlautete. Diese Erwägung kann jedoch nur in den Augen derjenigen Gewicht haben, welche nicht wissen, wie leicht es japanischen ‚Privaten' gewesen wäre, in England — das ja seinen eigenen Gegnern Kriegsmaterial lieferte — eine Dampfjacht oder ein sonst geeignetes Dampfahrzeug zu beschaffen und dasselbe bei entsprechender Geheimhaltung mit Streumienen — eventuell auch provisorischen Lanciérapparaten und Torpedos — zum Angriffe auf das baltische Geschwader auszurüsten.«

»Rußland, welches Genugtuung und Entschädigung für die ganz unbegreifliche Verschuldung seines baltischen Geschwaders zu leisten hat, ist um eine bittere und demütigende Erfahrung reicher... Wenn aber schon auf der kurzen Strecke zwischen Reval und der englischen Nordseeküste so Unbegreifliches sich zutragen kann, daß das baltische Geschwader eine harmlose Fischerflottille zusammenschießt, ohne auch nur die primitivsten Gebote zu befolgen, ohne sich zu vergewissern, auf wen es seine Geschosse richtet, ohne im Lichte seiner Scheinwerfer zu erkennen, an wem es die Tragfähigkeit seiner Schnellfeuergeschütze erprobt, wie unübersehbar sind dann die gefährlichen Zwischenfälle, die auf seiner weiteren Fahrt durch alle Ozeane sich ereignen können... Ein unbegreifliches Abenteuer, das tragikomisch wirken würde, wenn es nicht nebstbei auch wegen seiner Opfer traurig wäre.«

»Daß die gefahrbringende Annäherung eines derartigen Fahrzeuges an das baltische Geschwader nur durch das rücksichtsloseste, auch für die neutrale Schiffahrt verderbliche Vorgehen des russischen Personals verhindert werden konnte, ist jedem Fachmann klar. Erwägt man ferner, daß über die Vorbereitungen derartiger Anschläge verschiedene Warnungen russischer Geheimagenten in England nach Rußland ergangen waren und Admiral Roschdestwensky dementsprechende Instruktionen erhalten hatte, so kann man dessen Vorgehen wohl kaum in einem anderen Lichte betrachten, als die Untersuchungskommission, auch wenn man — gleich dieser Kommission — auf die von englischer Seite bestrittene und von russischer Seite ebenso fest behauptete Frage der Anwesenheit japanischer Torpedoboote unter der Huller Fischerflottille gar nicht eingeht.«

* * *

»Mit der autoritären Gewalt wird die Justiz verschwinden. Das wird ein großer Gewinn sein — ein Gewinn von wahrhaft unberechenbarem Wert. Wenn man die Geschichte erforscht, nicht in den gereinigten Ausgaben, die für Volksschulen und Gymnasien veranstaltet sind, sondern in den echten Quellen aus der jeweiligen Zeit, dann wird man völlig von Ekel erfüllt, nicht wegen der Taten der Verbrecher, sondern wegen der Strafen, die die Guten auferlegt haben; und eine Gemeinschaft wird unendlich mehr durch das gewohnheitsmäßige Verhängen von Strafen verroht, als durch das gelegentliche Vorkommen von Verbrechen. Daraus ergibt sich von selbst, daß, je mehr Strafen verhängt werden, umso mehr Verbrechen hervor-

gerufen werden, und die meisten Gesetzgebungen unserer Zeit haben dies durchaus anerkannt und es sich zur Aufgabe gemacht, die Strafen, soweit sie es für angängig hielten, einzuschränken. Überall, wo sie wirklich eingeschränkt wurden, waren die Ergebnisse äußerst gut. Je weniger Strafe, umso weniger Verbrechen. Wenn es überhaupt keine Strafe mehr gibt, hört das Verbrechen entweder auf, oder, falls es noch vorkommt, wird es als eine sehr bedauerliche Form des Wahnsinns, die durch Pflege und Güte zu heilen ist, von Ärzten behandelt werden.«

Diese Worte wollte ich schon neulich in der Reihe wundervoller Sätze Oskar Wilde's zitieren. Der Gegenwartsstaat kann dem Ideale des Denkers nicht plötzlich reifen. Er kann die Hälfte seiner Strafparagraphen, nicht alle streichen. Eine spontane Freigabe des Diebstahls und Raubes in einer vom Eigentum besessenen Gesellschaft wäre fast so unheilvoll, wie der Schutz, den ihr die Holzinger, Feigl und die sächsischen Blutrichter angedeihen lassen. Die sofort durchführbare Reform könnte nur eine Schiebung von Rechtsgütern, die Milderung und Individualisierung der Strafen und vor allem die Sicherung bezwecken, daß der Staat nicht Verbrecher erzeuge. Gerade diese erweist sich in Österreich immer wünschenswerter. Denn nirgendswo ist der Glaube an den Selbstzweck der staatlichen Gewalten so festgewurzelt wie hier, wo noch immer das Publikum als eine zur Bedienung der Beamtenschaft bestimmte Einrichtung oder als eine lästige Begleiterscheinung, ohne die sich's viel leichter amtieren ließe, aufgefaßt wird. Eine Amtshandlung ist hierzulande etwas, in das man sich einmischt. Es entspricht dem allgemeinen Wesen österreichischer Amtlichkeit, daß es unserer Justiz nicht so sehr darauf ankommt, Verbrechen zu verhindern, als sie zu strafen. Die Polizei erzeugt Verbrechen im eigenen Wirkungskreis. An zwei krassen Fällen — ich glaube, innerhalb einer Woche — ist dies kürzlich klar geworden. Der eine ist in einer Zuschrift der ‚Arbeiter-Zeitung' behandelt, in der die Frage gestellt wird:

»Wenn der Sicherheitspolizei bereits fünf Monate vor Anfertigung, respektive vor der Ausgabe der Hundertkronenfalsifikate durch Liebel die Tatsache bekannt war, daß die Brüder Liebel sich mit der Absicht tragen und im Begriff stehen, ein Verbrechen zu begehen, worauf nach österreichischem Gesetz lebenslänglicher Kerker steht, warum hat denn die sogenannte ‚Sicherheitspolizei' nicht früher eingegriffen?« Durch eine einfache Vorladung des Verdächtigen, durch einen Vorhalt der Mitteilungen des Angebers wäre, meint der Einsender, Liebel ein- für allemal kuriert gewesen, der Staat wäre vor einem umfangreichen Gerichtsverfahren bewahrt geblieben und die Mitbürger wären vor dem zu erwartenden späteren Schaden im voraus geschützt worden. Es sei nicht nötig gewesen, »vier Familien zuschauend ins Verderben rennen zu lassen und dann erst einzugreifen, wenn neben dem hohen Schandlohn für den Vertrauensmann auch der Schandlohn für den sicherheitspolizeilichen Schlachtenlenker zu erwarten war: ein Orden oder eine Anerkennung der ‚außerordentlichen Verdienste' in anderer Form, worauf Herr Stukart ebenso versessen ist wie der Konfident auf die Prämie.« Es gehe nicht an, beabsichtigte Verbrechen »auslaufen« zu lassen, nur um dann auf Erfolge hinweisen zu können.

§ 1 des Strafgesetzes sagt, daß »zu einem Verbrechen böser Vorsatz erfordert« wird. Aber der § 1 der Reklameordnung des Wiener Sicherheitsbureaus braucht zu einem bösen Vorsatz ein Verbrechen. In der Zeit, da die Tat verhindert werden konnte, hatte sich der Banknotenfälscher bloß des bösen Vorsatzes schuldig gemacht. In keinem Paragraphen des Strafgesetzes ist von der Strafbarkeit des bösen Vorsatzes, in § 8 bloß von der Strafbarkeit des Versuchs einer Übeltat die Rede. »Insolange sich die strafgesetzwidrige Absicht nicht in einer Handlung objektiviert, kann von strafbarem Versuche keine Rede

sein« — so hat das höchste Gericht wiederholt entschieden. Ich kann straflos die Absicht äußern, einen Diebstahl zu begehen. Eine behördliche Warnung wird wahrscheinlich hinreichen, mich an der Ausführung dieser Absicht zu hindern. Aber zugegeben, der böse Vorsatz des Banknotenfälschers wäre an sich strafbar gewesen. So wäre er doch nicht so schwer bestraft worden wie die Tat, zu der man ihn »ausreifen« ließ und durch die wirklich nur Herrn Stukart ein Nutzen erwachsen ist.

Die Methode, die Ahndung eines Verbrechens für ersprießlicher zu halten als daß überhaupt kein Verbrechen geschehe, ist auch in dem Prozesse wegen des Diebstahls im Palais Henckel-Donnersmark enthüllt worden. Die Geschwornen sprachen einen geständigen Dieb frei, weil ihn die Polizei auch noch zum Verleumder gemacht hatte. Ich preise auch hier nicht das heilsame Korrektiv der Amtlichkeit, als das man die Geschwornenjustiz noch immer auffaßt. Ich beklage die Ungerechtigkeit der Milde, die aus dem Unrecht der Verfolgungswut entsteht. »Stift wurde zur Polizei vorgeladen und gestand beim zweiten Verhöre den Diebstahl zu, fügte aber bei, daß er im Einverständnisse mit dem Diener Johann S. des Grafen gehandelt habe. Beide hätten die Tat verabredet und S. ihm in der Nacht zum 21. Dezember die Eingangstür zur Wohnung des Grafen geöffnet. Einige Tage später gab Stift an, S. habe von dem Diebstahl nichts gewußt und er habe ihn ungerecht als Mittäter beschuldigt. Bei dieser Angabe blieb Stift auch in der landesgerichtlichen Untersuchung... In der Verhandlung bekannte sich der Angeklagte des Diebstahls schuldig und gab an, er habe den Diener S. nur deshalb als Mittäter genannt, weil der Polizeikommissär beim ersten Verhöre sagte, er könne den Einbruch nicht allein verübt haben, ein Bediensteter des Grafen müsse mit ihm einverstanden gewesen sein.« Der Präsident zum Polizeikommissär:

Der Angeklagte sagt, Sie seien in ihn gedrungen und haben ihm sogar die Enthaftung in Aussicht gestellt, wenn er seinen Komplizen nenne. — Zeuge: Ich habe nur gesagt, er kann eher frei werden, wenn er ein volles Geständnis ablegt. — Präs.: Das war etwas weit gegangen, denn über die Enthaftung in solchen Fällen hat nicht die Polizei zu entscheiden. — Der Verteidiger, der den Fall Liebel wohl schon vergessen hatte, führte aus: »Während sonst die Polizei Verbrechen, die begangen wurden, aufzuspüren und die Begehung von Verbrechen zu verhindern sucht, ist in diesem Falle ein nichtbegangenes Verbrechen konstruiert und der Angeklagte zur Begehung eines neuen Verbrechens gezwungen worden.« Soweit er den einzelnen Kommissär traf, war der Vorwurf gewiß ungerecht. Er sollte bloß dem System gelten. Nicht jeder Polizeibeamte ist ein Reklamejäger, und der Mann, in dessen Protokoll ein Unschuldiger zum Dieb und ein Dieb zum Verleumder wurde, hat nichts Schlimmeres getan, als was die meisten Kollegen tun würden. Nicht immer bringen sie den Dienst ihrer Person, oft genug ihre Person dem Dienst zum Opfer. Aber dem Dienst frommt solches Opfer nicht. Müdegehetzt — von 8 Uhr früh bis 8 Uhr Abends hatte jener Kommissär nichts gegessen, bis 11 Uhr amtiert — wollen sie zu einem Ende kommen. Schäbig genug dankt das System seinen Befolgern, schlecht lohnt der Staat jenen, die sich von ihm mißbrauchen lassen.

* * *

Ein Artikel, den die militärische Beilage des ‚Fremdenblatts' anläßlich des Falles Hangler veröffentlicht hat, brachte die Mitteilung, daß in Deutschland Portofreiheit für Soldatenbriefe besteht. Und in Österreich? Als hier einst der Zeitungsstempel — in den Kassen der Herausgeber — aufgehoben

wurde, schilderte die ‚Fackel', wie sich der Staat für die 2½ Millionen, die er in einem Rausche von Preßfreiheit den Wiener Zeitungsmillionären geschenkt hat, schadlos hielt. »Der Ausfall des Zeitungsstempels sollte nach der eingestandenen Absicht der Regierung durch die Erhöhung einer ganzen Reihe von Postgebühren wettgemacht werden. Am einschneidendsten war die Verteuerung der Korrespondenzkarte. Der Preis dieses billigsten und bequemsten Instruments des schriftlichen Verkehres wurde von 2 Kreuzern auf 5 Heller erhöht. Das ist schon ein Posten in manchem kleinen Haushalt. Das arme, alte Mütterchen in der Provinz muß sich's jetzt zweimal überlegen, mit ihrem weit, weit in der Stadt im Soldatenrock steckenden Jungen briefliche Zwiesprach zu halten, und auch der hat die Heller nicht gar im Überfluß und zwackt jetzt wohl von seinen Ausgaben für schriftliche Mitteilungen an Mutter und Bruder zwei oder drei Karten monatlich ab. Aber vielleicht könnte man Mutter und Sohn anderweitig eine Genugtuung verschaffen; vielleicht entschlösse man sich, auf die verteuerte Korrespondenzkarte die Conterfeis der Herren Bacher, Benedikt, Singer etc. zu drucken . . .« Und natürlich das des Herrn v. Koerber daneben, der sich ja nach seinem endlichen Geständnis ganz besonders zu ihnen hingezogen fühlt und sich freut, nun für immer mit ihnen verbunden zu sein.

* * *

Hueppe und Hartel.

Jüngst fuhr Hueppe mit der Franz Josefs-Bahn, ohne von einem Unfall betroffen zu werden, von Prag nach Wien, um im Hause der Ärzte über die Tuberkulose zu sprechen. Da Gruber, der frühere Inhaber des Wiener Lehrstuhls für Hygiene, schon vor geraumer Zeit nach München geflüchtet ist und

von dort nimmermehr zurückkehren wird, so konnte die verwaiste Kanzel, die seither bekanntlich »schattenfroh« dahindämmert, keinen Hygieniker von geaichtem Wert ins Haus der Ärzte senden, der die Tuberkulosedebatte würdig eingeleitet hätte. Seitdem die Wiener medizinische Fakultät die wissenschaftliche Führung an das Berlin der bakteriologischen Forschung verloren hat, gibts eine Bazillenfurcht im Publikum und auch einen verhaltenen Bazillenärger in der Brust unserer heimischen Universitätsmediziner. Da aber Prag auf dem halben Wege nach Berlin liegt, so ist es verständlich, daß Hueppe dem reichsdeutschen Fortschritt näher steht als die Auch-Bakteriologen Wiens, die ihren Herzensneigungen zufolge — wär's nicht ein Nonsens — am liebsten einen nichtbakteriologischen Hygieniker auf dem erledigten Lehrstuhl Grubers begrüßen würden. Andere Mitglieder der medizinischen Fakultät hängen den Mantel nach dem Winde, den das Unterrichtsministerium macht. Der faule Friede ist behaglicher als der Kampf gegen einen einsichtslosen Minister, und man bringt, in der Stadt der Tafelfreuden, einer ungestörten sozialen Verdauung ja gern ein Opfer an Überzeugung. Ein Professor, der etwas erreichen will, muß das Gesetz der Distanz, die Erfolge der Intimität kennen und — wie hier schon wiederholt ausgeführt wurde — die Berührung der Ellbogen suchen, die zur Anlehnung der Seelen führt. Hueppe ist zu sehr Forscher und zu wenig weltläufig. Dem Minister Hartel hat er heute die fatale Nackenstarre abzubüßen, die er dem Sektionschef Hartel seinerzeit entgegengesetzt hat. Der Grund liegt im Folgenden. Als in Prag — 1897 — die Studentenrevolte ausgebrochen war, erklärten sich die Professoren zunächst solidarisch mit den Studenten. Da erschien, vom Ministerium entsendet, Sektionschef v. Hartel und kaptivierte die meisten Professoren, die nun in einer öffentlichen Studentenversammlung ihre früheren Anschauungen

verleugneten oder modifizierten. Hueppe allein war gegen jede Maßregelung der Studenten, und seiner Festigkeit ist es auch zu danken, daß die deutsche Universität ihrem heimischen Kultursitz Prag erhalten blieb, obgleich Herr v. Hartel für ihre Verlegung in eine andere Stadt eingetreten war. Daß Hueppe den Sektionschef davor bewahrt hat, eine politische Ungeschicklichkeit zu begehen, das kann ihm der Unterrichtsminister nicht vergessen. Ganz einleuchtend und echt österreichisch sind also die Gründe, warum der gelehrte Hygieniker den Weg zum Wiener Pantheon nicht finden kann, wiewohl er schon in der böhmischen Vorhalle unseres Ruhmestempels seit Jahren wirkt und viele tausende aus seiner eigenen Tasche für erfolgreiche Versuche ausgibt. Hueppe wird sein Mißgeschick noch weiter geduldig tragen müßen, ohne moderne Forschungsstätte, ohne den Hofratstitel ein Leben zu führen, das von Hartels Gunst unberührt, nur von der Wissenschaft beachtet ist. In einer Zeit jedoch, in der der Kanzel für Hygiene eine wichtige und führende Rolle in der Medizin zukommt, da diese heute nicht allein die Beseitigung von Körperübeln und die Erleichterung des Sterbens besorgen will, sondern vor allem bestrebt ist, Erkrankungen zu verhüten, darf die Verkündung der Motive, warum die Fürsorge der Regierung hinsichtlich der Hygiene sich nur auf Spuckverbote beschränkt, dem Publikum nicht vorenthalten bleiben.

Wien. Victor Loos.

*

Schon im November 1901, in Nr. 87 der ‚Fackel', ward der Fall Hueppe erörtert. Von keinem Geringeren als Houston Stewart Chamberlain, der damals freilich den Prager Hygieniker bloß als das Opfer der Fakultätscliquen und deren »Selbstbestimmungsrechtes« auffaßte, ohne zu ahnen, daß gerade hier — wenigstens in Wien — Cliquenwunsch und Regierungswille eine gemeinsame Unterdrückungstendenz verfolgen sollten. Jeden-

falls sind Chamberlain's Worte heute, da sie durch die Enthüllung der Hartel'schen Motive verstärkt werden, wieder von allergrößtem Interesse. Chamberlain erzählt die Tragödie Heinrich von Stein's, den die voraussetzungslosen Herren in den Tod trieben. »Erstens weil ihm die vorausgesetzte Schwiegermutter fehlte; zweitens weil er das nicht vorausgesetzte Genie besaß«. »Und da hier nur Namen, nicht Behauptungen nützen können und das Wort Genie soeben ausgesprochen wurde, füge ich gleich noch ein Beispiel hinzu. Deutschland besitzt einen wirklichen ‚Pasteur', einen Mann, dessen Entdeckung der Kohlensäureassimilation im Dunkeln durch nitrifizierende chlorophyllose Mikroben eine ähnlich epochemachende Bedeutung für die Wissenschaft besitzt wie Pasteur's Entdeckungen bezüglich der optischen Eigenschaften der isomeren Körper der Weinsäure- und Zuckergruppe, einen Mann, dem wir die Umwandlung der Antisepsis in die Asepsis verdanken, einen Mann, der uns überhaupt eine ganz neue Auffassung des Wesens der Krankheit geschenkt hat und damit — wie ein Fachmann sich neulich ausdrückte — ‚einen Ariadnefaden aus dem Labyrinthe' der heutigen Medizin. Dieser Mann, den man den Robert Mayer der Pathologie hat nennen dürfen, und der durch sein staunenerregendes Wissen und die Schärfe seines Verstandes auch sehr entlegene Gebiete plötzlich aufgehellt hat (man sehe z. B. seine ‚Rassenhygiene der Griechen'), lebt seit zwölf Jahren in der Verbannung, nämlich in der ‚österreichischen Barbarey', wie sie Beethoven nannte. Daß ein Ferdinand Hueppe auf Prag angewiesen ist, wo er nichts findet von all dem, was ein Hygieniker zur Förderung seiner Arbeiten braucht, und wo außerdem sein Einfluß auf die Gestaltung der Wissenschaft auf ein Minimum reduziert bleibt, das ist ein Schandfleck in der Geschichte deutscher Wissenschaft. Und wie kann so etwas geschehen? Sehr einfach; durch die von Prof. Michaelis gepriesene ‚blühende Selbstbestimmung'. Es gibt an deutschen Universitäten zwei oder drei Hygieniker, deren künstlich hinaufgeschraubter Ruf in der Nähe Hueppes stark verblassen würde; neben dem geistig so hervorragenden Manne würden diese verdienten fleißigen Alltagsköpfe selbst den Zeitungsglorienschein einbüßen; das darf nicht sein, Hueppe muß draußen in der ‚Barbarey' bleiben. Ja, der tyrannische Einfluß solcher Professorenkartelle geht so weit, daß sie

aus Lehrbüchern die Namen streichen lassen, die ihnen unbequem sind; und so kann man es erleben, daß z. B. in der neuesten Ausgabe von de Barys ‚Vorlesungen über Bakterien' die Entdeckung der Kohlensäureassimilation im Dunkeln einem Russen und einem Polen zugeschrieben und Hueppe, der sie bedeutend früher publiziert hat, in diesem Zusammenhang überhaupt gar nicht genannt wird... Wir sehen, daß unsere Professorenkonvente nicht bloß ungewöhnliche Begabung oftmals fernhalten — wie bei Heinrich von Stein —, weil sie sie nicht zu erkennen vermögen, sondern daß sie nicht selten, gerade weil sie sie erkennen, sie bewußt und grundsätzlich und (wennn es sein muß) mit Anwendung recht bedenklicher Mittel sich vom Leibe halten.« »Manche Fakultät«, schrieb Chamberlain, »wird eher vom Mond eine gelehrte Null berufen als das Genie, das unerkannt vor ihrer Nase steht«. Aber in Österreich haben wir einen Minister, dessen Einfluß schlimmer ist als die Selbständigkeit der schlimmsten Kollegentyrannis. Für wahre Bedeutung exponiert sich Herr Hartel nicht: der Fall Hueppe ist der umgekehrte Fall Marschall. Chamberlain ahnte nicht, daß Hueppe selbst einen Domizilwechsel innerhalb der »österreichischen Barbarey«, eine Verlegung seiner Tätigkeit von Prag nach Wien nicht erreichen könnte, daß, was in Deutschland das Selbstbestimmungsrecht professoraler Eifersucht verschuldet, in Österreich ein eitler Minister ganz allein fertig bringt.

* * *

Boltzmann auf dem Concordiaball: Der Anblick hat etwas Rührendes. Das sind die Gegenbesuche, zu denen sich die Männer der Wissenschaft verpflichtet glauben, nachdem ihnen das ganze Jahr hindurch Reporter die Türe eingerannt haben. Niemand wird durch Schaden weniger klug als ein Professor. So oft man liest, was eine medizinische Kapazität dem auskultierenden und perkutierenden Zeitungsmann über ein neues Serum, über einen kaiserlichen Polypen, über den Alkohol gesagt haben soll, fühlt man sich versucht, eine Wiederholung der Schande für unmöglich

zu halten. Nein, immer wieder hatte »einer unserer Redakteure Gelegenheit«. Gelegenheit, die Worte eines Vertreters liberaler Wissenschaft derart zu verdrehen, daß die gehässigste Agitation antisemitischer Volksvertreter ihr nicht schlimmeren Schaden bereiten könnte. Keiner hat den Mut, neben dem Täfelchen, das Bettler und Hausierer fernhält, auch ein Avis für Reporter anzubringen: Nie sollst Du mich befragen... So gelang es Herrn Rudolf Lothar, der als Interviewer schon die bedeutendsten Persönlichkeiten mißverstanden hat und von ihnen nicht nur empfangen, sondern auch berichtigt wurde, Herrn Professor Schauta über die »Verantwortlichkeit des Arztes« auszuholen. Nach seiner Darstellung sagte der Gelehrte wörtlich: »Wie oft kommt es vor, daß ich in einem Sanatorium zum Beispiel eine Operation für einen bestimmten Tag vereinbare. Ich komme an dem bestimmten Tag hin und höre, daß die Patientin in der Nacht gestorben ist.« Nun, hoffentlich kommt das bei Herrn Professor Schauta doch nicht so oft vor, als er es Herrn Lothar gestanden haben soll. Das wäre sehr bedauerlich und würde eine genauere Prüfung der Dringlichkeit oder der Möglichkeit jedes operativen Eingriffs wünschenswert machen. Wäre die Patientin — so beklagt sich Herr Professor Schauta — nach der Operation gestorben, so würde man dem Operateur die Schuld beimessen: »kann ich behaupten, daß die Operation und der Tod in gar keinem Zusammenhang stehen?« Würde der Vorwurf gegen einen Arzt erhoben, dem der Patient vor der Operation stirbt und dem dies »oft« zu passieren pflegt, so wäre er nicht ganz so rückständig, nicht ganz so unbegründet wie jener andere, und Herr Professor Schauta könnte in einem solchen Fall schon mit einiger Sicherheit behaupten, daß die Nichtoperation und der Tod in einem Zusammenhang stehen... Er soll sich Herrn Lothar gegenüber über den Mangel an Vertrauen bei unserem Publikum beklagt haben:

»Kann man sich darüber wundern, wenn man weiß, wie in öffentlichen Versammlungen Ärzte und Wissenschaft lächerlich gemacht werden?« Und in der liberalen Presse macht die Ärmsten wieder der Leichtsinn und die stilistische Ungeschicklichkeit der Reporter lächerlich, vor denen sie ihr Herz ausschütten!

* * *

Das ‚Deutsche Volksblatt' schreibt:

Man wird sich noch der rührenden Bilder erinnern, die die Judenpresse von dem trauten Familienleben Gorkis entwarf. Wie erschütternd wurde die Sehnsucht des »Eingekerkerten« nach Weib und Kind geschildert! Gorki wurde seitdem aus der Peter Paulsfestung entlassen und man hätte glauben sollen, daß er sofort seine Familie aufsuchen werde. Aber weit gefehlt! Direkt von der Festung fuhr er zum Bahnhofe, um sich zu seiner »Freundin« Andrejewna zu begeben. Das Publikum kann also wieder einmal sehen, wie schändlich es von der Judenpresse genarrt wurde, als sie die Welt mit ihren Berichten über das grausame Verhalten der russischen Regierung gegenüber der Familie Gorkis überschwemmte!

Die ‚Deutsche Zeitung' schreibt:

Jetzt ist es endlich erreicht, was die Juden der ganzen Welt mit ziemlich mißtönigem Geserres seit Wochen verlangen: der Märtyrer Gorki ist frei, er ist seiner Kunst, der Poesie und seiner Familie wiedergegeben. Und was tut er? Der Dichter, Sittenveredler und Apostel seines Volkes findet es nicht einmal der Mühe wert, seine Frau, die sich während seiner Gefangenschaft um ihn gesorgt und bekümmert hat, seinetwegen nach Petersburg gefahren ist, zahllose Schritte für ihn getan hat, auch nur flüchtig zu besuchen. Auch um seine Kinder schert er sich nicht — er trägt weit besseres Verlangen und eilt schnurstracks zu seiner Konkubine. So sieht also das »wahre Menschentum« aus, für welches Gorki »unentwegt« eintritt, so die »erhabene sittliche Gesinnung«, die er repräsentiert. Wir Arier pflegen uns ethisch hochstehende Persönlichkeiten etwas anders vorzustellen. Darum überlassen wir gern den Juden den Triumph, ihren Liebling befreit zu haben für — seine Zuhälterin.

Daß dergleichen geschrieben werden kann, halte ich für trauriger als die Einkerkerung des Politikers Gorki, der besser wußte, was er tat, als die libera-

len Protestler Europas. Ich halte es für einen viel roheren Eingriff in die Individualitätsrechte, als die Verhaftung eines Agitators in Revolutionszeiten. Und daß der liberale Dummkopf, der die Tatsache aus Gorkis Privat- und Familienleben hörte oder erfand und um der lieben »Nachricht« willen nicht unterdrücken konnte, sie nicht freisinniger beurteilt als der antisemitische Dummkopf, der sie glossiert, scheint mir gewiß. Es kommt einem manchmal grotesk vor, daß noch immer Versuche gemacht werden, der Masse einen Künstler einzubläuen, der sie ja doch enttäuschen muß, sobald sie erfährt, daß in seiner Häuslichkeit nicht alles in Ordnung ist. Ihre Ruh ist hin, ihr Herz ist schwer, ihr dreckiges Behagen ist vollends aufgerüttelt, wenn sie sehen muß, daß ein freigelassener Dichter nicht zu »Weib und Kind«, die im deutschen Gemüt ihren festen Platz haben und warten, eilt. Weib und Kind sind ohnehin schon ein Surrogat für das Mutteraug', das den Heimkehrenden doch erkannt hat. Und nun hört man gar, daß er ein Wiedersehen mit seiner schwer erkrankten Freundin einer Aussprache mit seiner robusteren Wäschebewahrerin, die ihm sicher nicht verloren geht, für den Augenblick vorgezogen hat. Aus Gründen, die vielleicht zwingender, jedenfalls privater Natur sind. Sofort verwandelt sich die Gefährtin in eine Konkubine, aus der Tiefe seines Jägernormalhemdes holt der deutsche Mann das Wort »Kebsweib«, und die Freundin wird von antisemitischen Ironikern mit Gänsefüßchen getreten, mit der abgestandensten Hohnlauge bespritzt — mit jenem »Sodawasser beim Wimberger«, dessen Wirkungen christlichsoziale Moralrichter an ihrem eigenen Leib schätzen gelernt haben . . .

* * *

Kunstförderung.

Das ‚Fremdenblatt' vom 5. März meldet:

Ein glänzendes Publikum wohnte der gestrigen Premiere der Operette »Kaisermanöver« bei. . . In der Hofloge hatten Ihre k. u. k.

Hoheiten Herr Erzherzog Friedrich mit Gemahlin Frau Erzherzogin Isabella Platz genommen... Ihre k. u. k. Hoheiten, welche der Premiere von Anfang bis zum Schlusse beiwohnten, folgten mit sichtlichem Interesse dem Gange der Handlung und gaben wiederholt Beweise ihres Beifalles. Nach dem letzten Fallen des Vorhanges ließ das erzherzogliche Paar den Direktor Aman, sowie die Herren Karl Blasel und Louis Treumann in die Hofloge berufen. Dem Direktor gratulierten die hohen Herrschaften zu dem schönen Erfolge der neuen Operette und äußerten sich in sehr anerkennender Weise über dieselbe. Das Buch sei sehr amüsant und auch die Musik habe ihnen sehr gut gefallen. Erzherzog Friedrich erinnerte sich, Blasel schon vor vielen Jahren in Preßburg kennen gelernt zu haben, und äußerte seine Freude darüber, den Künstler trotz seines Alters noch so agil zu sehen. Frau Erzherzogin Isabella bemerkte zu Direktor Aman, sie sei heute zum erstenmale in diesem Theater. Es tue ihr aber wirklich leid, daß sie nicht schon früher Gelegenheit gehabt habe, dieser Bühne einen Besuch abzustatten. Sie habe sich sehr gut amüsiert. Zu Herrn Treumann meinte die hohe Frau: »Am besten hat mir Ihr Couplet im zweiten Akt gefallen.« Ferner sagte die Frau Erzherzogin zu dem Künstler: »Es muß Ihnen aber recht schwer gefallen sein, im zweiten Akte über die Bäume zu klettern und dann herunterzufallen.« Beim Abschiede erklärten die hohen Herrschaften nochmals, daß sie sich sehr gut unterhalten hätten.

* * *

Die Affaire Marschall hat einen für die Ministeriellen betrüblichen »vorläufigen Abschluß« gefunden. »Ein modus vivendi«, so wird nach langem Kampfe verkündet, »wurde endlich darin gefunden, daß Professor Marschall etwa sich meldende Frequentanten der Medailleurschule in seinem Privatatelier unterrichten soll, so daß ein persönliches Zusammentreffen der übrigen Studierenden und auch der Professoren mit Marschall auf akademischem Boden vollständig ausgeschlossen erscheint«. Ein modus vivendi . . . Es möchte kein Hund so länger leben!

*

Daß Herrn Marschall eine Isolierbaracke angewiesen wurde, scheint auch Herrn v. Hartel recht zu sein. Um sich selbst zu retten, beginnt er bereits den Verkehr mit dem Freunde aufzugeben. Dazu scheint ihm die Broschüre des Herrn Baron d'Albon, in der Herr Marschall die ungeschicktesten Angriffe auf seine Angreifer verüben

ließ, ein willkommener Vorwand zu sein. Schon sehen wir ihn »über die Art der Abwehr, die man in diesem Fall gewählt habe, befremdet«. Bald wird Herr Marschall sich über Untreue zu beklagen haben. Einen holt bestimmt der Teufel! Aber die Akademie eröffne man erst, bis nach überstandener Quarantaine die letzte Gefahr einer Ausbreitung der Protektionsseuche beseitigt ist.

•

Die Verteidigungsschrift des Herrn Baron d'Albon, die sechzig Seiten umfaßt, wurde mir dieser Tage zugesendet. Ich kann die Lektüre des Umschlages empfehlen. Dort las ich, daß von dem Verfasser früher die folgenden Werke erschienen sind: »Kronprinz Rudolf. Sein Leben und Wirken«, »Unsere Kaiserin«, »So ist unser Kaiser!« und »Im Zeichen der Myrte. Beiträge zur Jugend- und Studiengeschichte der Erzherzogin Marie Valerie«.

Ranko der Held.

Von **Franz Herczeg.**

Ich ging zu Fuß von Szentpéter nach Szerbalmás. Das Tiefland ist dort flach wie eine Tischplatte.

Als ich die unabsehbar lange Birkenallee kreuzte, welche die Bauerngüter von der herrschaftlichen Domäne scheidet, schlug lauter Gesang an mein Ohr. Ein kleines Mädchen saß am Grabenrand, hütete ein gefleckes Kalb, das dort weidete, und sang dabei aus voller Kehle, aber mit viel musikalischem Gefühl ein Lied. Das kleine Mädchen war eine Serbin. Früher einmal war die ganze Gegend hier unten bis zur Donau serbisch; heute freilich liest der Pope nur mehr in vier oder fünf Dörfern die Messe. Die Serben hier haben ein ganz merkwürdig entwickeltes Talent für Musik. Zwei Knirpse, die sich hinter dem Zaun zusammensetzen, wissen ganz prächtig zweistimmig zu singen.

Von dem Liede des kleinen Mädchens verstand ich bloß so viel, daß es den Ruhm irgend eines Helden namens Ivan Ranko preise. Wer war dieser Ranko? Ich kenne die Geschichte und die Legenden dieser unteren Gegend so ziemlich genau, von einem Ranko aber hatte ich noch nichts gehört. War möglicherweise ein

Waffengenosse des großen Mark Królevics. Seltsam — im ungarischen Volke lebt nicht ein einziges der Lieder mehr, die einst zu Ehren Kinizsis, Toldis oder Hunyadis gesungen wurden, die serbischen Volksgesänge dagegen wissen heute noch von Helden zu berichten, die als türkische Söldner bei Angora gegen die Mongolen kämpften. Es sind recht monotone, schwermütige Melodien, die Texte aber entbehren nie poetischer Schönheit.

Ich sprach das kleine Mädchen an; dieses aber wurde sehr verlegen, sprang auf und lief lachend dem Kalbe nach. Sie hatte wirres Haar und trug einen roten, bis zum Knie reichenden Rock; ihr Laufen aber zeigte so viel unbewußte Grazie, daß ich an die den Schmetterling verfolgende Psyche denken mußte. Der Schmetterling war hier allerdings durch ein scheckiges Kalb mit rührend einfältigen Glotzaugen ersetzt.

Bei der herrschaftlichen Mühle traf ich den Verwalter. Er war Serbe und die vielen stillen Winterabende hier draußen hatten ihn allmählig zu einem der Belesensten im Komitate gemacht. Er kam eben aus der Mühle. Seit zwei Jahren mußte er jeden Montag dorthin, um Marsics, den Müller, fortzujagen. Seit Jahren betrank sich nämlich Marsics jeden Sonntag bis zur Bewußtlosigkeit; in diesem Zustand war er total verrückt und gelobte brüllend, die Herrschaft demnächst erschießen zu wollen. Montag bat er dann den Verwalter unter Tränen um Verzeihung und schwor, daß sich derartiges nie wieder ereignen solle. So kamen die Beiden ganz gut miteinander aus.

Das Gesicht des Verwalters war noch rot vom Ärger.

— Furchtbar, was Einem der Kerl zu schaffen gibt! Na aber diesmal gibts keinen Pardon! Jetzt fliegt er hinaus und wenn er Hungers stirbt . . .

Es wird nichts so heiß gegessen — dachte ich mir. Auch ist die Mühle heute nicht gerade leicht zu verpachten.

Ich wollte das Gespräch von Marsics, dem jetzt sicher wieder der Schädel brummte, ablenken und fragte:

— Kennen Sie die serbischen Volkslieder, die hier gesungen werden?

— Hab' was Klügeres zu tun, als mich darum zu bekümmern — meinte er, noch immer schlecht gelaunt.

— Da wissen Sie also auch nicht, wer Ivan Ranko ist?

— Das sollte ich nicht wissen? Er arbeitet doch bei mir und ist drüben in Almás zu hause.

— Ranko, der Held? Von dem das Lied meldet?

— Ach was — hierzulande wird sehr bald von Einem gesungen.

— Und weshalb ist Ranko ein Held?

— Er hat seine Frau erschlagen — zwei Jahre mögen's her sein.

— Da sitzt er jetzt wohl im Zuchthaus?

— I wo! Kein Geschworener in der Stadt hätte den Mut, den Angeklagten schuldig zu sprechen, den das Volkslied einmal zum Helden gemacht hat. Übrigens war ich in dem Prozesse damals selbst Geschworener.

— Und Sie haben ihn auch freigesprochen?

— Natürlich!

— Erzählen Sie doch, wie trug sich der Fall zu?

— Ranko heiratete eine rumänische Dirne aus Gesztenyés drüben. Solche Heiraten sind bei uns ziemlich selten — die hiesigen Bauern haben für ihre rumänischen Brüder nicht viel übrig...

— War sie wenigstens schön?

— Na — so! Die Mädchen aus Gesztenyés sind alle gleich. Nicht häßlich, aber so — wie soll ich sagen — sie haben so wässerige, schwarze Augen und große, weiße Zähne. Mit fünfundzwanzig Jahren sind sie alte Weiber... Die Bauernweiber hier tragen alle Lasten auf dem Rücken, die aus Gesztenyés aber Alles auf dem Kopfe; daher ihre kerzengerade, stolze Haltung...

— War natürlich ein schlechtes Ding, das Mädel?

— Wie alle aus Gesztenyés. Die Rumänen im Krassóer Komitat, die durchwegs gute Landwirte und ehrsame Bauern sind, verachten das Dorf nicht ohne Grund. Was mich betrifft, so glaube ich freilich, daß die Verderbtheit dort nur den sommerlichen Badegästen aufs Kerbholz zu schreiben ist... Ranko heiratete im Herbst und im Frühjahr darauf hatte ihn Milka — so hieß das Weibsbild — schon stehen gelassen. 'Irgend einem jungen Burschen zu Liebe. Den ganzen Sommer hindurch hauste das nichtsnutzige Paar draußen in einer leerstehenden Wächterhütte...

— Hatte Ranko die Frau gern?

— Weiß Gott! Das Bauernvolk ist in solchen Dingen schamhafter als man glaubt und schwer zu durchblicken... Wissen Sie, was ich mir oft denke? Wenn so Euere litterarischen Bauern aus den Volksstücken, die von Liebe und Liebesgram singen — wenn die einmal in die Dörfer herkämen — — die Leute würden sie für wahnsinnig halten... Ich weiß nur so viel, daß Ranko jeden Sonntag nach der Messe zu jener Wächterhütte hinaufging und seine Frau bat, zu ihm zurückzukommen. Von Liebe wird er wohl nicht viel gesprochen haben, sondern eher von seiner Kuh, den zwei Ferkeln und dem Geflügel, mit dem er ohne Frau nicht fortkomme... Milka aber lachte ihm ins Gesicht...

— Ein so schlapper Kerl war der Held?

— Noch viel schlapper... Im Herbst mußte der Galan Milkas zum Militär einrücken und da kam dann die Frau ungebeten nach Hause. Ranko empfing sie mit offenen Armen. Der arme Kerl arbeitete damals wie ein Lasttier, nur um die Frau mit buntem Tand behängen zu können... Im Frühjahr darauf lief sie ihm wieder davon. Damals verdingte sie sich beim Verwalter der Radványschen Herrschaft als Magd oder dergleichen... Der Ver-

walter war ein hübscher, junger Mensch, so eine Art Dorf-Don-Juan... Ranko stahl sich nun jeden Sonntag vor die Türe des Verwalters, und wenn es irgendwie anging, sprach er Milka wieder von der Kuh, den Ferkeln und dem Geflügel... Im Winter heiratete dann der Verwalter die Tochter eines Weinhändlers aus Krassó, und die junge Frau hatte natürlich nichts Eiligeres zu tun, als Milka fortzujagen...

— Und Ranko nahm sie wieder zurück.

— Freilich. Nicht nur diesmal, sondern noch in vier ganz ähnlichen Fällen. Denn bei der Hauptverhandlung wurde nachgewiesen, daß Milka — von allem Übrigen abgesehen — ihrem Manne im ganzen sechsmal davongelaufen war. Ihr letzter Geliebter war wieder jener Verwalter. Der hatte sich nämlich mit seinem Schwiegervater wegen der Mitgift entzweit und ihm im Ärger seine Tochter zurückgeschickt... Damals stolzierte Milka für kurze Zeit noch einmal in der Verwalterwohnung einher... Auch das nahm dann ein Ende, als der Verwalter sich mit seiner Frau und deren Vater versöhnte und jenseits der Donau ein Gut pachtete... Milka bekam damals eine schöne rotseidene Schürze und war mit einem Male wieder bei Ranko... Damals sah es so aus, als hätte sie das liederliche Umhertreiben satt bekommen. Sie kümmerte sich nicht mehr um die jungen Burschen, saß ruhig bei ihrem Mann und besorgte auch das Hauswesen...

— Und warum mußte sie dann doch sterben?

— Hm... Damals bei der Hauptverhandlung hab' ich die Sache begriffen... heute kann ich's Ihnen nicht mehr recht erklären. Diese Südslaven sind eben eine ganz andere Rasse als unsere ungarischen Bauern... Es gibt vielleicht kein zweites Volk, das soviel zu erdulden vermag, aber auch keines, das beim allergeringsten Anlasse so zu toben beginnt... Im Übrigen glaube ich fast, daß diese Leute in höherem Maße unter der Macht jener geheimnisvollen Kräfte stehen, die man insgesamt als Schicksal zu bezeichnen pflegt... Zu jener Zeit feierte irgend ein Verwandter Rankos im Dorf seine Hochzeit, wobei es, wie Sie wissen, hierzulande immer hoch hergeht. Auch Milka hatte sich in Gala geworfen und jene rotseidene Schürze angelegt, die sie vom Verwalter bekommen. Ranko war diese Schürze ein Dorn im Auge, und es gab so einen kleinen Streit. Milka aber, wiewohl sie ihm gerade damals in allem gehorchte, gab nicht nach und ging schließlich allein zur Hochzeit... Die rote Schürze hatte sie anbehalten...

— Und Ranko?

— Ranko ging in den Stall, schärfte sein Beil, ging dann seiner Frau nach und erschlug sie vor den Augen der versammelten Hochzeitsgäste. Als sie tot dalag, löste er ihr die rote Schürze vom Leibe, trug diese in die Küche und verbrannte sie. Dann küßte er Milka sowie alle, die zugegen waren, sagte nichts als: Serbische Brüder, betet für mich! und schritt geradenwegs zur

Gendarmerie. Vor Gericht verteidigte er sich damit, daß ihm sein Herz befohlen habe, so zu handeln ... Bei diesen serbischen Bauern kommt alles aus dem Herzen ... ihre Kraft, ihre Ehre, ihre Seele ... selbst der Hunger nagt ihnen nicht so sehr am Magen, wie am Herzen ... Der Staatsanwalt fragte ihn, weshalb denn sein Herz stumm geblieben sei, solange Milka sich mit anderen Männern umhergetrieben habe, aber Ranko wußte darauf nichts zu antworten. Die Geschworenen aber verstanden ihn auch so und sprachen ihn frei und auch das Volk verstand ihn und preist ihn im Liede ...

Wir waren während dieses Gespräches ins Dorf gekommen. Ich nahm die Einladung des Verwalters an und kehrte bei ihm ein.

Vor seiner Wohnung standen ein Dutzend Bauern umher, die geduldig hier auf ihn gewartet hatten.

— Sie haben Glück — meinte er — dort steht gerade der »Held«!

Er wies auf einen kleinen, schmächtigen Bauern, der, die Mütze in der Hand, bescheiden bei den übrigen stand. Er trug wie die anderen ein Bauernhemd, eine weiße Filzhose mit schwarzer Verschnürung und Bundschuhe mit roten Riemen. Der Verwalter sprach ihn mir zu Liebe an:

— Nun, Nachbar Ranko, kommst Du morgen mit dem Wagen herein?

— Ich kann hereinkommen, Herr.

— Und was verlangst Du Taglohn?

— Was der Herr mir mit gutem Herzen gibt.

Ich fand diese Antwort recht merkwürdig; denn es gibt auf der Welt niemanden, der so gern feilscht, wie die Fuhrleute dieser Gegend.

— Und wenn der Verwalter mit gutem Herzen garnichts geben will? — nahm ich jetzt das Wort.

— Dann mach' ich die Fuhre um Christi Liebe willen — antwortete Ranko und sah mich mit seinen großen Augen ernst an.

Ich wollte ihm eine Zigarre geben, er nahm sie aber nicht an.

— Wie willst Du aber leben, wenn Du den Reichen umsonst arbeitest? — fragte ich weiter.

Ranko erwiderte mit leise singendem Tonfall:

— Der Herr, der die Lilien kleidet auf dem Felde ...

— Ich sehe schon, Freund Ranko, Du bist Nazarener ...

— Ich habe das ewige Licht erblickt!

— Der arme Mensch hat sich eben nach seiner Art mit seinem Gewissen auseinandergesetzt — sagte ich ungarisch zum Verwalter.

Wir gingen ins Haus. Auf der Treppe blieb mein Wirt stehen.

— Ich muß Ihnen etwas sagen, was recht komisch klingt. Wenn ich damals bei der Hauptverhandlung Ranko schuldig spreche, so zündet man mir unfehlbar das Dach über dem Kopfe

an. Wenn ich aber jetzt hinuntergehe, und ihn halb tot prügle, so wird ihn morgen das ganze Dorf auslachen und mir wird durchaus nichts geschehen. Auch das Heldenlied von Ranko wird mit genau derselben Begeisterung weitergesungen werden . . .

— Und was folgt daraus?

— Daß der Heldenruhm nicht Rankos Besitz ist, sondern der des Volkes. Das Volk dürstet nach Helden. Und da es keine bekommt, so hilft es sich eben, so gut es kann . . .

Im Vorzimmer begrüßte uns ein Kanarienvogel mit lautem Singen. In der anstoßenden Küche stand ein Mädchen vor dem Waschtrog und sang das traurige Lied von Ranko, dem Helden.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kriminalist. Die Herren Feigl und Pollak haben neulich einem jungen Mädchen die Unschuld geraubt. So und nicht anders kann man's nennen. Dies Wort, mit dem die Menschheit ihren Virginitätsschacher pathetisch verkleidet, muß endlich aus dem Marktverkehr der Geschlechter auf jene sadistischen Gewaltakte übertragen werden, die heute einzig noch das Gefühl bewegen und die Tragik des Opfers begreifen lassen: auf die Strafjustiz, die sich am jungen Leben vergreift. Herr Pollak, der Staatsanwalt, hat eine neunzehnjährige Näherin angeklagt, weil ein Betrüger ihrer Schwesterliebe die letzten Arbeitsgroschen für ihren angeblich notleidenden Bruder, der in einer Militärstrafanstalt sitzt, entlockt hatte. Hat sie wegen »Verbrechens der Verleitung und des Beistands zu einem Militärverbrechen« angeklagt. Unkenntnis des Militärstrafgesetzes schützt in diesem Irrenhaus Österreich auch ein junges Mädchen nicht vor Strafe. Herr Feigl hat sie zu vierzehn Tagen Kerkers verurteilt. Die Kenntnis des Gesetzes wird Herrn Feigl nicht vor der Strafe der Gewissensqualen schützen, wenn dereinst seine Opfer vor einer höheren Instanz die Berufung anmelden sollten. Dies lasset uns hoffen!

Dialektforscher. Der Wiener Volksmund sollte einmal einem Sprachreiniger zur Behandlung überlassen werden. Nicht immer nur den Spezialisten Pötzl und Chiavacci, die gerufen werden, so oft ein Bezirksrichter nicht bloß die Ehre zweier Knochensammlerinnen, die einander beleidigt haben, reparieren, sondern auch den Sinn der beleidigenden Worte verstehen will. Diese sachverständigen Herren versehen ihr Übersetzeramt noch sachkundiger als jener norddeutsche Theatereinrichter der Reclam-Bibliothek, Herr Friedrich Wittmann, der in einem Nestroyschen Stück hinter dem Ausdruck »Beuschl« kurz entschlossen das Wort »Tee« in Klammern hingesetzt hat. (Was er sich gewiß überlegt hätte, wenn es sich bei jener Stelle etwa um das bekannte »Herausreißen« des Beuschels gehandelt hätte.) Sie nehmen 's gewissenhafter. Und so lesen wir denn jahraus, jahrein, Herr Pötzl habe vor Gericht das Wesen eines »G'scherten«, Herr Chiavacci die Bedeutung eines »G'flickten« erklärt. Aber der Wiener Volksmund spricht nach wie vor undeutlich.

Oder er sagt etwas anderes und meint etwas anderes. Und neulich hat ihm gar der Oberste Gerichtshof darin Recht gegeben. Wenn der Volksmund »Louis« sagt, meint er nicht doch vielleicht Ludwig? Nein, weit gefehlt; er meint: Alois. Ein spassiger Gerichtssaalbericht erzählt: es: »Einem Kaufmanne, der den Vornamen Alois trägt, wurde die Registrierung seiner Firma verweigert, weil er den Vornamen Louis in das Handelsregister eingetragen wissen wollte. Das Handelsgericht gab der Vorstellung des Firmawerbers keine Folge, weil die Firma, deren Registrierung angestrebt wird, nicht den richtigen Vornamen des Einschreiters, nämlich Alois, sondern den mit Ludwig gleichbedeutenden Vornamen Louis enthalte, welcher dem Firmaträger gar nicht gebührt und der daher auch zu einer näheren Bezeichnung seiner Person nicht dient. Das Rekursgericht bestätigte die Entscheidung. Der Oberste Gerichtshof hob diese Beschlüsse auf, weil sich der Name ‚Louis' als eine im bürgerlichen Leben allgemein bekannte und gebräuchliche Bezeichnung für ‚Alois' darstelle, daher als der richtige Vorname des Firmawerbers angesehen werden müsse.« Man sieht, in der Wiener Mundunart ist nicht so leicht auszulernen. Immer neue Überraschungen. »Mir san mir«. Oder auf französisch: »l'État c'est moi«. Was bekanntlich ein Ausspruch ist, der Alois XIV. zugeschrieben wird.

Leser. »Im Morgenblatt vom 25. Februar«, schreiben Sie, »leistet sich die ‚Deutsche Zeitung' ein gelungenes stilistisches Kunststück. Im Leitartikel werden die Kostenüberschreitungen bei den Alpenbahnen besprochen, und der Autor bedeutet den Abgeordneten, sie werden ‚acht haben müssen, nicht Mücken zu sein und Elefanten zu schlucken'. Nun ist mir«, schreiben Sie, »wohl die Mahnung bekannt, man solle nicht aus einer Mücke einen Elefanten machen. Dagegen glaube ich, daß man nicht erst darauf acht haben müsse, selbst keine Mücke zu sein, und noch weniger darauf, als solche keinen Elefanten zu schlucken«. Ich bin zu sehr Gemütsmensch, um jemanden leiden sehen zu können; und so will ich Sie denn von der drolligen Unkenntnis der Bibel, in die Sie sich mit der ‚Deutschen Zeitung' christlich teilen, sofort kurieren. Ich habe das Blatt angesehen und fand wirklich den Satz darin: »nicht Mücken zu seien und Elefanten zu schlucken«. Zu seien, nicht zu sein. Das ist nämlich ein Unterschied. Wenn Sie jetzt noch statt seien richtig seihen (oder seigen) setzen, so werden Sie wissen, daß von »sickern lassen«, »filtrieren« oder dgl. die Rede ist. Daß man Mücken seihen kann, ist unbestreitbar. Jetzt ist nur noch die Frage, ob man Elefanten schlucken kann. Das wäre erst dann der Fall, wenn es möglich wäre, aus einem Elefanten eine Mücke zu machen, die man natürlich nicht nur seihen, sondern auch, wenn's beliebt, schlucken kann. Elefanten kann man nicht schlucken. Das hat aber auch niemand verlangt. Kamele z. B. kann man auch nicht schlucken. Dennoch warnt ein Bibelwort ausdrücklich davor. Es lautet zu Ihrer und der ‚Deutschen Zeitung' Belehrung: »Ihr verblendete Leiter, die ihr Mücken seiget und Kamele verschlucket«. Jesus sprach's zu den Schriftgelehrten und Pharisäern. »Mücken seigen und Kamele verschlucken« ist als

Bezeichnung pedantischer Mühe in kleinen und Sorglosigkeit in großen Dingen sprichwörtlich geworden. Hoffentlich trifft mich selbst der Vorwurf nicht. Ihr Schreiben hat zu einer Antwort — und ich antworte so selten unter den »Antworten des Herausgebers« — allzusehr verlockt: dieser Protest eines Lesers, der ein Sprichwort nicht kennt, gegen einen Schreiber, der es mit einem andern Sprichwort zusammenwirft. Daß die Bildung des Publikums, auch jenes, das seiner Presse überdrüssig wird, ganz und gar von der Journalistenbildung abhängt, zu zeigen, ist gewiß nicht uninteressant. Es sind nicht Mücken, die hier gesiehen werden. Im Gegenteil: es sind die Kamele der Tagespresse.

Spaßvogel. Um die Mitte dieses Monats soll — so will ein menschenfreundliches Gerücht wissen — die ‚Deutsche Zeitung' zu erscheinen aufhören. Bald werden wir also, wenn wir daran glauben sollen, keinen Masaidek mehr haben. Wie ein höchstes Anspannen aller Kräfte, wie ein stolzer Versuch, im Letzten das Beste zu geben, damit die Welt die Schwere ihres Verlustes ermesse, wie das jauchzende Justament eines Frohsinns, der zum Teufel fährt, wirken die Gedankenblitze, die uns neulich den Sonntag erhellt haben. »Da habt's mein letztes Kran'l!« Bald wird der Sprühgeist schweigen, der Wendungen hervorzaubern konnte wie die folgenden: »In Brüx haben bei der Stichwahl die Schönerianer für den Kandidaten der Würfelzuckerpartei gestimmt. Brüx ist überhaupt eine schöne Gegend.« »Der amerikanische Professor Dr. Osler behauptet, im sechzigsten Jahre könne ein Mensch nichts besseres tun, als mittelst Chloroform in ein besseres Jenseits eingehen. Das erinnert mich an den tiefsinnigen Ausspruch eines Hühneraugenschneiders im Esterhazy-Bad, der zu sagen pflegte: ‚Älter als fünfzig Jahr soll kein Mensch werden. Wann ich fünfzig Jahr' alt werd', so häng' ich mich auf!' Er wurde aber 67 Jahre alt, bevor er seinem Leben freiwillig ein Ende machte.« »Man braucht gerade kein Betbruder oder ein altes Kerzelweib zu sein, um die Art und Weise, wie mit dem Leichnam Erich Hartlebens verfahren wurde, schändlich zu finden.« »Maxim Gorki begab sich sofort nach seiner Freilassung zu seinem Kebsweib nach Riga. Er tat dies in solcher Eile, daß er nicht Zeit fand, seine rechtmäßige Frau zu besuchen, die mit drei Kindern bei einem ‚Freunde' weilt, der sie hoffentlich über den Verlust des Gatten trösten wird.« »Daisy Minor! Wie schön das klingt! Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, so müßte ich auch ‚Daisy' heißen.« ... Und damit soll's zu Ende gehen? Wir können's und wollen's nicht glauben. Es ist ja möglich, daß sich der Schlaf der Leser und der Tod der ‚Deutschen Zeitung' demnächst als Zwillingsbrüder erkennen werden. Aber F. P. Masaidek darf nicht obdachlos sein. An dieser Stelle werden, wenn sie sich auf der Höhe halten, seine Aperçus — er möge sie mir als Manuskript senden — jederzeit gern gebracht werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 176, 28. Februar): Koerber, Bismarck und Presse. — Die Mehrauslagen. — Der Fälscherprozeß. — Die Lage der Richter in Österreich. — Die Briefe der Prinzessin von Coburg. — Affaire Marschall. — Der gefallene Mann. — Otto Erich's Freund. — Die Ironie des ‚Deutschen Volksblatts'. — Concordiaball-Bericht. — Was hat er angehabt? — Aus Oscar Wilde. — Ein ungedrucktes Epigramm von Daniel Spitzer. — Antworten des Herausgebers (Schmockperlen; Die Redouten; Aus Prag; Eine Verlegerreklame; Die Broschüre des Herrn Probst; Vom Konsumverein; Dem dummen August; Dem klugen August. — Berichtigung.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
» »	18	»	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 7.—
» » »	18	»	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » »	18	»	»	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Nr. 178 25. März 1905 VI. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverschleiß Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung
oder beim Verlag

Schuster & Loeffler
BERLIN S. W. 11.

Die Fackel

Nr. 178 WIEN, 25. MÄRZ 1905 VI. JAHR

Wien war für eine Woche ganz und gar in »Seelenvollheit« versunken. Das neue Wort stammt von Ellen Key, die orpheusartig die wildesten Wiener Bestien der verschiedensten Parteirichtungen zum Aufhorchen zwang. Sie einigten sich auf das Programm der Seelenvollheit. Wenn man die liberale Presse las, so mochte man wähnen, daß es ihr nie um etwas anderes zu tun gewesen sei, als um die Erhaltung der idealsten Güter der Menschheit, und das ‚Deutsche Volksblatt' gebärdete sich als eine der ältesten Key-Firmen. Aber ganz gepachtet hatten den Gast unsere Sozialpolitiker, Sozialwissenschaftler, Sozialethiker, kurz jene, so es sich zum Beruf gemacht haben, die Langeweile dieses Lebens noch um ein Erhebliches zu vermehren. Greuliche Standpunktmenschen, Menschen, die nur einen Standpunkt und keinen Horizont haben, mit den völlig Urteilslosen, die bloß die Sensation lockt, zur Seelenandacht und zur Anbetung des Mütterlichkeitsideals vereinigt. Es war für eine Woche zu viel. Aber die Seelenvöllerei jener Kreise, in denen das Wort Monogamie mit »Einheirat« übersetzt wird und die sich im Inseratenwege nach jenen »sympathischen« Vorbedingungen erkundigen, die das Glück der kommenden Generation garantieren, könnte einem auch die freundliche Erregerin des Taumels unleidlich machen. Mir vermag schon die leichte Faßlichkeit ein Ideal zu entwerten: das hohe Lied von Mütterlichkeit und Kindesseele spielt jedes Gedankenwerkel.

Mit der Stärke des Widerstandes wächst, bei Unmöglichkeit eines Martyriums schwindet der Wert des Ideals. An einem Ideal darf nichts erreichbar sein, als das Martyrium. Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten und darf nicht hoffen, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden. Der Philister vermag nur im Stofflichen die Idealität zu entdecken, darum nie etwa dem — im Schillerjahr sei's ausgesprochen — himmel- und höllestürmenden Idealismus eines Frank Wedekind auf die Spur zu kommen. Und unsere Jugend scheint vor allem auf die Bequemlichkeit ihrer utopischen Wege, auf die Erreichbarkeit ihrer Ideale zu sehen. Wie viel Fett hat sie in wenigen Jahren angesetzt! Ihre »warmen Jünglinge« nannte Ellen Key die Studenten, die sie — im Herzen schon Familiengründer — sozialethisch angetoastet haben. Aber ihre Wärme ist nicht Feuersglut, sondern die Ofenwärme des Heims und die Brutwärme der Familie.

Zum warmen Jüngling wird auch, wer einst die Lügenberge der Menschheit mit dem Dynamit selbsterlebter, selbsterlittener Wahrheit sprengen wollte und nun sich bescheidet, an den Einrichtungen der bürgerlichen Gesellschaft programmatische Reparaturarbeit zu leisten. Kein Typus ist unsympathischer als der in die Sozialdemokratie eingefriedete Anarchist. Hören wir ihn — ‚Arbeiterzeitung' vom 18. März —, wie er Ellen Key's Wort gegen sich selbst zitiert: »Die meisten Menschen sind schon in mittleren Jahren geistig fett oder mager geworden, sie sind verhärtet oder vertrocknet, und mit vollem Rechte sieht die Jugend sie mit kalten, unsympathischen Blicken an«. Schwung braucht der Mensch. Ellen Key sei ohne Skeptizismus. »Ein Dichter, der über die Wirkungslosigkeit seiner Worte nachdächte, könnte um allen Schwung kommen; ein Lehrer, der sich sagen würde, daß heute die Prostituierte oft eine entscheidendere Erziehung auf den

Großstadtjüngling ausübt, könnte leicht seinen heißen Berufseifer verlieren«. Es braucht kein revolutionärer Geist vom Grabe herzukommen, um das zu sagen; um zu beklagen, daß das »Laster« seelenbildender sein kann, als eine Lebensführung im Dienste einer abgekarteten Moral. Aber Ellen Key ist wenigstens so vernünftig, einen individuellen »Willen zum Besserwerden« vorauszusetzen. Ein Sozialdemokrat könnte das nicht. Er ruht auf einer »sozialen Grundlage« und vollzieht selbst den Beischlaf auf ihr. Ellen Key, sagt er, vergesse, wenn von der Beseitigung von Lastern die Rede ist, daß »Laster und Tugenden gesellschaftliche Produkte sind wie Anilin und Zucker, wie Emile Zola auf das erste Blatt seiner ‚Nana' schrieb«. Das dürfte ein Mißverständnis sein. Ich habe weder die »Nana« noch Taine, dessen Wort Zola zitiert, zur Hand. Aber abgesehen davon, daß Anilin und Zucker nur dann gesellschaftliche Produkte sein können, wenn die Fabrik, in der sie erzeugt werden, einer Aktiengesellschaft gehört, glaube ich auch nicht, daß Taine sich Laster und Tugenden als »gesellschaftliche« Produkte gedacht und damit jenem unpsychologischen Determinismus das Wort geredet hat, der verbohrter ist als die Auffassung, die sie unter das Joch persönlicher Verantwortung beugt. Es braucht auch kein Revolutionär zu kommen, um uns zuzurufen: Seid fruchtbar und vermehret euch! Ellen Keys Weltanschauung habe ursprünglich den Ausgangspunkt »das Kind« gehabt. »Schon dies sicherte ihren Gedanken den Beifall der Welt.« Ein Erfolg in den Augen des Weltumstürzers? Ja, er bekennt: »Mag alle Heiligkeit, alle revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden sein, der Gedanke an das Kind ist selbst in dem am meisten verwüsteten, stumpf und schmutzig gewordenen Innern des Menschen von heute heil und heilig geblieben. So kaput, so fertig, so stumm in der Seele ist fast niemand, daß der Gedanke an das Kind nicht sehnsuchterweckend

wirken würde.« Fecondité-Stimmung, der sich Sozialdemokraten gern hingeben, nur daß sie sich dabei den Segen des Priesters wegdenken. Aber ist nicht gerade der »Gedanke an das Kind«, der doch nicht auf alle Menschen befeuernd wirkt, ist nicht diese bürgerliche Gattungstreue ein Beweis dafür, daß die »revolutionäre Sehnsucht aus den Herzen geschwunden« ist?...

Wien hat seelengevöllert. In allen Lagern. Die Bekenner ästhetischer Werte aber hatten das Nachsehen. Und wer bisher geglaubt hatte, daß der Zenith weiblicher Vollkommenheit erreicht sei, wenn sich Veränderlichkeit in tausend Formen der Anmut spiegelt, während der Mann seines Wesens feste Prägung offenbare, ward eines Besseren belehrt, und die Häßlichkeit empfing die tröstende Botschaft, daß für die Frau, ausschließlich für die Frau, Goethe's Wort gelte: »Nichts scheinen, aber alles sein«... Ich aber sage Euch: Nur wer goetheisch denkt, darf Goethe zitieren. Denn es steht geschrieben: Du sollst den Namen Goethes nicht eitel nennen!

Die Wiener Straße.

»Vor dem Strafrichter des Bezirksgerichtes Josefstadt, Gerichtssekretär Dr. Schachner, hatte sich gestern eine Witwe, Mutter von fünf Kindern, wegen Bettelns zu verantworten. Der Mann der armen Frau war am 6. März v. J. gestorben und ließ sie mit den Kindern vollständig mittellos zurück. Richter: Warum haben Sie gebettelt? — Angekl.: Ich war in so großer Not, daß ich für das Kind keine Milch hatte. — Richter: Wie viel Kinder haben Sie? — Angekl.: Fünf. — Der Richter verurteilte die Frau, die wegen Bettelns bereits dreimal vorbestraft ist, zu vierundzwanzig Stunden strengen Arrests. Als mildernd nahm er dabei ihre Notlage an. ‚Aber

kommen Sie mir nicht mehr', rief er der Angeklagten zu, ‚sonst sperre ich Sie drakonisch ein!'«

Die Justiz und der Straßenbettel sind Wiener Miseren. Und ihre Vereinigung läßt uns unser Elend doppelt empfinden. Der Wiener Straßenbettel ist ein Skandal, auf den bloß jene Lokalpatrioten stolz sind, die jede Wiener Unart zur Eigenart umfälschen möchten. In Wahrheit ist der antisemitische Straßendreck nicht reiner, der antisemitische Staub nicht gesünder als der liberale. Und die Bettelei hat in einer Weise überhand genommen, die jedem Italienreisenden, der aus dem Norden kommt, das Ziel seiner Sehnsucht bereits in unserer Mitte erreicht scheinen läßt. Es gibt kaum mehr eine elegantere Straße, in der einem nicht, wie Bremsen dem Pferde, bettelnde Kinder an die Waden prallten, dutzendweise und nicht mehr wegzubringen. Vor den Türen der Kaffeehäuser warten sie, hängen sich dem Heraustretenden an die Rockschösse und sind bloß durch Geld, nicht durch böse Worte zu vertreiben. Keine hohle Gasse Wiens ohne Armgard, die sich mit einer Schar von Kindern den Passanten in den Weg wirft, und keiner, der sich bei solchem Anblick nicht als hartherziger Landvogt fühlte. In allen Formen wartet das Elend auf, hüpft, rollt, stelzt durch die Straßen, und der Staat, der die Nerven seiner Bürger stündlich den quälendsten Eindrücken preisgibt, gibt sich in der Gestalt des eisgrauen Kriegers selbst preis, der die hohle Mütze demütig vor eine medaillengeschmückte Brust hält. Wenn's dem Staat zu bunt wird, wenn ihm sein Elend über den Kopf wächst, schickt er seine Polizisten aus, seine Bettler zu verhaften. Aber nicht jeder Richter gleicht Herrn Schachner; die meisten schöpfen ihr Urteil aus dem »unwiderstehlichen Zwang« zum Betteln und nicht bloß aus dem unwiderstehlichen Zwang zum Strafen; sie lassen den Armen nicht schuldig werden, sondern lassen ihn laufen, oder — je nachdem — humpeln, kriechen, davonhüpfen. Ob der

Bettler am selben Tag oder erst am nächsten wieder an der Straßenecke steht, verschlägt dem einsichtsvollen Richter nichts. Herr Schachner hält offenbar den Besitz von Kindern für einen Erschwerungsgrund, für den er die Nuance des »strengen« Arrest, den er nächstens noch »drakonisch« überbieten will, ersonnen hat. Herr Schachner ist ein Ausnahmsfall. Aber warum lehnen es die anderen Richter nicht endlich kategorisch ab, das Elend strafrechtlich zu sanieren? Warum belehrt nicht einer in der Begründung seines Freispruchs die Polizei über die Aussichtslosigkeit der Bettlerarretierungen, mahnt sie nicht zu besserer Anwendung ihrer Zeit und ihres Arbeitseifers? Ein Knabe glaubte einst der Donau durch Zuhalten ihrer Quelle mit dem Daumen ein jähes Ende zu bereiten. Der Staat, dieser alte Knabe, ist noch dümmer: er geht nicht einmal auf die Quelle zurück, sondern möchte den Strom löffelweise ausschöpfen. Das Bild stimmt nicht ganz; denn die Quellen des Straßenelends ließen sich wohl, wenn Staat und Stadt einträchtigen Willens wären, verstopfen. Freilich, die Armut scheint in Wien so unpraktisch wie der Staub bekämpft zu werden. Wer kennt sie nicht, die berühmte Kehrichtwalze? Sie ist dem Nachtleben Wiens so unentbehrlich geworden, wie etwa Maxim oder Brady. Das Sinnbild des »Drahns«. Den Staub des Tages, der auf der Straße ruhig lag, treibt sie in die Lüfte. Sie bekriecht den Kärnthnerring; aber sie hüllt die ganze innere Stadt in eine Staubwolke. Natürlich nur bei trockener Witterung. Wenn's regnet, fährt der Spritzwagen auf. Ich weiß, die Kommunaloffiziösen werden mich belehren, berichtigen, beschimpfen. Aber ich schwöre, daß ich's nie anders gesehen habe. Und nie etwas anderes in diesen Maschinen als die Symbole österreichischer Sinnlosigkeit, wienerischer Umständlichkeit und Gschaftlhuberei, mit einem Wort, die Methode, Staub aufzuwirbeln und nichts zu erreichen. Nichts? Doch: eine Ausbreitung der Tuberkulose, mit der die Anschaffung von Spucknäpfen nicht Schritt halten

kann. Die »Schutzvorrichtung« der Straßenbahn gehört natürlich in die Reihe dieser Symbole. Sie tötet. Der Staub aber ist beneidenswert, weil er auch in der heißesten Sommerszeit auf eine Luftveränderung rechnen kann. Der Wahlspruch quieta non movere wird nicht dem Staub, bloß dem Dreck gegenüber praktiziert. Jüngst ist einer im Wiener Straßenkot, also im »Weichbild Wiens«, erstickt. Oder vielmehr, wie ich sofort selbst berichtigen will, nicht im Wiener Straßenkot, sondern in einem epileptischen Anfall. Die Bezirksvertretung hat das »festgestellt«. Nur leider die Frage offen gelassen, ob auch auf trockener Straße die Epilepsie zum Erstickungstod führt und ob, wenn dies der Fall ist, ein Symptom dieser Krankheit etwa darin zu erblicken wäre, daß sich in der Rachenhöhle des Sterbenden Straßenkot bildet... Solche Mysterien birgt gewiß auch die Wiener Armenpflege. Sie wird mit dem Strafparagraphen betrieben, wie die Staubabfuhr mit dem Kehrichtwagen, und so wahr die Epilepsie an dem Straßenkot schuld ist, so ist das Elend eine Folgeerscheinung des Bettels, den man darum mit Stumpf und Stiel — Körperstumpf und Holzstiel — ausrotten muß. Durch Arretierung der Bettler wird die Armut am gründlichsten beseitigt... Ein Shakespearischer Narr, dessen Weisheit allen Anomalien der Zeit die Norm wiederfindet, gebraucht das Bild von der albernen Köchin, die die Aale lebendig in die Pastete tat; »sie schlug ihnen mit einem Stecken auf die Köpfe und rief: hinunter, ihr Gesindel, hinunter!«

* * *

In der ganzen Debatte über den »Fall Hangler«, in der der Anklage eine ausnahmsweise sachkundige Verteidigung gegenüberstand, ist nur ein Wort vorgekommen, das innere Wahrheit über den Streit der

Meinungen emporhebt. »Als Hangler am 17. verschieden war«, so wurde gesagt, »hat die Mutter dem Oberstabsarzt, den sie traf, über die Behandlung ihres Kindes bittere Vorwürfe gemacht, worauf ihr dieser erklärte: ‚Lassen Sie es gut sein, der Hangler bekommt eine Leich', wie sie noch keiner gehabt hat.'«

Das ist vielleich das österreichischeste Wort, das je gesprochen wurde. »Eine schöne Leich«. Für das unschönste Leben, das einer führen mußte, entschädigt ihn hierzulande eine »schöne Leich«. Unser ganzes Staatswesen scheint sich allmählig auf diese Entschädigung vorzubereiten.

* * *

Während der Stationsvorstand von Leoben das Krankwerden verboten hat, hat es die Staatsbahndirektion in Innsbruck auf das Kinderkriegen abgesehen. Die ‚Arbeiter-Zeitung' hat auch den neuesten Erlaß an's Licht gebracht:

An alle k. k. Bahnerhaltungssektionen, Bahnbetriebs- und Bahnstationsämter und k. k. Betriebsleitungen!

Bei allen Antragstellungen über Aufnahme von Arbeitern als Aushilfswächter ist anzugeben, ob die Bewerber ledig oder verheiratet sind. Ferner ist genau die Anzahl der Kinder bekanntzugeben, weil bei zu großer Kinderzahl von einer Aufnahme abgesehen werden müßte. In diesem Sinne ist auch bei der Auswahl der Wächtersubstituten vorzugehen und stets ein geeignetes Personal heranzuziehen.

Für den k. k. Staatsbahndirektor: Krummholz.

Wie einer es anstellen soll, um in den Dienst der Staatsbahn zu gelangen, ist einfach unerfindlich. Der Familiensegen der armen Leute ist nur zu oft ein unverhoffter, und nicht der Wunsch dem Staate Rekruten zu schenken, keine auf das Gemeinwohl, sondern eine auf das eigene Wohl gerichtete Absicht treibt sie zu jenen verpönten vorbereitenden Hand-

lungen, die man bisher bei der Zeugung von Kindern leider nicht umgehen konnte. Die Verhinderung dieses für arme Familien oft verhängnisvollen Effekts straft der Staat als ein Verbrechen; und wird sie, solange engstirnige Bosheit die Welt regiert, immer strafen. Die Herbeiführung dieses Effekts aber versperrt jede Aussicht auf eine Anstellung im Staatsbahndienst.... In Tirol und Oberösterreich haben die Herren Geistlichen in der freien Zeit, die ihnen die Propaganda für die Parteipresse läßt, nichts besseres zu tun, als die Gläubigen vor der selbst im Strafgesetz nicht verpönten Methode der Verhinderung des Nachwuchses zu warnen. Die Staatsbahndirektion Innsbruck will's wieder anders. Nach jeder Façon kann man in Osterreich selig werden, nur nicht nach seiner eigenen, und für nichts trägt man hierzulande schwerere Verantwortung als für sein Privatleben... Aber die planvolle Vorschubleistung zum Kindesmord ist eines der grauenvollsten Kapitel im Schuldbuch der Staaten, welche die auch von sachkundiger Hand besorgte »Abtreibung der Leibesfrucht« mit Kerkerstrafen bedrohen. Die Kaninchenzucht darf nicht gestört werden, und wenn auch das Leben, das die Kaninchen »erblicken«, ein Hungertod wäre! Und wenn auch »bei zu großer Kinderzahl von einer Aufnahme in den Staatsbahndienst abgesehen werden müßte«!

* * *

Die Affaire Marschall wäre mit der Verweisung des Schmerzenskindes ministerieller Gunst in eine Isolierbaracke vorläufig erledigt, wenn nicht die Begriffsverwirrung, die sie verursacht hat, auch noch in den Epilogen zu der Streitsache fühlbar wäre. Im Budgetausschuß hat sie sich kürzlich allzu laut geberdet. Bei der naiven Meinung der Herren Skene und Kramarz, die den Kunststudenten das »Recht«

auf Unzufriedenheit mit ihrem Lehrer absprechen wollten, muß man sich nicht aufhalten. Schlimmer waren die Argumente des Unterrichtsministers. Mit diesen versöhnt bloß die Komik der Versicherung, daß der jetzige Zustand vollauf dem Wunsch des Herrn Marschall entspreche, der das Atelier der Akademie ohnedies »als mangelhaft erkannt« und längst um die »Erlaubnis« gebeten habe, in seinem eigenen Atelier den Unterricht zu erteilen. Wenn jetzt Herr Marschall, dem die Einrichtungen der Akademie, mit der bessere Meister ihr Auskommen fanden, nicht genügt haben, auch noch die Schüler in sein Atelier bekommt, wird sein Glück ein vollständiges sein... Ernsteren Einspruch heischt eine Behauptung, die der Unterrichtsminister mit einem Schein von sachlicher Begründung neuerdings vorgebracht hat und an der ihm endgiltig die Freude verdorben werden muß. Herr v. Hartel sagte: »Eine Untersuchung wurde auf den ausdrücklichen Wunsch des Professors Marschall zwar nicht als eine Disziplinaruntersuchung, wohl aber als eine Erhebung über jene Anklagen, welche in der Interpellation der Abgeordneten Dr. Erler und Genossen gegen ihn vorgebracht worden waren, angeordnet. Das Resultat der Untersuchung war ein solches, daß eine ehrenrührige Handlung dem Beschuldigten nicht nachgewiesen werden konnte. Über die künstlerische Eignung Marschalls für die akademische Professur hat der Vorsitzende eine Diskussion allerdings nicht zulassen können.« Herr v. Hartel irrt. Nie hat es sich um den Nachweis »ehrenrühriger Handlungen« im Sinne von Verstößen gegen den bürgerlichen Ehrbegriff gehandelt. Nie hat man, da solche nicht nachzuweisen waren, die »künstlerische Eignung« des Herrn Marschall in die Debatte gezogen. Herr v. Hartel verschiebt die begriffliche Situation des Streitfalls. Geflissentlich oder mit der Unlogik des Laien und guten Bürgers, der den Künstler eher für abgetan hält, wenn er ein Mädchen verführt, als wenn

er eine fremde Arbeit käuflich erworben und mit seinem Namen signiert hat. Nicht zwischen Ehre und Fähigkeit liegt das Terrain, auf dem für und gegen Marschall gestritten wurde. Etwas ganz anderes stand in Frage: das Thema der Berufsethik. Natürlich ist Herr Marschall im Sinne des Wiener Kaufmännischen Vereines ein Ehrenmann: er ist seinen Kunstbediensteten keinen Heller schuldig geblieben. Er wäre sicher auch nach dem Ausspruch jenes Offiziersehrenrats, der drolliger Weise die Affaire entscheiden sollte, »satisfaktionsfähig«. Auch die Beamten des Herrn v. Hartel konnten keine »ehrenrührige Handlung« entdecken: seit wann wäre ein Staatsbeamter ehrlos, der einem Figurini-Jungen eine Gypsfigur abkaufte und von deren Erzeuger die Zustimmung erlangte, seinen eigenen Namen einzukratzen? Nicht so günstig würden solide Kaufleute über Preisunterbietungen bei der Bewerbung um Medaillenaufträge denken, vielleicht sogar den Mangel eines Gesetzes gegen unlauteren Wettbewerb bedauern und jedenfalls ein Vergehen gegen die geschäftliche Standesmoral feststellen. Aber im allgemeinen bürgerlichen Sinne läge eine »Ehrlosigkeit« noch immer nicht vor. Die Künstler und Kunstlehrer sind empfindlicher. Sie haben ihre eigene Ethik. Sie wollen nicht, daß eine Bildhauerfirma ein Lehramt usurpiere. Die Unlogik wendet ein, daß doch alle Künstler auf das Geldverdienen und Geschäftemachen angewiesen sind. Gewiß. Aber der Künstler darf bloß Geschäfte mit dem K ä u f e r, nicht mit dem V e r k ä u f e r eines Kunstwerks machen. Das ist der springende Punkt. Immer wieder wurde darauf hingewiesen, daß ein Prozeß, den ein Angestellter der Fabrik Marschall gegen den Chef führte, zu dessen Gunsten entschieden wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die kaufmännische Ehre des Herrn Marschall aus jener Affaire heil hervorging. Aber ist dieser Erfolg nicht gerade das Substrat der späteren Anklagen, die die Anwälte der Kunstmoral erhoben?

Wenn sie die »Eignung« des Herrn Marschall für sein Lehramt bezweifelten, glaubten seine ministeriellen Verteidiger, eine Kritik der »Fähigkeit«, die ja nach der Ernennung gewiß nicht diskutiert werden konnte, werde versucht, sie riefen: »Das gehört nicht hieher!« und behielten vor einer durch Communiqués und Exposés mattgesetzten Öffentlichkeit Recht. In Wahrheit wurde die Fähigkeit des Herrn Marschall bloß zur Illustrierung des ministeriellen Kunsturteils herangezogen. Einem Genie hätte man kein Vergehen gegen die Standesehre angekreidet, hätte auch gegen den Durchschnittskönner, dem keines vorzuwerfen wäre, nicht Protest erhoben. Aber solcher Unterscheidung ist ministerielle Logik nicht gewachsen. Sie weiß bloß immer wieder — nach »gepflogenen Erhebungen« — zu versichern: Eine Kritik des Könnens gehört nicht hieher, und silberne Löffel hat Herr Marschall keinem seiner Mitarbeiter entwendet . . .

* * *

Die ‚Neue Freie Presse' mußte am 19. März die folgende Zuschrift bringen:

Sehr geehrter Herr Redakteur! Ich ersuche höflichst um gefällige Aufnahme nachfolgender Richtigtellung. Herr Professor Stein (Bern) hatte die Freundlichkeit, in seinem Chamberlain-Feuilleton in der letzten Sonntagsnummer Ihres Blattes meines Buches »Romantik und Gegenwart« zu gedenken, sich darauf berufend, daß er nicht der einzige sei, der Chamberlain als geschichtsphilosophischen Romantiker deute, und fügte hinzu: »Dr. Oskar Ewald nun, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht, das Erbe der Romantik für unsere Gegenwart herauszustellen und zu verwalten, schreibt wörtlich: ‚Es berührt sich dieses Unternehmen, das im tiefsten Grunde eine Darstellung des deutschen Geistes geben will, mit den Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts von Chamberlain.'« Dieser ganze hier von Professor Stein zitierte Passus kommt aber nicht in meinem Buche vor, wohl aber in dem von meinem Verleger versandten Prospekt, dessen Abfassung sich meiner Einflußnahme entzogen hat. Auch die Bemerkung Professor Steins, daß ich mir es zu meiner Lebensaufgabe gemacht habe, das Erbe der Romantik für unsere Gegenwart heraus-

zustellen etc., beruht auf einem Irrtum, wie es meine Schrift »Nietzsches Lehre in ihren Grundbegriffen« und mein demnächst erscheinendes Buch »Richard Avenarius als Begründer des Empiriokritizismus« beweisen. Ihnen für die Aufnahme dieser Zeilen im vorhinein herzlichst dankend, zeichne ich hochachtungsvollst Dr. Oskar Friedländer-Ewald.«

Damit ist Herr Ludwig Stein (Bern) wohl abgetan. Dieser Gelehrte, der seine Kenntnis wissenschaftlicher Werke aus den Waschzetteln der Verleger bezieht, wird von nun an hoffentlich selbst bei den Lesern der ‚Neuen Freien Presse', denen er so lange mit endlosen Feuilletons imponiert hat und die sich nach und nach gewöhnt haben, die Tiefe ihres Hausdenkers mit der Elle zu messen, an Kredit verlieren. Kredit ist in diesem Falle der richtige Ausdruck. Bei einem andern Philosophen wäre das Ansehen erschüttert, bei Herrn Stein steht der Kredit in Frage. Herr Stein ist nämlich, wie hier schon einmal erzählt wurde, ein spekulativer Philosoph in dem den Lesern der ‚Neuen Freien Presse' geläufigeren Sinne. Er stammt aus Ungarn, besitzt in Berlin Häuser und Gründe und bringt in Bern vor einem Auditorium von Rabbinatskandidaten die Gedankenwelt des Börsenwöchners in ein philosophisches System. Als vor einigen Jahren in Berlin auf einem seiner Grundstücke ein Theater erbaut wurde und verkrachte, da ward die Geschichte der Philosophie um Stein's »Satz vom Grunde« bereichert. Daß er sich in Wien, wie ein Gerücht wissen wollte, um eine Professur gegen Verzicht auf Besoldung beworben habe, glaube ich nicht: den Stab des Marschall habe ich in seinem Tornister nie vermutet. Auch hätte sich die Gratislieferung von Vorlesungen nicht rentiert, da hier das Honorar wirklich von »honos« kommt und ein Verzicht auf das eine auch einen Verzicht auf das andere bedeutet hätte. Und das riskiert ein spekulativer Philosoph nicht.

* * *

Im hundertsten Todesjahre Schillers erfahren wir, daß die »Concordia« — wie herzig! — »ein Kind des Schillerjahres 1859 ist«. Im Frühling dieses Jahres, so meldet ihr Rechenschaftsbericht, tauchte der Vorschlag auf, die Journalisten und Schriftsteller Wiens in eine enge Verbindung zu bringen, »und nach den Worten im Liede von der Glocke hieß es, ‚Concordia« soll ihr Name sein'«. Wir erfahren, daß sie, im hundertsten Geburtsjahre Schiller's geboren, »im Zeichen des Dichters eine ungeahnte Entwicklung genommen hat«. (Als ob die faulen Äpfel das einzige Sinnbild Schiller'scher Größe wäre!) »In Ehrerbietung« — so wendet sich der Bericht an die Mitglieder — »beugen wir uns vor dem hohen Genius und möchten ihm, unserem Schutzgeist, damit huldigen, daß wir Ihnen die Worte seiner Glockenverse zurufen:

Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.«

Die liebende Gemeine, so kann sich die liberale Wiener Presse, die ihr Schiller-Ideal im Herzen trägt, mit Fug nennen.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Leser. Ich schwanke noch. Wahrscheinlich aber werde ich mich doch definitiv entscheiden, die ‚Deutsche Zeitung' für das dümmste Blatt von Wien zu halten. Oft ist sie's genannt worden. Ich sagte: Nein; die ‚Deutsche Zeitung' ist gewiß eines der allerdümmsten Blätter, die es gibt — aber gegen das ‚Deutsche Volksblatt', wenn es seinen guten Tag hat, gegen das ‚Vaterland', wenn es disponiert ist — —. Und nun sehe ich, daß diese Sakkermenter von der ‚Deutschen Zeitung' — —. Ja, ja, ein Masaidek schlägt ein Dutzend Volksblatt-Satiriker. Und es ist ein Journal der Überraschungen. Was ist das nur für eine Fopperei, daß das Blatt noch weiter erscheint? Auch nach den Iden des Märzes, die ihm überall als der Zeitpunkt seines Unterganges prophezeit wurden? (Hoffentlich wittert die ‚Deutsche Zeitung' hier keine Anspielung auf die Jiden des Märzes, als die ihr die Anhänger der Revolution von 1848 doch sicher erscheinen.) In der Monatsmitte werde, so hieß es, die ‚Deutsche Zeitung' sterben, alles war in schönster Ordnung, aber siehe, der Herr, der sie zu sich nehmen sollte, scheint selig in der ‚Deutschen Zeitung' entschlafen zu sein. Ich hatte ihrem Nichterscheinen eine größere Publizität gegeben als je ihr Erscheinen hatte; nun wird sie übermütig und erscheint. Das wird der christlichsozialen Partei leid tun. Die ‚Deutsche Zeitung' ist nämlich ihr »Organ«. Eine tote Niere, ohne die der Patient besser leben kann als mit ihr. Wenn man sagt, daß die ‚Deutsche Zeitung' das Organ der antisemitischen Partei ist, so müßte man auch sagen, daß die liberale Partei das Organ der liberalen

Presse ist. Die Tribüne stellt heute bloß den Schein politischer Macht dar, der reale Faktor ist die Presse. Die liberale Partei ist ein Stammtisch, »ihre« Presse ein Ungeheuer, das die Welt mit Haut und Haaren frißt. Das umgekehrte Machtverhältnis besteht zwischen der Partei und der Journalistik des Wiener Antiliberalismus. Wer vermöchte an dieser für Analphabetschwestern beiderlei Geschlechts geschriebenen Presse ernstlich mehr auszusetzen als daß sie als Klosettpapier unhygienisch ist? Der Wille zur Schlechtigkeit wird hier fortwährend durch einen so erfreulichen Mangel an Talent paralysiert, daß der kritische Betrachter dem Problem mit mehr Humor als Besorgnis gegenübertreten kann. Nichts auf Erden ist beruhigender als der Anblick der Unfähigkeit, die ein schädliches Machtmittel durch schlechte Hantierung unwirksam macht. Nichts ist moralischer. Da wir Leser der ‚Neuen Freien Presse' das Mittel immer nur wirkend sehen, sehen wir seine Gefährlichkeit, die wir doch spüren, nicht mehr. Wir gewahren sie erst, wo wir sie nicht zu spüren bekommen. Freuen wir uns, daß uns die ‚Deutsche Zeitung' erhalten bleibt! Wenn wir sie durchblättern, sehen wir erst, was für ein schädliches Schandblatt die ‚Neue Freie Presse' ist.

Heimatkünstler. Die ‚Deutsche Zeitung'! Herr Gugitz ist sehr bös, weil Gerhart Hauptmann ausersehen wurde, zur Wiener Schiller-Feier den Prolog zu dichten. Aufführung im Burgtheater und Grillparzer-Preis und jetzt auch noch das! Herr Gugitz nennt darum Gerhart Hauptmann ein »Individuum«, ein paar Mal auch einen Hochstapler und einen Jobber, Herrn Schlenther seinen »Spießgesellen«. Herr Gugitz hat überdies die wahre Gesinnung Hauptmann's gegen Schiller enthüllt. In »Vor Sonnenaufgang« sagt nämlich jemand: »Oaber der Schillerich, oaber a Gethemoan, a sune tumm'n Sch . . . kerle, die da nischt kinn'n als lieja«. Herr Gugitz hält diese — protzigen Bauernhochmut charakterisierenden — Worte für das Bekenntnis des Dichters. Das ist ein Mißverständnis; und Hauptmann fühlt für Schiller sicherlich besser als er's auszudrücken weiß. Das Festgedicht ist von einer Armseligkeit, die ein tiefes Mitleid für den Mitleidsdichter weckt, dem seit Jahren die Entwicklung seines enormen Könnens gesperrt scheint. Trotzdem halte ich die Impotenz eines Gerhart Hauptmann noch immer für zeugungsfähiger als die Fruchtbarkeit eines österreichischen »Heimatkünstlers«. Herr Gugitz beklagt sich durch volle sieben Spalten darüber, daß man ihm neuerdings den Schlesier vorgezogen hat, daß man überhaupt Ausländer aufführt. »Und wer ist dieser Sven Lange, dieser Herr Butti . . . ?« fragt er. Zufällig sagt dieselbe Nummer des prächtigen Blattes, wer dieser Herr Butti ist. Der Theaterreferent schreibt nämlich: »Ein vieraktiges Drama ‚Luzifer' des Italieners Enrico Annibale Butti hatte heute einen zwar nicht geräuschvollen, aber innerlich dafür um so durchgreifenderen Erfolg. Das ehrliche, in schönen Stimmungen schlicht und ohne Pose bewegte Stück behandelt das Niels Lyhne-Thema, den Bankerott des Gottesleugners . . . Ohne starke Effekte, ohne Tiraden, aus echtem Empfinden heraus vollziehen sich diese Vorgänge. Das Stück erschien in gutem Deutsch; mit Ottomar Piltz hatte es Otto Erich Hart-

leben übersetzt.« Wer würde sich der Mühe unterziehen wollen, die Klagen des Herrn Gugitz in gutes Deutsch zu übersetzen? Aber höchste Zeit ist es, daß endlich ein Wiener Theaterdirektor ein Werk des Herrn Gugitz aufführt. Strafe muß sein.

Spaßvogel. Masaidek spricht: »Gegenwärtig weilen zwei Vorkämpferinnen für Frauenrechte: Ellen Key und Mrs. Perkins-Gilman in Wien, um für ihre Ideen Propaganda zu machen. Ein boshafter Mensch könnte fragen: Sind denn die deutschen Frauen solche Gänse, daß sie sich von Schwedinnen und Amerikanerinnen über ihre Rechte und Pflichten müssen belehren lassen?« — »Die unverkürzten Aufführungen von Schillers ‚Räubern' und ‚Don Carlos' dauern fünf bis sechs Stunden lang und das Publikum harrt bis zum Schluß aus. Das sollen sie einmal mit einer Komödie von Ibsen probieren!« — »Der ‚kleine Kraus' beanständet es, daß ich die ‚Freundin' des Gorki ein ‚Kebsweib' nannte... Was die saubere ‚Freundin' des Gorki betrifft, so hätte ich für diese Person gern einen stärkeren Ausdruck als ‚Kebsweib' gebraucht; doch unterließ ich dies aus Rücksicht darauf, daß die ‚Deutsche Zeitung' auch in Familienkreisen gelesen wird. Herr Kraus scheint es sich überhaupt zur Aufgabe gemacht zu haben, alle perversen Geschöpfe in Schutz zu nehmen. Darum nimmt er sich des Oskar Wilde, Weininger, der Gräfin Montignoso und des Nebenweibes des Gorki so warm an.« — »Mancher wird Operndirektor, der besser zum Zuchthausdirektor taugen würde.« — »Das sind nicht die schlechtesten Witze, die fortwährend von der ‚Fackel' und anderen Blättern zitiert werden.«

Moralist. Der Sohn eines Ministers ging, so wird mir gemeldet, eines Abends allein und unbehütet nach Hause. Unterwegs wurde er nicht von Räubern überfallen. Weit Ärgeres geschah: einige Mädchen, die der Zeitungsschmock Venus-Priesterinnen nennt, trugen dem zukünftigen Würdenträger Arm und Geleite an. Bedroht an seinem heiligsten Gute, eilte der Jüngling, wie von Furien gepeitscht, nach Hause und erzählte dem Herrn Papa das Fürchterliche. Noch nie ist die österreichische Gerechtigkeit so schnell geritten; der Amtsschimmel galoppierte. Den in der Nähe des Ministerpalais wohnenden Mädchen wurde verboten a) vor 8 Uhr auf der Bildfläche zu erscheinen; b) die benachbarten Straßen als Angelplätze zu benützen. Das Weiseste war jedoch, daß c) mehr als hundert Prostituierte aus der Liste gestrichen wurden und zwar in der Weise, daß jede Vermieterin gezwungen wurde, einem oder zwei Mädchen zu kündigen. Die Folgen dieser Verfügung interessieren mehr den Nationalökonomen. Die VermieterInnen brachten den Ausfall dadurch herein, daß sie jede ihrer Mieterinnen um 2 Kronen täglich steigerten, die ihrerseits die neue Steuer auf die Konsumenten überwälzten. Das wird dem Major a. D. — siehe Nr. 169 — nicht angenehm sein.

Regisseur. Die alten Theaterhasen, auf die die Modernen Jagd machten, leben noch und sind unverwüstlich. Zur Zeit behauptet Herr Kadelburg das Feld. Das ist, wie man auch hier weiß, der Mann, der

den »Familientag« gedichtet hat. Im Berliner »Lustspielhaus« war, so schreibt man mir, jüngst ein Autor darüber verzweifelt, daß die Schauspieler selbst auf der Probe in ganz auffallender Weise chargierten. Ja, klärte ihn der Direktor auf, das kommt vom »Familientag«, den sie hundertmal spielen mußten, und von Herrn Kadelsburg's Regiebefehlen. Als bei einer der Proben des »Familientags« ein Schauspieler einen Satz, der seinem Partner galt, zu diesem hingewendet sprach, unterbrach ihn Herr Kadelburg mit den Worten: »Das gibt's nicht! Bei Maeterlinck können Se meinetwegen so reden — bei mir reden Se ins Publikum runter! Haben Se verstanden?«

Kritiker. Der ‚Literarischen Praxis' wird aus Stuttgart geschrieben: »Während in früheren Jahren im Schwabenland, sehr zum Vorteil gegenüber anderen Erfahrungen, das Verhältnis zwischen Theater und Presse ein freundliches war, scheint man gegenwärtig da und dort in der Theaterwelt auf eine andere Manier verfallen zu wollen. Im vorigen Sommer glaubte das Kurtheater in der Stuttgarter Vorstadt Berg eine ihm nicht passende Kritik mit der Entziehung der Rezensionskarte beantworten zu müssen; die Gegenwehr der Stuttgarter Presse war eine so einmütige, daß die Direktion ihren Schritt rasch wieder zurückzunehmen vorzog. In Ulm hat dann erst vor wenigen Wochen ein Opernsänger dem Chefredakteur eines dortigen Blattes wegen einer Kritik in seinem Blatt mit Tätlichkeiten gedroht; auch die Ulmer Presse hat die richtige Antwort darauf gegeben. Und jetzt ist es in Stuttgart zu einem tätlichen Überfall gekommen! Der Theaterreferent der ‚Schwäb. Tagwacht' hatte eine scharfe Kritik gegen das recht schwache Schauspiel ‚Der Messias' geschrieben, das der Schauspieler am Stuttgarter Residenztheater, Ferd. Skuhra, verfaßt hat. Der Verfasser und der Schauspieler Köstlin (erschwerender Weise der Sohn des Theaterdirektors) fielen nun zu Zweit vor dem Hause der ‚Schwäb. Tagwacht' über den Referenten her und mißhandelten ihn. Der Württembergische Journalisten- und Schriftstellerverein hat sich natürlich sofort des häßlichen Vorfalles angenommen. Er hat den Stuttgarter Zeitungen nahegelegt, das Residenztheater so lange vollständig zu ignorieren, als nicht volle Genugtuung gegeben ist. Die Stuttgarter Presse, vom amtlichen Staatsanzeiger bis zur äußersten Linken, hat diese Parole einmütig aufgegriffen, und so ist zu hoffen, daß der Vorfall seine Sühne finden wird.« Sie sind sich doch überall gleich. Die Selbstverständlichkeit, daß Druckerschwärze nicht im Dienste öffentlicher Interessen, sondern als Lohn und Strafe aufgewendet wird, ist international. Einem Schauspieler, der einen Kritiker schwer beleidigt, weil er ihn ohrfeigt, und einem Theaterdirektor, der ihn noch schwerer beleidigt, weil er ihm die Freikarte entzieht, wird sofort das Interesse für ihre öffentlichen Leistungen entzogen.

Habitué. Von hoher Intelligenz zeugen die kritischen Wendungen, die die Theaterreporter in ihre Erfolgtelegramme flechten. Im ‚Berliner Börsenkurier', den der sympathische Löwy bedient, lesen wir, »Butti's

‚Luzifer' habe bei der Aufführung im Deutschen Volkstheater in den von menschlichen Leidenschaften bewegten Szenen interessiert«. Das Novum, daß in einem Drama menschliche Leidenschaften in die Handlung spielen, ist hier recht feinsinnig betont. Der Kollege vom ‚Berliner Tageblatt' konstatiert, daß sich der Erfolg des Gewissensdramas »Luzifer« »trotz der schönen Gläubigkeit des Verfassers im letzten Akte merklich abgeschwächt« habe. Ja, das Wiener Volkstheater-Publikum läßt sich nicht fangen! Auch wenn ein Autor seiner klerikalen Gesinnung noch so sehr schmeichelt. — Es wäre doch vielleicht angezeigt, daß die beiden Herren ihr schönes Talent künftig bloß in der Abzählung der vorrufe und in der Aufzählung der Darsteller bewähren.

Dialektforscher. Nun wird der Jargon bald überall durchgeführt sein. Die Redakteure der ‚Neuen Freien Presse' haben sich leichter an ihn gewöhnt als an die neue Orthographie. Kürzlich schrieb einer von ihnen — in dem Bericht über den Mord in der Gumpendorferstraße — ganz frohgemut den Satz nieder: »Der Kanal wurde durchsucht, und man fand die Börse ohne dem Geld«.

Köchin. Seit einunddreißig Jahren langweilt die ‚Neue Freie Presse' ihre Sonntagsleser mit einer Inhaltsangabe der ‚Wiener Hausfrauen-Zeitung'. Letzthin begann diese mit den Worten: »Gräfin Montignosos Gedichte sind bekanntlich vor kurzem in Buchform erschienen und bringt das Faksimile eines dieser Gedichte Nr. 12 der soeben erschienenen, stets aktuellen ‚Wiener Hausfrauen-Zeitung'. Außerdem enthält diese Nummer noch: — —« Folgt Adele Crepaz, Graphologie, Rätselecke und dergleichen Urväter-Hausrat. Ja, wie hat sich nur das Blatt die Handschrift der just nicht nach dem Herzen einer Wiener Hausfrau gearteten Gräfin Montignoso verschafft? Die Leser glauben alles. Aber der Verlag des Lyrikbandes — mit dessen Herausgabe der Gräfin übrigens ein so geringer Gefallen geschieht wie mit der Durchschnüffelung ihres Privatlebens — hat an die Redaktionen einen Waschzettel mit dem folgenden Postskriptum versendet: »Für den Fall, daß Sie bereit sein sollten, nachstehendes Originalgedicht der Gräfin von Montignoso im Faksimile, im Anschluß an die Rezension oder unter Hinweis auf das Werk im Feuilleton zum Abdruck zu bringen, stelle ich Ihnen gern ein Klischee leihweise zur Verfügung. Bitte für diesen Fall umgehend zu verlangen«. Und die ‚Hausfrauen-Zeitung', stets aktuell, hat umgehend verlangt.

Grammatiker. Sie können beruhigt sein. Es heißt »gesiehen« und nicht »geseiht«. Seihen, sieh, gesiehen. Oder: seigen, sieg, gesiegen. Denken Sie an leihen und nicht an weihen, an steigen und nicht an neigen. Dann wird's schon gehen. Sie nennen sich »ein um Ihr und sein Deutsch besorgter freundlicher Leser«. Die Sorge um mein Deutsch nehme ich Ihnen gern ab. Jetzt und immerdar!

Physiker. Die Neue Freie Physik führt den Fall des Karlsbader Stadtgeologen an, dem ein elektrischer Strom durch seinen Körper ging.

»Derselbe hatte 150 Volt; da aber Dr. K. ganz durchnäßt war und mit nassen Händen die Leitung berührt hatte, so dürfte der Strom, der ihm durch den Körper ging, etwa 1000 Volt gehabt haben.« Sie schreiben dazu: »Die Spannung von 150 Volt konnte nicht durch die Abnahme des Widerstandes erhöht werden, die allerdings eintrat. Sowie man das Gefälle des Wassers nicht erhöhen kann, wenn man breite Röhren verwendet, nur dessen Menge pro Sekunde und Querschnitts-Einheit. Also! Durch den Körper des armen Herrn Dr. ing. K. gingen wohl mehr Ampère, als das Maß der Stromstärke sind, keineswegs aber 1000 Volt!« Dieser Aufklärung hat die ‚Neue Freie Presse' inzwischen selbst Raum gegeben. Und zwar in rührend verschämter Weise. Sie wiederholte aus dem Bericht ihres Karlsbader Physikers die wissenschaftlich unanfechtbare Behauptung, daß Herr Dr. K. zwei Stunden bewußtlos war. Und fügte hinzu: »Herr Assistent Dr. S. Jellinek, der im Auftrage des Ministeriums des Innern seit Jahren Studien über die Einwirkung des elektrischen Stromes auf den menschlichen und tierischen Körper treibt, hatte die Freundlichkeit, zu diesem Falle einem unserer Mitarbeiter einige interessante Mitteilungen zu machen. Die Feuchtigkeit verändert nicht die Stromspannung, die unter allen Umständen dieselbe bleibt, und es ist irrig, daß die 150 Volts auf 1000 Volts stiegen, weil der Ingenieur in der Nässe arbeitete oder die Leitung mit nasser Hand berührte. Dagegen ist die Stromstärke dieser Erhöhung in der Feuchtigkeit unterworfen und es kann die Zahl der Ampères sich unter Umständen verhundertfachen«. In Fachkreisen scheint man viel gelacht zu haben. Ich schließe darauf aus den Zuschriften, die ich erhielt . . . So habe ich es denn für notwendig erachtet, wieder einmal das Kolleg zu besuchen. Allzuoft habe ich in den letzten Monaten Neue Freie Physik, Neue Freie Geographie, Mathematik etc. geschwänzt. Hoffentlich testiert mir Herr Benedikt trotzdem am Schlusse des Semesters.

Irrenwärter. In Wien erscheint — ich darf's verraten — seit fünf Jahren ein deutschnationales Literaturblatt, das den Titel ‚Neue Bahnen' führt. Die letzte Seite zeigt jedesmal eine Zierleiste, auf der ein Mann, vermutlich ein »Schriftleiter«, der Austria einen Spiegel vorhält. Darunter ist eine politische Betrachtung zu lesen. Kürzlich — zur Feier der hundertsten Nummer — war sie geradezu schlagend. Man weiß nur nicht, ob dabei Austrias Schädeldecke oder der Spiegel zerbrochen wurde. Statt einer Glosse nur ein Satz in ganz großen Lettern. Er lautete: »Bella gerant alii, tu felix Austria Gautsche!« Darunter die geniale Übersetzung: »Andre gehn auf Bälle, du glückliches Österreich gautsche!« Der tolle Faschingshumor, der in der Verdeutschung des Wortes Bella in Bälle liegt, entschädigt reichlich für die offenbare Unübersetzbarkeit des lateinischen Wortes »Gautsche«, das ja an sich mit seiner Verwendung des Namens unseres Ministerpräsidenten Freunden beißender politischer Satire willkommen sein muß. Bella gerant alii, tu felix Austria — nun, nube? Nein eben — Gautsche! . . . »Gautschen« — ein fast nie gehörtes Wort — bedeutet übrigens wirklich etwas, und zwar: frozzeln, Kurzweil treiben u. dgl. Umso sinnreicher der Kontrast zwischen den Faschings-

unterhaltungen der anderen Völker und den Scherzspielen der glücklichen Österreicher. . . Als Herausgeber des Blattes zeichnen Ottokar Stauf von der March und Karl M. Klob. Die Schriftleitung und Verwaltung befindet sich Wien, VIII. Wickenburggasse 5.

Wiener. Die Don-Juanerien der Wiener Frauen werden immer unerträglicher. Ein typisches Erlebnis scheint der Simandltragödie zugrundezuliegen, die in der folgenden Gerichtssaalnotiz des ‚Extrablatts' geschildert ist: »(Verleumdung einer Volkssängerin.) Eine in Volkssängerkreisen vielbesprochene Affaire beschäftigte gestern das Bezirksgericht Wieden, woselbst die Volkssängerin Fräulein Marthe P. als Klägerin gegen den Restaurateur Johann A. auftrat. Dieser soll nämlich vor Zeugen geäußert haben, er lasse die Volkssängergesellschaft, deren Mitglied die Klägerin ist, in seinem Lokale nicht mehr auftreten, da er hiezu seine besonderen Gründe habe. Klägerin habe sich nämlich gelegentlich einer Produktion während der Pause zu einem Gaste gesetzt, ihm Etwas in den Wein geschüttet und ihm ein Rendezvous gegeben. Der betreffende Herr, zufällig Ehemann, sei erst am folgenden Morgen ernüchtert heimgekommen, habe über sich Gardinenpredigten und Skandal ergehen lassen müssen und dann bei ihm, dem geklagten Wirte, sich bitter beklagt. Die Klage bezeichnet diese Verdächtigung als völlig aus der Luft gegriffen, Klägerin habe in der kritischen Nacht das Lokal nach Schluß der Produktion in Begleitung des Volkssängers Rudolf B. sofort verlassen und sich direkt in ihre Wohnung begeben, was sie durch Zeugen nachweisen wolle. . . . Der Wirt stellte in Abrede, sich in der inkriminierten Weise geäußert zu haben. Zur Vorladung von Zeugen beschloß der Richter die Vertagung der Verhandlung.« Wozu dienen solche Verhandlungen? Der Ruf des Mannes, der das Abenteuer mit der Volkssängerin hatte, wird heillos geschädigt. Wäre er nicht verheiratet, hätte die Dame vielleicht eine Anklage wegen Verführung unter Zusage der Ehe zu gewärtigen.

MITTEILUNG DER REDAKTION.

Von zahllosen Einsendern unverwendbarer Manuskripte wird die Erledigung urgiert. Sie seien auf die wiederholt erschienene Kundmachung verwiesen: »Unverlangte Manuskripte werden nur zurückgesendet, wenn frankiertes und adressiertes Kuvert beilag. Es genügt die einer Drucksache entsprechende Frankierung, da die Rücksendung wegen Zeitmangels ohne schriftliche Begleitworte, Bedauern oder Begründung, erfolgt«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

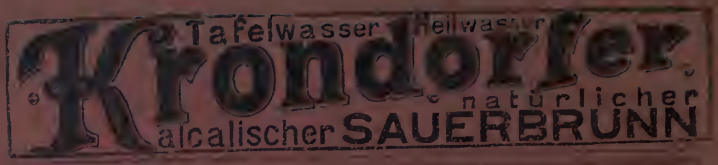
Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 177, 11. März): Bismarck über den russisch-japanischen Krieg. — Der Huller Zwischenfall im Zwielicht der ‚Neuen Freien Presse'. — Die Herstellung von Verbrechen. — Soldatenbriefe. — Hueppe und Hartel. Von Professor Viktor Loos. — Minister und Universität. — Professoren und Presse. — Gorki's Freundin. — Kunstförderung. — Der Fall Marschall oder: Ein modus vivendi. — Ranko der Held. Von Franz Herczeg. — Antworten des Herausgebers (Feigl-Justiz; Alois XIV.; Mücken, Kamele und Elefanten; Masaidek).



Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 7.—
» »	18	» » . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	M. 7.—
» » »	18	» » . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » »	18	» »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Nr. 179 15. April 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h

Für Einzelverkauf: Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 P

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Neue

Gesamtausgabe

der Werke von

Detlev von Liliencron

in 56 Lieferungen . . . à 50 Pf.
in 14 Bänden geheftet . à 2 M.
in 14 Bänden gebunden . à 3 M.
in 14 Bänden in Halbfranz à 4 M.

Im April 1905 ist diese neue Gesamtausgabe vollständig.

Man subskribiert in jeder Buchhandlung oder beim Verlag

Schuster & Loeffler
BERLIN S W. 11.

DIE FACKEL

NR. 179 WIEN, 15. APRIL 1905 VII. JAHR

SEXUALJUSTIZ.

Manchmal fragt man sich, ob das Alles, was wir so im Lauf eines Jahres an öffentlicher Erörterung und krimineller Behandlung sexueller Dinge erleben, nicht ein Scherz sei, ausgeheckt von freien Hirnen, die ihren Zeitgenossen bloß ein Schreckbild der Heuchelei vorführen möchten. Ein solcher Abgrund der Sittlichkeit kann sich vor unseren Augen nur im Bilde, nicht in der Wirklichkeit auftun. Sollte die Menschheit, deren Entwicklung Befreiung von den Strangulierern individueller Rechte bedeutet, mit befreitem Willen ihr sexuelles Selbstbestimmungsrecht opfern? Nein, die Nachricht muß falsch gewesen sein Oskar Wilde lebt, er ist nicht für einen Irrtum seiner Nerven schändlich hingemordet worden. Und Maxim Gorki mußte nicht Schimpf erdulden, weil er aus dem Gefängnis zum Krankenbett seiner Geliebten eilte. Es ist nicht wahr, daß die Menschen den Ursprung ihres Werdens und den Quell ihrer Glückseligeit fliehen wie man einen pestverseuchten Ort flieht, daß sie am Tag bespeien, was sie des Nachts ersehnen, daß der Mann sich belügt und die Frau um ihre Lebensfülle betrügt, daß er die Huldinnen dieses armen Lebens in den sozialen Verachtungstod hetzt, »Tugend«, auf deren Zerstörung doch seine Instinkte zielen, zum Maße der Frau macht und ihren Wert nicht ins gerade, sondern ins verkehrte Verhältnis zu der Summe der Freuden setzt, die sie gespendet hat...

Ja, wäre die Furcht, in der die Menschheit vor ihren Hoffnungen lebt, nur ein häßlicher Traum! Aber wir wachen mit unerbittlicher Bewußtheit. Wir wachen vor den Schlafzimmern unserer Nebenmenschen. Wir fühlen uns noch immer verpflichtet, das öffentliche Ärgernis beizustellen, das eine Privatsache nicht hervorrufen würde, wenn sie unseren Blicken verborgen bliebe. Wir halten die Zeitung in der Hand, die es uns gewissenhaft meldet, wenn irgendwo zwei interessante Leute sich zu geschlechtlichem Tun gesellt haben, und wir kritzeln hocherfreut an den Rand den Namen der Frau, der in einem Prozeß mit impertinenter Diskretion so angedeutet wurde, daß wir ihn besser behalten als wenn er genannt worden wäre.

Der Prozeß ist vorbei, aber noch haben die Menschen mit empfindlichen Magennerven sich nicht so weit erholt, daß sie nicht beim bloßen Gedanken an das Moralgericht, das ihnen vorgesetzt wurde, speien müßten. Jawohl, speien! Speien, wenn sie der Führung, und wenn sie der Beurteilung dieses Prozesses gedenken. Ein junger Mann ist des Betrugs angeklagt. Zum Beweise der Tat muß sein Geschlechtsverkehr, nach Intensität und Richtung, vor den Geschwornen erörtert, müssen die Briefe der Frau, die so unvorsichtig war, sich nicht vor der Entscheidung ihrer Geschlechtsnerven eine Leumundsnote über den Erwählten zu beschaffen, in geheimer Verhandlung verlesen werden. In einer Verhandlung, die so geheim geführt wird, daß die Fanghunde der öffentlichen Meinung Gelegenheit haben, die pikantesten Brocken zu erhaschen. Und siehe, wieder einmal geht ein grenzenloses Staunen durch die Welt, daß es noch so etwas wie geschlechtlichen Verkehr gibt, und seine letzte Repräsentantin wird mit all dem sittlichen Unflat beworfen, mit all dem gutgesinnten Hohn bespritzt, den die öffentliche Meinung nur in der Eile zustandebringen kann. Daß ein Lump Betrügereien verübt hat, erklärt sie ohneweiters aus der Tatsache, daß eine interessante

Künstlerin geliebt hat. Liberale Tugendbolde nennen sie die »bekannte Schauspielerin« und unterstreichen das Wort mit der fettesten Gesinnung, derer sie fähig sind, und ein christlichsozialer Lümmel, der seine Entrüstung nur in Rufzeichen, seinen Hohn nur in Gedankenstrichen ausdrücken kann, erstarrt vor Entsetzen bei dem Gedanken, daß ein Betrüger mit der Idee umging, die »Dame« (!) zu — — — heiraten.

Der Vorsitzende hieß Hanusch. Er hätte auch Feigl heißen können. Daß es einen Paragraphen im Strafgesetz gibt, der die Mitteilung von ehrenrührigen Tatsachen aus dem Privat- und Familienleben ahndet, schien er nicht zu wissen. Und richterliche Unkenntnis des Gesetzes schützt bekanntlich weder den Angeklagten noch andere Leute vor Strafe. Eine Frau mußte es büßen. Daß Herr Feigl einmal die obszönen Briefe eines Angeklagten verlesen hat, um ihm ein Betrugsfaktum nachzuweisen — was bedeutet das gegenüber dem Einfall des Herrn Hanusch, einen Angeklagten durch Vorlesung der Liebesbriefe, die nicht er geschrieben hat, sondern die an ihn gerichtet sind, des Betrugs zu überführen? Hätte Herr Hanusch bloß die Liebesbriefe des Angeklagten verlesen, er könnte sich auf die tiefsinnige Absicht des Verteidigers ausreden, die abnormale Geistesverfassung seines Klienten durch die »Perversität« seiner Geschlechtsübungen zu beweisen. Die populäre Dummheit, die Geist und Charakter des Menschen — vor allem des Nebenmenschen — von der Richtung seines Sexualgeschmacks bestimmt sein läßt, wird ja heute noch von Juristen und Psychiatern als Grundsatz geheiligt. In Wahrheit wäre höchstens die auf das eigene Geschlecht gerichtete Sexualtendenz und auch nur die des Mannes, die also den Mann fälschlich als sexuelles Wesen bejaht und als den Träger von Ethik und Vernunft ausschaltet, pathologisch (doch keineswegs kriminell) zu deuten. Im Weib,

als dem ausschließlich sexuellen Wesen, kann auch die Abkehrung zum eigenen Geschlecht nicht antisozial wirken. Welche Überhitzung normaler Triebe aber könnte anders denn als Geschmackssache und somit Privatsache der Beteiligten aufgefaßt werden? Wir sind denn doch schon über den Horizont eines Krafft-Ebing hinaus, der sich über die Erscheinungen entrüstet, die er als Forscher untersucht. Er spricht von einer Ausgeburt höllischer Phantasie, wo zwei Menschen das tun, was die Asexualität, die über die bloße Betonung der Gefühle nicht hinauskommt und sich darum fast stets prostituiert, als »moderne Perversität« verachtet, was aber gesunde Unbewußtheit seit Erschaffung der Welt als selbstverständlichen Ausdruck der Leidenschaft betätigt. In der Liebe gibt es nichts Anstößiges, solange der unbeteiligte Moralrichter nicht seine Nase hineinsteckt und die Nachtwandler zur Besinnung ruft. Eine Schauspielerin kann eine große Frau und eine große Künstlerin sein, auch wenn die in geheimer Verhandlung vorgenommenen »Konstatierungen«, die ein Gerichtshof vorzunehmen so frei war, noch »krasserer Art« wären.

»Die Ergebnisse dieses Teiles des Beweisverfahrens entziehen sich der Veröffentlichung«. Dieser Satz bedeutet mehr als die Veröffentlichung; der feixende Reporter sagt mehr als der sprechende. Soviel aber muß selbst eine Kulturträgerin wie die ‚Zeit' noch verraten: »aus den Mitteilungen des Angeklagten und den zur Verlesung gelangten Briefen der Schauspielerin gehe hervor, daß beide jahrelang in der perversesten Art verkehrt haben«. Die ‚Neue Freie Presse' glaubt in solchem Falle »auf eine stark ausgesprochene Geistesstörung schließen« zu sollen. Nichts ist, wie man weiß, in den Augen einer Kupplerin verächtlicher als die Sphäre, in der sie wirkt. Aber daß sich die alte Fichtegasslerin noch immer entrüsten kann, ist erstaunlich. In derselben Nummer, in der sie über die krasse Perversität von

Privatleuten das Maul verzog, trug sie auf ihrem Hinterteil die Ankündigung der folgenden sinnigen Namen von Masseusen (9. April, S. 61): Hedwig Faust, Ida Schlage, Wanda Stockinger und zwei Wanda Schläger, die in verschiedenen Gassen wohnen. Zwei Tage später (S. 31) die folgenden: Mina Beinhacker, Jeanette und Wanda Stock, Paula Ruthner, Ida Schlage, Carola Prüger. All diese Trägerinnen vielversprechender Pseudonyme dienen einem Bedürfnis, von dessen Verbreitung in den höchsten Schichten der Gesellschaft sich der Moralrichter keine Vorstellung macht. Haben somit ihre Existenzberechtigung. Auch die ‚Neue Freie Presse', die ihre Annoncen bringt, dient diesem Bedürfnisse. Hat somit auch ihre Existenzberechtigung. Ich frage aber, wer dabei den höheren Anspruch auf die sittliche Anerkennung der Menschheit hat: die Masseusen, die die ‚Neue Freie Presse' bezahlen, oder die ‚Neue Freie Presse', die von ihnen die Bezahlung annimmt und im Textteil die ihr anvertrauten Interessen schmählich verrät? Hat dieses abgehärtete Schandblatt noch ein Recht, der Welt die züchtige Jungfer vorzumimen, die die Wünsche des Besuchers mit der Frage enttäuscht: »Kann man denn das?«

... Werden wir doch einmal vernünftig! Gewöhnen wir uns endlich den Ton des Erstaunens ab, der höchstens noch einem Staatsanwalt ansteht, wenn er eine »Lasterhöhle« ausgehoben hat, in der sicheren Überzeugung, daß dies die letzte sei, in der sündige Menschen den Versuch machten, Naturgebote zu erfüllen und Strafparagraphen zu übertreten! Lassen wir doch die Dummköpfe unter sich und nehmen wir ihnen den Wahn, daß sie wirklich die Vollstrecker unserer Ethik seien! Wollen wir wirklich mit dem, was zwischen vier Wänden geschah, die »Ehre« belasten, so geraten wir ja in Gefahr, daß ein mutiger Mann oder eine mutige Frau uns das Klatschmaul mit dem gewissen Paragraphen

stopft, der zwar auch so rückständig ist, unsere Heimlichkeiten »ehrenrührig« zu nennen, aber doch so gerecht, ihre öffentliche Erörterung zu untersagen. Achten wir diesen Paragraphen, der uns an unsere Anstandspflicht erinnert, achten wir Zuschauer einer Gerichtsverhandlung ihn, wenn ihn schon Richter nicht achten. Das Schauspiel, Männer in Amt und Würde sich an den Briefen einer Frau ergötzen, auf jedes Detail einer Liebesnacht mit verglasten Augen starren und die Wonnen der Imagination mit zwölf biederen Ehemännern aus dem Volke teilen zu sehen, wir wollen es nicht haben, wir wollen dieses Vergnügen sozusagen aus zweiter Hand nicht genießen, wenn wir es auch zu würdigen wissen, was es für einen angeregten Strafrichter bedeuten mag, sich in einer solchen Sitzung »den Akt kommen zu lassen«... Wollten wir den Versuch, auf die Geschmacksrichtung des Menschen die Wertung seiner moralischen und geistigen Vorzüge zu basieren, verallgemeinern, wollten wir von allen Häusern die Dächer und von allen Schlafzimmern die Decken abheben, wir müßten unsern Glauben an die Menschheit verlieren oder — endlich erkennen, daß er nicht ausschließlich in dem Vertrauen zur normalen Geschlechtspflege seine Wurzeln hat. Wir sähen hier einen tüchtigen General, wie er von einer Prostituierten geschlagen und zur Kapitulation gezwungen wird oder wie er in dem »Anbinden«, das doch selbst für die Soldaten schon abgeschafft wurde, eine Wohltat erblickt, dort einen Geistlichen, der am Fensterkreuz stöhnt; hier einen Minister, der der Frau eines Subalternbeamten die Lackschuhe küßt oder die Schleppe nachträgt, dort einen Gelehrten, der vor den Reizen einer Gassencirce sieht, daß wir nichts wissen können. Und sie alle sind — etwa außer dem Minister — in ihrem Berufe tüchtig und angesehen und obliegen ihren Besonderheiten in vollster geistiger und körperlicher Frische bis in das Alter Methusalems.

Seit Jahrhunderten aber wird uns von den Peinigern der Menschheit vorgelogen, daß hier etwas nicht in Ordnung sei.

Eine Schmutzerei.

Ein alter Kamerad sendete mir die Abschrift eines Kriegsministerialerlasses vom 10. März l. J. mit der Bitte, den Herren, welche diesen Erlaß vom Stapel gelassen, den Kopf zu waschen. Ich komme diesem Wunsche nach, indem ich den Erlaß vollinhaltlich publiziere und sodann die Kopfwaschung vornehme. Der Erlaß lautet:

»Auf Grund Allerhöchster Ermächtigung wird das Reichskriegsministerium in jenen Fällen, in welchen die vor der Gageregulierung, d. i. vor dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand getretenen vermögenslosen Gagisten von der VII. Rangklasse abwärts um Erhöhung ihrer Versorgungsgenüsse einschreiten — bis zur gesetzlichen Regelung dieser Frage — die Bewilligung von gnadenweisen Subsistenzbeiträgen vom 1. Jänner 1905 an in nachbezeichnetem Umfange Allerhöchstenorts beantragen u. zw. für die Personen der VII. bis XI. Rangklasse im Ausmaße von 10%, für die in eine Rangklasse nicht eingereihten Gagisten im Ausmaße von 15% ihrer Pension (einschließlich des eventuellen Zuschusses aus dem Taxfonds), falls hiedurch jedoch bei den in eine Rangklasse nicht eingereihten Gagisten der Betrag von 400 K, bei den in eine Rangklasse eingereihten Gagisten der Betrag von 750 K nicht erreicht würde, im Ausmaße der Differenz auf diesen Minimalbezug. Die Erhöhung auf den Minimalbezug von 750 bezw. 400 K wird das Reichskriegsministerium auch für die nach dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand getretenen (mit Wartegebühr beurl.) bezw. in Hinkunft in dieses Verhältnis

tretenden vermögenslosen Gagisten dieser Kategorie in Antrag bringen. Für den Fall als die in Rede stehenden Personen bereits eine Personalzulage beziehen, kann nur die Bewilligung jenes Betrages beantragt werden, um welchen die Personalzulage etwa geringer als die erwähnte Aufbesserung entfällt. Als weitere Beschränkung hat zu gelten, daß abgesehen von der Aufbesserung auf den Minimalbezug von 750 K bezw. 400 K die durch die gnadenweisen Subsistenzbeträge erhöhten Versorgungsgenüsse nicht höher sein dürfen als die auf Grund der neuen Gagesätze und der gegenwärtigen Militärversorgungsgesetze entfallenden Pensionen. Zur Vereinfachung des Vorganges bei Erwirkung der gnadenweisen Subsistenzbeiträge sind die gestempelten, mit einem Vermögenslosigkeitszeugnisse zu belegenden Gesuche um ‚Erwirkung gnadenweiser Erhöhung der Versorgungsgenüsse' im Dienstwege an das Reichskriegsministerium zu richten.«

Es gehört wahrlich eine jahrelange Übung im Lesen und Interpretieren von Verordnungen aller Art dazu, um den Sinn dieser amtlichen Geheimsprache zu enträtseln.

So viel aus diesem Rotwelsch zu entnehmen ist, hat Se. Majestät anbefohlen, daß die Ruhegehalte der vor dem Jahre 1900, also vor der allgemeinen Erhöhung der Offiziersgagen, pensionierten Offiziere entsprechend erhöht werden sollen, da das Gerechtigkeitsgefühl des Kaisers es nicht zulassen wollte, daß die vor dem Feinde gedienten Offiziere gegenüber denjenigen, die nicht vor dem Feinde standen, in ihren Ruhebezügen benachteiligt werden.

Die höchste militärische Administrativbehörde hat es nun, wie immer, meisterhaft verstanden, diese Allerhöchste Intention nicht nur so zu wenden und zu drehen, daß die alten pensionierten Offiziere von diesem kaiserlichen Gnadenakte recht wenig oder gar nichts profitieren, sondern sie hat auch an die Verleihung einer 10%igen Erhöhung der Pension, welche bei den Pensionisten, die nicht 40 Jahre gedient haben, also bei den meisten, etwa 100 bis 300 Kronen jährlich betragen dürfte, eine Bedingung

geknüpft, welche geradezu als demütigend, ja als ehrenrührig bezeichnet werden muß.

Der pensionierte Offizier, der auf Grund dieser bandwurmähnlichen Verordnung um eine 10%ige Erhöhung seines Ruhegehaltes einschreiten will, muß nämlich seinem vorschriftsmäßig gestempelten Gesuch ein Vermögenslosigkeitszeugnis beilegen.

Vermögens-, Mittellosigkeits-, Armutszeugnis bedeutet nahezu dasselbe.

Ein und dasselbe Organ fertigt solche Zeugnisse aus.

Der pensionierte Offizier, der nach meiner Meinung dieselbe Ehre hat, wie der aktive, muß sich also nach Weisung seiner höchsten Behörde an den Vorstand der Gemeinde, in der er domiziliert, bittlich um Ausstellung eines solchen Zeugnisses wenden.

Genies oder feinfühlige Seelen sind die Gemeindevorstände bekanntlich nicht und ihnen zumuten, daß sie zwischen der Bezeichnung: Vermögenslosigkeits- und Armutszeugnis einen Unterschied erkennen, dazu gehört wohl mehr als der naive Glaube eines Referenten im Kriegsministerium. — Es wird daher, wer die Ausstellung eines solchen Zeugnisses erbittet, das ihn in den Augen eines protzigen Gemeindepaschas zum Hungerleider macht, wohl manche Äußerungen hören müssen, die, nach den Begriffen über Offiziersehre, sich der Offizier nicht gefallen lassen darf.

Vor gar nicht langer Zeit hat man einen Generalstabshauptmann, der brieflich aus religiöser Überspanntheit das Duell als eine Unsitte, als eine Sünde verwarf, ohne daß er tatsächlich eine Genugtuung mit den Waffen in der Hand verweigert hätte, seiner Charge für verlustig erklärt, weil eine solche Ansicht sich mit der Offiziersehre nicht vereinbaren lasse. Und nun zwingt die oberste Militärbehörde alte Offiziere, bei Gemeindeprotzen um Ausstellung eines Armuts-

zeugnisses, dem man den »vornehmen« Titel: Vermögenslosigkeitszeugnis erteilt hat, betteln zu gehen.

Wissen denn die Herren in der militärischen Zentralstelle nicht, daß in den Qualifikationslisten jeder Offizier bis auf seine Schamteile, also auch seine Vermögensverhältnisse genau beschrieben ist, daß man daher nur einzelne der vielen Herren, die sich in den Räumen des Kriegsministeriums langweilen, zu beauftragen braucht, die einlangenden Gesuche der alten Pensionisten um die 10%ige Pensionserhöhung mit Hilfe der Qualifikationslisten zu überprüfen?

Oder würde es nicht genügen, die bittstellenden Offiziere aufzufordern, auf Ehrenwort zu erklären, daß sie kein Privatvermögen besitzen, sondern nur von ihrer Pension im glänzenden Elend leben?

Ist das Ehrenwort eines pensionierten Offiziers nicht ebensoviel wert wie das eines aktiven und selbst eines den exzellenten Kreisen angehörigen Generals?

Warum wird überhaupt die Aufbesserung der Ruhegehalte der alten Militärpensionisten nicht ohne Ausnahme durchgeführt? Warum werden diejenigen, die etwa noch eine mehr oder minderverschuldete Hütte ihr Eigen nennen, von diesem Benefizium ausgeschlossen? Einem Hauseigentümer wird gewiß kein Gemeindevorstand ein Vermögenslosigkeitszeugnis ausstellen, selbst wenn das Haus weit über seinen Wert verschuldet ist und der Eigentümer von seiner Pension die Hauszinssteuer samt Zuschlägen bezahlen muß, während er einem Offizier, der Wertpapiere besitzt ein solches Vermögenslosigkeitszeugnis ausstellen wird, weil er von dem mobilen Besitz desselben keine Kenntnis hat.

Man will von diesem Benefizium, das Se. Majestät gewiß allen seinen alten Offizieren ohne Unterschied zugedacht hat, so viele als möglich ausschließen! Das gebietet das in der Kriegsverwaltung stets herrschende

Sparsystem, das um hundert Kronen knausert, hunderte Millionen aber für militärische Schrullen und Spielereien leichtfertig zum Fenster hinauswirft.

Der Erlaß des Kriegsministeriums ist daher eine Schmutzerei, die sich mit dem Begriff der Offiziersehre nicht vereinbaren läßt und überdies der gesunden Vernunft und der Gerechtigkeit widerspricht; und ich bin vollkommen überzeugt, daß Se. Majestät, unser alter ritterlicher Kaiser, die an seinen alten Offizieren versuchte Schmutzerei nicht dulden wird!

Mödling. Joseph Schöffel.

* * *

Ein anderer Erlaß vom 10. März 1905. An diesem Tage richtete, wie ich erfahre, die k. k. Strafanstalts-Direktion Stein sub Zl. 5016 eine Zuschrift an Industrielle, in der sie die Herstellung von Exportwaren »durch Sträflingskräfte« empfiehlt. Der Kriminalist als Arbeitgeber — übrigens die vernünftigste Rolle, die ihm zufallen kann — versteigt sich zu der folgenden grotesken Wendung:

»Insbesondere wolle sich die geehrte Firma äußern, ob — im bejahenden Falle — dieselbe geneigt wäre, solche Artikel dann hier anfertigen zu lassen, wobei nicht unerwähnt bleiben soll, daß gerade die k. k. Strafanstalt Stein — welche ihren Belagraum aus der Residenz füllt — über tüchtige, geschulte, zum Teile selbst hochintelligente, alle Industriezweige umfassende Arbeitskräfte verfügt...«

* * *

Die Herren Coburg, Bachrach, Feistmantel, Wagner von Jauregg, Hinterstoißer etc. müssen jetzt das Furchtbare erleben, daß ihre Patientin, die sie so lange betreut haben, von Pariser Ärzten für unheilbar

geistesgesund erklärt wird. Das Gefühl der Bestürzung weicht aber dem freudigen Bewußtsein, in einem Lande, wo der Hinterteil der Mächtigen die einzige Rechtsquelle bildet, vor der Gerechtigkeit sicher zu sein und eine Tat nicht verantworten zu müssen, die zu den schlechtesten gehört, die je mißbrauchte Gewalt veranlaßt hat. Und die Freude schafft Übermut. In der letzten Plenarversammlung der Wiener Advokatenkammer wurde — leider von einer Seite, die den Ernst der Sache gefährden konnte — dem würdigen Präsidenten eine Interpellation überreicht, die sämtliche gegen ihn anläßlich der Coburg-Affaire erschienenen Angriffe wiedergab und an ihn die Frage stellte, ob er es nicht für geboten erachte, gegen diese Angriffe klagend aufzutreten. Herr v. Feistmantel erklärte, er sei »keineswegs in der Lage, gegen unmotivierte, geradezu verleumderische Angriffe in der Presse Prozesse zu führen«. Man solle ihn — riet er vertrauensvoll — beim Disziplinarrat anzeigen. Und die Wiener Advokatenschaft rief »Bravo!« Aber Herr Otto Frischauer ist annoch Rechtsanwalt, Herr Barber hat durch Zurückhaltung der Briefe die Standesehre nicht verletzt, sondern betätigt — womit sollte also Herr v. Feistmantel die Laune des Disziplinarrates getrübt haben? Nicht die Ethik, bloß die Logik des Mannes ist der Anfechtung zugänglich. Er ist keineswegs in der Lage, gegen unmotivierte, geradezu verleumderische Angriffe Prozesse zu führen. Wehe aber denjenigen, die künftig motivierte Angriffe gegen ihn erheben wollten!... In einem Brief an den Vertreter der Prinzessin soll Herr v. Feistmantel sich für das Wohl des Papageis seiner Kurandin interessiert und diesen als ein kluges Tier bezeichnet haben. Die Klugheit des Papageis besteht vor allem darin, daß die Erklärungen, die er vorbringt, nie von ihm selbst ersonnen, sondern nachgesprochen sind. Er blamiert sich nicht gern.

* * *

An das Auftreten der schwedischen Masseuse europäischer Seelenverfettung knüpft die folgende Zuschrift an:

Sehr geehrter Herr Kraus!

Sie sprachen in der letzten Nummer der ‚Fackel' von Ellen Key und von der Wiener Gesellschaft. Gestatten Sie, daß ich zu diesem Thema das Wort nehme und einige Einzelheiten anführe, die als Beweis für die Richtigkeit Ihrer Ansicht dienen könnten, falls es eines solchen Beweises noch bedürfte.

»Wien und Berlin«. Zwei scharfe Gegensätze. In Allem, auch in unserer Frage. Wie erging es Ellen Key in der deutschen Reichshauptstadt? Wurde sie dort auch bejubelt? Auch »Philosophin« genannt?

Es ist merkwürdig. So uneinig die Österreicher in nationaler Beziehung sein mögen, in ihrer Urteilslosigkeit sind sie rührend verschwägert. Die liberalen Blätter und die ‚Arbeiter-Zeitung' preisen Ellen Key, das ‚Deutsche-Volksblatt' tut desgleichen. Hier gibt es keine Unterschiede. Keine Rechte oder Linke; das Urteil fehlt. Ist es denn möglich, daß ein christliches Blatt Ellen Keys Ansichten über Liebe teilt? Ellen Keys Ansichten über »Diesseits« und »Jenseits«? Und über die Bejahung des Willens zum Leben? Und kann eine sozialdemokratische Zeitung einer Frau zustimmen, die sich — angeblich wenigstens — zu Nietzsche bekennt?

Die Antwort holen wir uns in Berlin. Das Referat des ‚Vorwärts' wäre für die ‚Arbeiter-Zeitung' sehr interessant gewesen. Das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie äußerte sich über Ellen Keys Philosophasterei in einer ebenso vernichtenden wie richtigen Kritik. Die schwedische »Seelenvollheit« nannte der ‚Vorwärts' treffend »pure Tollheit«, die übrigen »Ideen« bezeichnete er als »Armseligkeiten.« Die Berliner ‚Zeit am Montag' — ein Organ verwandt radikaler Richtung — urteilte nicht milder. Sie suchte nachzuweisen, daß sämtliche Ideen des redseligen

Fräuleins bereits vor Jahrhunderten und viel besser vorgetragen wurden. Daß nur die geringe philosophische Bildung der eleganten Berliner Welt Ellen Key bewundere.... Die konservativen Blätter entwickelten Anschauungen, welche geeignet wären, das ‚Deutsche Volksblatt' um allen reaktionären Kredit zu bringen. Der ‚Reichsbote' protestierte gegen die »moralische Versumpfung des Volkes« durch die modernste Art von Frauenrechtlerinnen....

Die Wiener haben sich also wieder einmal bewährt. Wen sie bewundern, das wollen wir ein wenig aufhellen. Fräulein Ellen Key schreibt über Liebe und Ehe. Gesteht, daß sie in dergleichen Sachen so gut wie keine Erfahrung besitzt. Aber gerade »deshalb« — man beachte die seelenvolle Logik — könne sie ein schlackenreines Ideal darstellen. Dieses Ideal formuliert sich ein Wort (»Seelenvollheit«) und verbannt Alles Intellektuelle (besonders Logische). Da es von der Erfahrung nicht angekränkelt ist, behauptet es, das Weib sei »seelenvoller« als der Mann, stehe höher als er. Natürlich nicht das empirische Weib. Nicht die normale Mutter. Ellen Key ist ehrgeiziger. Sie bestimmt a priori, was Wert und Unwert ist, und meidet den Weg a posteriori (die Erfahrung). Ellen Keys Geschöpf ist die Transzendental-Mutter.

Außerdem ist Nietzsche ihr Ideal. Um das zu begreifen, muß man zweierlei wissen. Erstens, was Nietzsche über die Frauen dachte. Zweitens, daß Ellen Key alle Intellektualität und Logik haßt. Dann wird man verstehen.... Man wird verzeihen, daß Ellen Key einem Philosophen anhängt, der den kategorischen Imperativ des »Literaturweibchens« bloßlegte: »Aut liberi aut libri!« Der George Sand eine »Schreibe-Kuh« nannte und den Feminismus glühend verdammte. Und man wird sich vielleicht jenes grausamen Hohnwortes entsinnen, das Nietzsche Ellen Keys Geschlechtsgenossinnen zuruft, den »Seelenvollen«: »Sie sind noch nicht einmal flach!«

Eine Frau aber, die Nietzsche eine so abgründliche Verständnislosigkeit entgegenbringt, die eingetrocknete Ideen mit neuen, schlechten Worten aufweicht, feiert in Wien Triumphe. Wer denkt da nicht an frühere Begebenheiten zurück? An Zeiten, da sich Wien so glänzend vor der Berliner Urteilskraft blamierte? Wie wars mit dem Frauenkongreß? Wo waren die österreichischen Konservativen? Wie ists mit der Friedensbewegung? Als Berta Suttner in Berlin sprach, da ging ein Sturm der Entrüstung durch die Reihen der konservativen und nationalliberalen Parteien. Und in Österreich?... Ein Brünner Bericht erzählt von der Suttner-Versammlung, verzeichnet die Anwesenheit höherer Militärs und — lebhaften Beifall.... Hier gibt es weder Sozialdemokraten von der Entschiedenheit eines Liebknecht noch Konservative von der Unduldsamkeit eines Manteuffel. In Österreich ist Alles »liberal«. Man kennt keinen Standpunkt, auf welchem man sich verschanzt, man kennt nur Gemeinplätze, auf denen geschachert wird. Da wird jede Ansicht zur Modekrankheit und jede Narrheit zum geduldeten Prinzip.... »Sie sind noch nicht einmal flach...«

Ich zeichne hochachtungsvoll

M. S.

* * *

Die Ägyptenreise des Wiener Männergesangvereines hat das Ansehen der Wiener Journalistik im Orient ebenso gefördert, wie das Ansehen des Orients bei der Wiener Journalistik. Einer ihrer Vertreter, der zwar nicht von Pharaos Zeiten her, aber doch schon vor dem Besuche des Männergesangvereins in Ägypten gewohnt und somit die Freikarte erspart hat, fuhr seinen Wiener Kollegen auf einer Barke entgegen und rief: »Grüß euch Gott! Wo ist der Löwy?« Da die Mitglieder des Männer-

gesangvereins diese Grußformel für ägyptische Verhältnisse nicht treudeutsch genug fanden, ging er hin und beschuldigte sie in verschiedenen Korrespondenzen antisemitischer Gesinnung. Auch sonst soll's recht gemütlich zugegangen sein. Der Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse' wollte nicht lügen und verfaßte deshalb seine Telegramme schon vor der Abreise auf Grund des Vereinsprogrammes, das für jeden Tag vorausbestimmt war. Was konnte er dafür, daß der Verein seine Dispositionen nachträglich änderte? Die ‚Neue Freie Presse' hatte sich auf den jedenfalls richtigen Standpunkt gestellt, daß es der orientalischen Beobachtung nicht bedarf, wenn man das Glück hat, über orientalische Phantasie zu verfügen. Was verschlägt's, daß die schönen Dinge, die sie ihren Lesern beschrieb, kein Reiseteilnehmer zu Gesicht bekommen hat? Auf die innere Wahrheit kommt es an, und auf die Ersparnis an Telegrammgebühren. Und übrigens haben sich die Ereignisse nach der ‚Neuen Freien Presse' zu richten und nicht umgekehrt. Friedrich v. Schlegel's Wort, daß der Historiker ein rückwärts gekehrter Prophet ist, dürfte auf ein fortschrittliches Blatt höchstens dann Anwendung finden, wenn die Prügelstrafe für Journalisten eingeführt wäre. Daß dem Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' die Desavouierung seiner Telegramme durch die Tatsachen, wie erzählt wird, das ganze Vergnügen an der Reise verdarb, ist gewiß bedauerlich. Aber das ist bloß die Schuld seines ungeübten Gewissens, das sich an die jahrzehntealte philosophische Erkenntnis von der Welt als Wille und Vorstellung der ‚Neuen Freien Presse' noch nicht gewöhnt hat. Er möge sich damit trösten, daß auch seine Kollegen mehr kombiniert als beobachtet haben. Eine lebhafte Meinungsverschiedenheit herrscht zum Beispiel über den Schnurrbart des Khedive. Während das ‚Neue Wiener Tagblatt' versichert, daß »ein dichter dunkler Hängeschnurrbart mit leicht aufwärts

gebogenen Spitzen der Physiognomie den gewissen orientalischen Müdigkeitsausdruck verleiht«, erklärt das ‚Neue Wiener Journal': »Das dünne Schnurrbärtchen ist englisch zugestutzt. Sonst wahrlich kein Freund der Engländer, die ihn zum Schattenkönig herabgedrückt haben, hat Abbas II. sie in Bezug auf die Bartform sich zum Muster genommen.« Wer hat Recht? Ich glaube, das ‚Neue Wiener Journal'. Denn erstens ist seine Beschreibung ausdrücklich als »Original-Korrespondenz« bezeichnet, somit jedenfalls einer verläßlichen Quelle entnommen. Und zweitens hatte der Vertreter des ‚Neuen Wiener Tagblatts' alle Hände voll zu tun, um mit verschiedenen Funktionären über seinen Chef zu reden und jedes Lobeswort, das er ihnen abgepreßt hatte, zu verzeichnen. Was Herr Wilhelm Singer in seinem Blatte über sich selbst schreiben läßt, ist viel verläßlicher als die Beschreibung Abbas II. Man finde diese fortwährende Selbstberäucherung, dieses Auf dem Bauch liegen vor dem eigenen Bauche, diese Eigenkriecherei in Ermangelung eines noch unbenützten Schlupfwinkels der Gunst nicht ekelerregend! Ein fiktiver Weltbeherrscher ist interessanter als ein wirklicher Schattenkönig.

* * *

Ob sie eines natürlichen Todes sterben oder durch Selbstmord enden, man beneidet die Toten, weil sie ihre Nekrologe nicht mehr lesen müssen. Denn es geht doch nicht an, die Totenschau unserer Tagespresse als humoristische Ecke aufzufassen, an der auch die Überlebenden ihr Vergnügen haben können. Aber schließlich wird wohl nichts übrig bleiben, als dem nassen Auge, das der Trauerklage ziemt, das bekannte heitere zu gesellen und sich Herrn St—g als Nachrufer für einen verstorbenen Lehrer der deutschen Sprache gefallen zu lassen. Es ist ja schrecklich, daß jetzt immer außer dem Tod auch noch der St—g den Menschen rasch antritt, daß nicht nur eine Krankheit, sondern auch das

Sterben noch ein Folgeübel für den Betroffenen nach sich ziehen kann. Aber auch dafür muß es einen Trost geben. Der Leser denkt – mit Herrn St—g, der den Ausspruch in jeder Sonntagsglosse bis zum Erbrechen zitiert —: »Es kann D'r nix g'schehn!« So nimmt er es denn gläubig hin, wenn der Mann, der mit den Herren Sil Vara und Bendiener den Impressionismus der ‚Neuen Freien Presse' vertritt, erzählt: »Ein Schuß ist auf der Universität gefallen. Durch die hohen Säulengänge, die ragenden Wölbungen pflanzt sich der dumpfe Knall fort. Allüberall wird es vernommen, und Hunderte schreckensbleicher Menschen streben in verstörter Hast dem Raume zu, wo sich Schreckliches ereignet haben muß«. Aber so wahr Wölbungen nicht zu ragen und Säulen sich nicht zu spannen pflegen, so bekannt ist es den Zeitungslesern, daß niemand die Detonation des Schusses, durch den sich Professor Heinzel das Leben genommen hat, hörte, daß sie nicht einmal in dem nah gelegenen Seminarsaal vernommen wurde. »Es war die Zeit des stärksten Verkehres auf der Universität, wo ein unaufhörliches Kommen und Gehen herrscht, die Wißbegierigen und Eifrigen von Hörsaal zu Hörsaal strömen. Gewissermaßen vor ihrer aller Augen hat Richard Heinzel sich den Tod gegeben.« Gewissermaßen, aber nicht gewiß. Noch stimmungsvoller wird diese Schilderung vielleicht wirken, wenn man erfährt, daß der Selbstmord des Professors Heinzel inmitten der akademischen Osterferien geschah, vierzehn Tage, nachdem alle Professoren aufgehört hatten, zu lesen. »Der Mann, der während seines ganzen Daseins schier ängstlich bemüht war, sein Privatleben mit den undurchdringlichen Schleiern des keuschen Geheimnisses zu umgeben. . .« Ist das nicht ein dunkler Punkt in seiner Vergangenheit? Dem Gebote, de mortuis nil nisi bene zum Trotz ruft ihm der Reporter die Wahrheit nach. Aber wieso weiß man denn, daß er »ängstlich bemüht« war, sein Privatleben wie ein Geheimnis zu hüten? Hat man einmal den Versuch gemacht, es zu entschleiern? Es scheint so. Vor sechs Jahren, da man seinen sechzigsten Geburtstag und sein dreißigjähriges Professorenjubiläum feierte, soll Heinzel einigen zudringlichen Interviewern die Tür gewiesen haben . . . Aber dies und das kann man wenigstens heute über ihn erfahren. Zum Beispiel: »Ein trefflicher Pistolenschütze, war er sich dessen bewußt, daß das Todesurteil, das er über sich ver-

hängt hatte, mit erbarmungsloser Sicherheit vollstreckt werden würde«. Herr St—g, der bloß die Schußweite des Revolvers der ‚Neuen Freien Presse' kennt und sonst von der Waffenkunde so viel weiß, als zum Besuch des Schützenkränzchens unbedingt notwendig ist, glaubt offenbar, daß man sich auf 50 Schritt Distanz zu erschießen pflegt...

Was aber ist das alles gegen Herrn Rudolf Meringer, der sich als »Professor der Grazer Universität« breitspurig an der Spitze eines Feuilleton-Nachrufs für Richard Heinzel in der ‚Neuen Freien Presse' hinpflanzt! Herr St—g ist Journalist, muß deshalb nicht Deutsch können, nicht kluge und sinnvolle Dinge sagen. Der Mann, der Lehrer für Germanistik an einer großen Universität ist, schreibt den Satz nieder und läßt ihn drucken: Es sei nicht so einfach, zu sagen, was wir Heinzel's Arbeit verdanken; »ich bin dazu nicht imstande«. Schreibt: »Er wollte kühl bleiben, wenn auch seine Seele die Leidenschaft kannte, um nicht ungerecht zu werden«. Schreibt: »Dafür fehlte es für ihn an jeder Entschuldigung«. Schreibt den von feinster Sprachlogik zeugenden Satz: »Und wie der wissenschaftliche Charakter sich nie ganz vom rein menschlichen trennen läßt, so war es auch bei Heinzel«. Man erwartet: so hat auch das private Wesen Heinzels alle jene Eigenschaften u. dgl. Nein, »so war es auch bei Heinzel«. Sehr schön ist die Wendung: »Für die Sage unserer Altvordern hatte er ein Herz, für ihre Dichtung, wo er strenge über jede Hebung und Senkung achtete und ob auch das Wort an seiner gewöhnlichen Stelle stand«. Hier wird die Schüler des Germanisten Meringer die merkwürdige Verbindung der Begriffe »wachen« und »achten« interessieren. Herr Meringer zählt alle Größen auf, die aus dem Seminar Heinzels's hervorgegangen sind: »Seemüller, Minor, Werner, Brandl, Much, Detter, Kraus, Zwierzina, Luick, v. Weilen, Walzel, Singer, M. H. Jellinek, Murko und ich... So viele Namen, so viele Individualitäten.« Herr Meringer war bescheiden genug, sich selbst zuletzt zu nennen. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, ob Professor Heinzel, wenn er sein Feuilleton noch hätte lesen können, nicht aus Gram am Leben geblieben wäre und Herrn Meringer verhalten hätte, wieder in das Seminar einzutreten.

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Höfling. Die Aufnahme, die der Justizrat Körner nach seiner Rückkehr von Florenz am sächsischen Hof erfuhr, die Behandlung, die einst Herrn Bachrach in Wien zuteil werden wird, hat Shakespeare vorausgeahnt:

König Johann: »Dein Arm ermordet' ihn; ich hatte mächt'gen Grund,
Ihn tot zu wünschen, doch du hattest keinen,
Ihn umzubringen!«

Hubert: »Keinen, gnädiger Herr?
Wie, habt ihr nicht dazu mich aufgefordert?«

»Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht sehn in ihren Launen,
Zu brechen in des Lebens blut'ges Haus,
Und nach dem Wink des Ansehns ein Gesetz
Zu deuten, zu erraten die Gesinnung
Der drohnden Majestät, wenn sie vielleicht
Aus Laune mehr als Überlegung zürnt.«

»Hier euer Brief und Siegel für die Tat.«

»O, wenn die Rechnung zwischen Erd' und Himmel
Wird abgeschlossen, dann wird wider uns
Der Brief und Siegel zur Verdammnis zeugen!
Wie oft bewirkt die Wahrnehmung der Mittel
Zu böser Tat, daß man sie böslich tut.
Wenn du nicht da gewesen wärst, ein Mensch
Gezeichnet von den Händen der Natur,
Und ausersehn zu einer Tat der Schmach,
So kam mir diese Tat nicht in den Sinn.
Doch da ich Acht gab auf dein scheußlich Ansehn,
Geschickt zu blut'ger Schurkerei dich fand,
Bequem zu brauchen für ein Wagestück,
So deutet' ich von fern auf Arthurs Tod:
Und du, um einem König wert zu sein,
Trugst kein Bedenken, einen Prinz zu morden.«

»Mein Fürst, —«

»Hätt'st du den Kopf geschüttelt, nur gestutzt,
Da ich von meinem Anschlag dunkel sprach;
Ein Aug des Zweifels auf mich hingewandt,
Und mich in klaren Worten reden heißen:
Ich wär verstummt vor Scham, hätt' abgebrochen,
Und deine Scheu bewirkte Scheu in mir.
Doch du verstandst aus meinen Zeichen mich,
Und pflogst durch Zeichen mit dem Zeichen Rat,

Ja ohne Anstand gab dein Herz sich drein,
Und dem zufolge deine rohe Hand,
Die Tat zu tun, die wir nicht nennen durften. —
Aus meinen Augen fort! nie sieh mich wieder!«

Und: Exton (in Richard II.): »In diesem Sarg bring ich dir, großer König,
Begraben deine Furcht: hier liegt entseelt
Der Feinde mächtigster, die du gezählt,
Richard von Bourdeaux, her durch mich gebracht.«

Bolingbroke: »Exton, ich dank dir nicht; du hast vollbracht
Ein Werk der Schande, mit verruchter Hand,
Auf unser Haupt und dies berühmte Land.«

»Aus eurem Mund, Herr, tat ich diese Tat«

»Der liebt das Gift nicht, der es nötig hat.
So ich dich: ob sein Tod erwünscht mir schien,
Den Mörder hass' ich, lieb' ermordet ihn.
Nimm für die Mühe des Gewissens Schuld.
Doch weder mein gut Wort noch hohe Huld.
Wie Kain wandre nun in nächt'gem Graun,
Und laß dein Haupt bei Tage nimmer schaun!«

Und so weiter. Bis auf unsere Tage: »Bachrach, ich dank dir nicht!« ... Schicksal des Fürstendieners!

Parlamentarier. Herr Dr. Emil Frischauer belegte als Verteidiger des Grafen Sternberg seine Behauptung, daß die Säulenhalle des Parlaments kein Ort sei, der »besonderen Anstand erfordert«, mit der notorischen Tatsache, daß er selbst den Hut auf dem Kopf behalte, wenn er das Peristyl betrete. Die Beweiskraft dieses Arguments hat nicht ohneweiters eingeleuchtet. Mit demselben Recht könnte der Herr die Sitte, mit Messer und Gabel zu essen, durch den Hinweis auf die Tatsache negieren, daß es auch Leute gibt, die mit den Händen essen, wobei er bloß die Vorschrift, beim Essen nicht zu reden, infolge manueller Verhinderung der Beteiligten anerkennen müßte. Hoffentlich leitet er aus der Tatsache, daß sein Bruder Otto erpreßt und verleumdet hat, nicht die Behauptung ab, daß die Advokatur kein Beruf sei, der besonderen Anstand erfordert.

Leser. Zum ewigen Gedächtnis muß die Depesche, die ein amerikanischer Clown in die ‚Neue Freie Presse' vom 29. März geschmuggelt hatte, hier festgelegt werden. »Ein Schiffskapitän, der mit seinem Boot auf dem Eastriver manövrierte, glaubte, das Ende der Welt sei gekommen, als er Montag morgens plötzlich eine menschliche Figur, wie eine Rakete aus dem Wasser schießen sah. Die Figur schoß heraus, wie auf der Spitze einer Wasserhose, und drei weitere folgten. Diese menschlichen Figuren stiegen etwa 20 Fuß hoch in die Luft, fielen dann zurück, und schwammen, laut nach Hilfe rufend, dem Lande zu. Hinter dem

anscheinenden Wunder steckte eine merkwürdige Rettung aus Todesgefahr. Die vier Leute waren in dem Tunnel beschäftigt, der unter dem Eastriver, zwischen New-York und Brooklyn gebaut wird. Sie arbeiteten hinter einem pneumatischen Schild in einer Kammer, die durch komprimierte Luft gestützt wird. Einer der Leute erzählte: Ich bemerkte einen Luftzug nach oben, und ging deshalb über eine Leiter hinauf, um Säcke gegen den Riß zu befestigen, aber die komprimierte Luft pfiff wie ein Blitz durch das Loch. Bevor ich wußte, wo ich war, war ich an die Decke des Tunnels gekittet. Eine Sekunde später wurde ich weiter hinaufgetrieben. Ich fühlte, wie mein Kopf durch 7 Fuß dicken Schmutz und Steine sich den Weg bahnte. Ich hielt mir die Hände vor das Gesicht, zum Schutze gegen die Steine, und zog mir den Hut fest über den Kopf. Ich erinnere mich, mit der Geschwindigkeit von etwa 500 Meilen in der Stunde durchgekommen zu sein. Aber es schien mir eine langsame Operation, doch schien ich vollständig im Besitze meines Bewußtseins zu sein. Ich war erfreut, als ich endlich ins Wasser kam, wahrscheinlich 25 Fuß tief, die ich im sechzigsten Teil einer Sekunde durchdrang. Dann fühlte ich Luft um meinen Kopf sausen, kam mit einem wuchtigen Stoß wieder ins Wasser und schrie ‚Mord!' — Die Explosion wird einer zufälligen bedeutenden Vermehrung des Luftdruckes zugeschrieben. Die Leute wurden 50 bis 60 Fuß durch Steine, Wasser und Luft geschleudert«. Die ‚Neue Freie Presse' wußte aber in der letzten Zeit noch andere Meeresungeheuerlichkeiten zu berichten. Da wurden uns z. B. ganz merkwürdige Leistungen von Dampfern gemeldet. Im Abendblatt vom 21. März: »Es heißt, daß das französische Mittelmeergeschwader . . . die spanischen Häfen Granada und Barcelona anlaufen werde«. Am 25. März: »Weiters unternimmt der Österreichische Touristenklub . . . eine zweite Reise, und zwar nach Venedig, auf welcher mit dem Lloyddampfer ‚Euterpe' die Adelsberger Grotte, Triest . . . und Abbazia besucht werden«.

Gymnasiast. Preisausschreibung des Deutschen Volkstheaters . . . Dazu schreibt die ‚Neue Freie Presse' (2. April): »Wie aus dem Vorstehenden ersichtlich ist, wird ein neuer Modus beobachtet, durch den augenscheinlich vermieden werden soll, daß, wie dies bei manchen Preisausschreibungen der Fall war, ausschließlich ‚Buchdramen' mit literarischen Preisen ausgezeichnet werden. Gegen diese Neuerung ist weit weniger einzuwenden, als gegen die — Stilisierung der Preisausschreibung. Einem oder dem andern der Preisrichter dürfte das ‚Deutsch', in dem die Bestimmungen über den ‚Deutschen Volkstheaterpreis' abgefaßt sind, recht unangenehm überrascht haben.« Noch unangenehmer hat es einem oder dem andern überrascht, ein Blatt, das so wenig Deutsch kann, Sprachkritik üben zu sehen. Die Bestimmungen des Volkstheaterpreises sind verglichen mit ihrer Kritik ein stilistisches Meisterwerk. So eine Frechheit! Setzen! Und hundertmal abschreiben: »Ich soll mich nicht überheben!« Wohlgemerkt: mich, nicht mir.

Straßenkehrer. Im ‚Neuen Wiener Journal' erschien ein »Eingesendet«. Der darin Angegriffene schickte eine Berichtigung, die nicht abgedruckt wurde. In der Gerichtsverhandlung erklärte der »verantwortliche Redakteur« — man kann die Sorte wirklich nur mehr zwischen Gänsefüßchen zitieren —, daß die Redaktion des Blattes eine Berichtigung des Klägers gar nicht erhalten habe. Dieser produzierte hierauf, wie der Gerichtssaalbericht der ‚Arbeiter-Zeitung' erzählt, einen Brief der Administration des ‚Neuen Wiener Journals', worin sie sich bereit erklärt, die Berichtigung zu bringen, wenn sie als Inserat aufgegeben werde. Die Antwort des »verantwortlichen Redakteurs« auf diese Enthüllung war ein Lächeln, das den Richter Landesgerichtsrat v. Heidt, veranlaßte, mit Nachdruck das Folgende zu sagen: »Der Brief hätte von einem Blatte, das etwas auf sich hält, korrekterweise nicht hinausgegeben werden dürfen«. — Das ‚Neue Wiener Journal' marschiert natürlich an der Spitze der Blätter, die dem Volksbetrug des Annonceurs »Professor Maxim« Vorschub geleistet haben. Das Geld, das diese Hilfe trug, reichte zwar höchstens zur Anschaffung von Wagenschmiere für die Equipage des Herrn Lippowitz, die in Wien so lange schon öffentliches Ärgernis erregt.

Literarhistoriker. Ob Theodor Fontane, dessen Briefe kürzlich in der ‚Neuen Freien Presse' abgedruckt waren, es ironisch gemeint hat? Er sah das Blatt durch die Vermittlung eines Freundes, »der des Vorzugs genießt, die ‚Neue Freie Presse' in sein Haus kommen zu sehen«. Für ein paar Mark kann jeder Berliner, jeder Mensch dieses Vorzugs genießen. Sogar ich.

Jourbesucher. Das geistige Niveau einer Stadt kann man auch nach den Personalnachrichten ihrer Presse abschätzen. Wenn in Berlin ein berühmter Mann begraben wird, so scheint dem Publikum eben noch die Tatsache seines Ablebens wissenswert. Wien interessiert sich für die Kondolenzparasiten, die mitgehen. Die Fußtritte, die unsere Presse seit Kürnberger für jede Schaufel Reklame, die sie auf illustre Gräber wirft, empfangen hat, sie haben nichts gefruchtet. In Wien wird man, wenn einst die Welt zugrunde geht, fragen, wer dabei war und was die Frau Eisler angehabt hat. Es gibt hier Persönlichkeiten, deren Vorleben man gar nicht untersuchen muß: sie werden einem schon durch die ununterbrochene »Anwesenheit« unerträglich. Sowie man durch Jahrzehnte auf dem Theaterzettel einer Hofbühne die Herren Fiala, Wiesner, Füller als Wachen, Diener oder Gefolge verzeichnet findet, so hat die Öffentlichkeit auch an Komparsen der Ereignisse glauben lernen müßen. Der Unterschied ist aber, daß die Herren Fiala, Wiesner, Füller wahrscheinlich sehr ehrenwerte Leute und sicher unentbehrliche Glieder eines Ganzen sind, während die Komparsen des Wiener Lebens sich vor die Akteure drängen und an die Rampe treten, wenn andere gerufen werden. Ist es nicht schon langweilig, daß der Professor Monti statt in der Wissenschaft, immer nur auf den Metternich-Redouten »voranschreitet«? Von Herrn Angelo Eisner v. Eisenhof will ich nicht sprechen. Er glaubt sonst wirklich, daß ich ihn »angreife«, und sucht mich am Ende dadurch zu

gewinnen, daß er sich mir wieder einmal vorstellen läßt. Aber im Ernst gesprochen: wäre es nicht das Vernünftigste, daß man den Mann endlich zum Truchseß macht — gegen das Versprechen, sich zu schonen und nie wieder an einem Begräbnis, an einer Fahnenweihe, an einer Eröffnung teilzunehmen? Indes, was hilft's? Einer zieht sich zurück und Hunderte bleiben. Und täglich erobern sie sich neue Gebiete der Popularität. Sterben keine Berühmtheiten, werden keine Ausstellungen eröffnet, wird kein Jubiläum gefeiert, kein Festgottesdienst abgehalten, so muß man sich eben mit bescheideneren Gelegenheiten abfinden. Theaterschulvorstellungen — so heißt das eben entdeckte Feld, auf dem man »u. a.« gesehen werden kann. Kümmerlich, sehr kümmerlich. Aber der Saal des Kaufmännischen Vereines faßt etwa dreihundet Personen. Warum sollen nicht drei davon genannt werden können? Um einem längst gefühlten Bedürfnis abzuhelfen, konstatiert die ‚Neue Freie Presse' in dem Referat über eine Schülervorstellung der Theaterschule Arnau: »Die Vorstellung war sehr gut besucht. Man sah unter den Gästen, welche der besten Gesellschaft angehörten, Geheimrat Sektionschef Dr. Liharzik, Sektionschef Herz, Hafenbaudirektor Hofrat Taussig u. v. a.« Dies von jetzt an die unerläßliche Einleitung zu einer Kritik über die Leistungen von Schauspielschülern. Die Herren Liharzik, Herz und Taussig sind alte Kräfte, denen unbedingt der Vortritt gebührt. Ihr innerer Zusammenhang mit den schauspielerischen Leistungen der Jugend wird dem Leser trotzdem nicht ganz klar. Herr Liharzik gilt als ein tüchtiger Beamter des Eisenbahnministeriums, höchstens könnte man ihn noch mit der Kreditanstalt, in die er gewählt werden soll, in Verbindung bringen. Herr Sektionschef Herz hat einmal dem Ackerbauministerium angehört und soll in jener Welt, in der man sich auf Pflanz versteht, als eine Kapazität in botanischen Fragen gelten. Aber selbst die anerkannte fachmännische Tüchtigkeit eines Hafenbaudirektors bietet nicht unbedingt die Gewähr dafür, daß den Schülern des Herrn Arnau eine Karriere auf dem Theater winkt. Warum erfahren wir also von der Mitwirkung der drei Herren an der Vorstellung? Immer wieder wird mir, wenn ich die Belästigung des öffentlichen Interesses mit widerwärtigen Personalien erörtere, eingewendet, den Herren selbst sei die Nennung ihrer Namen unerwünscht. Zum Teufel, warum erlassen sie dann nicht ein- für allemal eine Erklärung, warum haben sie nicht den Mut, der ‚Neuen Freien Presse' zu schreiben, daß sie sich ihres Wertes als tüchtige Fachleute und gute Esser zwar bewußt sind, aber die fortwährende Erwähnung der Aktionen ihres Privatlebens sich verbitten? Man muß der verkommenen Presse den Glauben austreiben, daß Persönlichkeiten, die im öffentlichen Leben stehen, kein Privatleben haben. Nächstens wird so ein Hundskerl es für keine Angelegenheit des Privatlebens halten, wenn eine berühmte Persönlichkeit ein öffentliches Haus besucht! Ich bin Leser der ‚Neuen Freien Presse' und ich wünsche nicht zu erfahren daß Herr Liharzik bei einer Schülervorstellung »gesehen« wurde! Idioten mögen ja einwenden, daß die Vorbringung derartiger Beschwerden »kleinlich« sei. Ich aber behaupte, daß die Kontrolle der Ekelhaftigkeiten des Wiener Lebens — die eben nur der Schwachsinn für einen »Angriff« auf die beispielmäßig zitierten Persönlichkeiten halten kann — wichtiger ist, als die Betrachtung der von den Herren Funke, Pergelt und Groß geschaffenen »Lage der Deutschen in Österreich«.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Im Verlage „Die FACKEL“ sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire“

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische“ Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),
liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 178, 25. März): Ellen Key. — Die Wiener Straße. — Eine schöne Leich'. — Ein Erlaß gegen das Kinderkriegen. — Die Logik in der Affaire Marschall. — Der spekulative Philosoph Concordia soll ihr Name sein. — Antworten des Herausgebers (Die ‚Deutsche Zeitung‘; Hauptmann und Gnigitz; Masaidek; Eine moralische Geschichte; Vor einer Bühnenprobe; Kritische Grundsätze; Die Erfolgtelegramme; Der Jargon; Das Faksimile; Grammatikalisches; Neue Freie Physik; Faschingshumor; Eine Simandl-Tragödie). — Mitteilung der Redaktion.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 7.—
»	18	» » . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	M. 7.—
» » » »	13	» » . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » »	18	» »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland.
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Doppelnummer (48 Heller — 50 P

Nr. 180-181 6. Mai 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 P

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

DIE FACKEL

NR. 180—181 WIEN, 6. MAI 1905 VII. JAHR

DER FÄULNISPROZESS DER ‚ZEIT'.

Isidor Wilhelm Tell lebte still und harmlos. Sein Geschoß war auf des Waldes Tiere nur gerichtet. Er war »in den angenehmsten Verhältnissen« aufgewachsen. »Mit vierundzwanzig Jahren hat er geheiratet und bis zu seinem fünfunddreißigsten Jahre ein glückliches Leben geführt«. Er »hatte keine Sorge und ein sehr schönes Einkommen.« Dieser sonnige Friede, über dem sich der Himmel des Hauses Hellmann wölbte, war nur von Jugend auf durch jenes Drachengift getrübt, das die »milchige« Denkart auch des liberalsten Abonnenten der ‚Neuen Freien Presse' zu verwandeln imstande ist: durch die österreichische Korruption. Andere junge Leute in diesem Lebenskreise leiden an den Folgen von Ausschweifungen. Isidor hat »seit seiner Jugend an dem über unserem Vaterlande lastenden Fluch der Korruption gelitten«. Patient wandte sich, wie er unter immer wachsender Teilnahme des Auditoriums erzählt, an Dr. Adolf Fischhof, den Politiker, der vielfach brieflich ordinierte, trat eine Erholungsreise an und landete in Amerika, »wo gesündere Preßverhältnisse herrschen«. Amerika, du hast es besser, als unser Kontinent, das alte, hast keine Erpresser, höchstens besser bezahlte!... Herrn Singer's Zustand bessert sich in der Tat. Die Korruptionsbeschwerden haben aufgehört. Wir sehen ihn geheilt zurückkehren und das sozialpolitische Gewissen der Wiener Millionäre durch Revolverschüsse erwecken. Herr Singer hat den Gedanken gefaßt, der österreichischen

Presse einen Spiegel vorzuhalten, ihr durch Gründung eines eigenen Blattes die Korruption in abschreckendster Gestalt vorzuführen. Er hat die ‚Zeit' geschaffen, und so oft das sozialpolitische Gewissen der Millionäre bei der Lektüre des Blattes einschläft, geht er hin und weckt es durch neuerliche Revolverschüsse. Wär' er besonnen, hieß er nicht der Tell. Darum begibt er sich am Abend, bevor ein Artikel gegen die Korruption erscheint, in eine hohle Gasse. Es ist die Fichtegasse, wo der alte Gutmann sein Comptoir hat, eine ohnedies unwirtliche Gegend, in der schon die Redaktion der ‚Neuen Freien Presse' etabliert ist. Hier kommen allerlei Journalisten vorbei, jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber, »hier geht der düstere Räuber und der heitre Spielmann«, Herr Benedikt und Herr St—g; die Bank, die hier dem Wanderer zur kurzen Ruh bereitet ist, wird darum mit Recht die »Bank von Stein« genannt. Auf die will sich nun Herr Singer setzen. Die Gelegenheit ist günstig. Was blinkt durch die Nacht? »Komm du hervor, du Bringer bittrer Schmerzen, mein teures Kleinod jetzt, mein höchster Schatz — ein Ziel will ich dir geben, das bis jetzt der frommen Bitte undurchdringlich war — doch dir soll es nicht widerstehn«. Heute will Herr Singer den Meisterschuß tun und das Beste sich im ganzen Umkreis des Schottenrings gewinnen. Er lauert auf ein edles Wild, das bereits telephonisch aufgescheucht ist. Halloh, halloh — klingt der neueste Jagdruf. Läßt sich's der Jäger nicht verdrießen, Tage lang umher zu streifen, um armselige Pauschalien zu erjagen: hier gilt es einen köstlicheren Preis. Prioritätsaktien! Und schon erklingt Herrn Kanner's Frage: »Hat David v. Gutmann gezahlt?« Worauf aus Wilhelm Tell die bekannte Antwort zitiert wird: »Nu, hat er gezahlt?«...

Dies Präludium zur Schiller-Feier ward neulich im Wiener Schwurgerichtssaal aufgeführt. Der Angeklagte war diesmal wirklich der Angeklagte. Und

wußte nur einen mildernden Umstand für sich geltend zu machen: Wär ich besonnen, hieß ich nicht der Isidor Singer. Kläglicheres hat sich in der Wiener Öffentlichkeit seit langem nicht abgespielt. Seit dem großen Zivilprozeß nicht, der die Übersetzung des Fremdwortes »Sozialpolitik« in das deutsche Wort »Ausbeutung« ermöglicht hat. Nun ward auch das schäbige Inkognito antikorruptionistischer Gesinnung gelüftet; aber hier ist die deutsche Sprache zu arm, als daß sich aus den Niederungen ethischer Mesquinerie der entsprechende Ausdruck holen ließe. Damals, als man den journalistischen Freak schon im Verrecken wähnte, empfand ich es als ein Erlebnis von tragischem Humor, von einer aufrüttelnden Wirkung des Kontrastes: Ich predige der Publizistik Moral, und meine Lehre macht sich die Häßlichkeit zunutze und entblößt, da keiner sie mag, ihre Scham: »Seht her, ich bin anständig!« Aber heute wissen wir auch, daß die runzlige Vettel, die drauf pocht, daß sie für Geld nicht zu haben sei, unanständiger ist, als ihre genußreicheren Mitschwestern. Zu talentlos ist sie, um sich Abwechslung schaffen und Einzelwünschen dienen zu können, deren Fülle doch wenigstens die Möglichkeit bietet, auch dem eigenen Sexualwillen zu dienen. Sie verlangt, ausgehalten zu werden. Sie ist die geborene Maitresse, deren Unmoral in der Treue gegen ihren Besitzer besteht. Nun ist das kolossale Unvermögen, das die Herren Singer und Kanner in die ‚Zeit' gesteckt haben, verbraucht wie die Millionen ihrer perversen Aushälter, und die Unbefriedigten, die ein dunkler Drang zu der reizlosesten Konkubine zog, treibt der Ekel von hinnen... Indes, ich fürchte, daß die Anwendung der Geschlechtsterminologie auf die journalistische Prostitution selbst von den prüdesten Philistern als Entweihung empfunden werden könnte. Auch das Handwerk der Straßenräuber möchte ich nicht gern herabsetzen. Darum sage ich ohne Umschweife: Die anderen Blätter

wollen bestochen, die ‚Zeit' wollte »gegründet« sein.

Noch nie sind Sozialpolitik und Ausbeutung, Korruption und ihre Bekämpfung in einen gelungeneren Kausalnexus gebracht worden. Man gebe uns Geld, die Korruption zu bekämpfen! Sonst bekämpfen wir die Korruption derer, die uns kein Geld geben. Wir nehmen keine Schweiggelder, wir wollen nur unsern Lebensunterhalt. Daß wir bestehen, ist eine österreichische Notwendigkeit, wir müssen die Korruption bekämpfen, und dafür, daß auch die korrupt sind, die uns nicht erhalten wollen, können wir nichts... Seit die Menschheit mit Druckerschwärze beschmiert, seit Meinung als Ware verhandelt wird, hat man ein Kuriosum wie jenen Abendbesuch eines Wiener Zeitungsadministrators bei dem Chef des Hauses, dessen Ehre am andern Morgen angegriffen werden sollte, nicht erlebt. Herr Isidor Singer ist ganz gewiß kein Erpresser. Erpresser sind schlau. An diesem Isidor wird der Antisemitismus zuschanden. Wenn der israelitische Typus auch nur eine entfernte Ähnlichkeit mit Herrn Singer aufweist, muß ein Ernst Schneider als Schützer der übertölpelten Judenheit erstehen. Das bißchen mit den Händen reden kann den Haß nicht rechtfertigen. In den Händen dieses Herrn Singer liegt keine Überredungskraft. Er ist gewiß kein Erpresser. Er spricht auf einen Millionär ein, Ihr glaubt, er mache eine drohende Gebärde und es ist bloß eine Unart. Herrn Kanner habe ich vielleicht unterschätzt, da ich seiner kleinen Gerissenheit — etwa von der Art, die durch das Mitwägen der Emballage übervorteilt — größere Schlechtigkeiten nicht zutrauen wollte. Aber im Fall Gutmann läßt sich ihm nichts anderes nachweisen, als daß er der Beschränktheit seines Compagnons die Zügel schießen ließ. Der Erpressungsparagraph meint die Erregung von Furcht, nicht von Mitleid, von gegründeten Besorgnissen, nicht von Heiterkeit. Herr David v. Gutmann sollte zwar zu einer Leistung verhalten werden, wurde zwar mit einem

Angriff auf die Ehre seines Hauses bedroht, aber Herr Singer wollte bloß die ihm über den Herrenhaushandel des Neffen mitgeteilten Tatsachen »verifizieren«. Der Artikel wurde zwar angekündigt, aber mit keinem Wort die Möglichkeit seiner Unterdrückung erwähnt, mit keinem Wort an die alte Sehnsucht des Herrn Singer nach der Gutmann'schen Beteiligung gerührt. Daß der alte Gutmann Gedanken lesen konnte, ist nicht des Besuchers Schuld, daß er über den unausgesprochenen Wunsch nach Geld und über den ausgesprochenen Wunsch nach einer »Information« in gute Laune versetzt ward, exkulpiert Herrn Singer zur Gänze. Wollte man hier von Erpressung sprechen, müßte man folgerichtig der Ansicht sein, daß der Schnorrer, den der Protz hinauswerfen läßt, weil er ihm »das Herz bricht«, wegen Körperverletzung angeklagt werden könnte. Herr v. Gutmann fühlte jedenfalls, daß ein Angriff, der das Motiv der Rachsucht so unverhüllt zur Schau trägt und durch die Vorschwindelung antikorruptionistischer Gesinnung den Abscheu vor seinen Urhebern verstärkt, nicht schaden könne. Er hätte ihn, um sich und seinem Hause Ruhe zu schaffen, wohl nach dem üblichen Tarif gekauft. Aber die Riesensumme, die zur Sanierung der ‚Zeit' notwendig war und zu deren Leistung er so oft schon telephonisch, schriftlich, persönlich gepreßt wurde, zu zahlen, war er auch unter dem Damoklesschwert der publizistischen Ungnade nicht willig. Drückte seine Brieftasche an die Brust und anerkannte die Unabhängigkeit der ‚Zeit'. Herr Singer ging informiert und unbestochen von dannen. Herr v. Gutmann hatte ihm in entgegenkommendster Weise die Freiheit seiner Entschließungen gewahrt. Die ‚Zeit' hatte die schwerste Probe ihrer Unbeeinflußbarkeit bestanden: noch am Abend konnte ihr Herausgeber mit Herrn v. Gutmann verkehren, ihm einen Angriff ankündigen, und am nächsten Morgen stand der Angriff, ohne daß

der geringste Versuch ihn zu verhindern gewagt wurde, im Blatt . . . Eine Frage ist in der Gerichtsverhandlung an Herrn Singer nicht gestellt worden: ob der aus antikorruptionistischer Gesinnung erflossene Artikel über den Herrenhausschacher abgedruckt, Tells Geschoß abgedrückt worden wäre, wenn der alte Gutmann den Informationsbedürftigen wie folgt bedient hätte: »Herr Singer, Sie haben sich vergewissern wollen, ob die Ihnen über meinen Neffen mitgeteilten Tatsachen richtig sind. Sie sind ein gewissenhafter Mann, ein vorsichtiger Mann. Aber ich, Herr Singer, bin auch ein vorsichtiger Mann. Was soll ich Ihnen sagen? Sie wissen schon. Also geben Sie heraus die Prioritätsaktien!«

Wäre die Herrenhausaffaire, die die ‚Zeit' Herrn Max v. Gutmann aufgebracht hat, ebenso verschwiegen worden wie der ihr lange vorher bekannt gewordene Korruptionsantrag, der ihrem Geldgeber Riedel gemacht wurde, oder wäre der Fall Gutmann so prompt der Diskussion entzogen worden wie der Fall Mauthner nachträglich aus ihr verschwand, wir wären um ein Kapital an Erkenntnis ärmer. Was wir aus jener rasch beendeten Gerichtsverhandlung, was wir aus ihrem publizistischen Nachspiel lernten, schafft uns die endgiltige Beruhigung über die Lebensfähigkeit einer Generation, in der die Dummheit die Schlechtigkeit paralysiert. Eine Publizistik, die ihre Preise nicht um einen Heller höher ansetzt als die Korruption, die sie zu bekämpfen vorgibt, hat sich jedes Anspruchs auf Fürchterlichkeit begeben. Die Summe, um die man angeblich unter der Regierung Koerber Herrenhaussitze kaufen konnte, hatte die ‚Zeit' — angeblich — von einem verstorbenen Mitglied der Familie Gutmann zu fordern, und die Gelder, die im Ordensverschleiß tatsächlich vereinnahmt, der Habgier der österreichischen Korruptionspresse und der Eitelkeit eines Ministers geopfert wurden, hätten den Bestand des anti-

korruptionistischen Unternehmens der Herren Singer und Kanner gesichert. Und damit auch die kulturelle Vervollkommnung der westlich von Galatz gelegenen Königreiche und Länder. So kurz das Vergnügen war, das uns der Kampf der journalistischen mit der ministeriellen Moral vor dem Schwurgericht gewährte, so dankbar müssen wir dafür sein. Die journalistische Moral, die nie ohne Waffe ausgeht, ist dennoch unterlegen. Die Regierung bedroht den Staatsbürger, der Geld geben will, mit einem Orden, also mit einem Angriff auf die Ehre. Solchem Nachteil kann aber jeder entgehen, der sich entschließt, kein Geld zu geben. Anders die Zeitung. Sie bedroht den Staatsbürger, der kein Geld geben will, mit einem Angriff auf die Ehre. Diese Konkurrenz zweier Bedränger verdoppelt die Zwangslage des Betroffenen. Gibt er der Regierung das Geld, so wird er in der öffentlichen Meinung nicht nur durch eine Auszeichnung, sondern auch durch einen Angriff der ‚Zeit' herabgesetzt. Zudringlicher ist ja die Regierung. Sie schickt dem Mann, von dem sie Geld will, Agenten ins Haus, läßt ihn auf der Straße, im Theater, im Pissoir ansprechen. So wie einem einst an allen Ecken die Frage begegnete: »Kauen Sie schon Rizzi?«, so tönt es in einem wohlgeordneten Staate, der das Glück seiner Bürger begründen will, allerorten: »Haben Sie schon den Franz Josephs-Orden?« Viel vornehmer und viel diskreter vollzieht sich der Verkehr zwischen der ‚Zeit' und jenem Privatmann, dem sie einen Angriff zugedacht hat. Vor allem scheint ihr nicht jeder, bei dem sie eine volle Geldbörse vermutet, hiezu geeignet. Sie »informiert« sich. Sie prüft die Würdigkeit und verkauft nur auf Grund alter Bekanntschaft ihre Ungunst...

In dem Zwielicht zwischen Erpressung und Dummheit, in dem moralischen Dunst aus Entrüstung und Prioritätsaktien, in jenem Gemauschel eines Kato-

nismus, der die Korruption mit Hilfe seiner »einflußreichen Beziehungen« bekämpft, kurz in jenen flüchtigen Stimmungen, die die Gerichtsverhandlung brachte, ist die Wesensart unserer Helden nicht allen Zeichendeutern der ‚Zeit' aufgegangen. Erst das Nachspiel, das dem kostbaren »Freispruch« folgte: das Triumphgeheul, das sie anschlugen, die Fälschung des Gerichtssaalberichts, die Danksagung, welche sie an die ihr Wirken segnenden Völker Österreichs richteten, die Empfänglichkeit für günstige »Preßstimmen«, die Unempfindlichkeit für Fußtritte, die groteske Verwechslung ministerieller Korruption mit der eigenen Integrität — all dies brachte auch jenen Lesern Klarheit, die bloß den Kläger Gutmann durch die Zurückziehung der Beleidigungsklage und nicht die ‚Zeit' durch die Aussagen der Angestellten des Hauses Gutmann kompromittiert sahen. Wer aber auch jetzt noch die Gesinnungsschäbigkeit für eine Waffe im Kampf um die gute Sache gehalten hatte, der mußte schaudernd gewahren, daß sie Selbstzweck sei, als sich die ‚Zeit' an dem Privatleben jener Männer rächte, die ihr in der ‚Arbeiterzeitung' die Wahrheit gesagt hatten. Noch nie vielleicht hat eine »Enthüllung« schmerzlicher den Charakter des Enthüllenden enthüllt als jene, mit der die ‚Zeit' die Herren Viktor Adler und Pernerstorfer unmöglich zu machen hoffte. Die ‚Arbeiterzeitung' hat gefunden, daß Herrn Singer's Abendbesuch bei Gutmanns den publizistischen Anstandsformen nicht entspreche, daß es taktlos sei, so spät am Abend zu erpressen. Diesen Tadel entkräftet Herr Singer mit der Behauptung, er habe seinerzeit herhalten müssen, »so oft es galt, eine Kollekte zu veranstalten, um Herrn Pernerstorfer aus seinen periodisch wiederkehrenden Geldkalamitäten zu befreien«; und für Herrn Dr. Adler, der in einer der schwierigsten Situationen seines Lebens war, habe er einmal »getan, was dieser seiner eigenen Familie und seinen engeren

Freunden nicht zumuten zu dürfen glaubte.« Man faßt es nicht, daß es wirklich gedruckt stehe; daß das verhärtetste Protzenherz fähig sei, solchem Empfinden ungescheut Ausdruck zu geben. Aber da einem gerade der Ekel das Wasser in den Mund treibt, kommt die Aufklärung der der Armut bezichtigten Herren und alle Mißempfindung wandelt sich in Heiterkeit über diesen selbst zum echten Protzentum unfähigen Herrn Singer, der wenigstens den Standpunkt der Millionäre einnehmen möchte, wenn er schon ihr Geld nicht kriegt, und dem man mit einer goldenen Uhrkette mehr imponieren kann als mit einem integren Vorleben. Nach der Aufklärung der Herren Dr. Adler und Pernerstorfer hätte man Herrn Singer eine weniger komplizierte Schäbigkeit zugetraut. Da er nämlich — zu einer Zeit, als er noch »Sozialpolitiker« war — Herrn Dr. Adler das unerhörte Opfer gebracht hat, für ihn zu »garantieren«, und Herrn Pernerstorfer auch nichts gegeben hat, hätte man von ihm billiger Weise die Enthüllung erwarten können, daß die ‚Arbeiterzeitung' schimpfe, weil ihre Leiter — vor fünfzehn Jahren und nicht am Abend vorher — von ihm k e i n Geld bekommen haben. Zu einem solchen Bekenntnis ist aber ein Isidor Singer nicht zu haben. Die Ehre seines Hauses erfordert es, bloß davon zu sprechen, daß er einmal um ein Darlehen angegangen wurde. Schon die Bitte der Herren, nicht deren Erfüllung, legt ihnen nach seiner Ansicht die Pflicht der Dankbarkeit für alle Zeiten auf. Nun ist es zwar richtig, daß Herr Singer das Haus Gutmann, an dessen finanzielle Gefälligkeit er so oft vergebens appelliert hatte, nie hätte angreifen dürfen. Aber mit der Verpflichtung der Herren von der ‚Arbeiter-Zeitung' dem Herrn Singer gegenüber steht es ein wenig anders. Daß Herr Singer die »Dankbarkeit« zum Stillschweigen über öffentliche Korruption verhalten möchte, macht seinem Talent zum Zeitungsherausgeber alle Ehre. Aber Fleißaufgabe ist es, sich auch der nicht

empfangenen Wohltat dankbar zu erinnern. Leider vergißt Herr Singer, daß bloß er und nicht der abgewiesene Bittsteller eine Pflicht verletzt hat. Man muß es Leuten seines Schlages denn doch einmal gründlich sagen, daß sie Unrecht tun, sich das Geldgeben als ein Verdienst anzurechnen. Herr Singer war im Kreise der Sozialpolitiker geduldet, und es ist nur natürlich, daß er, da man nicht sein Können der guten Sache dienstbar machen konnte, mit seinem Vermögen herangezogen wurde. Wozu wäre er denn sonst auf der Welt? Der Unbegabte muß sich der Ehre, mit den Höherorganisierten verkehren zu dürfen, in seiner Weise würdig machen. Das ist das Opfer, welches die Geselligkeit zwischen Künstlern und Philistern ermöglicht, das Schmarotzen der Eitelkeit an politischen Bestrebungen erträglich macht. Herr Singer versündigt sich gegen seine Naturbestimmung. Er wird jetzt seit Jahren in Zusammenhang mit Geldsummen gebracht, die er nicht gibt, sondern nimmt, und wird nicht nur dort grob, wo er nichts bekommt, sondern auch dort, wo er nichts gibt...

Ein Leben, das aus der Schule des alten Fischhof in das Comptoir des alten Gutmann führt und in dem als einzige Aktiva die Passiva einer Wochenschrift in der Höhe von 368.000 Kronen gebucht sind, ward in flüchtiger Gerichtstagung aufgerollt. Das war mehr, als sich der Kläger gewünscht hatte. Schließlich brauchte er ja zu seiner persönlichen Rehabilitierung nichts als die eidliche Aussage des früheren Ministerpräsidenten. Überflüssiger- und unvorsichtigerweise hatte er die Klage angekündigt; daß er sie anstrengte, war notwendig. Aber es galt bloß einen strafrechtlichen Feststellungsprozeß zu führen, die Gelegenheit des Schwurgerichts zum Beweise der Unstichhältigkeit des ehrenrührigen Vorwurfs zu benützen. Nur die Urteilslosen brauchen ein Urteil, um eine Schuld zu erkennen; nur die von der Heiligkeit

eines Gerichtsspruchs durchdrungenen Tröpfe können dem Kläger die Zurückziehung der Klage als »Flucht aus dem Gerichtssaal« ankreiden. Der Wahrheitsbeweis der Angeklagten war vollständig mißlungen, das Motiv ihres Angriffs mit erschreckender Deutlichkeit bloßgelegt. Vielleicht hätte man wünschen können, daß die Zeugen in umgekehrter Folge aussagten: zuerst die Beamten des angeschnorrten Hauses Gutmann über Herrn Singer's Männerstolz vor Kohlenkönigsthronen und dann Herr v. Koerber über die Unwahrheit der Herrenhausgeschichte. Nach der Aussage des Ministers hätte der Verzicht auf die Fortsetzung des Prozesses dekorativer gewirkt. Diese Erhöhung des Effekts war vermutlich aus prozeßtechnischen Gründen nicht zu erzielen. Um welcher Erwartungen willen hätte aber der Kläger nach der Rehabilitierung seiner Person und nach der Kompromittierung seiner Angreifer die Verhandlung fortsetzen lassen sollen? War es seine Pflicht, das Koerber'sche Regime gegen den Vorwurf der Korruption zu verteidigen? Konnte ihm wirklich zugemutet werden, die tausend Enthüllungen aus der Nobilitierungs- und Dekorierungswerkstatt über sich ergehen zu lassen, mit denen die ‚Zeit' trotz dem Widerstreben des Vorsitzenden ihren guten Glauben zu beweisen gesucht hätte? War's Furcht vor dem Ausgang, die ihn zum Rücktritt bewog, so war sie begründet. In der praktischen Lebensanschauung der Volksrichter begründet, die zwar einem Publizisten gefährlich werden kann, der in idealer Absicht öffentliche Angelegenheiten erörtert, sich also in Dinge mischt, die ihn nichts angehen, aber vielleicht einem Zeitungsgeschäftsmann, den der Gram über die Zurückweisung seiner Aktien zu einem verzweifelten Angriff trieb und der selbstverständlich »für Weib und Kind zu sorgen hat«, die Wahrnehmung berechtigter Interessen zubilligt. Drei Gemischtwarenhändler und zwei Fleischhauer saßen auf der Geschwornenbank. Männer, denen man gewiß gerecht

wird, wenn man sie »ehrsam« nennt. Aber über welch entlegene Materien des Lebens sollten sie sich eine Meinung gebildet haben! Wir besitzen eine Geschwornenjustiz in Sachen der Preßbeleidigung. Freuen wir uns dieser freiheitlichen Errungenschaft! Bedienen wir uns ihrer bis zum Verdikt und lassen wir es uns an den Feststellungen des Gerichtshofs genügen. Ein Freispruch der ‚Zeit' hätte die Ehre des Klägers, die durch das Beweisverfahren rehabilitiert war, gefährdet, der Preßkorruption, die durch das Beweisverfahren verurteilt war, zu Ehren verholfen. Die Verurteilung der ‚Zeit' hätte uns keine neue Erkenntnis vermittelt. Weder von der käuflichen Gunst einer verflossenen Regierung noch von der einer bestehenden Zeitung. Und angesichts der bestraften Ehrenbeleidigung wäre die Straflosigkeit eines Abendbesuchs, wie er mit ähnlicher Ungeniertheit wohl noch nie gewagt wurde, nur umso schmerzlicher fühlbar gewesen.

MEINE TÄTIGKEIT IM LANDES-AUSSCHUSS*).

Von **Joseph Schöffel.**

Im Jahre 1896 trat in den politischen Verhältnissen Niederösterreichs eine vollständige Umwälzung

*) In einigen Wochen wird der Sumpf der österreichischen Politik aufklatschen. Joseph Schöffel's Memoiren gelangen auf den Büchermarkt. Der Fülle hochinteressanten Stoffes und prachtvoll lebendigster Gestaltung — Kürnberger's Worte über den jungen Kämpfer haben noch heute Geltung — ist das folgende Kapitel, das letzte des Werkes, entnommen, das ich dank der Freundlichkeit des Autors schon aus dem Manuskript veröffentlichen kann. Das umfangreiche Werk wird im Verlage Jahoda & Siegel, Wien, erscheinen. Anm. d. Herausgebers.

ein. Die Partei, welche im Landtag durch 33 Jahre unumschränkt geherrscht hatte und welche während der Dauer ihrer Herrschaft stets ängstlich bemüht gewesen war, jeden Schnörkel einer unhaltbaren Verfassung, einer Scheinkonstitution mit bureaukratischer Herrschaft, zu erhalten, wurde bis auf wenige Reste vernichtet.

Eine Partei, welche auf ihre Fahne den Kampf gegen die Korruption und deren Züchter, die Juden, geschrieben hatte, errang einen ungeahnten Sieg, um später, nachdem sie zur Herrschaft gelangt war, derselben Korruption zu verfallen, welche die besiegte liberale Partei zerfressen und getötet hatte.

Bei dieser Umwälzung gelangte wie bei jeder Umwälzung naturgemäß der Bodensatz an die Oberfläche. Der Führer der siegenden antikorruptionistischen oder antisemitischen Partei, dem Niemand Genialität und was noch mehr ist persönliche Uneigennützigkeit absprechen kann, sah sich plötzlich von vielen geistig inferioren, moralisch wurmstichigen, nach Siegesbeute lüsternen Elementen umringt, die er sich nicht vom Leibe halten konnte, wenn er sich nicht verlassen sehen wollte.

Eines dieser, von einer Schmutzwelle in den Landtag geworfenen Subjekte, das sich, solange es ihm zum Vorteil diente, an mich herangebiedert hatte, versuchte es nun im Landtag durch Ohrenbläsereien mich zu verdächtigen, indem es ausstreute, daß ich als Straßenreferent meine Stellung ausnütze, um so viel wie möglich Ehrenbürgerdiplome einzuheimsen. Diese gegen mich ausgestreuten Verleumdungen waren nicht, wie dies allgemein üblich ist, ein Ausfluß des Parteihasses, denn ich gehörte nie einer Partei an, wollte nie weder Führer noch Angeführter einer Partei sein, sondern sie sollten diesem Subjekt als Mittel dienen, um mich aus dem Landesausschuß heraus- und sich selbst hineinzulügen.

Diese Intrige widerte mich derart an, daß ich es nicht über mich brachte mit dem Subjekt zu sprechen oder an einem Tisch zu sitzen. Ich legte daher, wohl nicht das Landesausschußmandat, wie der Bursche gehofft haben mag, aber das Straßenreferat nieder, worauf mir das Finanzreferat zugewiesen wurde.

Nach den von mir bisher im n.-ö. Landtag gemachten Erfahrungen, spielte der jeweilige Finanzreferent im Landesausschuß eine traurige Rolle. Eine Auskunft in Finanzsachen konnte man von ihm nie erlangen, denn er selbst wußte nichts! In der Leitung des Landesfinanzwesens war er eben so eine Null, wie es der jeweilige Landmarschall in der Leitung des Landesausschusses und des Landtags ist.

Nach Übernahme des Finanzreferats verfügte ich — da der Usus eingerissen war, daß die Kassa über einfache Anweisung der einzelnen Referenten im Landesausschusse Geldbeträge in beliebiger Höhe flüssig machte —, daß die Kasse, mit Ausnahme der kurrenten Ausgaben, wie Gehalte, Löhnungen usw., ohne meine spezielle Anweisung keinen Kreuzer ausbezahlen dürfe und daß mir täglich ein Kassenstandsrapport vorgelegt werde.

Schon in dem ersten Kassenstandsrapport fand ich eine Rubrik bezeichnet »Landesanlagscheine«, in welcher ein Betrag von 331.000 Gulden als Ausgabe eingestellt war. Auf meine Frage, was denn unter der Bezeichnung Landesanlagscheine zu verstehen sei, antwortete mir der Landesoberbuchhalter, daß diese Landesanlagscheine zweiprozentige Schuldscheine seien, welche bei Mangel an Kassabeständen zur Deckung des jeweiligen Bedarfs ausgestellt werden, um nicht höherprozentige Schulden bei der Landeshypothekenbank, oder anderen Geldinstituten kontrahieren zu müssen.

Ich nahm auf diese Mitteilung hin sofort eine Revision der Kassa vor und entdeckte zu meinem

nicht geringen Erstaunen, daß diese Landesanlagscheine aus einem gewöhnlichen Kanzleipapierstreifen bestanden, welcher folgende lithographierte Inschrift aufwies:

Anlage Schein Nr.
über ..... Gulden .....Kreuzer
i. e. ..... fl. .....kr.
welche .....
.....
beim Landesfond fruktifiziert hat.
Wien, am .....
Das n.-ö. Landes-Obereinnehmer-Amt.

Auf meine Frage, wer denn auf diesen Wisch hin dem Landes-Obereinnehmer-Amte Vorschüsse in der Höhe von 331.000 Gulden geleistet habe, antwortete man mir schmunzelnd: »Niemand! Wenn Geld gebraucht wird, werden den diversen Fonds (Stiftungen u. dgl.) soviel Obligationen entnommen und verkauft, als Geld benötigt wird, und für die entnommenen Obligationen werden Landesanlagscheine eingelegt und das diesem Fonds entnommene Kapital mit 2% verzinst«. Um Gotteswillen, rief ich, das ist ja eine Manipulation, wie sie in der ganzen Welt nicht ihresgleichen findet, außer vielleicht bei Geldinstituten, die im Kriminal ihre Tätigkeit abschließen! Die Herren hätten ja ohne Sorge und Gefahr die in den »diversen Fonds« erliegenden Stiftungsobligationen in der Höhe von 6,188.000 Gulden herausnehmen, verkaufen, dafür diese Fetzen von sogenannten Landesanlagscheinen einlegen und ruhig über das große Wasser abfahren können. Daß sie das nicht getan, dafür verdienen sie nicht nur die höchste Anerkennung, sondern auch einen Orden für besondere Redlichkeit, der leider in Österreich noch nicht gestiftet ist.

Ich recherchierte sogleich, ob diese Manipulation auf Grund eines Landtags- oder Landesausschußbeschlusses eingeführt wurde und als ich erhoben hatte, daß diese famose Kassamanipulation von dem

früheren Landes-Oberbuchhalter, angeblich im Einverständnisse mit dem damaligen Finanzreferenten Dr. Granitsch eingeführt wurde und mein unmittelbarer Vorgänger davon keine Ahnung hatte, ließ ich alle vorrätigen Landes-Anlagscheine bis auf einen, den ich zum Andenken aufbewahre, verbrennen und die den diversen Fonds entnommenen Obligationen sofort durch neue ersetzen.

Die von mir getroffene Verfügung, daß die Kasse ohne mein Visum nichts auszahlen dürfe, bereitete mir viel Schererei, viel Kummer und Verdruß, da einige Herren die Landeskassa als ihren Dispositionsfonds betrachteten.

So hatte ein neu ernannter Chef eines neu errichteten Departements im Landesbauamt, gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Instruktion für den Landesausschuß, welche vorschreibt, daß alle Bauten, welche vom Lande geführt werden, wie es in allen Ämtern der Fall ist, im Offertwege zu vergeben seien, angeblich seinen Referenten überredet, daß es ersprießlicher für das Land sei, wenn alle Landesbauten in eigener Regie durchgeführt werden. Auf diese Weise wurde ein Landesbeamter zugleich Bauunternehmer ohne Konkurrenz, der nach den von ihm verfertigten Plänen und Voranschlägen alle Bauten des Landes, darunter den Bau der großen Irrenanstalt in Mauer-Oehling, den Bau des vierten Stockwerks im Landhause, die Adaptierung und luxuriöse Einrichtung des Landhauses und andere Bauten durchführte. Dieses vielseitige Genie, dieser Landesbeamte und Bauunternehmer in einer Person, leitete alle diese Bauten, kontrollierte sich selbst und kollaudierte auch seine Arbeiten. Einem Bauunternehmer steht nur das eigene Kapital, mit dem er arbeitet, zur Verfügung, dem vom Lande angestellten Bauunternehmer standen die Kassabestände des Landes offen. Er stattete die Bureaus der Landesausschußbeisitzer mit demselben Luxus aus, wie er bei den Generalgewaltigen der

großen Banken und Eisenbahnen üblich ist. Selbstverständlich geschah das alles zur Förderung des Kleingewerbes! Die Baumeister, die von aller und jeder Konkurrenz bei Landesbauten ausgeschlossen wurden, sind wohl auch Meister, aber keine Kleingewerbetreibenden. Deshalb kann sie der Teufel holen! Um die Autorität dieses bauunternehmenden Landesbeamten zu festigen, wurde derselbe, wie dies in der heutigen Zeit der höchsten Blüte des verwegensten Strebertums sehr häufig der Fall ist, unter gleichzeitiger Verleihung des Oberbauratstitels nach Überspringung seiner Vordermänner in die höchste bisher im Landesdienste zu erreichende Rangstufe befördert. Da seine beiden Vordermänner gegen diese unverdiente Präterierung remonstrierten, wurden auch sie in die VI. Rangsklasse befördert und ihnen der Oberbauratstitel verliehen. Der Landesbauamtsdirektor, der allein bisher in der VI. Rangsklasse stand, wurde in derselben belassen und läuft nun als fünftes Rad am Wagen neben den ihm koordinierten Oberbauräten her.

Die von dem Landesbeamten durch die eigene Regie in Aussicht gestellten Ersparungen entpuppten sich später als enorme Überschreitungen des Kostenvoranschlags, welche in Form von Nachtragskrediten schweigend genehmigt wurden.

Der neuernannte Chef des Wasserbaudepartements beanspruchte natürlich, gleich seinem Kollegen im Hochbau, daß die Flußregulierungsarbeiten und Brückenbauten statt im üblichen Konkurrenzwege, ebenfalls in eigener Regie durchgeführt werden sollen, was auch anstandlos genehmigt wurde. Es wurde für diesen Herrn eine eigene Handkassa angeschafft und ihm Verläge in der Höhe von 20 bis 40.000 Kronen gegen Verrechnung überwiesen.

Alle diese Verfügungen, alle diese Ernennungen wurden vom Landtag selbst getroffen, ohne daß der Landesausschuß als solcher und ich speziell als Finanzreferent früher davon in Kenntnis gesetzt worden

wären. »Wir verwalten«, quakte in dem landtäglichen Sumpf ein Bauern-Abgeordneter, der keinen Begriff hatte, was das Wort »Verwalten« überhaupt bedeutet.

Selbstverständlich protestierte ich dagegen, daß öffentliche Landesbauten von Landesbeamten in eigener Regie durchgeführt werden, da bei dieser Art Bauführung jede Aufsicht, jede Kontrolle unmöglich sei. Da dieser Protest nichts nützte, verweigerte ich die Anweisung der für diese Bauten angesprochenen Geldverläge, worauf man einfach erklärte, daß dann die Bauten sistiert werden müßten, was mit enormen Verlusten für das Land verbunden wäre. Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich, als schriftlich, jede Verantwortung für diese mehr als sonderbare Gebahrung ab, worauf die Landesbuchhaltung in einem Berichte an den Landesausschuß weitläufig auseinandersetzte, daß auch sie sich gegen jede Verantwortung in dieser Beziehung verwahren müsse, da ihr nur die ziffermäßige Prüfung der von den Landesbauämtern vorgelegten Quittungen und Arbeitslohnausweisen, keineswegs aber eine Kontrolle der wirklich ausgeführten Arbeiten und ihrer Kosten zustehe. Auch der Landesausschußreferent für Flußregulierungen lehnte jede Verantwortung für diese anrüchige Manipulation ab.

Um nun wenigstens den Schein einer Kontrolle der besoldeten Bauunternehmer für Hochbauten, für Fluß- und Brückenbauten, zu kreieren, wurde ein den beiden Bureauchefs untergeordneter kleiner Landesbeamte mit der Kontrolle der technischen Arbeiten seiner Vorgesetzten betraut. Eine Kontrolle, wie man sie dümmer und verlogener wohl nicht erfinden kann!

Der Landtag bewilligte fünf bis sechs Jahre hindurch alljährlich ganz enorme Summen an Nachtragskrediten, von welchen der Landesausschuß erst bei deren Beratung und Beschlußfassung im Landtag Kenntnis erhielt. Alles wurde zwischen einzelnen

Abgeordneten und den betreffenden Landesausschuß-referenten kameradschaftlich abgemacht. So erfuhr ich als Finanzreferent erst zufällig, durch eine Note der Landeshypothekenbank, mittelst welcher diese sich beschwerte, daß sie zur Konkurrenz bei Aufnahme eines Landeseisenbahndarlehens nicht eingeladen wurde, daß das vom Landtag beschlossene Lokalbahndarlehen in der Höhe von 18 Millionen bereits abgeschlossen sei, ohne daß dem Landesausschuß als solchem und mir speziell als Finanzreferenten darüber das geringste mitgeteilt worden wäre. Aus den Akten, die ich mir nun vorlegen ließ, ersah ich, daß tatsächlich diese Anleihe mit der Unionbank abgeschlossen und daß die Schuldurkunde vom Landmarschall, den Landesausschüssen Richter und Steiner unterfertigt wurde.

Der Landmarschall und der Landesausschuß Steiner entschuldigten sich damit, daß sie den Akt unterschrieben, ohne ihn früher gelesen zu haben.

Landesausschuß Richter schrieb mir, daß, wenn er sein Gewissen noch so streng erforsche, er nur einen Fehler sich zuschreiben könne, daß er das zwischen dem Landeseisenbahnamt und der Unionbank abgeschlossene Abkommen dem Landesausschuß nicht früher zur Genehmigung vorgelegt habe. Da die Landesausschuß-Sitzungen, seit er dem Landesausschuß angehöre, nur der äußeren Form wegen abgehalten werden, habe er auch die Vorlage des Darlehensabschlusses mit der Unionbank nicht für opportun gehalten. Er erkläre auf Ehre und Gewissen daß alle Transaktionen korrekt durchgeführt wurden und mir als Finanzreferenten des Landesausschusses niemals auch nur der geringste Vorwurf gemacht werden könne. Sein Schreiben schloß: »Es liegt mir nichts mehr am Herzen, als auch ferner bei dir in guter Erinnerung zu bleiben«. Ich bin fest überzeugt, daß Franz Richter diese Finanzaktion, ohne jeden persönlichen Vorteil mit vollster Uneigennützigkeit durchführte und daß ihn nur die verfluchte Gemüt-

lichkeit, die durch diese gezeugte Schlamperei, welche ein Korrelat jeder autonomen Verwaltung zu sein scheint, veranlaßte, so vorzugehen, wie es eben Usus war.

Mit der Aufrechnung von Diäten und Reisekosten wurde ebenfalls ein Mißbrauch sondergleichen getrieben.

Die Aufrechnung von Diäten und Reisekosten für 300 Kommissionstage im Jahre fanden Einzelne ganz in der Ordnung. Die Beamten für Genossenschaftswesen, Raiffeisenkassen, sowie die des Armenrechnungsdepartement waren unausgesetzt auf Reisen. Ihre Diäten und Reisekosten überstiegen weit die Höhe ihres Gehalts. Natürlich wurde dieses einträgliche Geschäft auch von Beamten anderer Kategorien betrieben. So erließ ein Tierarzt nachstehende Kurrende an seine Kollegen: »Nachdem von der Dotation pro 1899 für Dienstreisen der im Landesdienste stehenden Tierärzte noch ein namhafter Betrag zur Verfügung steht und mir daran gelegen wäre, daß der disponible Rest aufgebraucht werde, so möchte ich den Kollegen dringend nahelegen, wegen Vortragshaltung in den Monaten Oktober, November und Dezember l. J. ohne Berufung auf diese Mitteilung mit den Gemeinden und landwirtschaftlichen Kasinos ehestens das Einvernehmen zu pflegen und dieselben aufzufordern, sich zum Zwecke der Delegierung eines Tierarztes an einem bestimmten Tage der Monate Oktober, November, Dezember an den Landesausschuß zu wenden. Diese Gelegenheit zur Vortragshaltung wäre insbesondere von jenen Kollegen möglichst auszunützen, welche sich auf diesem Gebiete bisher nur wenig betätigt haben.«

Ich erhob beinahe in jeder Landesausschußsitzung Vorstellungen gegen diese unverantwortliche Wirtschaft. Umsonst! Man antwortete mir, daß die Beamten der früher genannten Buchhaltungsdepartements nicht nur die Gebarung der Genossen-

schaften überwachen, sondern ihnen auch die Rechnungen selbst zusammenstellen müssen, da sonst alles drunter und drüber gehe!

Was die Gewährung von Landessubventionen an Vereine, Kongregationen u. dgl. anbelangt, habe ich die einlangenden Gesuche strenge geprüft und alle jene, die nicht gerechtfertigt waren, sind vom Landesausschusse über meinen Antrag abgewiesen worden. Die vom Landesausschusse Abgewiesenen ließen aber sodann ihre Gesuche durch einen Landtagsabgeordneten direkt dem Landtage überreichen und der Landtag bewilligte ohne weiteres nicht nur die angesuchten Subventionsbeträge, sondern erhöhte diese in vielen Fällen bedeutend, um den Gesuchstellern eine angenehme Überraschung zu bereiten.

Um in den Lügennebel, der über die Finanzgebarung des Landes verbreitet ist, einen Lichtstrahl fallen zu lassen, will ich die Finanzgebarung des Landes innerhalb der letzten 20 Jahren übersichtlich darstellen. — — — —

(Folgt eine Zusammenstellung der Gesamterfordernisse, Bedeckungen und Defizite der Jahre 1884, 1890 und 1896).

Dies war der Stand der Finanzen in dem Jahre, als die herrschende liberale Partei niedergerungen wurde.

Das vae victis! wurde ihr nicht erspart.

Die siegende Partei übergoß die besiegte mit einer Flut von Verwünschungen über ihre schlechte Verwaltung, über ihre leichtsinnige Finanzgebarung, ihre Mißwirtschaft, die mit einer Schuldenlast von 12 Millionen Kronen endete.

Die neuen Machthaber im Landtag beschlossen zugleich zur Tilgung der schwebenden Schulden die Kontrahierung eines Landesanlehens von 12 Millionen und die Erhöhung der Landesumlagen von 20% auf 25%.

Ich hatte die früher herrschende Partei im Landtag, so wie im Landesausschusse vergebens zu bewegen versucht, die seit Jahren fortlaufenden Defizite im Landeshaushalt, durch Reduzierung der Ausgaben, oder wenn dies nicht für möglich gehalten würde, durch eine entsprechende Erhöhung der Landesumlagen zu decken.

Meinem Drängen wurde mit offenem Mißtrauen begegnet. Man glaubte, daß ich den sogenannten Besitzstand der liberalen Partei, welche bereits den Boden in Wien verloren hatte, auf dem flachen Lande untergraben wolle. Eine Erhöhung der Landesumlagen vor den Neuwahlen würde die Niederlage der liberalen Partei im Lande zu Folge haben und das scheine meine Absicht zu sein, behauptete man mir gegenüber erzürnt!

Statt die Finanzen zu sanieren, wurde ein Lokaleisenbahngesetz geschaffen und um den Bezirken und Gemeinden des flachen Landes die Möglichkeit zu bieten, Schulden nach Herzenslust zu kontrahieren, wurde eine Kommunal-Kredit-Anstalt errichtet.

Ich trat sowohl gegen das Lokaleisenbahngesetz, als gegen die Errichtung der Kommunal-Kreditbank in die Schranken.

Ich wies im Landtage nach, daß schon im ersten Jahre des Bestandes des Lokaleisenbahngesetzes laut Bericht des Landesausschusses vierzig Lokalbahnbauten in Aussicht gestellt wurden, daß jeder Abgeordnete mit einem Lokalbahnprojekt schwanger gehe, da jede auch die weltverlassenste Ortschaft den Bau einer Lokalbahn beanspruche, da sie hoffe durch eine Bahnverbindung eine Sommerfrische für die Wiener zu werden.

Ich wies nach, daß nach den Nachrichten des statistischen Departements des Handelsministeriums Band 57 über die Ausdehnung der Eisenbahnanlagen,

die Bahnlänge in Niederösterreich Ende 1895 1725 Kilometer d. i. auf 11 Quadratkilometer 1 Kilometer Bahnlänge betrage, daß also Niederösterreich ein gleich großes Bahnnetz besitze, wie Böhmen mit seinen kolossalen industriellen Anlagen, seinen Kohlenlagern und seinem Erzreichtum! Niederösterreich habe ein Straßennetz von 10.000 Kilometer Länge, und baut weiter neue Straßen, zu deren Herstellung und Erhaltung das Land resp. Wien jährlich dreieinhalb Millionen beitragen, während Böhmen, wo der Bau von Straßen aller Art ausschließlich den Bezirken und Gemeinden obliege, auch nicht annähernd über ein Straßennetz verfüge, wie Niederösterreich.

Alle diese meine Vorstellungen verhallten ohne Effekt! Ich stimmte nebst den Abgeordneten der Stadt Wien allein als Vertreter der Landgemeinden gegen das Lokalbahngesetz, sowie gegen die Errichtung der Kommunal-Kredit-Anstalt, welche es nun glücklich bewirkte, daß die Gemeinden des flachen Landes Niederösterreichs nicht hypothezierte Schulden in der Höhe von nahezu 70 Millionen kontrahieren konnten. Jedem ehrgeizigen, ordenslüsternen Bürgermeister irgend einer Gemeinde sind so durch die Schaffung der Kommunal-Kredit-Anstalt die Mittel in die Hand gegeben worden, um zur Befriedigung seines Ehrgeizes Schulden auf Schulden zu häufen.

Nach den von mir vor zehn Jahren gepflogenen Erhebungen über die auf Häusern, Grund und Boden in Niederösterreich, außerhalb Wiens, haftenden Hypothekarschulden beliefen sich dieselben auf 467 Millionen Kronen und dürften im Laufe der Jahre die Höhe von 500 Millionen Kronen erreicht haben. Die Bevölkerung des flachen Landes Niederösterreich, welche mit 1,334.460 Seelen, worunter mindestens zwei Dritteile besitzlos sind, beziffert wird, hat

an direkten Steuern . . . . . 5,785.556 K
an Personaleinkommensteuer . . . . . 1,345.418 »
an Landesfondszuschlägen . . . . . 3,878.000 »
an Bezirksfondszuschlägen . . . . . 7,814.752 »
an Gemeindeumlagen . . . . . 3,778.800 »
Zusammen also: . . . 22,602.526 K
an Steuern und Auslagen zu leisten.
Die Verzinsung der 70 Millionen Gemeindeschulden erfordert jährlich, ohne Amortisation, die Zahlung von mindestens . . . . . 2,800.000 K
Die Zinsen der auf den Realitäten haftenden Schulden von 500 Millionen betragen ohne Amortisation . . . . . 20,000.000 »

Wie dieses leichtlebige Völklein die Last von nahezu 43 Millionen zu tragen im Stande ist, läßt sich nur erklären, wenn man sich die Tatsache vor Augen hält, daß es sozusagen bewußtlos in den Tag hineinlebt.

Im alten Rom fand Kaiser Augustus bei seinem Regierungsantritt Verhältnisse vor, die den heutigen gleichen. Augustus strich kurzer Hand alle Schuldtitel!

Im Jahre 1811 strich Kaiser Franz alle Schuldtitel des Staates, was man Staatsbankerott nannte.

Statt daß der Staat die Länder und Gemeinden, die, trotzdem alle aus einem und demselben Säckel die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse holen, einer von dem anderen die Sanierung ihrer miserablen finanziellen Verhältnisse fordern, auf dieser schiefen Ebene aufhält, könnte man vielleicht im Jahre 1911, zur Feier des hundertjährigen Jubiläums des Staatsbankerotts, außer den Schulden des Staates, die heute nicht nach hunderten, sondern nach tausenden Millionen berechnet werden, auch die Schulden der Länder und Gemeinden und endlich auch die der Privaten streichen.

Eine besondere Aufregung würde diese finanzielle Sanierung nicht hervorrufen. Das Volk in seiner

Schafsgeduld erträgt mit Gleichmut alles. Man kann mit ihm machen, was man will. Es wäre ja höchstens »a Hetz«. Die Zinsen der Staatsobligationen werden ja seit Jahren sukzessive gekürzt. Man nennt das Finanzoperationen. Der Realitätenbesitz ist schon über die Hälfte seines Wertes enteignet, indem mehr als die Hälfte des Erträgnisses der Staat, Arm in Arm mit den Ländern, Bezirken und Gemeinden, durch Neuerfindung von Steuern und fortwährende Erhöhung der Zuschläge und Umlagen absorbiert! Wozu diese stückweise Expropriierung? Ein rascher tiefer Schnitt, wie ihn Kaiser Augustus vollführt hat, wäre weniger schmerzlich und die Sanierung der finanziellen und wirtschaftlichen Misère, die den Weisen des Staates und der Länder so viel Kopfzerbrechen verursacht, wäre vollendet! Wir würden dann alle mit einander nichts besitzen! Es gäbe keine Armen und keine Reichen mehr, keine Arbeitsbienen und keine Drohnen, selbst die Freßgier der Auserwählten und Bevorzugten würde aufhören, denn der Freßtrog, aus dem sie fraßen, wäre leer.

Das Zeitalter ohne Geld, der Quelle alles Übels und aller Laster, wäre angebrochen!

Im Jahre 1901 legte ich dem Landtage den Voranschlag des niederösterreichischen Landesfonds für das Jahr 1903 vor.

Das Erfordernis bezifferte sich mit 31,588.369 K
Die Bedeckung mit . . . . . 31,810.331 »

in welche der Staatsbeitrag von der Branntweinabgabe mit 2,067.110 K eingerechnet war. Der Überschuß betrug daher 221.962 K.

Ich wies ferner Kassebestände in der Höhe von rund 5,000.000 Kronen aus! Außerdem hatte ich die vom Landtag am 30. Dezember 1899 beschlossene Anleihe von 2 Millionen Gulden zur Bestreitung der Hochwasserschäden nicht aufgenommen, sondern die 2 Millionen ebenfalls aus den vorhandenen Kassebeständen gedeckt.

Diesem Voranschlag habe ich eine Tabelle über die Erfordernisse des n.-ö. Landesfondes in dem Dezennium von 1892—1902 angeschlossen, aus welcher ersichtlich war, daß die Ausgaben des Landes Niederösterreich innerhalb der Zeit von 10 Jahren von 17,180.398 Kronen auf 31,588.369 Kronen d. i. auf nahezu das Doppelte vermehrt wurden und daß seit dem Jahre 1896, in welchem Jahre die früher herrschende Partei im Landtage vom Schauplatz verschwunden war, die Ausgaben von 21,365.781 Kronen auf 31,588.369 Kronen also um 10,222.588 Kronen erhöht worden und daß zugleich die Schulden des Landes von 11½ Millionen auf 30 Millionen angewachsen sind.

Mit der Vorlage dieser Übersichtstabelle wollte ich nur meinen Antrag, daß der ausgewiesene Überschuß, so wie 3 Millionen der vorhandenen Kassebestände nicht zur Herabminderung der Landesfondszuschläge um 3 Perzent verwendet werden sollen, begründen, da eine solche Herabminderung der Landesfondszuschläge nach den enormen sprunghaften Steigerungen der Ausgaben zu schließen, kaum ein Jahr überdauern würde.

Dieses Budget gab Anlaß zu endlosem Jubel! Die herrschende Partei pries ihre glänzende Finanzwirtschaft in allen Tonarten, während sie ihre Verschwendung, welche durch die Steigerung der Ausgaben des Landes um mehr als zehn Millionen innerhalb einer Wahlperiode erwiesen war, weise verschwieg.

Diesem Freudentaumel setzte ich nun bei Beratung des Budgets im Landtag einen Dämpfer auf, indem ich, nach eingehender Zergliederung der finanziellen Lage des Landes und insbesondere des von mir vorgelegten Budgets, kurzweg erklärte, daß wenn in der Weise fortgewirtschaftet wird, wie in den letzten sechs Jahren, der Landtag in weniger als zwei Jahren bemüßigt

sein werde die Landesfondszuschläge abermals um fünf Prozent zu erhöhen.

Und siehe da! Schon für das Jahr 1905, welches ein gegen das Jahr 1902 um 6,972.533 Kronen erhöhtes Erfordernis aufwies, mußten die Landesfondszuschläge um 3 Prozent erhöht und für die beschlossene Erhöhung der Lehrergehalte eine Abgabe von einer Krone per Hektoliter Bier ausgeschrieben werden.

Diese Bierumlage wurde dem Publikum mit dem Hinweis, daß der Staat ebenfalls eine Bierauflage plane und das Land dem Staate zuvorkommen müsse, mundgerecht gemacht. Eine dümmere Lüge konnte man wahrlich nicht erfinden!

Zwei Jahre früher hatte derselbe Landtag sich gegen jede Erhöhung der Biersteuer, selbst wenn durch diese Erhöhung den Landesfinanzen aufgeholfen werden sollte, ausgesprochen. — — — — — — —

Ich hatte es satt, diesen Produktionen politischer Akrobaten auf dem Galgentrapez, welche ich 30 Jahre lang mit ansehen mußte, länger zuzusehen.

Mich ekelte!

Ich nahm kein Mandat mehr an, legte alle Ehrenämter nieder und zog mich ins Privatleben zurück! Ich lebe nun ruhig und zufrieden in der Hoffnung, daß eine neue Sündflut, die zum Himmel stinkende Kloake der Korruption auf allen Gebieten der menschlichen Gesellschaft hinwegschwemmen wird, was nicht ausbleiben kann!

Zum Prozeß Klein.

Es gibt einen Grad des Brechreizes, der ein artikuliertes Urteil über den Geschmack einer Speise nicht mehr ermöglicht. Nur so viel muß gesagt werden:

Der Mangel an Beweisen dafür, daß Frau Klein gemordet hat, ward reichlich wettgemacht durch den Ueberfluß an Beweisen für ihren »unsittlichen Lebenswandel«. Auch daß eine Frau »Hang zur Lüge« betätigt, scheint in der Wiener Kriminalistik noch immer als ein den Mordverdacht bestärkendes Moment zu gelten. Wie sollte man aber eine Sensationsverhandlung über einen Raubmord, dessen Arrangement das Geheimnis der beiden Angeklagten ist, durch vier Tage hinausziehen, wenn man den Zuschauern die Zeit nicht mit »pikanten« Illustrationen des Vorlebens der angeklagten Frau vertreiben könnte, und des Privatlebens von Zeugen, die vor Jahren einmal, ohne Rücksicht auf die spätere Ermordung des Herrn Sikora mit ihr geschlechtlichen Umgang hatten? Ein Mordprozeß! Mit Behagen kann da der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' konstatieren: »Eine hübsche, für einen Zeugen un bequeme Episode amüsierte heute einigermaßen das Publikum. Da hatte vor einigen Jahren ein Privatier, während seine Frau auf dem Lande lebte, mit der damaligen ‚Ilonka' einige angenehme Stunden verlebt. Nur einige Stunden. Dann hatte er ihrer ganz vergessen. Allein sie vergaß seiner nicht. Als Frau Franziska Klein schickte sie ihm einen pneumatischen Brief mit der zärtlichen Bitte, sie zu besuchen. Dieses Billet ignorierte er allerdings. Auf welche Weise mochte wohl die Behörde hievon Kenntnis erlangt haben? Genug, er mußte in diesem Sensationsprozeß vor Gericht erscheinen, um als Illustrationszeuge für das Bedürfnis der Frau Klein nach Liebhabern und Geld zu fungieren. Obwohl er vor der Zeugenbarre einen viel günstigeren Platz hatte,

als die hunderte von Zuhörern, die ihre Eintrittskarten nur mühsam erlangen konnten, mochte ihm doch der Boden unter den Füßen heiß sein. Sein Erinnerungsvermögen war geschwunden; er kannte Frau Klein nicht und wußte auch von ihrem pneumatischen Billett nichts mehr. Es war ihm nicht unlieb, daß er sehr bald den Saal verlassen durfte.« Herr Pollak, der Staatsanwalt, fand solche Feststellungen nicht unwichtig. Sie fundierten den Kernsatz seines Plaidoyers, in welchem er die Erkenntnis aussprach, diese Mörderin sei »ebenso verkommen wie die Dirne, die auf der Straße dem ersten Besten gegen einen Schandlohn sich hingibt«. Schade, daß es auf der Stufenleiter weiblicher Verkommenheit keine so fest markierten Rangsklassen gibt wie auf der Stufenleiter männlicher Strebsamkeit. Es ist das Los der Frauen, zu »fallen«, und das Los der Staatsanwälte, Karriere zu machen. Da aber die individuellen Werte nicht von den sozialen bedingt sind, könnte ich mir den Fall ganz gut denken, daß eine »Dirne« für ihren »Schandlohn« mehr leistet als ein Staatsanwalt, der nicht imstande ist, die Fäden eines verbrecherischen Planes zu entwirren, und der die Lücken seiner kriminalistischen Einsicht mit sittlicher Entrüstung verstopfen muß.

*

Daß unsere Journalisten trockenen Fußes durch das Blutmeer dieses Prozesses hindurchkommen würden, war nicht zu erwarten. Aber die Art, wie Herr Löwy seine Leser verwöhnt, ist doch verblüffend. Gleich am ersten Tage des Prozesses ein Extra-Extrablatt! Wahrlich, die Raubmörder der Zukunft haben es besser als die der früheren Generationen. Die Anleitungen werden ihnen mit einer Promptheit ins Haus geliefert, die mit dem schwerfälligen Apparat der alten Journalistik nicht zu erzielen war. Und Herr Wilhelm Singer, in dessen Hand bekanntlich die Würde der Presse gegeben ist, bringt

die Absätze des Kriminalromanes unter Spitzmarken wie es die folgenden sind: »Wie sie ihn erwürgte, Wie sie ihm die Beine abhackte, Die Hände des Herrn Klein, Die Armmuskeln des Herrn Klein, Der blutige Sack, Die leuchtenden Augen, Die Toilette am Morgen des 4. Oktober, Die Ruhe der Sphinx, Der Herr in Hemdärmeln, Die schreckliche Nacht, Die verräterische Wäsche, Die Entdeckung.« Sogar die Knöpfe an der Jacke des Frl. Navratil wurden uns beschrieben.

*

Die Blätter, die in ihrem Leitartikel die Sensationslust der Zuschauer geißelten, bemühten sich in ihrer Gerichtssaalrubrik, jene ihrer Leser, die nicht das Glück gehabt hatten, der Verhandlung beizuwohnen, hinreichend zu entschädigen. Das Tribunal wird zur Szene; das ist empörend. Aber die Heuchelei jener Empörten, die über eine Gerichtsverhandlung Theaterreferate schreiben, alle Heiterkeitsausbrüche während eines Blutgerichts verzeichnen und das »u. a.« auch an dieser Stätte nicht vergessen, ist empörender. Man wäre ja versucht, angesichts dieser großen Revue sämtlicher Wiener Jours am Saisonschluß, die da im Schwurgerichtssaal abgehalten ward, und weil sich das ekle Schauspiel in den Schillertagen begab, auszurufen: »Wahnsinn'ge Weiber, habt ihr kein Gefühl, daß ihr den Blick an diesem Schrecknis weidet?« Aber weibliche Neugier, die vergossenes Blut lorgnettiert, ist weniger schädlich und ekelhaft als journalistische Sensationslust, die es in Flaschen abzieht.

*

Die Frauen haben die Würde des Schwurgerichtssaals nicht zu wahren verstanden. Dafür haben sich die Geschwornen korporativ in ein photographisches Atelier begeben. Das Bild ist im ‚Extrablatt' erschienen.

*

Was einem Schwerhörigen nicht alles durch ein Hörrohr mitgeteilt werden kann! »Frau Klein«, rief der Auskultant, »der Gerichtshof hat Sie zum Tode durch den Strang verurteilt!«

* * *

Ein Wiener Ereignis.

Wien ist die ereignisvollste Stadt der Welt. Ich denke hier nicht an Alltagsereignisse, wie sie auch in anderen Städten sich abspielen können: eine Raubmordverhandlung, ein politischer Korruptionsprozeß. Ich habe die Besonderheit jener Geschehnisse, die in Wien zu Ereignissen anwachsen, im Auge. Es gibt nichts, was hier nicht geeignet wäre, in einem unvorhergesehenen Moment Mittelpunkt zu werden. Der Herr, der, um sich einen Namen zu machen, sich auf der Ringstraße die Schuhe putzen läßt oder der andere, der, wenn er allzugroßes Aufsehen nicht fürchtet, im Schaufenster eines Restaurants Austern verzehrt, sind bloß Wiener Symbole. Von den Ereignissen, die sie bedeuten, wird natürlich der ernstere Wiener, dessen Phantasie sich Schuhputzen und Austernessen schlimmstenfalls vorstellen kann, nicht allzuviel Aufhebens machen. Dagegen kann er sich schon nicht mehr vorstellen, wie das ist, wenn eine Naive vom Deutschen Volksstheater einen Hausfreund küßt. Hier müssen darum auch die Zeitungsberichte aushelfen. Was aber gelten dann dem Leser die »russischen Wirren« neben der Klarheit, die der Eifer der Gerichtssaalberichterstatter über den Fall Brenneis schafft! Nach den neckischen Andeutungen über »brennheiße« Liebe und »brennendes Eis« des Herzens die plötzliche Enthüllung, daß eine Naive von einem »Verehrer ihrer Kunst« — wie die Schmockdiskretion sich gern ausdrückt — Geschenke genommen, daß sie Küsse gegeben und »das Recht auf Küssen verteidigt« hat: die Wiener

Bevölkerung, diese große Kulissenschnüfflerin, lernt nicht aus.

Schon die Voraussetzungen der Affaire, die alle Federn in Bewegung setzt, tragen das Gepräge jener nur im Wiener Gehirnweichbild wurzelnden Geistesart. Eine Ehefrau beargwöhnt ihren Ehemann: eine Tatsache aus dem Familienleben, die, wie man glauben sollte, höchstens die Nachbarn zu bekümmern hat. Der Ehemann »erweist einer Schauspielerin Aufmerksamkeiten«: eine Tatsache aus dem Privatleben zweier Menschen, die, wie man glauben sollte, höchstens die Bewohner zweier Gassen beschäftigen kann. Jetzt kommt ein Advokat hinzu, und die Klage wegen »ehebruchsähnlicher Handlungen« oder wie das Vergnügen sonst heißt, ist fertig. Die Kenntnis der Eigenart des Wiener Lebens mit dem Klatschbedürfnis seiner Menschen und mit der Willfährigkeit seiner Journalisten müßte vor einem solchen Prozeß, auch wenn die Verurteilung der »Ehestörerin« sicher wäre, warnen. Was bis zur öffentlichen Austragung der Sache bloß die Angelegenheit der Nachbarn, Hausmeister und Milchfrauen war, schwillt dank einer Reportage, die keinen Kuß ungehört verhallen läßt, zum Groß-Wiener Ereignis an mit allen Folgeübeln von Interviews und Erklärungen. Ein vorsichtiger Klageanwalt müßte den schrecklichen Titel der Gerichtssaalberichte: »Küssen ist keine Sünd'« in seinen Träumen voraussehen und der gekränkten Gattin von der Flucht in die Öffentlichkeit, die heute die gerichtliche Erörterung der privatesten Dinge bedeutet, abraten. Da es nicht geschieht, schlägt das Kotmeer der Wiener Dummheit über den ahnungslosen Häuptern der Beteiligten zusammen. Dann teilt es sich in zwei Lager: Die das Recht auf Küssen und die das Recht auf Eifersucht verteidigen, kämpfen in der Wiener Journalistik mit gleich sachlichem Ernst für ihre Uberzeugung. Ein Blatt erklärt »die Integrität der Schauspielerin für zweifellos«, während

ein anderes aus der Tatsache, daß der Verehrer öfter Essen »und sogar Caviar« in's Haus kommen ließ, eine schwere Anklage schmiedet . . .

Aber die kleine Dame, die gewiß nicht das Talent zu einem anstößigen Privatleben hat und gewiß nicht den Mut hätte, sich dazu zu bekennen, sie, die sicher noch »sozialer« denkt, als die dummdreisten Sittenrichter ihres Standes, hat, um der Strafe zu entgehen, vor Gericht ihr Verhalten mit den freieren Sitten der Theatermenschheit entschuldigt. Das wäre, wenn man ihr den mutlosen Verzicht auf individuelle Rechte zum Vorwurf machen wollte, tadelnswert. Ihre Unwahrhaftigkeit lag darin, daß sie zu ihrer Rechtfertigung sich erst auf eine Konvention, auf die Konvention der Freiheit, berufen zu müssen glaubte. Aber nur der kindischesten Heuchelei konnte es einfallen, die Konvention in Abrede zu stellen und gegen die kleine Dame, die sich nicht im Fühlen, aber in der Raison an die Wahrheit gehalten hat, Protestkundgebungen zu inszenieren. Vor demselben Gericht, vor dem die »küssende Naive« — der Ausdruck bedeutet jetzt eine fixe Vorstellung im Reportergehirn — sich auf die Theatersitte berief, hat ein ehemaliger Schauspieler des Deutschen Volkstheaters einen älteren Kollegen wegen Beleidigung verklagt. Direktor und Regisseur bezeugen die Theatersitte, die es dem Schauspieler erlaube, den jüngern Kollegen in rüden Worten zurechtzuweisen. Aber daß es üblich sei, jüngeren Kolleginnen mit Zärtlichkeit zu begegnen, stellen sie entrüstet in Abrede. In der Presse werden alle Soziologen losgelassen. Herr St—g meint, die Betonung einer besonderen Schauspielermoral werfe uns wieder in jene Zeiten zurück, »wo in den Dörfern der warnende Ruf erscholl: ‚Die Wäsche von den Zäunen, die Komödianten kommen!'« Das ist die übertreibende Art eines Mannes, der ganz gut weiß, daß ihm »nix g'schehn kann«, wenn Schauspielerinnen kommen. Als ob die Freiheit, zu küssen, gleichbedeutend wäre mit der

Freiheit, zu stehlen! Nein, wenn Schauspielerinnen Küsse gaben, so ist heute leider bloß der Warnungsruf berechtigt: Die Bettwäsche von den Zäunen, die Journalisten kommen!...

So eingefressen ist das Bedürfnis der Menschen, in Dingen der Sexualität anders zu sagen als zu fühlen, daß sie jede Gewährung einer Freiheit, statt sie in diesem Jammerdasein mit heißem Dank zu empfangen, als einen Angriff auf ihre »Ehre« zurückweisen. Welch ein Unglück wäre es, wenn wirklich zurecht bestünde, daß im Theatergetriebe freiere Formen herrschen, daß ein Kuß dort einen Gruß bedeutet! Aber da die Menschen alle Komödie spielen, ist es wenigstens erfreulich, daß die Schauspieler es mit mehr Talent tun. »In einigen Fällen«, schreibt ein kulturaktuelles Blatt, das sofort seine Interviewer ausgeschickt hat, »ist die Indignation über das Verhalten der angeklagten Schauspielerin vor Gericht sogar zu sehr heftigem Ausdruck gekommen«. Frau Retty will »eine korporative Stellungnahme« anregen, Herr Demuth »betrachtet seine Kolleginnen als Ladys«, Herr Slezak konzediert — wie gnädig! — die Gewohnheit, »sich von einer hübschen Kollegin ein Busserl abzuringen«, als Jux, aber nicht als allgemeinen Brauch, Herrn Direktor Wallner, der sein Theater an der Wien als moralische Anstalt betrachtet, ist »eine solche Unverschämtheit noch nicht vorgekommen« und Herr Karczag und seine Gattin, die als wirtschaftliche Hausfrau bloß Stoff ersparen will, wenn sie in stark dekolletiertem Zustand auftritt, sind »erstaunt darüber, daß man über eine solche Frage überhaupt noch diskutiere«. Einzig Frau Annie Dirkens — vielleicht hat sie darum auch mehr Talent als ihre paprizierte Kollegin — wagt es auszusprechen: Wir Schauspielerinnen wollen und sollen nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen werden. Unser Beruf bringt es mit sich, daß wir mit viel mehr Leuten verkehren als andere Damen, daß wir aber auch freier und vorurteilsloser

denken als diese. Eine Schauspielerin würde sich lächerlich machen, wenn sie außerhalb der Bühne, auf der sie vielleicht eine Rolle gespielt hat, die auf des Messers Schneide steht, die Naive und Unerfahrene spielen wollte. Es sei ja übrigens eine bekannte Tatsache, daß in Schauspielerkreisen ein freierer Ton im Verkehr herrscht als sonstwo, daß es da gemütlicher zugeht. Man nehme das als etwas Selbstverständliches hin. Die meisten Kollegen bei einem Theater duzen sich auf der Bühne, und sie finde durchaus nichts daran, daß eine Schauspielerin mit einem ihr bekannten Herrn per du ist oder daß sie ihn küßt. Man sei ja auch allgemein daran gewöhnt, daß die Schauspielerinnen nicht so steif sind wie eine ehrsame Hausfrau, die am Vormittag kocht, am Nachmittag die Wäsche ordnet und am Abend furchtbar prüde tut...

Wenn die Herren Direktoren, Regisseure, Kollegen und vielleicht auch noch die Theateragenten Lust haben, sich an einem Protest gegen die Statuierung freierer Theatersitten, die sie geschaffen haben und von denen sie profitieren, zu beteiligen, mögen sie's versuchen und dem frechen Einfall der Berliner Tugendwächter, die einen Kranz vom Grabe der Jenny Groß nahmen, ein Pendant schaffen. Dann werden sie sich's aber auch gefallen lassen müssen, daß man von jedem Übergriff, den sie sich gegen Kolleginnen erlauben, von jeder Willensbeugung, von jedem Verlangen, dessen Erfüllung sie als ein selbstverständliches Vorrecht ihrer Stellung und ihrer Männlichkeit betrachten, in der Öffentlichkeit Kenntnis nimmt. Dann wird wenigstens das gemeine Interesse, das heute die Bevölkerung einer Großstadt an Kulissenaffairen nimmt, zur sittlichen Forderung geadelt werden.

* * *

Journalist und Dienstmann.

Ein Redakteur des ‚Neuen Wiener Journals' hat sich, wie er den entzückten Lesern als Osterüberraschung mitteilt, als Dienstmann verkleidet, um seine Erlebnisse unter dem Titel »Einen Tag — Dienstmann« veröffentlichen zu können. Das sind Scherze, die nachgerade epidemisch werden. Man kann jetzt in Wien nie mehr wissen, woran man ist. Bietet einem im Restaurant ein Hausierer Zahnbürsteln — ich wollte schon sagen: Prioritätsaktien — an, Vorsicht: es kann ein verkleideter Redakteur der ‚Zeit' sein; wobei die Täuschung umso vollkommener wäre als die vorhandenen Mittel die künstlerische Zutat fast überflüssig machten. Bietet dir ein Werkelmann seine Kappe dar, Vorsicht: es ist vielleicht ein Journalist, den es einmal gelüstet hat, sich in den Seelenzustand eines Mannes, der auch kleinere Beträge nimmt, zu versetzen. Mißtraue dem General, der in deiner Zeitung die Schlachten anderer Leute gewinnt! Seine Fahne ist ein Bürstenabzug, seine Waffe ein Revolver, seine Uniform von Herrschaften abgelegt. Sieh dir den Kondukteur in der Elektrischen genau an, bevor du ihm die Amtsehrenbeleidigung zufügst, ihn der Annahme eines Trinkgelds für fähig zu halten: auch auf diesen so schwerer Verdächtigung ausgesetzten Posten haben schon Wiener Redakteure »gespitzt«. Und jetzt ist einer auf die Idee verfallen, sich als Dienstmann zu verkleiden. Ein der journalistischen Sphäre ganz fernliegender Beruf, da ja der Dienstmann erfahrungsgemäß für die Bestellung einer Nachricht und nicht für ihre Verschweigung bezahlt wird. Aber es gibt vielleicht noch ein anderes Motiv, ein solches Amt, wenn auch nur für einen Tag, zu usurpieren. Etwa die sozialpolitische Pflicht, die den proletarischen Schriftsteller zwingt, sich als Bühnenarbeiter oder gar als Kanalstrotter zu verkleiden? Nun, im ‚Neuen Wiener Journal' hat jeder Artikel, ob gestohlen oder nicht, Untertitel. Und da werden wir denn auch gleich über die Absichten unseres journalistischen Dienstmannes informiert. » . . . Noble Kundschaft. — Allerhand müßige Frager. — Wo sind die galanten Abenteuer? — Die Taxe fürs Ansprechen und Nachsteigen. — Sie will einen Wagen. — Schlechter Lohn.« Nein, ihn rief keine sozialpolitische Pflicht. »Warum soll ichs leugnen«, schreibt er wörtlich, »die Mühsal des Dienstmannberufes kennen zu lernen, galt mir weniger, ich dachte mehr an lustige Abenteuer, an rosa Briefchen, an zu bestellende

Rendezvous und derlei«. Da aber der Dienstmann, dessen Tracht unser Reporter geborgt hatte, »von Seite seiner Kollegen und seines Bureaus großen Unannehmlichkeiten ausgesetzt wäre, wenn seine Identität festgestellt würde, muß ich die präzise Angabe meines Standplatzes verschweigen und gebe folgendes zur Ehrenrettung des Mannes an, als dessen Remplaçant ich galt. Er erkundigte sich nach den Ursachen, die mich zur zeitweiligen Übernahme des Dienstmannpostens bestimmten, ließ sich das Vorhandensein eines gewissen Betriebskapitals vorweisen, partizipierte daran und entschloß sich endlich, nachdem er jede Aufklärung bekommen hatte, mir die Embleme seiner Macht zu verleihen, das ist größter Teil des Habits und Zettel mit seiner Nummer.«

Es ist ja schön, daß der Wackere die Unstatthaftigkeit des Handels, den er mit dem Dienstmann einging, erkennt und zugibt. Aber im Interesse der öffentlichen Sicherheit wäre eine Wiederholung dieser und ähnlicher Verwandlungen besser zu vermeiden. Die Journalistik ist gefährlich genug, wenn sie sich mit dem Beruf bescheidet, den sie innehat. Die Perspektiven, die der journalistische Kostümwechsel eröffnet, sind grauenerregend. Nächstens wird man einen Dienstmann, dem man einen Brief an eine Geliebte übergeben will, fragen müssen: für welches Blatt schreiben Sie? Und wird sich erst durch seine Versicherung beruhigen lassen, daß er nicht für das ‚Neue Wiener Journal' »plaudern« werde und daß für ihn die Galanterie des Auftrags kein Spezialinteresse habe. Das fehlt uns noch! Der Dienstmann an der Ecke meiner Straße, den ich hin und wieder in die Druckerei schicke, ist am Ende Mitarbeiter des Ekonomist!... Freilich gibt es Aufträge, die man selbst einem Reporter beruhigt erteilen kann. So z. B. erzählt der Eckensteher des Herrn Lippowitz selbst, er sei ausersehen worden, »einen Kaffee« für einen Herrn Taussig zu holen. Das mag angehen, — wiewohl ich mir von einem Vertreter des ‚Neuen Wiener Journal' auch kein Genußmittel ins Haus bringen ließe. Daß er aber, wie er keck zugibt, für einen Oberleutnant Schmuck ins Versatzamt und für einen Sektionschef einen Brief »in eine noble Gasse im vierten Bezirk« getragen hat, ist unheimlich. In jeden Beruf, den er verfehlt hat, möge ein Journalist sich nachträglich einzudrängen versuchen. Nur nicht in den des Dienstmanns. Unfähigkeit kann nie so schlimmen Schaden stiften wie die Ent-

täuschung der Vorstellung, mit der gerade das Wesen des »Kommissionärs« verknüpft ist. Die erste Aufgabe des Dienstmannes ist Diskretion, die erste Aufgabe des Journalisten Indiskretion: nie werden die beiden Berufe eine organische Verschmelzung eingehen. Als ihm der Oberleutnant den Schmuck übergeben hatte, »da sah ich erst«, schreibt unser Dienstmann, »welches unbegrenzte und ja durchaus gerechtfertigte Vertrauen dem Wiener Dienstmann entgegengebracht wird«. Und im nächsten Moment fragte er den Begleiter, der ihm sein Kostüm geborgt hatte: »Und die diskreten, feinen Agenden des Dienstmanns, Blumen, Präsente für Ballerinnen?« Zu seinem Leidwesen mußte er erfahren, daß das »Damengeschäft« schlecht gehe; sonst hätten wir eine Bereicherung der anmutigen Rubrik »Wiener Leben« im ‚Neuen Wiener Journal' zu erhoffen. Daß der Journalist als Dienstmann auch einmal die Unhöflichkeit der Menschen kennen lernt, ist ja gewiß heilsam. Er trifft ein Mitglied der Hofoper und muß enttäuscht melden: »Meine Devotion ‚Ergebenster Diener, Herr Kammersänger' bewog ihn zu keiner Antwort.« Gestern noch wars umgekehrt; wenn es jetzt der Sänger nur nicht zu spüren bekommt! »Auf der Kärnthnerstraße sah ich Exzellenz Koerber, aber auch der beschäftigt keine Dienstmänner, seit er aus dem Amte ist.« War sich der Journalist, als er diesen Stoßseufzer tat, seiner Verkleidung bewußt? Wollte er sagen, Herr v. Koerber beschäftige keine Journalisten mehr, seit er aus dem Amte ist? . . .

Aber wenn sie auch seit damals brotlos geworden sind, deshalb müssen sie noch immer nicht Dienstmänner werden. Und im Interesse unseres Privatlebens dürfen sie's nicht! Viel weniger besorgniserregend und viel natürlicher wäre es, wenn Dienstmänner auf die Idee verfielen, Journalisten zu werden. Denn erstens wären dann die Blätter besser geschrieben und zweitens würde die Frage: »Sind Sie bezahlt?« von dem Empfänger einer Zeitung mit viel weniger Mißtrauen als jetzt gestellt werden. Auch eine Pflichtversäumnis, wie sie der verkleidete Schmock zum Schlusse seiner Betrachtung schadenfroh lachend zugibt, würde sich der verkleidete Dienstmann nie zuschulden kommen lassen. Ein Herr schob jenem einen Koffer vor die Füße und rief ihm zu: »Westbahnhof, da haben Sie eine Krone fünfzig!« »Einen Augenblick, ich schick' einen Kollegen«, sagte

der Schmock und war verschwunden. Ob er den Leitartikler seines Blattes geschickt hat, verrät er nicht ... Hoffentlich nimmt das Dienstmannsinstitut jene ehrenrätliche Untersuchung vor, zu der die Concordia eigentlich verpflichtet wäre. Aber ihr Resultat wird leider bloß die Bestrafung des armen Teufels, der sich für Trinkgeld schwerer Verletzung seiner Pflicht schuldig gemacht hat, und nicht die des unanständigen Verleiters sein. Immerhin wird dann die ekelhafte Ära der Verkleidungen ein Ende haben. Wer Journalist sein will, bringe sich als Journalist weiter. Der Tagdieb als Tagdieb. Wer aber einen Tag aus dem Leben eines Hausierers, eines Kondukteurs, eines Dienstmannes usw. stehlen will, dem wird schließlich nur mehr eine Tracht, die ihm noch unbekannt ist, zu vergönnen sein: eine Tracht Prügel.

SCHILLER-FEIER.

In einem ebenso gedankenreichen wie ungerechten Essay über Friedrich Schiller, den Otto Weininger hinterlassen hat, (»Über die letzten Dinge«, W. Braumüller) wird die Verwandtschaft des jetzt von der zudringlichen Liebe einer Welt von Schwätzern belästigten Dichters mit dem Journalismus behauptet. Wenn man Weininger glauben sollte, würde Schillers Erscheinung so recht zu dem eklen Getriebe, das sie heute umlärmt, passen. »Das Verletzende an Schiller« sei »seine Freude im Chor, in der Herde; sein ganz ungeniales Glücksgefühl, gerade in der Zeit zu leben, in der er lebte; seine willige Selbstbegrenzung innerhalb der Geschichte, sein befriedigter Zivilisationsstolz«. Schiller habe »recht eigentlich den Dünkel des Europäers und den verlogenen Enthusiasmus des Fortschrittsphilisters begründet«. »Was tiefere Menschen von Schiller immer abstoßen sollte, was

Goethe von diesem stets in so großer Entfernung gehalten hat«, sei »jener voraussetzungslose Optimismus in ihm, kein transzendent-religiöser, kein nach dem Herausbrechen aus der Zeit verlangender, kein des Gottvertrauens voller, sondern ein immanent-historischer Optimismus; ein Optimismus, der sich freut, wenn die Menschheit um tausend Jahre älter geworden ist, und begeistert die Addition in seinen Kalender einträgt; ein Optimismus, der nicht hofft, sondern selbst in seinen Hoffnungen schon gesättigt ist, weil ihm die Erscheinungen nicht das Mittel sind, um zu den Symbolen durchzudringen, sondern die Symbole ihm nur die Erscheinung sollen verschönern helfen«. Darum sei Schiller »nicht sehnsüchtig, sondern nur sentimental, wenn die Erscheinung mit der Idee nicht kongruiert«. Niemand sei »so ganz wie er Dichter der Familie«. Neben der ungeheuren technischen Routine seiner Werke habe zu seiner Popularität am meisten »diese verlogene Vergoldung des Philistertums beigetragen, diese raffiniert-künstliche Weihe des Alltagslebens (‚Die Glocke'), aus dessen Perspektive er alle geschichtlichen Erscheinungen erblickt, um sie zum Hintergrunde des bürgerlichen Idylls zu machen«. Schiller — »der Typus jener Menschen, die auf die Gründe des Seins gekommen zu sein glauben, bloß weil sie seine Abgründe nie empfunden haben«. »Was ihn endgiltig zum Journalisten stempelt, ist die Rührseligkeit, die von einem tragischen Geschehnis schwätzt, wenn ein Mensch auf der Gasse überfahren wird; und es ist vor allem eben jene Bindung an den Tag und die Stunde, jene Philistrosität, die sich am kosmischesten dann gestimmt fühlt, wenn ein Jahrhundertwechsel vor sich geht«.

In solch gallige Laune, deren Ausdruck wohl nur gewisse Partien Schiller'scher Entwicklung berührt, könnte einen das Gebimmel der Festtage mit Ministerreden, Denkmünzen und Säkularfressen durchaus versetzen. Schließlich konnte doch ein Goethe

»denn er war unser« bekennen. Bloß jenes Gemeinsamkeitsgefühl, das heute jeder Kommis und Zeitungsschreiber stürmisch offenbart, ist das, was geschmackvolle Leute wirklich als das »Verletzende an Schiller« empfinden. Übrigens hat Schiller in jenen sturmvollen Tagen, da noch nicht der Zitrone saftiger Kern zu populär-philosophischen Beziehungen gepreßt werden mußte (da noch nicht des Zuckers lindernder Saft die herbe Kraft des Dichters zähmte, noch nicht des Wassers sprudelnder Schwall seinem Temperament sich vermischte), Gedichte geschaffen, die Literaturhistorikern ein Gräuel und darum Kennern ein Labsal sind. Seine sprachliche Gewalt — nicht bloß Routine — haben sie immer bewundert und seiner Feuermuse, »die hinan den hellsten Himmel der Erfindung stieg«, auch dort noch gelauscht, wo sie ihnen ethische Hausmannskost zuwarf. Aber jene Gedichte lesen sie am liebsten die der Dichter selbst in die Sammlung nicht aufgenommen hat. Sie fehlen in den meisten Ausgaben und außer den Schillergelehrten, die sie hassen, kennt sie niemand. Hier eines, das 1781 ohne Angabe des Ortes und Jahres, sowie des Verfassers, Druckers oder Verlegers bei Metzler in Stuttgart erschienen ist. Ein unerhörter Moralhohn tobt darin, die Phantasie eines Rops hat diesen Triumphzug der Sinnlichkeit geordnet, Frank Wedekind könnte ihn beschrieben haben und zur Guitarre begleiten — nur mit besserer Prägnanz der weitschweifigen, in manchen Strophen schon meisterhaften, oft noch schwülstigen oder schwäbelnd saloppen Form und mit deutlicherer Betonung der rein ästhetischen Absicht, die Schiller's Herausgeber so wenig verstanden, daß sie ihm außer dem Tadel der »Stoffwahl« auch noch das Lob einer sittenrichterlichen Tendenz zufügten. Ihm, der in jener Zeit das berühmte »Kastraten und Männer« (»Ich bin ein Mann...«) schrieb, das er später freilich entmannt und kastriert, »Männerwürde« betitelt und um die besten Strophen gebracht hat, ihm, der damals

noch kein Bedenken trug, die Brüste des Weibes »Halbkugeln einer bessern Welt« zu nennen.

Der Venuswagen.*)

Klingklang! Klingklang! kommt von allen Winden,
Kommt und wimmelt schaarenweis.
Klingklang! Klingklang! was ich will verkünden,
Höret Kinder Prometheus'!

Welkes Alter — Rosenfrische Jugend,
Warme Jungen mit dem muntern Blut,
Spröde Damen mit der kalten Tugend,
Blonde Schönen mit dem leichten Mut!

Philosophen — Könige — Matronen,
Deren Ernst Kupidos Pfeile stumpft
Deren Tugend wankt auf schwanken Tronen,
Die ihr (nur nicht über euch) triumpht.

Kommt auch ihr, ihr sehr verdächt'gen Weisen,
Deren Seufzer durch die Tempel schwärmt,
Stolz prunkieret, und vielleicht den leisen
Donner des Gewissens überlärmt,

Die ihr in das Eis der Bonzenträne
Eures Herzens geile Flammen mummt,
Pharisäer mit der Janus Miene!
Tretet näher — und verstummt.

Die ihr an des Lebens Blumenschwelle
In der Unschuld weißem Kleide spielt,
Noch nicht wilder Leidenschaften Bälle,
Unbefleckten Herzens feiner fühlt.

Die ihr schon gereift zu ihren Giften,
Im herkulschen Scheidweg stutzend steht,
Hier die Göttin in den Ambradüften,
Dort die ernste Tugend seht,

Die ihr schon vom Taumelkelch berauschet
In die Arme des Verderbens springt,
Kommt zurücke Jünglinge und lauschet,
Was der Weisheit ernste Leier singt.

Euch zuletzt noch, Opfer des Gelustes,
Ewig nimmer eingeholt vom Lied,
Haltet still, ihr Söhne des Verlustes!
Zeuget wider die Verklagte mit.

---

*) In diesem und dem folgenden Gedicht ist die Schreib- und Interpunktionsweise der ersten Drucke beseitigt.

Klingklang! Klingklang! schimpflich hergetragen
Von des Pöbels lärmendem Hußah!
Angejochet an den Hurenwagen
Bring ich sie, die Metze Zypria.

Manch Histörchen hat sie aufgespulet
Seit die Welt um ihre Spindel treibt,
Hat sie nicht der Jahrzahl nachgebuhlet,
Die sich vom verbotnen Baume schreibt?

Hum! Bis hieher dachtest du's zu sparen?
Mamsell! Gott genade dich!
Wiß! so sauber wirst du hier nicht fahren
Als im Arm von deinem Ludewig.

Noch so schelmisch mag dein Auge blinzen,
Noch so lächeln dein verhexter Mund.
Diesen Richter kannst du nicht scharwenzen
Mit gestohlner Mienen Gaukelbund.

Ja so heule — Metze, kein Erbarmen!
Streift ihr keck das seidne Hemdchen auf.
Auf den Rücken mit den runden Armen!
Frisch! und patschpatsch! mit der Geißel drauf.

Höret an das Protokoll voll Schanden,
Wie's die Garstge beim Verhöre glatt
Weggelogen oder gleich gestanden
Auf den Zuspruch dieser Geißel hat.

Volkbeherrscher! Götter unterm Monde,
Machtumpanzert zu der Menschen Heil,
Hielt die Buhlin mit dem Honigmunde
Eingemauert im Serail.

O da lernen Götter — menschlich fühlen,
Laßen sich fast sehr herab zum — Vieh
Mögt ihr nur in Nasos Chronik wühlen,
Schnackisch stehts zu lesen hie.

Wollt ihr Herren nicht skandalisieren,
Werft getrost den Purpur in den Kot,
Wandelt wie Fürst Jupiter auf vieren,
So erspart ihr ein verschämtes Rot.

Nebenbei hat diese Viehmaskierung
Manchem Zeus zum Wunder angepaßt,
Heil dabei der weisen Volkregierung,
Wenn der Herrscher auf der Weide grast!

Dem Erbarmen dorren ihre Herzen
(O auf Erden das Elysium)

Durch die Nerven bohren Höllenschmerzen,
Kehren sie zu wilden Tigern um.

Lose Buben mäkeln mit dem Fürstensiegel,
Kreaturen vom gekrönten Tier,
Leihen dienstbar seiner Wollust Flügel,
Und ermauscheln Kron und Reich dafür.

Ja die Hure (laßts ins Ohr euch flüstern)
Bleibt auch selbst im Kabinet nicht stumm.
In dem Uhrwerk der Regierung nistern
Öfters Venusfinger um.

Blinden Fürsten dienet sie zum Stocke,
Blöden Fürsten ist sie Bibelbuch.
Kam nicht auch aus einem Weiberrocke
Einst zu Delphos Götterspruch?

Mordet! Raubet! Lästert, ja verübet
Was nur greulich sich verüben läßt —
Wenn ihr Lady Pythia betrübet,
O so haltet eure Köpfe fest!

Ha! wie manchen warf sie von der Höhe!
Von dem Rumpf wie manchen Biederkopf!
Und wie manchen hub die geile Fee,
Fragt warum? — Um einen dicken Zopf.

Dessen Siegesgeiz die Erde schrumpfte,
Dessen tolle Diademenwut
Gegen Mond und Sirius triumphte,
Hoch gehoben von der Sklaven Blut,

Dem am Markstein dieser Welt entsunken
Jene seltne Träne war,
Vom Saturnus noch nicht aufgetrunken
Nie vergossen, seit die Nacht gebar,

Jenen Jüngling, der mit Riesenspanne
Die bekannte Welt umgriff
Hielte sie zu Babylon im Banne
Und der — Weltpopanz entschlief.

Manchen hat ins Elend sie gestrudelt,
Eingetrillert mit Sirenensang,
Dem im Herzen warme Kraft gesprudelt,
Und des Ruhms Posaune göttlich klang.

An des Lebens Vesten leckt die Schlange,
Geifert Gift ins hüpfende Geblüt
Knochen dräuen aus der gelben Wange,
Die nun aller Purpur flieht.

Hohl und hager, wandelnde Gerippe
Keuchen sie in des Kozytus Boot.
Gebt den Armen Stundenglas und Hippe
Huh! — und vor euch steht der Tod.

Jünglinge, o schwöret ein Gelübde,
Grabet es mit goldnen Ziffern ein:
Fliehet vor der rosigten Charybde
Und ihr werdet Helden sein.

Tugend stirbet in der Phrynen Schoße
Mit der Keuschheit fliegt der Geist davon,
Wie der Balsam aus zerknickter Rose,
Wie aus rißnen Saiten Silberton.

Venus' Finger bricht des Geistes Stärke,
Spielet gottlos, rückt und rückt
An des Herzens feinem Räderwerke
Bis der Zeiger des Gewissens — lügt.

Eitel ringt, und wenn es Schöpfung sprühte,
Eitel ringt das göttlichste Genie
Martert sich an schlappen Saiten müde,
Wohlklang fließt aus todten Trümmern nie. —

Manchen Greisen, an der Krücke wankend,
Schon hinunter mit erstarrtem Fuß
In den Abgrund des Afernus schwankend,
Neckte sie mit tödlich süßem Gruß.

Quälte noch die abgestumpften Nerven
Zum erstorbnen Schwung der Wollust auf,
Drängte ihn, die träge Kraft zu schärfen,
Frisch zu spornen zäher Säfte Lauf.

Seine Augen sprühn erborgte Strahlen,
Tödlich munter springt das schwere Blut,
Und die aufgejagten Muskeln prahlen
Mit des Herzens letzlichem Tribut.

Neuverjüngt beginnt er aufzuwarmen,
All sein Wesen zuckt In einem Sinn,
Aber husch! entspringt sie seinen Armen,
Spottet ob dem matten Kämpfer hin.

Was für Unfug in geweihten Zellen
Hat die Hexe nicht schon angericht?
Laßt des Doms Gewölbe Rede stellen,
Das den leisen Seufzer lauter spricht.

Manche Träne — aus Pandoras Büchse —
Sieht man dort am Rosenkranze glühn.

Manchen Seufzer vor dem Kruzifixe
Wie die Taube vor dem Stößer fliehn.

Durch des Schleiers vorgeschobne Riegel
Malt die Welt sich schöner wie ihr wißt,
Phantasie leiht ihren Taschenspiegel,
Wenn das Kind das Paternoster küßt.

Siebenmal des Tages muß der gute
Michael dem starken Moloch stehn,
Beide prahlen mit gleich edlem Blute,
Jeder, wißt ihr, heißt den andern gehn.

Puh! da splittert Molochs schwächres Eisen!
(Armes Kind! wie bleich wirst du!)
In der Angst (wer kann es Vorsatz heißen?)
Wirft sie ihm die Zitternadel zu.

Junge Witwen — vierzigjähr'ge Zofen
Feuriger Komplexion,
Die schon lange auf — Erlösung hoffen,
Allzufrüh der schönen Welt entflohn.

Braune Damen — rabenschwarzen Haares
Schwer geplagt mit einem siechen Mann,
Fassen oft — die Hörner des Altares,
Weil der Mensch nicht helfen kann.

Fromme Wut begünstigt heiße Triebe,
Gibt dem Blute freien Schwung und Lauf —
Ach zu oft nur drückt der Gottesliebe
Aphrodite ihren Stempel auf.

Nymphomanisch schwärmet ihr Gebete
(Fragt Herrn Doktor Zimmermann)
Ihren Himmel — sagt! was gilt die Wette? —
Malt zum küssen euch ein Titian! —

Selbst im Rathaus hat sie's angesponnen,
Blauen Dunst Asträen vorgemacht,
Die geschwornen Richter halb gewonnen,
Ihres Ernstes Falten weggelacht.

Inquisitin ließ das Halstuch fallen,
Jeder meinte, sei von ohngefähr!
Potz! da liegts wie Alpen schwer auf allen,
Närrisch spukts um unsern Amtmann her.

Sprechet selbst — was war dem Mann zu raten?
Dies verändert doch den Status sehr. —
»Inquisitin muß man morgen laden,
Heute geb ich gütliches Verhör.«

Und — wär nicht Frau Amtmännin gekommen
(Unserm Amtmann krachts im sechsten Sinn)
Wär der Balg ins Trockne fortgeschwommen,
Dank seis der Frau Amtmännin!

Auch den Klerus (denkt doch nur die Lose)
Selbst den Klerus hat sie kalumniert.
Aber gelt! — mit einem derben Stoße
Hat man dir dein Lügenmaul pitschiert?

Damen, die den Bettelsack nun tragen,
Ungeschickt zu weiterem Gewinst,
Matte Ritter, die Chamade schlagen
Invaliden in dem langen Dienst,

Setzt sie, (wies auch große Herren wissen)
Mit beschnittner Pension zur Ruh,
Oder schickt wohl gar die Leckerbissen
Ihrer Feindin — Weisheit zu.

(Weine Weisheit über die Rekruten,
Die dir Venus Aphrodite schickt,
Sie verhüllen unter frommen Kutten
Nur den Mangel, der sie heimlich drückt.

Würde Amors Talisman sie rühren,
Nur ein Hauch von Zypern um sie wehn?
O sie würden hurtig desertieren
Und zur alten Fahne übergehn.) —

Sehet und der Lüstlingin genüget
Auch nicht an des Torus geiler Brunst,
Selbst die Schranken des Geschlechts besieget
Unnatürlich ihre Schlangenkunst.

Denket — doch ob dieser Schandenliste
Reißt die Saite, und die Zunge stockt;
Fort mit ihr aufs schimpfliche Gerüste,
Wo das Aas den fernen Adler lockt.

Dorten soll mit Feuergriffel schreiben
Auf ihr Buhlinangesicht das Wort:
T o d: der Henker — so gebrandmarkt treiben
Durch die Welt die Erzbetrügrin fort.

So gebot der weise Venusrichter.
Wie der weise Venusrichter hieß?
Wo er wohnte? Wünscht ihr von dem Dichter
Zu vernehmen — so vernehmet dies:

Wo noch kein Europersegel brauste,
Kein Kolumb noch steuerte, noch kein
Kortez siegte, kein Pizarro hauste,
Wohnt auf einem Eiland — Er allein.

Dichter forschten lange nach dem Namen —
Vorgebirg des Wunsches nannten sie's,
Die Gedanken, die bis dahin schwammen,
Nanntens — das verlorne Paradies.

Als vom ersten Weibe sich betrügen
Ließ der Männer erster, kam ein Wasserstoß,
Riß, wenn Sagen Helikons nicht lügen,
Von vier Welten diese Insel los.

Einsam schwimmt sie im Atlantschen Meere
Manches Schiff begrüßte schon das Land,
Aber ach — die scheiternde Galeere
Ließ den Schiffer tod am Strand.

Das klingt noch etwas anders als: »Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau«... Das waren, wie entrüstete Literaturhistoriker, das höchste Lob zum Tadel kehrend, schreiben, »üppig sinnliche Phantasien, die mit den Bildern der Vergänglichkeit und Verwesung hinter dem lachenden Schein des Lebens ein widerliches Spiel treiben«. In der »stofflichen« Mißbilligung gehen diese kundigen Thebaner so weit, dem jungen Schiller die Schwärmerei für Laura übel zu nehmen; »sie war«, schreibt einer wörtlich, »weder schön noch geistreich und später auch nicht tugendhaft«... Dieser Periode Schiller'scher Entwicklung, die so viel Ärgernis in literarhistorischen Kreisen erregt hat, entstammt auch ein Gedicht, (»Anthologie auf das Jahr 1782«) mit dessen Zitierung ich wieder der schillerfeiernden Journalistik eine angenehme Überraschung bereiten möchte. Sie wird endlich erfahren, wie Schiller sie gefeiert hat.

Die Journalisten und Minos.

Mir kam vor wenig Tagen,
Wie? fragt mich eben nicht,
Vom Reich der ewgen Plagen
Die Zeitung zu Gesicht.

Sonst frag ich diesem Essen
Wo noch kein Kopf zerbrach,
Dem Freikorps unsrer Pressen,
Wie billig, wenig nach.

Doch eine Randgloß lockte
Izt meinen Fürwitz an,
Denkt! wie das Blut mir stockte,
Als ich das Blatt begann:

»Seit zwanzig herben Jahren«
(Die Post, versteht sich, muß
Ihr saures Stündchen fahren
Hieher vom Erebus)

»Verschmachteten wir Arme
»In bittrer Wassersnot,
»Die Höll kam in Allarme
»Und forderte den Tod.

»Den Styx kann man durchwaten,
»Im Lethe krebset man,
»Freund Charon mag sich raten,
»Im Schlamme liegt sein Kahn.

»Keck springen schon die Tode
»Hinüber, jung und alt,
»Der Schiffer kommt vom Brode
»Und flucht die Hölle kalt.

»Fürst Minos schickt Spionen
»Nach allen Grenzen hin,
»Die Teufel müssen frohnen
»Ihm Kundschaft einzuziehn.

»Juhe! nun ists am Tage!
»Erwischt das Räubernest!
»Heraus zum Freudgelage!
»Komm Hölle, komm zum Fest!

»Ein Schwarm Autoren spükte
»Um des Kozytus Rand,
»Ein Tintenfäßchen schmückte
»Die ritterliche Hand.

»Hier schöpften sie, zum Wunder,
»Wie Buben süssen Wein
»In Röhren von Hollunder,
»Den Strom in Tonnen ein.

»Husch! Eh sie sich's versahen!
»Die Schlingen über sie! —
»Man wird euch schön empfahen
»Kommt nur nach Sanssouci.

»Schon wittert sie der König,
»Und wetzte seinen Zahn,

»Und schnauzte drauf nicht wenig
»Die Delinquenten an.

»Aha! sieht man die Räuber?
»Wess Handwerks? Welches Lands?
»»Sind teutsche Zeitungsschreiber!««
»Da haben wir den Tanz!

»Schon hätt ich Lust gleichbalden
»Euch, wie ihr geht und steht,
»Bei'm Essen zu behalten,
»Eh euch mein Schwager mäht.

»Doch schwör' ichs hier bei'm Styxe,
»Den eure Brut bestahl!
»Euch Marder und euch Füchse
»Erwartet Schand und Qual!

»So lange bis er splittert
»Spaziert zum Born der Krug!
»Was nur nach Tinten wittert
»Entgelte den Betrug!

»Herab mit ihren Daumen!
»Laßt meinen Hund heraus!
»Schon wässert ihm der Gaumen
»Nach einem solchen Schmaus.

»Wie zuckten ihre Waden
»Vor dieses Bullen Zahn!
»Es schnalzen Seine Gnaden,
»Und Joli packte an.

»Man schwört, daß noch der Stumpen
»Sich krampfigt eingedruckt,
»Den Lethe auszupumpen
»Noch gichterisch gezuckt.

Und nun ihr guten Christen
Beherziget den Traum!
Fragt ihr nach Journalisten,
So sucht nur ihren Daum!

Sie bergen oft die Lücken,
Wie Gauner ohne Ohr
Sich helfen mit Perücken —
Probatum! Gut davor!

Sie haben ihre Tinte aus dem Höllenfluß gestohlen. Aber Lethe ist auch der Strom des Vergessens, der Strom des Todschweigens. Ein Glück für Schiller, daß er sich später gebessert hat!...

Man kann sicher sein, in jedem Lebenswerk eines Großen irgendwo eine Stelle zu finden, in der er der Geniepflicht der Preßverachtung genügt hat. Hundert Jahre vor der Machtentfaltung der Journalistik haben Dichter gesagt, wie sie über das Handwerk denken. Nach hundert Jahren, wenn alles Holz des Dichterwaldes für Zeitungspapier aufgebraucht sein wird, wird die große Kulturfeindin keinen Protest mehr zu fürchten haben.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Geograph. Ein mutiger Mann scheint der Herr Professor Dr. August Böhm Edler von Böhmersheim, Redakteur der ‚Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien' zu sein. Er versendet an seine Abonnenten die folgende »Erklärung betreffend den Artikel ‚Nordische Reise' von Heinrich Pudor in dem letzten Hefte der Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien.« Sie war bereits teilweise in einem Blatte zitiert, verdient aber wegen des besonders mannhaften Schlusses vollständig verewigt zu werden: »Der unterzeichnete Redakteur, der in der letzten Zeit beruflich mehr als sonst in Anspruch genommen war — nicht zumindest durch das seit Neujahr eingeführte öftere Erscheinen der ‚Mitteilungen' — hat den oben genannten Artikel von Pudor, darin eine unverfängliche, feuilletonistische Reiseschilderung vermutend, leider ohne genaue Durchsicht in Druck gegeben. Der Gedanke, daß sich Herr Dr. Pudor in einem Aufsatze, den er einer geographischen Fachzeitschrift einreicht, in religiösen, nationalen und politischen Ausfällen ergehen würde, lag dem Unterzeichneten umso ferner, als er ja bereits vier Artikel aus der Feder desselben Verfassers in den ‚Mitteilungen' veröffentlicht hatte (‚Islandfahrt', ‚Von den Faer-Oer', ‚Von den Kanalinseln', ‚Normannische Reise'), welche Artikel durchaus sachlich und dem Rahmen einer geographischen Zeitschrift entsprechend gehalten waren und in den Mitgliederkreisen vielfach lebhaften Anklang gefunden hatten. Leider hat sich der Unterzeichnete in seinem Vertrauen getäuscht. Daß der Artikel gleich von vornherein zurückgewiesen worden wäre, wenn der Unterzeichnete nähere Einsicht darein genommen hätte, ist wohl überflüssig, erst besonders zu bemerken. Ebenso selbstverständlich ist es, daß der Unterzeichnete dieses Vorkommnis im Interesse der Gesellschaft tief bedauert. Daß der in Rede stehende Artikel dauernd in unseren

Publikationen verbleibe, geht nicht an. Er wird hiermit offiziell zurückgezogen und annulliert. Demgemäß wird ersucht, die Seiten 133—188 aus dem letzten Hefte (Nr. 3) der ‚Mitteilungen' herauszunehmen und zu vernichten. Als Ersatz hierfür (sofern nicht die Leitung der Gesellschaft inzwischen eine veränderte Neuauflage des ganzen Heftes beschließen sollte) wird mit dem nächsten Hefte ein Ergänzungsheft versendet werden, dessen erste Seite mit der Zahl 133 bezeichnet sein und an dessen letzte Seite sich die Paginierung der Nr. 4 unmittelbar anschließen wird. In diesem Ergänzungs- oder Ersatzhefte wird der annullierte Artikel durch andere Artikel ersetzt sein, wogegen der restliche Inhalt von Nr. 3 (Seite 173—188) darin unverändert (nur mit anderer Seitenbezifferung) wiederkehren wird. Der von der Redaktion bei der Drucklegung des Pudorschen Artikels versehentlich begangene Mißgriff wird nach Durchführung des eben Gesagten keine Spur in den ‚Mitteilungen der K. k. Geographischen Gesellschaft' hinterlassen.« — Der Aufsatz des Herrn Pudor soll ein paar zarte Anspielungen auf angebliche Mißstände in Rußland enthalten haben... Angesichts des bedrohlichen Umsichgreifens der Genickstarre wirkt das Beispiel eines Mannes, der von der Seuche nie ergriffen werden kann, an sich erfreulich. Herr Professor Böhm hat sich durch seine Erklärung vollständig in die Gunst einiger hochgestellten Mitglieder der »Geographischen Gesellschaft« begeben. Dabei stieß er freilich nach rückwärts mit den Beinen aus und enttäuschte zahlreiche Gelehrte, die zwar zugeben, daß man den Pudor unterdrücken dürfe, doch nicht jenen unerläßlichen pudor, der einen Mann der Wissenschaft von einem Fußfall abzuhalten pflegt.

Politiker. Manchmal ist's mir wieder, als ob die alldeutsche Publizistik die dümmste wäre. In Cilli schrieb neulich einer, Bismarck sei »im Guten wie im Bösen groß, treu und sittlich hochstehend« gewesen. Im Guten wie im Bösen groß — da glaubt man schon, ein teutscher Mann habe sich einmal zu einem vernünftigen Standpunkt, dem ästhetischen, aufgerafft. Im Nu muß er uns versichern, daß der Mann, der auch im Bösen groß sein konnte, »sittlich hochstehend« war.... Wie ich mir die bekannte »Lage der Deutschen in Österreich« vorstelle? Auf den Kopf gefallen.

Kriminalist. Mitterwurzer hat dem jungen Angeklagten, der Schauspieler werden wollte, sehr zutreffend geschrieben: »Will man ein tüchtiger Kerl beim Theater werden, so geht man durch«. Präsident: »Wir kennen Mitterwurzer, wir wissen, was für ein bedeutender Schauspieler, was für ein fescher Kerl er war. Trotzdem darf man solche Worte nicht ernst nehmen«. Staatsanwalt (mit Nachdruck): »Er war ein ehrenwerter Charakter bis zu seinem Ende«. — Und da sage man noch, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht! Fesch und ehrenwert — das wird Mitterwurzer in der Erinnerung der Wiener bleiben, auch wenn längst kein Zeuge seiner ephemeren schauspielerischen Leistungen am Leben sein wird. Richtiger kann man sein Wesen gar nicht charakterisieren. Vor allem ehrenwert — das war

Mitterwurzer's Individualität. Nur schade, daß es so leicht ist, »bis zu seinem Ende«, und so schwer, von seinem Anfang an ein ehrenwerter Charakter zu sein! Dem verlorenen Knaben auf der Anklagebank war also mit diesem Vorbild nicht zu imponieren.

Kaufmann. Mit der Auffassungsfähigkeit des Lesers ist es noch sehr schlecht bestellt. Würde man beim Schreiben daran denken, daß man für's Publikum schreibt, man müßte sich erhängen. Dennoch glaube ich nicht zu jenen Schriftstellern zu gehören, die in sich hinein, sondern zu jenen, die aus sich herausschreiben. Ich habe immer ein Lesergehirn vor mir. Ich diene ihm nicht und bringe ihm keinen Gedanken zum Opfer. Aber ich setze bei ihm auch nichts voraus und gebe ihm seine Prämissen, die zum Verständnis meiner Schlüsse notwendig sind. So ist mein Gedankengang kein Labyrinth, sondern ein bis auf Widerruf freiwillig eröffneter Durchgang. Aber nur der ideale Leser kann jener Passant sein, demzuliebe die Eröffnung geschah. An »die Leser« denke ich nicht. Unter ihnen mögen vortreffliche und gebildete Leute sein: man macht schauerliche Erfahrungen mit ihnen. Da bemühte ich mich in Nr. 178, den Begriff der Berufsethik zu fassen und auseinanderzusetzen, daß Herr Marschall als Besitzer einer Bildhauerfirma zwar der kaufmännischen, aber nicht der künstlerischen Standesmoral genügt habe. Natürlich, soweit sein Handel mit fremden Kunstwerken in Frage kommt. Denn die »Preisunterbietungen bei der Bewerbung um Medaillenaufträge« würden, wie ich ausdrücklich schrieb, auch vor dem Richtstuhl der kaufmännischen Berufsethik verurteilt werden. Aber in der Hauptsache hat es sich bloß um die Signierung der Kunstwerke, die Herr Marschall von seinen Angestellten erzeugen ließ, gehandelt. Und hier sagte ich, um den Vergleich auf eine drastische Formel zu bringen: Herr Marschall ist »im Sinne des Wiener kaufmännischen Vereines ein Ehrenmann«: er ist seinen Kunstbediensteten keinen Heller schuldig geblieben. Heute bekomme ich nun von einem sonst sehr schätzbaren Leser die folgende freundliche Vermahnung in's Haus gestellt: »Mich erquickt nicht nur jedes frische Heft Ihrer Zeitschrift, ich finde meine Freude daran, zuweilen auch in den älteren Nummern zu blättern. Da wurde ich denn heute durch Ihren Marschall-Artikel in Nr. 178 an eine begangene Unterlassungssünde erinnert. Schon vor Monatsfrist wollte ich auf einen Satz reagieren, der einer irrigen Auffassung Ihrerseits entflossen ist. . . Sie wollten damit dem Verein sicherlich nicht nahetreten . . . Ich fühle mich aber verpflichtet, zu Ihrer persönlichen Aufklärung Ihnen mitzuteilen, daß der Wiener kaufmännische Verein als Repräsentant jener Kai-Ethik, die Sie mit Fug geißeln, nicht anzusehen ist«. Folgt Aufzählung aller Edeltaten des Vereines und die typische Versicherung jener Gönner, die mich auf einer »falschen Information« ertappt haben: »Ich denke, ein Mann wie Sie, dessen Amt es ist, mit der Fackel der Wahrheit in das soziale Komödienspiel hineinzuleuchten, muß selbst möglichst gut informiert sein.« Aber der freundliche Leser nimmt mich schwieriger als ich bin. Ich habe hier kein Amt, bloß eine Meinung. Ich wollte auch weder »hineinleuchten« — das

Wort stört mich, seitdem ich die ‚Fackel' begründet habe — noch »gut informiert« sein. Ich will am liebsten überhaupt nicht »informiert« sein. Und wollte es sicher in jener rein logischen Ausführung nicht, in der es sich kaum mehr um tatsächliche Behauptungen über Herrn Marschall, sicher aber nicht um eine Behauptung über den kaufmännischen Verein gehandelt hat. Wenn ich von Herrn Marschall sagte, daß er der kaufmännischen Berufsethik, soweit sie das Verhältnis des Chefs zu den Angestellten bestimmt, genügt habe, so wollte ich zwar die Solidität des Herrn Marschall den kunstmoralischen Ansprüchen entrücken, aber die kaufmännische Ethik weder werten noch gar gering werten. In der Feststellung, daß ein Kaufmann seinen Angestellten »keinen Heller schuldig geblieben« ist, eine Herabsetzung seines Standes zu erblicken, ist phantastisch. Umso phantastischer, als sich an die zitierte Stelle unmittelbar die folgende anschließt: »Er wäre sicher auch nach dem Ausspruch jenes Offiziersehrenrats, der drolliger Weise die Affaire entscheiden sollte, ‚satisfaktionsfähig'.« Der begeistertste Fanatiker des Wiener kaufmännischen Vereines dürfte nicht glauben, daß dieser einem Offiziersehrenrat in der Gewissenhaftigkeit der Ehrbegriffskontrolle überlegen ist. Aber er müßte, wenn er nur die Hälfte der Sorgfalt an das Lesen der ‚Fackel' wendet, die ich — überflüßiger Weise — an das Schreiben der ‚Fackel' wende, den Sinn meiner Ausführung verstehen: Herr Marschall (nunmehr glücklich beurlaubter Professor an der Akademie) hat in seinem Atelier junge Künstler beschäftigt, die er für die Herstellung von Kunstwerken bezahlte. Voll auszahlte. Er ist darum ein solider Kaufmann. Vor einem kaufmännischen Standesgericht könnte er bestehen. Vor einem Offiziersehrenrat gleichfalls, da er ja als Reserveoffizier keine der Berufsehre widerstrebende Handlung begeht, wenn er jungen Künstlern Beschäftigung gibt. Auch Ministerialbeamte müssen ihn, schrieb ich, freisprechen, da auch ihre Vorschriften die Erwerbung von Gipsfiguren nicht ausdrücklich verbieten. Nur vor einem Kunstehrenrat könnte, meinte ich, Herr Marschall nicht bestehen. Er ist ein solider Kaufmann, ein bewährter Offizier, ein pflichtbewußter Subalterner des Herrn v. Hartel; nur ein Künstler — zunächst soweit die Kunstethik in Betracht kommt — ist er nicht. Ich hätte noch hinzufügen können, daß er es auch dann nicht wäre, wenn er als Wohltäter seiner Angestellten sie weit über den Wert ihrer Leistungen bezahlt hätte. Tatsächlich hat er, wie der »zu seinen Gunsten entschiedene« Prozeß bewies, bloß seinen zivilrechtlichen Verpflichtungen im Sinne der Kontrakte, die er mit den Angestellten abgeschlossen hatte, genügt.

Karlsbader Leser. »Tout Karlsbad«, so schreiben Sie, freue sich auf die nächste ‚Fackel'. Denn der Verfasser des Meraner Feuilletons der ‚Neuen Freien Presse', jener Dr. Z.....r, der uns durch das berühmte Karlsbader Feuilleton erfreut hat, sei »unser wohlbestallter Rabbiner Dr. Ziegler«. Ich muß tout Karlsbad enttäuschen. Denn ich glaube nicht an die Autorschaft des Rabbiners. Für einen Rabbiner sind die Feuilletons zu sehr im Jargon geschrieben. Selbst da ein Redakteur der ‚Neuen Freien Presse', um nicht wieder die Heiterkeit Westeuropas

zu entfesseln, den stilistischen Weichselzopf ein wenig durchgekämmt hat, ist noch so viel Ursprünglichkeit zurückgeblieben, daß man bloß einen bessarabischen Leser der ‚Neuen Freien Presse' als Autor vermuten kann. Überdies hätte der Karlsbader Rabbiner, wenn er wirklich, wie der Meraner Plauderer behauptet, an der internationalen Table d' hôte teilgenommen hätte, einen Fehltritt begangen, der ihm das Mißtrauen eines Feuilletonredakteurs der ‚Neuen Freien Presse' zuziehen würde. Wer ist der Autor? Herr Eisenbach spielt jeden Abend, kann infolgedessen nicht kürzlich in Meran gewesen sein. Ganz abgesehen davon, daß die Feuilletons ernst gemeint und keineswegs aus persiflierender Absicht entstanden sind. Auch die in Wien verbreitete Version, daß Herr Dr. Zucker, der Vizepräsident der Advokatenkammer, der Verfasser der anmutigen Plodereien in dem Stil: »Jeden Früh, wenn ich aufsteh und ausgeh, trink ich meinen Tee und ess ich meine Eier, dann bin ich derquickt« sei, scheint mir unglaubhaft. Herr Dr. Zucker ist allerdings Mitarbeiter und Berater der ‚Neuen Freien Presse' in juristischen Fragen, gilt aber als gebildeter Mann. Gegen die Ausstreuungen seiner Gegner, die ihn jener Feuilletonleistungen für fähig halten, sollte er sich verwahren, und die ‚Fackel' steht ihm für eine Erklärung, die er in der ‚Neuen Freien Presse' nicht gut veröffentlichen kann, zur Verfügung. Nach der Bloßstellung des Präsidenten der Advokatenkammer müßte ihr Vizepräsident auf die Reinhaltung seines geistigen Rufes doppelt peinlich bedacht sein... Die Frage wird dann freilich offen bleiben: Wer ist der Verfasser jener ungesäuerten Feuilletons?

Spaßvogel. Also sprach Masaidek: »Der ‚kleine Kraus' schreibt in der ‚Fackel' vom 15. d.: ‚Die Aufnahme, die der Justizrat Körner nach seiner Rückkehr von Florenz am sächsischen Hofe erfuhr, die Behandlung, die einst Herrn Bachrach in Wien zuteil werden wird, hat Shakespeare vorausgeahnt.' ‚Vorausgeahnt' ist so unsinnig, als wenn man sagen würde: ‚vorausprophezeit'. ‚Ahnen' heißt vorausempfinden; mithin ist ‚vorausahnen' ein sackgrober Pleonasmus. Herr Kraus wird wahrscheinlich einwenden, daß das Wort sehr häufig vorkommt und besonders von Schmöcken mit Vorliebe gebraucht wird; aber damit ist noch keineswegs bewiesen, daß der Ausdruck richtig ist. Sonst könnte einer, der ‚mir' mit ‚mich' verwechselt, sich gleichfalls darauf berufen, daß dies tausend andere auch schon getan haben. Ich würde diesen Lapsus auch nicht bemängeln, wenn Herr Kraus sich nicht immer zum Hüter der deutschen Sprache aufwürfe und wenn er nicht die K—ühnheit besäße, selbst die besten deutschen Schriftsteller zu hofmeistern«. — Ich habe Herrn Masaidek immer als Humoristen des Schwachsinns gelten lassen. Aber wenn er dreist wird, bekommt er eins auf den Mund. Das Gefühl der Distanz muß auch im versulzten Gehirn noch lebendig sein, und es geht nicht an, daß ein Mitarbeiter der ‚Deutschen Zeitung' den Herausgeber der ‚Fackel' in deutscher Sprache unterrichten wolle. Wenn Herr Masaidek den Aphorismus niederschreibt: »Die Familie Tschan muß eine schöne Familie sein«, so hat er fraglos Recht, und kein Mensch wird an seiner Fähigkeit, absolute Wahrheiten in der denkbar apodiktischesten

Form auszudrücken, mäkeln. Auch die Originalität einer Wendung wie der als »K – ühnheit« neckisch maskierten »Keckheit«, die gewiß viele christlich-soziale Schriftsteller mit Neid erfüllt, wird ihm niemand bestreiten. Nur seine F – reiheit (oder noch schalkhafter: seine Fre—iheit), in sprachlichen Dingen das große Wort zu nehmen, bin ich nicht gesonnen zu dulden. »Wahrscheinlich« werde ich etwas ganz anderes »einwenden« als er glaubt. Gewiß nicht, »daß das Wort sehr häufig vorkommt und besonders von Schmöcken mit Vorliebe gebraucht wird«. Er hält mich ja nicht im Ernst — gerade mich — für so vertrottelt, die Richtigkeit eines Ausdrucks durch den Sprachmißbrauch und gar durch den journalistischen beweisen zu wollen. Da wende ich ihm schon viel lieber ein, daß er selbst die Unrichtigkeit eines Ausdrucks durch seine eigene Unkenntnis der deutschen Sprache beweisen will. Also aufgepaßt: »vorausahnen« ist nicht unsinnig, ist kein sackgrober Pleonasmus, kein Lapsus. »Ahnen« heißt nämlich nicht »vorausempfinden«. Das glauben nur Herr Masaidek und Sprachkünstler seines Niveaus. »Ahnen« heißt — nach allen Wörterbüchern – bloß: dunkel empfinden, unbestimmt fühlen (im Gegensatz zur klaren Anschauung und zum deutlichen Wissen). Man kann nicht nur das Kommende, sondern auch das Gegenwärtige und das Vergangene ahnen und darum das Kommende so gut vorausahnen wie man es vorauswissen kann. Und nur ein Gehirn, das bei »ahnen« gleich an eine Kartenaufschlägerin denkt, kann von dieser Aufklärung enttäuscht sein. Um es Herrn Masaidek an zwei Beispielen ganz klar zu machen: Er hat nicht richtig vorausgeahnt, was ich ihm »einwenden« werde, und er hat von den Gesetzen der deutschen Sprache (wiewohl sie schon längst bestehen und nicht erst in der Zukunft erschaffen werden sollen) nur eine Ahnung und keine klare Kenntnis.

Hallstätter Satiriker. Das ‚Deutsche Volksblatt' schreibt über Franziska Klein: Sie »annonzierte in „hervorragenden"(?) Judenblättern . . .« Über den Fall Brenneis: Die Anklage »wurde vom Verteidiger als eine — „ungemein komische" bezeichnet. . .«

Leser. Ja, wo käme man denn hin, wenn man jede Preßschurkerei annageln wollte? So viele Nägel gibt's ja gar nicht. Man kann nur vom Typischen das Typischeste herausgreifen . . . Mich interessiert's wirklich nicht, ob Frl. Barsescu in New-York Erfolg oder Mißerfolg hatte. Aber den Kerl vom ‚Neuen Wiener Journal' scheint's zu interessieren. Warum lügt er dann? Aus der ‚New-Yorker Staatszeitung' (9. April) sendet mir ein Leser den folgenden Ausschnitt, der den internationalen Ruf des Wiener Schandblatts bekundet: »(Zur Abwehr einer Infamie.) Im ‚Neuen Wiener Journal' finden wir eine Notiz über das Barsescu-Gastspiel, die in ihrer die Reputation der Künstlerin schädigenden Verlogenheit nicht anders als infam genannt werden kann. Jeder deutsche Theaterfreund New-York's weiß, daß das Gastspiel der Künstlerin am Irving Place Theater von glänzendem Erfolg gekrönt war und daß es daher jetzt zum zweiten Male verlängert worden ist. In dem Wiener Blatt schreibt aber ein obskurer Skribifax daß dieses Gastspiel ‚so vollständig mißglückte, daß es abgebrochen werden mußte und die

Künstlerin sich hierdurch materiell derartig geschädigt sah, daß sie genötigt war, einen Antrag der Direktion des jüdischen Theaters anzunehmen' etc. Die oder der Verüber dieser feigen Schurkerei verdienten dem Versteck ihrer Anonymität entrissen und festgenagelt zu werden. Wir hoffen, daß das genannte und andere Wiener Blätter baldmöglichst den für Frl. Barsescu nur ruhm- und ehrenvollen wirklichen Tatbestand festellen mögen.« In New-York scheint man das Maß der Wiener Unanständigkeit noch nicht zu kennen. Eine Richtigstellung im ‚Neuen Wiener Journal' läßt sich bloß durch Mosse, nie durch Selbsterkenntnis erzielen.

L. L. 1. Meine Behauptung trotz Lehmann richtig. 2. Völlig bartlos. Wer hat Ihnen denn das Gegenteil eingeredet?

Sammler. »Bukarest, 7. März. Das Blatt ‚Roumanie' ist zu der Erklärung ermächtigt, daß die Meldung eines Wiener Blattes, wonach die rumänische Regierung die Absicht habe, eine Anleihe im Betrage von 40 bis 50 Millionen abzuschließen, nicht richtig sei. Das Blatt fügt hinzu, daß erstens die Ziffer der Anleihe übertrieben sei, und zweitens, daß die Regierung sich mit der Anleihefrage überhaupt nicht befaßt habe.« (‚Neue Freie Presse', 8. März). »Es erfolgte an den Experten eine Reihe von Fragestellungen, wobei er sich gegen die Gleichstellung unehelicher und ehelicher Kinder aussprach, namentlich dann, wenn erstere vorhanden sind.« (‚Neues Wiener Journal', 12. Februar). »Die erste Zwischenpause wurde durch ein vierhändiges Klavierstück von den Herren J. P. Lanik und F. Kohlhauser mit bekannter Virtuosität zu Gehör gebracht.« (Österr. Volkszeitung, 3. März). »Auf dem geheiligten Boden dieser Gesellschaft blies Dr. Viktor Rosenfeld mit fettglänzenden Wangen die Reklametrommel für den durchgefallenen Diktator.« (‚Deutsches Volksblatt', 1. Februar). »Das wird im ‚Deutschen Volksbsatt' einfach unterschlagen. Das Blatt tritt wie ein rasender Pylades für den Orest ein und kanzelt den Richter ab...« (‚Sonn- und Montagszeitung, 13. Februar). »Als ihr Mann in später Stunde heimkehrte, fand er die Leichen seiner Angehörigen in bewußtlosem Zustande am Boden liegend.« (‚Neues Wiener Journal', 25. April).

Mytholog. Die ‚Zeit' darf nicht in der Sammlung vertreten sein; ein Blödsinn dieses in jeder Beziehung von der Schablone abweichenden Blattes verdient besonderes Gedenken. Im Triumph ihres »Freispruchs« höhnte ihr Glossenschreiber (14. April) den Zeugen Koerber, der im Schwurgerichtssaal die alten Trics des Parlamentsredners verwenden zu können glaube: »Noch einmal«, zitiert sie, »sattelt mir den Hippokriten...« Das ist kompliziert. »Hypokrit« heißt nämlich »Heuchler.« Der wird in der Regel nicht gesattelt. Aber »Hippogryph« heißt »Roßgreif« und ist ein fabelhaftes Flügelroß. Wenn nur die ‚Zeit' jetzt den »Pegasus« nicht mit einem »Asinus« verwechselt!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 179, 15. April): Sexualjustiz. – Pensionierte Offiziere. Von Joseph Schöffel. — Aus einem Erlaß. — Coburg. — Seelenvollheit. — Die Aegyptenreise. — Nekrologe. — Antworten des Herausgebers (Fürstendiener; Ein Ort, der besonderen Anstand erfordert; Meeresungeheuerlichkeiten; Neue Freie Grammatik; Vom Diebsblatt; Ein Vorzug).

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 7.—
»	18	» » . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	M. 7.—
» » »	18	» » . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » »	18	» »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Nr. 182 9. Juni 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Joseph Schöffel

Inhalt: Meine Jugend. — Beim Militär. — Vom Wiener Wald. — Im Reichsrat. — Meine Tätigkeit als Bürgermeister. — Im niederösterreichischen Landesausschuß.

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4. .

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen,
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN
III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Die Fackel

Nr. 182 WIEN, 9. JUNI 1905 VII. JAHR

DIE BÜCHSE DER PANDORA*).

> . . . Die Liebe der Frauen enthält wie die Büchse der Pandora alle Schmerzen des Lebens, aber sie sind eingehüllt in goldene Blätter und sind so voller Farben und Düfte, daß man nie klagen darf, die Büchse geöffnet zu haben. Die Düfte halten das Alter fern und bewahren noch in ihrem Letzten die eingeborene Kraft. Jedes Glück macht sich bezahlt, und ich sterbe ein bißchen an diesen süßen und feinen Düften, die der schlimmen Büchse entsteigen, und trotzdem findet meine Hand, die das Alter schon zittern macht, noch die Kraft, verbotene Schlüssel zu drehn. Was ist Leben, Ruhm, Kunst! Ich gebe alles das für die beneideten Stunden, die mein Kopf in Sommernächten auf Brüsten lag, geformt unter dem Becher des Königs von Thule, — nun wie dieser dahin und verschwunden . . .
>
> Félicien Rops.

»Eine Seele, die sich im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt.« Ein Dichter und Liebender, zwischen Liebe und künstlerischer Gestaltung der Frauenschönheit schwankend, hält Lulu's Hand in der seinen und spricht die Worte, die der Schlüssel sind zu diesem Irrgarten der Weiblichkeit, zu diesem Seelenlabyrinth, in dem manch ein Mann die Spur seines Verstandes verlor. Es ist der letzte Akt des »Erdgeist«. Alle Typen der Mannheit hat die Herrin um sich versammelt, damit sie ihr dienen, indem sie die Gaben nehmen, die sie zu spenden hat. Alwa, der Sohn

*) Als Einleitung zu der Aufführung am 29. Mai 1905 gesprochen.

ihres Gatten, spricht es aus. Und dann, wenn er sich an diesem süßen Quell des Verderbens vollberauscht, wenn sich sein Schicksal erfüllt haben wird, im letzten Akt der »Büchse der Pandora«, wird er, vor dem Bilde Lulu's delirierend die Worte finden: »Diesem Porträt gegenüber gewinne ich meine Selbstachtung wieder. Es macht mir mein Verhängnis begreiflich. Alles wird so natürlich, so selbstverständlich, so sonnenklar, was wir erlebt haben. Wer sich diesen blühenden, schwellenden Lippen, diesen großen unschuldsvollen Kinderaugen, diesem rosig weißen, strotzenden Körper gegenüber in seiner bürgerlichen Stellung sicher fühlt, der werfe den ersten Stein auf uns.« Diese Worte, vor dem Bilde des Weibes gesprochen, das zur Allzerstörerin wurde, weil es von allen zerstört ward, umspannen die Welt des Dichters Frank Wedekind. Eine Welt, in der die Frau, soll sie ihrer ästhetischen Vollendung reifen, nicht verflucht ist, dem Mann das Kreuz sittlicher Verantwortung abzunehmen. Die tiefe Erkenntnis, die die tragische Kluft zwischen blühenden Lippen und bürgerlichen Stellungen begreift, mag heute vielleicht die einzige Erkenntnis sein, die eines Dramatikers würdig ist. Wer die »Büchse der Pandora«, die im »Erdgeist« zwar ihre stoffliche Voraussetzung hat, aber das gedankliche Verständnis des Werkes erst erschließt, wer diese Tragödie Lulu begriffen hat, wird der gesamten deutschen Literatur, so da am Weibe schmarotzt und aus den »Beziehungen der Geschlechter« psychologischen Profit zieht, mit dem Gefühle gegenüberstehen, das der Erwachsene hat, wenn ihm das Einmaleins beigebracht werden soll. Ich scheue mich nicht, diese große Revue psychologischer Kindereien von manchem Klassiker zu beginnen. Die tiefsten Erforscher männlichen Gefühlslebens haben vor dem Augenaufschlag ihrer eigenen Heldinnen zu stammeln begonnen, und die abgeschmackte Tragik, der sie Worte liehen, war durch alle Zeiten die Tragik der verlorenen Virginität.

Ein »Werde du zur Dirne«, oft auch bloß ein verschämtes »Werde du zur —«, von irgendeinem alten Knasterbart gemurmelt, wir hören es durch alle dramatischen Entwicklungen bis in unsere Tage: immer wieder sehen wir den dramatischen Knoten aus einem Hymen geschürzt. Nie haben sich hier die Dichter als Erlöser der Menschheit gefühlt, sondern sich mit ihr unter das Damoklesschwert gebeugt, das sie in christlicher Demut freiwillig über sich aufgehängt hat. Dem Irrwahn, daß die Welt, wenn sie an Freude vermehrt, an Ehre vermindert wird, haben sie gläubig nachgebetet. Und sie schrieben Tragödien über das, »worüber kein Mann wegkann«. Daß man über die verschrobenen Plattheiten eines denkenden Tischlermeisters viel weniger wegkönnen sollte als über das Abenteuer seiner Tochter Maria Magdalena, ist ja eine literärische Angelegenheit für sich. Aber mit dem dramatischen Geflenne über die Verminderung des weiblichen Marktwertes hat erst Frank Wedekind aufgeräumt. In seiner hinreißenden Bekenntnisdichtung »Hidalla« erhebt sich Fanny turmhoch über den Freier, der sie verschmäht hat, weil ihr »der Vorzug« mangelt, der ihre Geschlechtsgenossinnen erst preiswert macht: »Deswegen also bin ich jetzt nichts mehr?! Das also war die Hauptsache an mir?! Läßt sich eine schmachvollere Beschimpfung für ein menschliches Wesen ersinnen? — als deswegen, um eines solchen — Vorzugs willen geliebt zu werden?! —— Als wäre man ein Stück Vieh!« ... Und dann diese gewaltige Doppeltragödie, deren zweiten Teil sie heute schauen werden, die Tragödie von der gehetzten, ewig mißverstandenen Frauenanmut, der eine armselige Welt bloß in das Prokrustesbett ihrer Moralbegriffe zu steigen erlaubt. Ein Spießrutenlaufen der Frau, die vom Schöpferwillen dem Egoismus des Besitzers zu dienen nicht bestimmt ist, die nur in der Freiheit zu ihren höheren Werten emporsteigen kann. Daß die flüchtige Schönheit des Tropenvogels mehr beseligt

als der sichere Besitz, bei dem die Enge eines Bauers die Pracht des Gefieders lädiert, hat sich noch kein Vogelsteller gesagt. Die Hetäre als ein Traum des Mannes. Aber die Wirklichkeit soll sie ihm zur Hörigen — Hausfrau oder Maitresse — machen, weil das soziale Ehrbedürfnis ihm selbst über einen schönen Traum geht. So will jeder die polyandrische Frau für sich. Diesen Wunsch, nichts weiter, hat man als den Urquell aller Tragödien der Liebe zu betrachten. Der Erwählte sein wollen, ohne der Frau das Wahlrecht zu gewähren. Und daß vollends Titania auch einen Esel herzen könne, das wollen die Oberone nie begreifen, weil sie gemäß ihrer höheren Besinnungsfähigkeit und ihrer geringeren Geschlechtlichkeit nicht imstande wären, eine Eselin zu herzen. Darum werden sie in der Liebe selbst zu Eselsköpfen. Ohne ein vollgerüttelt Maß von sozialer Ehre können sie nicht leben; und darum Räuber und Mörder! Zwischen den Leichen aber schreitet eine Nachtwandlerin der Liebe dahin. Sie, in der alle Vorzüge der Frau eine in sozialen Vorstellungen befangene Welt zu Lastern werden ließ. Einer der dramatischen Konflikte zwischen dem weiblichen Sexualtemperament und einem männlichen Dummkopf hat Lulu der irdischen Gerechtigkeit ausgeliefert, und sie müßte in neunjähriger Kerkerhaft darüber nachdenken, daß Schönheit eine Strafe Gottes sei, wenn nicht die ihr ergebenen Sklaven der Liebe einen romantischen Plan zu ihrer Befreiung ausheckten, einen, der nur in fanatisierten Gehirnen reifen, nur fanatischem Willen gelingen kann. Mit Lulus Befreiung hebt die »Büchse der Pandora« an. Lulu, die Trägerin der Handlung im »Erdgeist«, ist jetzt die Getragene. Mehr denn früher zeigt sich, daß ihre Anmut die eigentliche leidende Heldin des Dramas ist; ihr Porträt spielt eine größere Rolle als sie selbst, und waren es früher ihre aktiven Reize, die die Handlung schoben, so ist jetzt auf jeder Station des Leidensweges der Abstand zwischen einstiger Pracht und heutigem Jammer der Gefühls-

erreger. Die große Vergeltung hat begonnen, die Revanche einer Männerwelt, die noch die eigene Schuld zu rächen sich erkühnt. »Die Frau« sagt Alwa, »hat in diesem Zimmer meinen Vater erschossen; trotzdem kann ich in dem Morde wie in der Strafe nichts anderes als ein entsetzliches Unglück sehen, das sie betroffen hat. Ich glaube auch, mein Vater hätte, wäre er mit dem Leben davongekommen, seine Hand nicht vollständig von ihr abgezogen.« In dieser Empfindensfähigkeit gesellt sich dem überlebenden Sohn der Knabe Alfred Hugenberg, dessen rührendes Schwärmen im Selbstmord endet. Aber zu einem Bündnis, das ergreifender nie erfunden wurde, treten Alwa und die opferfreudige, seelenstarke Freundin Geschwitz zusammen, zu einem Bündnis heterogenster Geschlechtlichkeit, die sie doch beide dem Zauber der allsexuellen Frau erliegen läßt. Das sind die Gefangenen ihrer Liebe. Alle Enttäuschung, alle Qual, die von einem geliebten Wesen ausgeht, das nicht zu seelischer Dankbarkeit erschaffen ist, scheinen sie als Wonnen einzuschlürfen, an allen Abgründen die ästhetischen Werte bejahend. Ihre Gedankenwelt ist, mag er sie auch noch so sehr in einzelnen Zügen von der seinen differenzieren, die Gedankenwelt des Dichters, jene, die schon in dem Shakespeareschen Sonett zu klingen anhebt:

Wie lieblich und wie süß machst Du die Schande,
Die wie ein Wurm in duftiger Rose steckt
Und Deiner Schönheit Knospenruf befleckt —
Du hüllst die Schuld in wonnige Gewande!
Die Zunge, die wohl Deinen Wandel tadelt,
Wenn sie, leichtfertig deutend, von Dir spricht,
Läßt ohne Lob doch selbst den Tadel nicht,
Weil schon Dein Name bösen Leumund adelt.
O welche Wohnung ward den Fehlern, die
Zu ihrem Aufenthalt Dich auserlesen!
Die reinste Schönheit überschleiert sie
Und tadellos erscheint Dein ganzes Wesen.

— — — — — — — — — — — — —

Man kann's auch — mit einem albernen Roman-Medizinerwort — Masochismus nennen. Aber er ist nun einmal der Boden künstlerischen Empfindens. Der »Besitz« der Frau, die Sicherheit des beatus possidens ist es, ohne die Phantasiearmut nicht glücklich sein kann. Realpolitik der Liebe! Rodrigo Quast, der Athlet, hat sich eine Nilpferdpeitsche angeschafft. Mit der wird er die Frau nicht nur zur »zukünftigen pompösesten Luftgymnastikerin der Jetztzeit« machen, sondern auch zum treuen Eheweib, das blos jene Kavaliere bei sich zu empfangen hat, die er selbst bestimmt. Mit diesem unvergleichlichen Philosophen der Zuhältermoral beginnt der Zug der Peiniger: nun werden die Männer an Lulu durch Gemeinheit vergelten, was sie durch Torheit an ihr gesündigt haben. Die Reihe der verliebten Alleinbesitzer wird naturnotwendig durch die Reihe der Praktiker der Liebe abgelöst. In ihr folgt auf Rodrigo, der die Fähigkeit verlernt hat, zwei gesattelte Kavalleriepferde auf seinem Brustkorb zu balancieren, Casti Piani, dessen Schurkengesicht eine ähnliche sadistische Gewalt über Lulu's Sexualwillen erlangt hat. Um jenem Erpresser zu entrinnen, muß sie sich diesem an den Hals werfen, bis der Erschöpften als der letzte und summarische Rächer des Männergeschlechts Jack the ripper in den Weg tritt. Von Hugenberg, dem seelischesten, führt der Weg bis zu Jack, dem sexuellsten Manne, dem sie natürlich zufliegt wie die Motte dem Licht, — zu dem extremsten Sadisten in der Reihe ihrer Peiniger, dessen Messeramt symbolisch zu deuten ist: er nimmt ihr, womit sie an den Männern gesündigt hat...

Aus einer losen Reihe von Vorgängen, die ebenso eine Kolportageromanphantasie hätte erfinden können, baut sich dem helleren Auge eine wundervolle Welt der Perspektiven und Symbole, der Stimmungen und Erschütterungen auf, und die Hintertreppenpoesie wird zur Poesie der Hintertreppe, die

nur jener offizielle Schwachsinn, dem ein schlecht gemalter Palast lieber ist, als eine gut gemalte Gosse, verdammen kann. Daß Frank Wedekind ein Menschenschilderer ist, wäre schon ein Lob, das ihn über die Milieuschilderer himmelhoch emporhöbe. Aber er ist auch der erste deutsche Dramatiker, der wieder dem Gedanken den langentbehrten Zutritt auf das Theater verschafft hat. Alle Natürlichkeitsschrullen sind wie weggeblasen. Was in und hinter den Menschen liegt, ist wieder wichtiger, als was für einen Sprachfehler sie haben. Sie halten sogar wieder — man wagt es kaum auszusprechen — Monologe. Auch wenn sie miteinander auf der Szene stehen. Der Vorhang geht auf, und ein gedunsener Athlet spinnt seine Zukunftsträume von fetten Gagen und Zuhältergewinsten, ein Dichter zetert wie Karl Moor über das tintenklecksende Säkulum und eine leidende Frau träumt von der Rettung ihrer abgöttisch geliebten Freundin. Drei Menschen, die aneinander vorbeisprechen. Drei Welten. Eine dramatische Technik, die mit einer Hand drei Kugeln schiebt. Man kommt dahinter, daß es eine höhere Natürlichkeit gibt als die der kleinen Realität, mit deren Vorführung uns die deutsche Literatur durch zwei Jahrzehnte im Schweiße ihres Angesichtes dürftige Identitätsbeweise geliefert hat. Eine Sprache, die die verblüffendste Verbindung von individueller Charakteristik und aphoristischer Erhöhung darstellt. Jedes Wort zugleich dem Einzelmenschen und seinem Typus, seinem Stande, seiner Weltanschauung angepaßt, Gesprächswendung und Motto. Ein Zuhälter sagt: »Bei ihrer praktischen Einrichtung kostet es die Frau nicht halb so viel Mühe, ihren Mann zu ernähren, wie umgekehrt. Wenn ihr der Mann nur die geistige Arbeit besorgt und den Familiensinn nicht in die Binsen gehen läßt«. Wie hätte das ein sogenannter Realist ausgedrückt? Szenen wie die zwischen Alwa und Lulu im ersten, zwischen Casti Piani und Lulu im zweiten und vor

allem jene im letzten Akt, in der die Geschwitz mit Lulus Porträt in das Londoner Elend hineinplatzt, hat ein anderer deutscher Dramatiker mit kunstvollster Stimmungstechnik nicht zustande gebracht. Hier, besonders im dritten Akt, hat die Hand eines neuen Shakespeare den tiefsten Griff in das Menscheninnerste getan. Grotesk wie das Leben selbst ist diese Abwechslung clownhafter und tragischer Wirkungen bis zur Möglichkeit, beim Stiefelanziehen von stärkster Erschütterung durchwühlt zu sein. Wie ein Fiebertraum — der Traum eines an Lulu erkrankten Dichters — jagen diese Vorgänge. Alwa könnte am Schluß sich über die Augen fahren und in den Armen der geliebten Frau erwachen, die sich erst im Jenseits den Schlaf aus den Augen reibt. Dieser zweite, der Pariser Akt, mit seinen matten Farben eines schäbigen Freudenlebens: Alles wie hinter einem Schleier, bloß eine Etappe auf den parallelen Leidenswegen Lulus und Alwas. Sie, vorne, das Blatt eines Erpressers zerknitternd, er hinten im Spielzimmer ein schwindelhaftes Wertpapier in der Hand. Im Taumel der Verlumpung geht er nur flüchtig über die Szene. Alles drängt dem Abgrund zu. Ein Gewirr von Spielern und Kokotten, die ein gaunerischer Börsianer betakelt. Alles schemenhaft und in einer Sprache ausgedrückt, die einen absichtlich konventionellen Ton muffiger Theaterdialoge hat: »Und nun kommen Sie, mein Freund! Jetzt wollen wir unser Glück im Baccarat versuchen!« Der »Marquis Casti Piani« — nicht als Mädchenhändler, sondern als die leibhaftige Mission des Mädchenhandels auf die Bühne gestellt. In zwei Sätzen soziale Schlaglichter von einer Grelligkeit, die nur der Schleier der Vorgänge dämpft, ein Ironiegehalt, der ganze Pamphlete gegen die Heuchlerin Gesellschaft und den Heuchler Staat überflüßig macht. Ein Mensch, der Polizeispion und Mädchenhändler zugleich ist: »Die Staatsanwaltschaft bezahlt demjenigen, der die Mörderin des Dr. Schön der Polizei

in die Hand liefert, 1000 Mark.... Dagegen bietet das Etablissement Oikonomopulos in Kairo 60 Pfund für Dich. Das sind 1200 Mark, also 200 Mark mehr als der Staatsanwalt bezahlt«. Und, da ihn Lulu mit Aktien abfertigen will: »Ich habe mich nie mit Aktien abgegeben. Der Staatsanwahlt bezahlt in deutscher Reichswährung und Oikonomopulos zahlt in englischem Gold«. Die unmittelbarste Exekutive staatlicher Sittlichkeit und die Vertretung des Hauses Oikonomopulos in einer und derselben Hand vereinigt! ..... Ein gespenstisches Huschen und Hasten, ein Grad dramatischer Andeutung, den Offenbach festgehalten hat, da er die Stimmungen E. T. A. Hoffmanns vertonte. Olympia-Akt. Wie Spalanzani, der Adoptivvater eines Automaten, beschwindelt dieser Puntschu mit seinen falschen Papierwerten die Gesellschaft. Seine dämonische Verschmitztheit findet in ein paar Monologsätzen einen philosophischen Ausdruck, der den Unterschied der Geschlechter tiefer erfaßt als manch ein Buch. Er kommt aus dem Spielsaal und freut sich diebisch, daß seine Moral um soviel einträglicher ist, als die Moral der Sirenen, die dort um ihn versammelt waren. Sie müssen ihr Geschlecht, ihr Josaphat, wie er sagt, vermieten; er kann sich mit seinem Verstande helfen. Die armen Frauenzimmer setzen das Kapital ihres Körpers zu; der Verstand des Spitzbuben erhält sich frisch, ohne daß mit Eau de Cologne nachgeholfen werden müßte. So triumphiert die Unethik des Mannes über die Unethik der Frau. Der dritte Akt. Hier, wo Knüppel, Revolver und Schlächtermesser spielen, aus diesen Abgründen einer rohen Tatsachenwelt klingen die ergreifendsten Töne. Das Unerhörte, das sich hier begibt, mag Leute, die von der Kunst nichts weiter verlangen, als eine Erholung oder als daß sie wenigstens nicht die Grenze ihrer eigenen Leidensmöglichkeiten überschreite, abstoßen. Aber ihr Verstand müßte so schwach sein,

wie ihre Nerven, wollten sie die Großartigkeit dieser Gestaltung leugnen. Mit realistischen Erwartungen freilich darf man die Fiebervisionen in der Londoner Dachkammer so wenig miterleben wollen, wie die »unwahrscheinliche« Befreiungsgeschichte im ersten Akt und die Beseitigung Rodrigo's im zweiten. Und wer in dieser Folge von vier Kunden der als Straßenmädchen verendenden Lulu eine Pikanterie und nicht in diesem Wechsel grotesker und tragischer Eindrücke, in dieser Häufung schrecklicher Gesichte den genialen Einfall eines Dichters sieht, hat sich über die niedrige Taxierung seiner eigenen Erkenntnisfähigkeit nicht zu beklagen. Er verdient es, Zeitgenosse jener dramatischen Literatur zu sein, über die Frank Wedekind durch den Mund seines Alwa so bittere Klage führt. Aber man kann im Ernst nicht glauben, daß jemand so kurzsichtig sein könnte, über der »Peinlichkeit« des Stoffes die Größe seiner Behandlung und die innere Notwendigkeit seiner Wahl zu verkennen. Über Knüppel, Revolver und Messer zu übersehen, daß sich dieser Lustmord wie ein aus den tiefsten Tiefen der Frauennatur geholtes Verhängnis vollzieht, über der Eigenart dieser Gräfin Geschwitz zu vergessen, daß sie groß ist und nicht wie ein perverses Dutzendgeschöpf, sondern wie ein gewaltiger Dämon der Unfreude durch die Tragödie schreitet. Zwar, die unendlichen Feinheiten dieser groben Dichtung erschließen sich dem Leser erst bei genauerer Bekanntschaft: Lulus. Vorahnung ihres Endes, das schon auf den ersten Akt seine Schatten wirft, dieses wundervolle Dahinschweben unter einem Bann und dieses Vorübergehen an den Schicksalen der Männer, die ihr verfallen sind: auf die Nachricht vom Tode des kleinen Hugenberg im Gefängnis fragt sie, ob denn der auch im Gefängnis sei, und Alwas Leichnam macht ihr die Stube bloß unbehaglicher als sie schon ist. Dann die blitzartige Erkenntnis des extremsten Mannes, Jacks, der dem unweiblichsten Weibe »wie einem Hunde den Kopf

streichelt« und sofort die Beziehung dieser Geschwitz zu Lulu, ihre Nichteignung für sein fürchterliches Bedürfnis mitleidig wahrnimmt. »Dies Ungeheuer ist ganz sicher vor mir«, sagt er, nachdem er sie niedergestochen hat. Er hat sie nicht zur Lust gemordet, bloß als Hindernis beseitigt. Er könnte ihr nur das Gehirn herausschneiden . . .

Nicht eindringlich genug kann davor gewarnt werden, das Wesen der Dichtung in ihrer stofflichen Sonderbarkeit zu suchen. Eine Kritik, deren hausbackene Gesundheit sich über Dinge der Liebe den Kopf nicht zerbricht, hat schon im »Erdgeist« nichts weiter als ein Boulevard-Drama sehen wollen, in dem der Autor Krasses mit Zotigem gemengt habe. Ein Berliner Geist hat die Ahnungslosigkeit, mit der er der Welt des Doppeldramas gegenübersteht, durch den Rat bewiesen, der begabte Autor möge nur schnell ein anderes Stoffgebiet wählen. Als ob der Dichter »Stoffe« »wählen« könnte, wie der Tailleur oder der Wochenjournalist, der auch fremden Meinungen sein stilistisches Kleid borgt. Von der Urkraft, die hier Stoff und Form zugleich gebar, hat heute die deutsche Kritik noch keine Ahnung. Daß die offizielle Theaterwelt ihr Modernitätsideal im jährlichen Pensum ihrer geschickten Ziseleure erfüllt wähnt, daß der Tantièmensegen immerzu die Mittelmäßigkeit befruchtet und daß das Genie die einzige Auszeichnung genießt, keinen Schiller-, Grillparzer- oder Bauernfeldpreis (oder wie die Belohnung für Fleiß und gute Sitten sonst heißen mag) zu bekommen, man ist gewohnt, es als etwas selbstverständliches hinzunehmen. Aber nachgerade muß es erbittern, einen Dramatiker, der keine Zeile geschrieben hat, die nicht Weltanschauung und Theateranschauung zu absoluter Kongruenz brächte, und dessen blendend perspektivische Gedankenreihen uns endlich über das armselige Milieugeschäft emporheben, von der offiziellen Kunstwelt als ein Kuriosum behandelt zu sehen. Er ist grotesk. Und damit glauben

die Neunmalweisen, die in der Literatur immer zwei Fliegen mit einem Schlagwort treffen, einen Frank Wedekind abgestempelt zu haben. Als ob das Groteske immer Selbstzweck einer Artistenlaune wäre! Sie verwechseln die Maske mit dem Gesicht und keiner ahnt, daß die groteske Art hier nichts geringeres bedeutet, als das Schamgefühl des Idealisten. Der ebenso Idealist bleibt, wenn er in einem unvergleichlichen Gedichte bekennt, daß er lieber eine freie Dirne wäre, als an Ruhm und Glück der reichste Mann, und dessen Schamgefühl in viel höhere Sphären langt, als die bescheidene Zimperlichkeit derer, die an Stoffen Anstoß nehmen!

Der Vorwurf, daß man in eine Dichtung Dinge »hineingelegt« habe, wäre ihr stärkstes Lob. Denn nur in jene Dramen, deren Boden knapp unter ihrem Deckel liegt, läßt sich beim besten Willen nichts hineinlegen. Aber in das wahre Kunstwerk, in dem ein Dichter seine Welt gestaltet hat, können eben alle alles hineintun. Was in der »Büchse der Pandora« geschieht, kann für die künstlerische wie für die moralische Betrachtung der Frau herangezogen werden. Die Frage, ob es dem Dichter mehr um die Freude an ihrem Blühen oder mehr um die Betrachtung ihres ruinösen Wirkens zu tun ist, kann jeder wie er will beantworten. So kommt bei diesem Werke schließlich auch der Sittenrichter auf seine Rechnung, der die Schrecknisse der Zuchtlosigkeit mit exemplarischer Deutlichkeit geschildert sieht und der in dem blutdampfenden Messer Jacks die befreiende Tat, nicht in Lulu das Opfer erkennt. So hat sich ein Publikum, dem der Stoff mißfällt, wenigstens nicht über die Gesinnung zu entrüsten. Leider. Denn ich halte die Gesinnung für schlimm genug. Ich sehe in der Gestaltung der Frau, die die Männer zu »haben« glauben, während sie von ihr gehabt werden, der Frau, die Jedem eine andere ist, Jedem ein anderes Gesicht zuwendet und darum seltener

betrügt und jungfräulicher ist als das Püppchen domestiker Gemütsart, ich sehe darin eine vollendete Ehrenrettung. In der Zeichnung dieses Vollweibes mit der genialen Fähigkeit sich nicht erinnern zu können, der Frau, die ohne Hemmung, aber auch ohne die Gefahren fortwährender seelischer Konzeption lebt und jedes Erlebnis in der Wanne des Vergessens abspült. Begehrende, nicht Gebärende; nicht Genus-Erhalterin, aber Genuß-Spenderin. Nicht das erbrochene Schloß der Weiblichkeit; stets geöffnet, stets geschlossen. Dem Gattungswillen entrückt, aber durch jeden Sexualakt selbst neu geboren. Eine Nachtwandlerin der Liebe, die erst »fällt«, wenn sie angerufen wird, ewige Geberin, ewige Verliererin — von der da ein väterlicher Freund, Schigolch, sagt: »Die kann von der Liebe nicht leben, weil ihr Leben die Liebe ist.« Daß der Freudenquell in dieser engen Welt zur Pandorabüchse werden muß, dies unendliche Bedauern scheint mir die Dichtung zu erfüllen. »Der nächste Freiheitskampf der Menschheit,« sagt Wedekind in seinem programmatischeren Werke »Hidalla«, »wird gegen den Feudalismus der Liebe gerichtet sein! Die Scheu, die der Mensch seinen eigenen Gefühlen gegenüber hegt, gehört in die Zeit der Hexenprozesse und der Alchimie. Ist eine Menschheit nicht lächerlich, die Geheimnisse vor sich selber hat?! Oder glauben Sie vielleicht an den Pöbelwahn, das Liebesleben werde verschleiert, weil es häßlich sei?! Im Gegenteil, der Mensch wagt ihm nicht in die Augen zu sehen, so wie er vor seinem Fürsten, vor seiner Gottheit den Blick nicht zu heben wagt! Wünschen Sie einen Beweis? Was bei der Gottheit der Fluch, das ist bei der Liebe die Zote! Jahrtausende alter Aberglaube aus den Zeiten tiefster Barbarei hält die Vernunft im Bann. Auf diesem Aberglauben aber beruhen die drei barbarischen Lebensformen, von denen ich sprach: Die wie ein wildes Tier aus der menschlichen Gemeinschaft hin-

ausgehetzte Dirne; das zu körperlicher und geistiger Krüppelhaftigkeit verurteilte, um sein ganzes Liebesleben betrogene alte Mädchen; und die zum Zweck möglichst günstiger Verheiratung gewahrte Unberührtheit des jungen Weibes. Durch dieses Axiom hoffte ich den Stolz des Weibes zu entflammen und zum Kampfgenossen zu gewinnen. Denn von Frauen solcher Erkenntnis erhoffte ich, da mit Wohlleben und Sorglosigkeit einmal abgerechnet war, eine frenetische Begeisterung für mein Reich der Schönheit.«...

Nichts ist billiger als sittliche Entrüstung. Ein kultiviertes Publikum — nicht nur die Vorsicht der Polizeibehörde, auch der Geschmack der Veranstalter sorgt für seine Zusammensetzung — verschmäht billige Mittel der Abwehr. Es verzichtet auf die Gelegenheit, seiner eigenen Wohlanständigkeit applaudieren zu können. Das Gefühl dieser Wohlanständigkeit, das Gefühl, den auf der Bühne versammelten Spitzbuben und Sirenen moralisch überlegen zu sein, ist ein gefesteter Besitz, den nur der Protz betonen zu müssen glaubt. Bloß er möchte auch dem Dichter seine Überlegenheit zeigen. Dies aber könnte uns nie abhalten, auf die fast übermenschliche Mühe, die wir daran wandten, dem ehrlichen, starken und kühnen Dramatiker unsere Achtung zu beweisen, stolz zu sein. Denn keinem haben sich wie ihm die Striemen, die seelisches Erleben schlug, zu Ackerfurchen dichterischer Saat gewandelt.

TRIANON-THEATER

(Nestroyhof)

Wien, 29. Mai 1905

Einleitende Vorlesung von Karl Kraus

Hierauf:

DIE BÜCHSE DER PANDORA

Tragödie in drei Aufzügen von Frank Wedekind.

Regie: Albert Heine.

Lulu	Tilly Newes
Alwa Schön	O. D. Potthof
Rodrigo Quast, Athlet	Alexander Rottmann
Schigolch	Albert Heine
Alfred Hugenberg, Zögling einer Korrektionsanstalt	Tony Schwanau
Die Gräfin Geschwitz	Adele Sandrock
Marquis Casti-Piani	Anton Edthofer
Bankier Puntschu	Gustav d'Olbert
Journalist Heilmann	Wilhelm Appelt
Magelone	Adele Nova
Kadéga di Santa Croce, ihre Tochter	Iduschka Orloff
Bianetta Gazil	Dolores Stadlon
Ludmilla Steinherz	Claire Sitty
Bob, Groom	Irma Karczewska
Ein Polizeikommissär	Egon Fridell
Herr Hunidey	Ludwig Ströb
Kungu Poti, kaiserlicher Prinz von Uahubee	Karl Kraus
Dr. Hilti, Privatdozent	Arnold Korff
Jack	Frank Wedekind

Der erste Akt spielt in Deutschland, der zweite in Paris, der dritte in London.

Die Vorstellung findet vor geladenem Publikum statt.

Anfang präzise 1/2 8 Uhr.

Ich erhielt das folgende, zur Veröffentlichung bestimmte Schreiben:

Lieber Herr Kraus!

Die Aufführung der »Büchse der Pandora« in Wien, die Sie mit Aufbietung so großer künstlerischer Arbeit und einer Energie ins Werk setzten, um die ich Sie stets beneiden werde, ist ganz ohne Zweifel einer der bedeutungsvollsten Zeitpunkte in der Entwicklung meiner literarischen Tätigkeit. Der uneingeschränkte Beifall, der der Vorstellung folgte, löste bei mir ein Empfinden der seelischen Erleichterung aus, für das ich wohl Zeit meines Lebens Ihr Schuldner bleiben werde.

Darf ich Sie nun aber auch bitten, unseren verehrten lieben Künstlerinnen und Künstlern, die in so selbstloser Weise ihre Zeit und ihr Können in den Dienst der Aufführung stellten und deren prachtvolle Gestaltungen in allererster Linie den Beifall hervorriefen, meinen aufrichtigen und herzlichen Dank aussprechen zu wollen. Ich bitte Sie — in der Reihenfolge des Verzeichnisses —, den Damen Tilly Newes, Adele Sandrock, Adele Nova, Iduschka Orloff, Dolores Stadlon, Claire Sitty und Irma Karczewska sowie den Herren O. D. Potthof, Alexander Rottmann, Albert Heine, Tony Schwanau, Anton Edthofer, Gustav D' Olbert, Wilhelm Appelt, Egon Fridell, Ludwig Ströb, Arnold Korff und nicht in letzter Linie sich selbst den Ausdruck meiner Verehrung und steten Dankbarkeit zu übermitteln. Wollen Sie bitte Herrn Hofburgschauspieler Heine für seine herrliche Regie und Herrn Kunstmaler Hollitzer für die künstlerische Förderung, die er der Aufführung zuteil werden ließ, noch ganz besonders die Hand drücken.

In Verehrung und Ergebenheit

Frank Wedekind.

München, den 3. Juni 1905.

Über den äußeren Erfolg der Vorführung eines Werkes, dessen Autor ein deutscher Staatsanwalt wegen »Verbreitung unzüchtiger Schriften« angeklagt hat, schreibt Theodor Antropp im ‚Wiener Deutschen Tagblatt' (31. Mai) unter anderem:

»Ähnlich wie in München wurde vorgestern auch in Wien Frank Wedekind's Tragödie ‚Die Büchse der Pandora' vor geladenem Publikum aufgeführt. Karl Kraus, der Herausgeber der ‚Fackel', war der Veranstalter der interessanten Vorstellung, und das freundliche Trianon-Theater im Nestroyhof war wohl noch nie der Schauplatz eines so ernsten künstlerischen Unternehmens, noch nie der Sammelpunkt einer so seltsamen Gesellschaft von Künstlern und Literaten, von Freunden modernen Lebens und Strebens. Den meisten von ihnen hat Krausens satirischer Strafgeist schon irgend einmal ein ‚Klampfel' angehängt. Sie trugen es ihm nicht nach, sie folgten seiner Einladung, um teilnahmsvolle Zeugen zu werden von einer positiven künstlerischen Tat... Eines muß man allen Verboten zum Trotz sagen: die Aufführung der ‚Büchse der Pandora' wirkte eminent moralisch. Freilich moralisch nicht durch Erhebung, sondern durch Abschreckung, wie etwa Zolas Sittenromane... Es steckt eine unheimliche Stimmungskraft in der scheinbar kunstlosen Art, wie Wedekind Erlebnisse aneinanderreiht und die weiblichen Geschlechtsinstinkte bloßlegt und an den Rand des letzten Abgrundes führt, und wenn schließlich der Dichter selbst als Jack der Aufschlitzer erscheint, dann schwindet jegliches Empfinden von einem zynischen Witz, und man wähnt die Schauer eines jüngsten Gerichtes zu erleben. Man kann den ‚Erdgeist' sittlich und literarisch nicht richtig einschätzen, wenn man die ‚Büchse der Pandora' nicht gesehen hat. Dazu hat vorgestern die Vorstellung willkommene Gelegenheit gegeben, und alle, die Zeuge davon sein durften, werden dem Veranstalter Dank dafür wissen. Dank auch den Mitwirkenden, die sich ihm zur Verfügung stellten... Alles in allem: es war ein ungewöhnlich interessanter Abend.«

Dem ‚Berliner Tagebtatt' (31. Mai) wird telegraphiert:

»Die ersten beiden Akte hatten nur schwachen Beifall, aber der dritte Akt machte einen starken Eindruck und fand, obwohl die Minderheit zischte, lebhaften, ja, stürmischen Applaus... Im dritten Akt gibt es Szenen von packender Gewalt, welche die Zuhörer in ihren Bann zwangen.«

Aus einem Feuilleton des ‚Neuen Pester Journals' (4. Juni):

»Nach dem Fallen des Vorhangs zischen wohl einige Leute. Aber das Gros des Publikums klatscht begeistert... Alle jubeln dem Stück zu, dem Dichter, den Darstellern, alle sind hochbefriedigt. Sie haben sich erschüttert gefühlt und überbieten sich nun im Enthusiasmus.... Daß das warme Fühlen dabei nicht fehlt, be-

weist der donnernde Applaus, zu dem sich nach dem Fallen des Vorhangs alle Hände zusammentun.«

Das ‚Deutsche Volksblatt' (30. Mai) meldet:

»Die ‚Büchse der Pandora' wurde unter allgemeinem Gähnen zu Ende gespielt. Selbst dieses so sorgfältig gewählte Publikum war derart gelangweilt, daß es weder Entrüstung noch Zustimmung kundgab.«

Mit dem § 19 habe ich den verantwortlichen Redakteur zu bewegen versucht, die sechs Hervorrufe des Dichters am Schlusse der Aufführung einzugestehen. Ich wollte ein günstiges Präjudiz für die Theater zum Schutze gegen eine erfolgfälschende Reportage schaffen.

* * *

Zu den Dingen, die »nur in Österreich möglich« sind, gehört die gemütliche Antwort des Ministers des Innern auf die Interpellation über den Ordensskandal unter dem Regime Koerber. Nobilitierungstaxe, Ordensschacher, Preßbestechung — amtlich ist nichts von all dem bekannt, was amtlich geschieht. Ein österreichischer Minister trägt Zopf und Unschuldsmiene: er ist die Naive im Trauerspiel. Mama, was ist das ein Leutnant? fragt er, wenn er über eine Soldatenmißhandlung interpelliert wird. Dann sagt er wieder: Einen Orden erhält, wer sich um den Staat verdient gemacht hat. Und die Possenmätzchen in der österreichischen Tragödie wirken noch immer. Man sollte glauben, daß nach all den Diskussionen über das vaterländische Ordenswesen jeder Zeitungsleser die Dekorierung seines Nebenmenschen wie eine Insulte am eigenen Leib empfindet. Ach nein! Je verrufener die Sache wird, desto mehr Knopflöcher gähnen, desto mehr Mäuler schnappen nach einer »Auszeichnung«. Mehr Titel! lautet die Parole, und speziell unter den »kaiserlichen Räten« — lacht man nicht schon bei dem bloßen Klang des Wortes, das einen Kurzwarenhändler in Verbindung mit dem Ohr des Monarchen bringt? — ist eine Gährung ausgebrochen. Die ‚Neue Freie Presse', ein Weltblatt, hat sich

bemüßigt gesehen, der folgenden sinnigen Anregung Raum zu geben, die im Tonfall des »bezugnehmend auf Ihr Jüngstes« einer der brennendsten Fragen die Lösung findet: »Geehrter Herr Redakteur! In interessierten Kreisen wird die Frage des ‚kaiserlichen Rats-Titels' vielfach in einer Weise erörtert, die jedenfalls die Beachtung und Berücksichtigung der kompetenten Stelle verdient. Seit der allgemeinen Verleihung dieses Titels an sämtliche Laienrichter fühlen sich Ärzte, Großindustrielle, Großhändler, Bankdirektoren etc., welchen dieser Titel infolge besonderer hervorragender Verdienste aus kaiserlicher Gnade verliehen wurde, in dieser sie ehrenden Auszeichnung geschmälert. Es wäre angesichts dessen nur recht und billig, wenn die kompetenten Stellen diese Frage in ernste Erwägung ziehen und eine kennzeichnende Abänderung dieses an sämtliche Laienrichter allgemein und ohne Unterschied verliehenen Titels eintreten lassen würden. Zur Unterscheidung der den kaiserlichen Rats-Titel von früher her führenden Personen wäre es gerechterweise angezeigt, daß die Laienrichter den Titel ‚kaiserlicher Laienrichter' oder ‚kaiserlicher Laienrat' erhalten. Für den Fall jedoch, daß eine derartige, sehr erwünschte Titeländerung nicht angezeigt erscheinen sollte, wäre es geboten, zum kennzeichnenden Unterschiede den sonstigen kaiserlichen Räten zu gestatten, die Titulatur auf ‚Wirklicher kaiserlicher Rat' abzuändern. Durch diesen in Deutschland bereits üblichen Titulaturzusatz ‚Wirklicher' wäre diese Frage in befriedigender Weise gelöst. Mit dem herzlichsten Danke für die Veröffentlichung dieser Zeilen u. s. w.« — Daß man den »kaiserlichen Rats-Titel« nicht bloß ehrlich kaufen kann, sondern daß er jetzt schon an sämtliche Laienrichter »allgemein und ohne Unterschied« verliehen wird, ist in der Tat schrecklich. Darum erscheint die Forderung durchaus billig, daß jenen Herren, die ihn schon führen, den »sonstigen kaiserlichen

Räten«, durch die Zufügung eines neuen Wörtchens eine neue Freude bereitet wird. In Deutschland gibt es wirkliche geheime Räte, wirkliche geheime Krankheiten und noch vieles andere Wirkliche, was man sich lieber bloß vorstellen möchte. Warum soll es nicht auch wirkliche kaiserliche Räte geben? »Du bist ein Schurke!« ruft Brabantio. »Ihr seid — ein Senator« erwidert Jago. Wäre Brabantio ein kaiserlicher Rat, er müßte sich durch die schlichte Bezeichnung beleidigt fühlen. Schließlich bedarf ja auch der allgemein und ohne Unterschied verliehene Titel »Esel« einer Auffrischung. Die »wirklichen« sind es, die es sich zu Herzen nehmen, daß man sie mit den anderen verwechselt.

* * *

Der Schöffel'sche Aufsatz in Nr. 179, »Eine Schmutzerei« betitelt, hatte prompte Wirkung. Das Reichskriegsministerium hat einen Erlaß über die »Vermögenslosigkeitszeugnisse« der Altpensionisten herausgegeben, in welchem es heißt:

»Es unterliegt keinem Anstande, daß in jenen Fällen, in welchen die Vermögenslosigkeit des um eine gnadenweise Erhöhung des Versorgungsgenusses einschreitenden, vor dem 1. Jänner 1900 in den Ruhestand versetzten Gagisten von der siebenten Rangsklasse abwärts den Evidenzbehörden bekannt ist, die zur Begründung der Gesuche erforderlichen Vermögenslosigkeitszeugnisse von diesen Behörden ausgestellt werden. Dasselbe gilt von jenen Pensionisten neuen Systems, deren Ruhegehalt 750 K nicht übersteigt.«

Da die »Evidenzbehörden« immer von der Vermögenslosigkeit der Bewerber unterichtet sind, ist jetzt tatsächlich die Bestätigung des Armenvaters entfallen.

* * *

Ein hochgestellte Persönlichkeit in Egypten schreibt mir:

Alexandrien-Ramleh, Mai.

Es wird die ‚Fackel', die auch hier Freunde hat, interessieren zu erfahren, was bei uns über die Fahrt des Wiener Männer-

gesangvereines erzählt, und was auch bisher verschwiegen wurde. Denn wir Wilde sind doch bessere Menschen, wir können auch schweigen — aber nicht weiter als bis zur Notwehr. Ich komme von Kairo zurück in die wohltemperierten Palmenwälder des Seebades Ramleh und benütze nun die kühle Abendbrise, um einzelnes der ‚Fackel' zu berichten. — Wenige Tage vor meiner Ankunft in Kairo war ein Exemplar von Herrn Vergani's Zeitung eingetroffen. Der Artikel über die Kolonie machte die Runde. Und die Kolonie verwunderte sich. Man erzählt mir, welche Mühe, Opfer an Zeit und Geld es gekostet, welche Schwierigkeiten zu besiegen waren, um endlich die lieben Gäste würdig zu empfangen, denn die Kolonie in Kairo ist viel ärmer als unsere in Alexandrien. In der Hauptstadt zählt man etwa dreißig Notable und kaum acht bis zehn »repräsentierende« Familien. Dennoch gelang es; dies ist die einstimmige Ansicht Aller, die die Festlichkeiten mitgemacht haben. Vom Vizekönig bis zum kleinen Bureauangestellten hatte jeder sein Bestes eingesetzt. Und als man nach den verschiedenen Festessen die Teller zum Spülen gab, — fand man, daß einige der Gäste ihren Wirten zum Dank darauf gespuckt hatten.

War es schon verwunderlich, daß der Wiener Männergesangverein mit vierzig Reportern und Journalisten ankam (wörtlich: »Wann ma's nit täten, bringaten ma ka anzige Karten für die Liedertafeln an, und Sö glauben nöt, wie ma varriß'n wurdn«) — so wunderten wir uns noch mehr, als wir trotz diesen Vorbereitungen die blödsinnigsten Telegramme und Berichte in den Zeitungen der Heimat fanden. Einer der Herren z. B. fuhr von Alexandrien nach Kairo durch die Oase Fayoum! Das große Weltblatt aus der Fichtegasse hat tatsächlich, um Telegrammkreuzer zu sparen, wie die ‚Fackel' im letzten Hefte mitteilte, die ganze Reise in vorempfundenen, absolut wahrheitswidrigen Telegrammen aufgetischt; ja dasselbe Blatt brachte die Nachricht vom offiziellen Konzert in der Oper, »daß der Vizekönig mit der Vizekönigin die Hofloge betrat.« Der Verfasser dieser Notiz verdiente wahrlich nach Vornahme der bekannten Formalitäten als Preßeunuche im Harem angestellt zu werden, um die Gebräuche des Islam studieren zu können! Aber noch nicht genug: unser Staunen wuchs, als aus Europa schmachvolle Artikel über Privatangelegenheiten des Vizekönigs anlangten, nicht etwa nur taktlose, ich betone schmach-

volle; und nun vollends, als Herrn Vergani's Leistung bekannt wurde.

Daß der Inhalt des Artikels von Anfang bis zum Ende erlogen oder entstellt ist, mögen die folgenden Stichproben beweisen. Konsul von Hann (»der lieber italienisch spricht«) ist urdeutscher Siebenbürger-Sachse. Herz-Bey (»ohne geprüft zu sein«) ist geprüfter akademisch gebildeter Architekt und wurde seinerzeit im Wakf angestellt. Er ist derzeit unbestrittener Beherrscher der altarabischen Baukunst und der verdienstvolle Konservator und Restaurator der sonst schon längst verfallenen Moscheen, für die er Herrn Vergani Freikarten gab, da sonst der Europäer und Nicht-Moslem Entree zahlen muß. Der »kleine Bankbeamte« führt die Prokura des größten Geldinstitutes auf dem Kontinent, des »Credit-Lyonnais«. Der Herr, der »der Wohltätigkeitsgesellschaft Wüstengrund schenkte und dafür das Comthurkreuz des Franz Josefs-Ordens mit dem Stern erhielt«, hat weder je Wüstengrund besessen, noch besitzt er ein Comthurkreuz — am wenigsten einen Stern. Charakteristisch ist, daß die Herren Herz und Dr. Amster die letzten zwei Österreicher-Ungarn sind, die ministeriell-gouvernementale Posten in Egypten einnehmen — von etwa anderthalb Dutzend im vorigen Dezennium. Statt ein paar Worte darüber zu schreiben, welch' jammervolles Zeichen unseres Großmachtsbankrottes dies ist, verunglimpft »O du mein Österreich« die Beamten. Frankreich, das gewiß auch in politischer Dekadenz ist, das Egypten stets zweimal verriet, wenn England nur einmal gekräht hatte, besitzt noch an zwanzig Fachbeamte in den Ministerien... Und so könnte man, wäre es der Mühe wert, Zeile für Zeile des Artikels dementieren oder modifizieren.

Ich kenne weder Herrn Vergani noch einen der anderen Herren Reporter; man erzählte mir nur in Kairo, daß jener durch einen bräunlich verschwitzten Hemdkragen und Fettflecke auf dem Fracke — dekorative Reste der Kairiner Judenmast — leicht kenntlich war. Man kann mich also kaum einer Voreingenommenheit beschuldigen, wenn ich das Benehmen einiger Herren beim Vizekönig, die nach dem Buffet im Rauchsalon tief in die Zigarettenkisten griffen, um in den später eintreffenden Journalen den freigebigen Hausherrn zu verunglimpfen, nicht für fair halte. Es ist verzeihlich, wenn wir uns der in den Büchern Mosis auf-

gezählten Plagen Egyptens erinnerten: Gewürme, Heuschrecken und Ungeziefer. Ja, wer den hebräischen Text kennt, weiß, daß dort ein Wort vorkommt, das nur einmal in der Bibel genannt wird. Dieses hapax legomenon hat der »Mischna« und »Gemara« viel Kopfzerbrechen verursacht — es heißt »ababues«. Zögernd übersetzten es die Rabbinen mit »feuchtem Grind«, kopfschüttelnd Luther mit »ekelhaftes Gebreste, freßender Brandschwär«. Sollte diese Plageform nach unseren Erfahrungen in Egypten nicht eine modernere Exegese zulassen?

ZWEI GEDICHTE

von **Frank Wedekind.**

Ave Melitta!*

Ave Melitta!
Schwere Träume plagen
Mich so manche Nacht
Und es ist die Pein,
Die mein Blut empört,
Nicht mehr zu ertragen:
Achtzehn Jahre alt
Und noch Jungfrau sein!
Ave Melitta!
Trost und Freude kannst
Nimmer du verwehren,
Einen braven Mann
Mußt du mir bescheren,
Einen braven Mann,
Der gut lieben kann!

* Melitta, eine babylonische Gottheit, an die sich die jungen Damen in Liebesangelegenheiten wandten.

Ave Melitta!
An dem braven Gatten
Freu ich mch gewiiß
Bis zum Überdruß;
Herren, die nicht gleich
Ihm Bericht erstatten,
Gönn' ich darum gern
Manchmal einen Kuß.
Ave Melitta!
Doch wenn einer mich
Wirklich liebt, erhöre
Stets ich all sein Flehn,
Ohne daß ich störe
Meinen braven Mann,
Der gut lieben kann.

Ave Melitta!
Wird mir nun zur Plage
Dieser Brave, der
Mich gesetzlich liebt,
Dann stell ich sofort
Eine Scheidungsklage
Wenn — aus gutem Grund —
Er den Anlaß gibt.
Ave Melitta!
Droht mein Gatte, sich
Geistig zu verklären,
Dann als Nächsten mußt
Gleich du mir bescheren
Einen braven Mann,
Der gut lieben kann.

Der Zoologe von Berlin.

Hört ihr Kinder, wie es jüngst ergangen
Einem Zoologen in Berlin!
Plötzlich führt ein Schutzmann ihn gefangen
Vor den Untersuchungsrichter hin.
Dieser tritt ihm kräftig auf die Zehen,
Nimmt ihn hochnotpeinlich ins Gebet

Und empfiehlt ihm, schlankweg zu gestehen,
Daß beleidigt er die Majestät.

Dieser sprach: Herr Richter, ungeheuer
Ist die Schuld, die man mir unterlegt;
Denn daß eine Kuh ein Wiederkäuer,
Hat noch nirgends Ärgernis erregt.
Soweit ist die Wissenschaft gediehen,
Daß es längst in Kinderbüchern steht.
Wenn Sie das auf Majestät beziehen,
Dann beleidigen Sie die Majestät!

Vor der Majestät, das kann ich schwören,
Hegt' ich stets den schuldigsten Respekt;
Ja, es freut mich oft sogar zu hören,
Wenn man den Beleidiger entdeckt;
Denn dann wird die Majestät erst sehen,
Ob sie majestätisch nach Gebühr.
Deshalb ist ein Mops, das bleibt bestehen,
Zweifelsohne doch ein Säugetier.

Ebenso hab' vor den Staatsgewalten
Ich mich vorschriftsmäßig stets geduckt,
Auf Kommando oft das Maul gehalten
Und vor Anarchisten ausgespuckt.
Auch wo Spitzel horchen in Vereinen
Sprach ich immer harmlos wie ein Kind.
Aber deshalb kann ich von den Schweinen
Doch nicht sagen, daß es Menschen sind.

Viel Respekt hab' ich vor dir, o Richter,
Unbegrenzten menschlichen Respekt;
Läßt du doch die ärgsten Bösewichter
In Berlin gewöhnlich unentdeckt.
Doch wenn Hochzurufen ich mich sehne
Von dem Schwarzwald bis nach Kiautschau,
Bleibt deshalb gestreift nicht die Hyäne?
Nicht ein schönes Federvieh der Pfau?

Also war das Wort des Zoologen,
Doch dann sprach der hohe Staatsanwalt;

Und nachdem man alles wohl erwogen
Ward der Mann zu einem Jahr verknallt.
Deshalb vor Zoologie-Studieren
Hüte sich ein Jeder, wenn er jung;
Denn es schlummert in den meisten Tieren
Eine Majestätsbeleidigung.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Zeitgenosse. Zum Schillerfest wäre noch ein wichtiges Detail nachzutragen, das den gefeierten Genius und den genius loci des feiernden Österreich in inniger Verschmelzung zeigt. Am Schluß eines Berichtes über die festliche Huldigung von Bürgerschullehrern und Gemeinderäten heißt es im ‚Neuen Wiener Tagblatt': »Der Schuldiener Holzinger assistierte in voller Parade bei der Feier.«

Dramaturg. Die Schiller-Ausstellung. »Die Reihe der Schiller-Darsteller«, erzählt die ‚Neue Freie Presse', »beginnt mit Iffland und illustriert ein Jahrhundert großer dramatischer Kunst bis auf Sonnenthal als Wallenstein, Reimers als Karl Moor und Frau Hohenfels als Georg.« Und die Wolter als Iphigenie?

Habitué. In einer Theater-Gerichtsverhandlung, in der die dreiste Überhebung eines »Lieblings« gegenüber einem jüngeren Kollegen bestraft wurde, tat der Mitdirektor des Deutschen Volkstheaters, der großartige Herr Weisse, den folgenden Ausspruch: »Den Text muß ein Schauspieler beherrschen, das ist er dem Publikum, der Direktion, dem Autor und der Presse schuldig«. Herr Weisse übernimmt sich in Bescheidenheit. Was hat es ihm bei Herrn Schütz genützt, daß er seinen Text stets ordentlich memoriert hatte? Er mußte erst Direktor werden, um sich Respekt zu schaffen. Aber er verscherzt sich ihn wieder mit zu tiefen Bücklingen. Er weiß im Grunde seines Herzens ganz gut, daß der Schauspieler der Presse nicht das geringste »schuldig« ist. Es gibt keine Verpflichtung, die den Künstler dem Rezensenten unterwürfe. Der Schauspieler arbeitet für sich, für den Autor und etwa noch für das Publikum. Der Zeitungsmann für das Publikum und etwa noch für die öffentlichen Bedürfnisanstalten. Ein Schauspieler, der bei seinem Spiel an die Wohlmeinung des Herrn Reporters Itzig Witzig denkt, ist ein verächtliches Subjekt. Aber selbst wenn der verdammte Respekt vor der Druckerschwärze eine erfreuliche Tatsache wäre, bliebe die Zumutung, daß auch das Gedächtnis des Schauspielers den Preßbengeln verpflichtet sei, eine Fleißaufgabe des Herrn Direktors Weisse. Den Text, mit dem er das Wohlwollen des Herrn Schütz erringt, hat er gut memorirt.

Feuerwehrmann. Man kann nie wissen, wozu ein Unglück gut ist. Da wurden vor einiger Zeit die Gemüter nicht wenig durch die

Brand- und Explosionskatastrophe auf der Schottenbastei erregt. In der ‚Neuen Freien Presse' aber las man: »Im Hause befindet sich die Militärvorbereitungsschule Friesz. Der Besonnenheit und Ruhe des Direktors der Schule Rittmeisters i. P. Adolf Friesz gelang es, eine Panik in den Lehrsälen und Unglück zu verhindern. Noch vor der Explosion, als Friesz den Rauch verspürte, forderte er die Schüler auf, sich unverzüglich ohne Hüte und Überkleider zu entfernen. Als die Schüler das Haus verlassen hatten, ging Rittmeister Friesz auf die Suche nach seinem greisen Vater, trotzdem ihm versichert wurde, daß dieser ausgegangen sei. In den von Rauch erfüllten Räumen, sprengte Friesz eine versperrte Tür und fand dort seinen Vater, der von der Gefahr keine Ahnung hatte. Der Rittmeister faßte den alten Herrn und mit Hilfe einer treuen Dienerin, welche noch anwesend war, brachte er den greisen Major Friesz über die mit Stickgasen gefüllten Stiegenräume. Im ersten Stock angelangt, stürzte Major Friesz infolge der Rauchentwicklung ohnmächtig zusammen, wurde aber rasch ins Freie getragen, wo er sich gleich erholte«. Nun gibt es Leute, die nicht täglich die Zeitung lesen; und so erschien denn am 18. Mai noch die folgende Darstellung im Inseratenteil: »Direktor Major i. P. Friesz teilt über den Celluloidbrand vom 15. Mai bezüglich seiner Schule mit: Ich saß zur Zeit des Brandes im 4. Stock des Hauses I. Schottenbastei 4, in meinem Arbeitszimmer, als ich durch heftiges Pochen an der Tür und durch die Stimme meines Sohnes Adolf k. und k. Rittmeisters i. P., aufgefordert wurde, zu öffnen, was ich tat, da es im Parterre brenne. Zugleich machte er mir die beruhigende Mitteilung, daß bereits die Lehrsäle und das Pensionat von Schülern geräumt seien, ich möge mich nur selbst rasch entfernen. Sofort ging ich dann in Begleitung rasch über die Stiege des Hauses 4, welche schon etwas raucherfüllt war und gelangte ruhig und ganz wohlerhalten in den Hof, ruhig hauptsächlich darum, weil ich als technischer Offizier solche Katastrophen mehrfach miterlebt habe. Indem ich dieses auf viele freundliche Anfragen mitteile, füge ich bei, daß ich mich überhaupt nicht nur körperlich, sondern auch geistig sehr wohl befinde. Bei dieser Gelegenheit freut es mich ungemein, daß von den Schülern meiner Anstalt nur zwei junge Herren verletzt wurden, höchstwahrscheinlich darum, weil sie nicht die ihnen zum Abgang ans dem Lehrsaal gut empfohlene Stiege des Hauses Helferstorferstraße 3, sondern jene des Hauses Schottenbastei 4 benützten. Denn die erstere wurde noch während des ganzen Brandes nach Abgang der Schüler zur Kommunikation mit den Lehrsälen und meinem Arbeitszimmer durch einen Kanzlisten und den Schuldiener ohne jede Störung benützt, obwohl später auch dort der Rauch vorgedrungen war.« — Wer jetzt noch nicht glaubt, daß die Schule Friesz die beste Militärvorbereitungsschule ist, dem ist überhaupt nicht zu helfen.

Wiener. Ein Ereignis, das mit mir irgendwie zusammenhängt, hat keine Aussicht, Gnade vor den Augen der Wiener liberalen Presse zu finden. Sicher würde sie eine Brandkatastrophe verschweigen, bei der ich rettend eingegriffen habe. So wurde denn Wien am Morgen des

30. Mai bloß mit einem Feuilleton des ‚Deutschen Volksblatts' überrascht, das die literarische Ehre unserer Stadt gerettet hat. Es war saudumm. Aber tiefgründig. Die folgenden Sätze seien zitiert: »Er (der Dichter der ‚Büchse der Pandora') billigt es, daß sie (Lulu) ihr Herz mehreren Männern gleichzeitig schenkt... Es ist zweifellos, daß die Tendenz von vielen mit einem Aufschrei der Entrüstung zurückgewiesen wird.« »Auch Herder, persönlich der ehrenhafteste und sittlichste Charakter, ging unter dem Drucke der Zeitströmung am Weimarer Hofe ein Liebesverhältnis ein.« »Mit einer Deutlichkeit, die ihresgleichen sucht, werden alle Verfehlungen, die unter den § 129 des Strafgesetzes fallen, dargestellt.« »Wenn aber die Gemeinheit des jüdischen Bankiers aus ethnographischen Gründen und aus der Erkenntnis, daß an diesem Individuum ein typisch orientalisches Laster charakterisiert werden soll, noch halbwegs möglich in der Darstellung erscheint, wirkt die Handlungsweise der Geschwitz, des Schigolch und vor allem des Jack ekelhaft.« »Schon die Tatsache, daß Wedekind für seine Heldin keine andere Katastrophe weiß, als daß sie Jack, dem Bauchaufschlitzer, zum Opfer fällt, ist ein bedeutender künstlerischer Defekt. Denn Lulu ist die typische Berliner Dirne.« Zum Schlusse erzählt der Feuilletonist, daß Frank Wedekind als Darsteller »entsetzlich gejüdelt« habe... Wien!

Sammler. Ob Herr Frischauer, der Pariser Korrespondent der ‚Neuen Freien Presse', Aussätzige heilen kann, ist fraglich. Sicher ist, daß er Tote lebendig macht. Der Eröffnungsfeier einer »Heimstätte für alte Komödianten« wohnten, so depeschiert er, »einige hundert Personen bei, welche dem Kunstleben nahestehen, darunter der ehemalige Minister Waldeck-Rousseau, Jean Dupuy etc. etc.« Die Pariser Korrespondenten der ‚Neuen Freien Presse' verschlafen in der Regel den Tod der französischen Staatsmänner. Das macht manche spätere Unregelmäßigkeit in der Berichterstattung erklärlich.

Berichtigung.

In Nr. 180—181, Seite 19, 8. Zeile von oben (im Aufsatz Schöffel's) ist statt 18 Millionen: *1·8 Millionen* zu lesen.

Eine Wiederholung der „Büchse der Pandora" vor geladenen Gästen wird zwischen 14. und 17. Juni stattfinden, wenn es gelingt, ihr die Mitwirkung aller jener Kräfte zu sichern, die an der ersten Vorstellung beteiligt waren und von denen manche sich zur Zeit außerhalb Wiens aufhalten. Die Kostenbeiträge werden mit 12, 8 und 4 Kronen bemessen sein. Alle jene, die die Vorstellung, in der der Dichter wieder selbst auftreten wird, zu sehen wünschen, werden ersucht, bis zum 11. Juni dem Verlag der ‚Fackel', IV. Schwindgasse 3 bekanntzugeben, daß und zu welchem Preise sie (auf Namen lautende) Eintrittskarten zu beziehen wünschen, und ihre genaue Adresse mitzuteilen. Nach dem 11. Juni erfolgt dann eventuell die Einladung, bezw. die Billetausgabe. Bis dahin kann kein Geldbetrag entgegengenommen werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Im Verlage „Die FACKEL“ sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire“

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische“ Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Doppelnummer 180—181, 6. Mai): Der Fäulnisprozeß der ‚Zeit‘. — Meine Tätigkeit im Landesausschuß. ‚Von Joseph Schöffel. — Zum Prozeß Klein. — Ein Wiener Ereignis. — Journalist und Dienstmann. — Schiller-Feier. — Antworten des Herausgebers (Ein mutiger Mann; Alldeutsches; Ehrung Mitterwurzer's; Meine Leser; Ungesäuerte Feuilletons; Masaidek; Der Hallstätter Satiriker; Vom Diebsblatt; Aus meiner Sammlung; Mythologisches usw.)

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. .	K 7.—
» »	18	»	. .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	. .	M. 7.—
» » »	18	»	. .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei		M. 8.20
» » » »	18	»		» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Doppelnummer (48 Heller = 50 P

Nr. 183—184 1. Juli 1906 VII Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 191, Buchhandlung M. Lilienthal

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Joseph Schöffel

Inhalt: Meine Jugend. — Beim Militär. — Vom Wiener Wald. — Im Reichsrat. — Meine Tätigkeit als Bürgermeister. — Im niederösterreichischen Landesausschuß.

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen,
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN

III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Die Fackel

Nr. 183/184 WIEN, 4. JULI 1905 VII. JAHR

TOTENTANZ.

Drei Szenen
von
Frank Wedekind.

Ἀμὴν λέγω ὑμῖν ὅτι αἱ
πόρναι προάγουσιν ὑμᾶς εἰς
τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ.
ὁ Ἰησοῦς.

Meiner Braut in innigster Liebe gewidmet.

PERSONEN:

Der Marquis Casti Piani.
Fräulein Elfriede von Malchus.
Herr König.
Lisiska.
Drei Mädchen.

SZENERIE:

Ein Zimmer mit verhängten Fenstern, in dem einander gegenüber zwei rote Polstersessel stehen. Im rechten sowie im linken Proszenium befindet sich je eine kleine Epheuwand, hinter der sich jemand verbergen kann, ohne gegen die Zuschauer verdeckt zu sein, und ohne von der Bühne aus gesehen zu werden. Hinter diesen Epheuwänden stehen zwei rotgepolsterte Hockerl. Mitteltür, Seitentüren.

(Elfriede von Malchus sitzt in einem der Polstersessel. Man sieht ihr an, daß sie sich unbehaglich fühlt. Sie trägt ein modernes Reformkleid, dazu Hut, Mantel und Handschuhe.)

Elfriede. Wie lange will man mich hier noch warten lassen! (Lange Pause, in der sie unbeweglich sitzen bleibt) — Wie lange will man mich hier noch warten lassen!

(Lange Pause wie vorher) — Wie lange will man mich hier noch warten lassen! (Nach einer Pause erhebt sie sich, zieht den Mantel aus und legt ihn über den Polstersessel, nimmt den Hut ab und legt ihn auf den Mantel. Darauf geht sie in sichtlicher innerer Erregung zweimal auf und ab. — Stehen bleibend:) — Wie lange will man mich hier noch warten lassen!

(Auf ihr letztes Wort tritt der Marquis Casti Piani durch die Mitteltür ein. Er ist ein Mann von hoher Statur, mit kahlem Schädel, hoher Stirn, großen, melancholischen, schwarzen Augen, starker Adlernase und starkem, herabhängendem schwarz gefärbten Schnurrbart. Er trägt schwarzen Gehrock, dunkle Phantasieweste, tiefgraue Beinkleider, Lackstiefel und schwarze Krawatte mit Brillantnadel.)

Casti Piani (mit Verbeugung). Sie wünschen, gnädige Frau?

Elfriede (erregt). Das habe ich vorhin der — Dame schon so klar wie nur irgendwie menschenmöglich auseinandergesetzt, weshalb ich hier bin.

Casti Piani. Die — Dame hat mir gesagt, weshalb Sie hier sind. Die Dame sagte mir auch, Sie seien Mitglied des »Internationalen Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels.«

Elfriede. Das bin ich allerdings! Ich bin Mitglied des »Internationalen Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels«. Aber wenn ich es auch nicht wäre, hätte ich mir diesen Weg doch um keinen noch so hohen Preis ersparen können. Seit dreiviertel Jahren bin ich auf der Spur dieses unglücklichen Geschöpfes. Überall, wohin ich bis jetzt gekommen bin, hatte man das Mädchen immer kurz zuvor wieder in eine andere Stadt verschleppt. Aber in diesem Hause ist sie! Sie ist jetzt noch hier! Das hat mir die — Dame, die eben hier war, auch ohne Umschweife zugestanden. Die Dame gab mir die Versicherung, sie werde das Mädchen hierher in dieses Zimmer schicken, damit ich hier ungestört unter vier Augen mit ihr sprechen könne. Ich warte hier jetzt nur auf das Mädchen. Ich habe keine Lust und keine Veranlassung dazu, hier noch ein zweites Verhör über mich ergehen zu lassen.

Casti Piani. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, sich nicht noch mehr zu erregen. Das Mädchen möchte Ihnen — anständig gekleidet vor Augen treten. Die Dame bat mich, aus Furcht, Sie könnten sich in Ihrer Aufregung zu irgend einer überflüssigen Gewaltmaßregel hinreißen lassen, Ihnen das zu sagen, und Ihnen über die Beklommenheit, die Ihnen das Warten in diesen Räumlichkeiten verursachen muß, möglichst hinwegzuhelfen.

Elfriede (aufgeregt auf und ab gehend). Ich bitte Sie, sich Ihre liebenswürdige Unterhaltung zu ersparen. Die Atmosphäre, die hier herrscht, hat für mich nichts neues mehr. Als ich solch ein Haus zum erstenmale betrat, hatte ich mit physischer Übelkeit zu kämpfen! An jenem Tage wurde mir erst klar, welch einen unerschwinglichen Aufwand von Selbstüberwindung ich durch meinen Eintritt in den Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels auf mich genommen hatte. Vorher waren mir unsere Bestrebungen ein eitler Zeitvertreib gewesen, den ich mitmachte, nur um nicht als nutzloses Geschöpf alt und grau zu werden.

Casti Piani. Diese Äußerung erweckt soviel Teilnahme in mir, daß ich mich versucht fühle, Sie um die Ehre zu bitten, sich in Ihrer Eigenschaft als Mitglied des Internationalen Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels mir gegenüber legitimieren zu wollen. Erfahrungsgemäß drängen sich eine Menge Personen zu diesem Beruf, die ganz andere Ziele als die Rettung gefallener Mädchen verfolgen. Wenn es Ihnen um die Erreichung Ihrer hohen Ziele ernst ist, muß Ihnen die strenge Kontrolle, die wir auszuüben genötigt sind, im höchsten Maße willkommen sein.

Elfriede. Ich bin seit nun schon bald drei Jahren Mitglied unseres Vereines. Mein Name ist — Fräulein von Malchus.

Casti Piani. Elfriede von Malchus?

Elfriede. Ja. Elfriede von Malchus. — Woher wissen Sie meinen Vornamen?

Casti Piani. Wir lesen doch die Jahresberichte des Vereines. Wenn ich mich recht erinnere, haben Sie sich auf der vorjährigen Jahresversammlung in Köln auch als Rednerin hervorgetan?

Elfriede. Gott seis geklagt, habe ich volle zwei Jahre lang immer nur geschrieben und geredet und geredet und geschrieben, ohne dabei in mir den Mut zu einer direkten Bekämpfung des Mädchenhandels zu finden, bis der Mädchenhandel schließlich sein Opfer unter meinem eigenen Dach, in meiner eigenen Familie fand!

Casti Piani. An diesem Unglück waren aber doch, wenn ich recht unterrichtet bin, nur Ihre eigenen Papiere, Bücher und Zeitschriften schuld, die Sie allem Anschein nach vor dem jungen Geschöpf, um dessen Rettung willen Sie augenblicklich hier sind, nicht sorgfältig genug verwahrt hielten?

Elfriede. Darin haben Sie vollkommen recht! Leider Gottes kann ich Ihnen darin nicht widersprechen! Nacht für Nacht, wenn ich mich mit mir selbst und der Welt zufrieden zu einem zehnstündigen, durch keine menschliche Empfindung gestörten Schlaf unter meine Bettdecken gestreckt hatte, schlich sich das siebzehnjährige Geschöpf, ohne daß ich mir das geringste davon träumen ließ, in mein Arbeitszimmer und tränkte seine liebesdurstige Einbildungskraft aus meinen aufgestapelten Büchern über die Bekämpfung des Mädchenhandels mit den verführerischsten Bildern des Sinnengenusses und der furchtbarsten Laster. Und ich dumme Gans sah es trotz meiner achtundzwanzig Jahre dem Mädchen am nächsten Morgen gar nicht an, daß sie übernächtig war! Ich hatte in meinem Leben keine schlaflosen Nächte gekannt! Wenn ich morgens wieder zu meinen Arbeiten kam, fragte ich auch nicht einmal, wodurch denn die haarsträubende Verwirrung unter meinen Papieren entstanden sein könnte!

Casti Piani. Das Mädchen, mein gnädiges Fräulein, war, wenn ich nicht irre, von Ihren Eltern zur Verrichtung der leichteren Hausarbeit in Dienst genommen?

Elfriede. Zu ihrem Verderben! Ja! Mama sowohl wie Papa waren von ihrem bescheidenen sittsamen Wesen bezaubert. Papa, der doch Ministerialbeamter und Bureaukrat vom reinsten Wasser ist, empfand ihre Anwesenheit in unserem Hause wie einen Lichtblick. Nach ihrem plötzlichen Verschwinden nannten Papa sowohl wie Mama meine Vereinstätigkeit nicht mehr altjüngferliche Überspanntheit, sondern sie nannten sie geradezu ein strafwürdiges Verbrechen!

Casti Piani. Das Mädchen ist das uneheliche Kind einer Waschfrau? — Wissen Sie vielleicht, wer ihr Vater war?

Elfriede. Nein, danach hatte ich sie nie gefragt. Aber wer sind Sie denn eigentlich? Woher wissen Sie das alles?

Casti Piani. Hm — das Mädchen hatte in einem Ihrer Vereinsberichte gelesen, daß in den Tageszeitungen gewisse Inserate veröffentlicht würden, durch die die Mädchenhändler junge Mädchen unter den und den bestimmten falschen Vorspiegelungen an sich lockten, um sie dem Liebesmarkt zuzuführen. Das Mädchen suchte daraufhin in der ersten besten Zeitung nach einem derartigen Inserat und schrieb, nachdem sie eins gefunden hatte, einen sehr korrekten Brief, in dem sie sich erbot, in die Stellung, die in dem Inserat fälschlich vorgespiegelt war, einzutreten. Auf diese Weise wurde ich mit ihr bekannt.

Elfriede. Und das wagen Sie, mit solchem Cynismus auszusprechen?!

Casti Piani. Das, mein gnädiges Fräulein, wage ich mit solcher Sachlichkeit auszusprechen!

Elfriede (in höchster Erregung, mit geballten Fäusten). Das Ungeheuer, das dieses Mädchen der Schande überantwortet hat, sind also Sie!!

Casti Piani (wehmütig lächelnd). Wenn Sie ahnten, mein gnädiges Fräulein, woraus die Ursachen Ihrer höllischen Aufgeregtheit eigentlich bestehen, dann wären Sie vielleicht gerade klug genug dazu, gegenüber einem solchen Ungeheuer, wie ich es Ihnen zu sein scheine, vollkommen ruhig zu bleiben.

Elfriede (kurz). Das verstehe ich nicht. Ich weiß nicht was Sie damit sagen wollen!

Casti Piani. Sie — sind noch — — Jungfrau?

Elfriede (keuchend). Wer erlaubt Ihnen, eine solche Frage an mich zu richten!

Casti Piani. Wer auf Gottes weiter Welt will mir das verbieten! — Aber lassen wir das. Jedenfalls haben Sie sich nicht verheiratet. Sie sind, wie Sie mir eben selber mitteilten, achtundzwanzig Jahre alt. Diese Tatsachen beweisen Ihnen zur Genüge, daß Sie im Vergleich zu anderen Frauen — um von dem Menschenkinde, zu dessen Rettung Sie hergekommen sind, ganz zu schweigen — nur ein sehr geringes Maß von sinnlichem Empfinden haben.

Elfriede. Darin mögen Sie recht haben.

Casti Piani. Ich sage das natürlich nur unter der Voraussetzung, daß ich Ihnen mit dieser Erörterung nicht lästig falle. Ich bin auch weit davon entfernt, Sie für krankhaft oder unnatürlich veranlagt zu halten. Aber wissen Sie mein Fräulein, wodurch Sie Ihre, wie Sie zugeben, allerdings sehr schwachen sinnlichen Empfindungen befriedigt haben?

Elfriede. Nun?

Casti Piani. Durch Ihren Eintritt in den Internationalen Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels.

Elfriede (mit verhaltenem Ingrimm). Wer sind Sie, mein Herr?! — Ich komme hierher, um ein unglückliches Geschöpf aus den Krallen des Lasters zu befreien! Ich komme nicht hierher um Ihre geschmacklosen Vorlesungen anzuhören.

Casti Piani. Das habe ich auch nicht vorausgesetzt. Aber sehen Sie, von diesem Standpunkt aus betrachtet, stehen wir beide einander näher, als Sie es sich in Ihrem kleinbürgerlichen Tugendstolz jemals träumen ließen. Ihnen hat die Natur nur eine äußerst kärgliche Sinnlichkeit verliehen. Mich haben die Stürme des Lebens längst zu einer schauerlichen Einöde gemacht. Aber was für Ihre Sinnlichkeit die Bekämpfung des Mädchenhandels ist, das ist für meine Sinnlichkeit, falls Sie mir etwas derart noch zugestehen wollen, der Mädchenhandel selbst.

Elfriede (empört). Heucheln Sie doch nicht so schamlos, Sie nichtswürdiger Mensch! Glauben Sie, Sie könnten mich, die ich wie eine gehetzte Hündin von Lasterhöhle zu Lasterhöhle hinter dem Geschöpf her bin, durch Ihren abenteuerlichen Gefühlshokuspokus einschläfern?! Ich bin jetzt nicht Mitglied des Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels! Ich bin als eine unselige Verbrecherin hier, die, ohne etwas zu ahnen, ein blutjunges Leben in Elend und Verzweiflung gebracht hat! Ich lasse mir, solang ich atme, keinen Bissen mehr schmecken, wenn ich das Kind seinem Verderben nicht entreißen kann! Sie wollen mich glauben machen, daß mich unlautere Neugier in dieses Haus treibt! Sie sind ein Lügner! Sie glauben an Ihre eigenen Worte nicht! Sie haben das Mädchen nicht aus unbefriedigter Sinnlichkeit verhandelt, sondern aus Geldgier! Sie haben das Mädchen verhandelt, um ein gutes Geschäft dabei zu machen!

Casti Piani. Ein gutes Geschäft! Selbstverständlich! Aber gute Geschäfte beruhen auf beiderseitigem Vorteil! Andere Geschäfte als gute mache ich überhaupt nicht. Jedes andere Geschäft ist unmoralisch! — Oder glauben Sie vielleicht, der Liebesmarkt sei für das Weib ein schlechtes Geschäft?

Elfriede. Wie meinen Sie das?

Casti Piani. Das meine ich einfach so: — Ich weiß nicht, ob Sie in diesem Augenblick gerade in

der Stimmung sind, mir mit einiger Aufmerksamkeit zuzuhören?

Elfriede. Ersparen Sie sich nur um Gottes Willen die Einleitung!

Casti Piani. Ich meine das also so: Wenn sich ein Mann in Not befindet, dann bleibt ihm oft keine andere Wahl mehr übrig als zu stehlen oder zu verhungern. Wenn sich dagegen ein Weib in Not befindet, dann bleibt ihm außer dieser Wahl noch die Möglichkeit, seine Liebesgunst zu verkaufen. Dieser Ausweg bleibt dem Weibe nur deshalb noch übrig, weil das Weib bei der Gewährung seiner Liebesgunst nichts zu empfinden braucht. Seit Erschaffung der Welt hat das Weib von diesem Vorzug Gebrauch gemacht. Von allem übrigen zu schweigen, ist der Mann von Natur aus dem Weibe schon aus dem einen Grunde himmelweit überlegen, weil das Weib unter Schmerzen Kinder gebiert...

Elfriede. Das ist ja gerade der himmelschreiende Widerspruch! Das sage ich ja immer! Kinder zur Welt bringen ist Qual und Sorge; Kinder in die Welt setzen gilt als Zeitvertreib. Und trotzdem hat die gütige Schöpfung, die auch sonst vielfach an Verrücktheit leidet, den Schmerz und die Sorgen dem schwächeren Geschlecht aufgebürdet!

Casti Piani. Darin, mein Fräulein, sind wir vollkommen einer Ansicht! — Und nun wollen Sie Ihren unglücklichen Schwestern den geringen Vorzug, den ihnen die — verrückte Schöpfung vor dem Manne gewährt hat, den Vorzug, in äußerster Not ihre Liebesgunst verkaufen zu können, rauben, indem Sie diesen Verkauf als eine unauslöschliche Schande hinstellen?! Sie sind mir eine schöne Frauenrechtlerin!

Elfriede (fast unter Thränen). Als ein unaussprechliches Unglück, als ein ewiger Fluch lastet die Möglichkeit, sich verkaufen zu können, auf unserem bedrückten Geschlecht!

Casti Piani. Unsere Schuld ist es aber — das weiß Gott im Himmel! — nicht, daß der Liebesmarkt als ein ewiger Fluch auf dem weiblichen Geschlecht lastet! Wir Händler haben gar kein idealeres Ziel, als daß sich der Liebesmarkt so offenkundig, so unbehelligt abspielt wie jeder andere ehrliche Markt! Wir Händler haben gar kein idealeres Ziel, als daß die Preise auf dem Liebesmarkt so hoch wie nur irgend möglich sind! Schleudern Sie Ihre Vorwürfe, wenn Sie die Bedrückung Ihres unglücklichen Geschlechtes bekämpfen wollen, der bürgerlichen Gesellschaft ins Gesicht! Bekämpfen Sie, wenn Sie die Naturrechte Ihrer Schwestern verteidigen wollen, zuerst den Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels!

Elfriede (aufbrausend). Ich lasse mir hier von Ihnen nicht länger blauen Dunst vormachen! Ich bin fest überzeugt, daß Sie im Ernste gar nicht daran denken, dem Mädchen die Freiheit zu geben! Während ich albernes Geschöpf mir hier soziale Vorträge von Ihnen halten lasse, wird die Unglückliche womöglich in eine Droschke gepackt, nach dem Bahnhof geschafft und irgendwohin transportiert, wo sie vor den Mitgliedern des Vereines zur Bekämpfung des Mädchenhandels Zeit ihres Lebens sicher ist! — Nun gut, ich weiß, was ich zu tun habe! (Sie nimmt Hut und Mantel).

Casti Piani (lächelnd). Wenn Sie ahnten, mein Fräulein, wie Ihr Wutausbruch Ihre hausbackene Erscheinung verschönert, dann hätten Sie es nicht so eilig, sich zu entfernen.

Elfriede. Lassen Sie mich hinaus! Es ist die höchste Zeit!

Casti Piani. Wohin gedachten Sie denn jetzt zu gehen?

Elfriede. Das wissen Sie gerade so gut, wie ich, wohin ich jetzt gehe!

Casti Piani (packt Elfriede bei der Gurgel, drückt ihr die Kehle zu und nötigt sie in einen der Polstersessel). Sie bleiben hier! Ich habe noch ein Wort mit Ihnen zu sprechen! Versuchen Sie doch bitte, zu schreien! Hier ist man an alles nur irgendwie mögliche menschliche Geschrei gewöhnt! Schreien Sie bitte, so laut Sie schreien können! (Sie freilassend). Nimmt mich Wunder, ob ich Sie nicht noch zu Verstand bringe, bevor Sie aus diesem Hause direkt auf die Polizei laufen!

Elfriede (keuchend, tonlos). — Es ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich eine derartige Vergewaltigung erfahre!

Casti Piani. Sie haben in Ihrem Leben so unendlich viel Unnützes zur sittlichen Hebung der Freudenmädchen getan! Tun Sie doch endlich einmal etwas Nützliches zur sittlichen Hebung der Freude! Dann brauchen Ihnen die armen Geschöpfe nicht mehr leid zu tun! Weil der Freudenmarkt als der gemeinste, schandbarste aller Berufe gebrandmarkt ist, geben sich die Mädchen und Frauen der guten Gesellschaft einem Manne lieber umsonst hin, als daß sie sich ihre Gunst bezahlen lassen! Dadurch entwürdigen diese Mädchen und Frauen ihr eigenes Geschlecht in der gleichen Weise, wie ein Schneider sein Gewerbe entwürdigt, der seinen Kunden die Kleider umsonst liefert!

Elfriede (noch wie betäubt). Ich begreife von alledem kein Sterbenswort. — Ich bin mit meinem sechsten Jahr in die Schule gekommen und bin bis zu meinem fünfzehnten Jahr in der Schule geblieben. Später habe ich noch einmal drei Jahre auf der Schulbank gesessen, um mein Lehrerinnen-Examen zu machen. Solange ich jung war, verkehrten in meinem Elternhause Herren aus den besten Gesellschaftskreisen. Ich erhielt einen Heiratsantrag von einem Manne, der ein Rittergut von zwanzig Quadratmeilen geerbt hatte, und der mir, wenn ich es von ihm verlangt hätte, bis ans Ende der Welt gefolgt wäre. Aber ich fühlte,

daß ich nicht lieben konnte. Vielleicht war es nicht richtig von mir. Vielleicht fehlte mir nur das kleine bischen Leidenschaftlichkeit, das zum Heiraten unter allen Umständen nötig ist.

Casti Piani. Sind Sie jetzt endlich zahm?

Elfriede. Erklären Sie mir jetzt nur noch Eines: Wenn das Mädchen nun bei diesem Leben, das sie hier führt, ein Kind zur Welt bringt, wer sorgt dann für das Kind?

Casti Piani. Sorgen doch Sie dafür! Oder haben Sie als Frauenrechtlerin vielleicht etwas Wichtigeres in dieser Welt zu tun? Solange ein Weib unter Gottes Sonne noch fürchten muß, Mutter zu werden, bleibt die ganze Frauenemanzipation leeres Geschwätz! Mutterwerden ist für das Weib eine Naturnotwendigkeit wie Athem und Schlaf. Dieses angeborene Recht hat die bürgerliche Gesellschaft dem Weibe in barbarischer Weise verkürzt. Ein uneheliches Kind ist schon eine beinahe ebenso große Schmach wie der Liebesmarkt! Dirne hin, Dirne her! Der Name Dirne bleibt der Mutter eines unehelichen Kindes so wenig erspart wie einem Mädchen in diesem Hause! Wenn mir etwas an Ihrer Frauenbewegung von jeher zum Ekel war, dann war es die Sittlichkeit, die Sie Ihren Zöglingen auf den Lebensweg einimpfen! Glauben Sie denn, der Liebesmarkt wäre je in der Weltgeschichte als Schande verschrieen worden, wenn der Mann auf diesem Markte mit dem Weibe konkurrieren könnte?! Brodneid! Nichts als Brodneid! Dem Weibe gewährte die Natur den Vorzug, mit seiner Liebe handeln zu können, deshalb möchte die bürgerliche Gesellschaft, die vom Manne regiert wird, diesen Handel immer und immer wieder gern als das schmachvollste aller Verbrechen hinstellen!

Elfriede (steht auf und entledigt sich ihres Mantels, den sie über den Stuhl legt; auf und abgehend). Ich bin in diesem Augenblicke offen gesagt ganz außerstande, Ihre Behauptungen daraufhin zu untersuchen, ob sie

richtig oder unrichtig sind. — Aber wie in aller Welt ist es denn möglich, daß ein Mann von Ihrer Bildung, von Ihren sozialen Anschauungen, von Ihrer geistigen Überlegenheit sein Leben unter den würdelosesten Elementen der menschlichen Gesellschaft verbringt! — Gott weiß, vielleicht hat mich nur Ihre viehische Brutalität dazu gezwungen, Ihre Auseinandersetzungen ernst zu nehmen! Aber ich fühle ganz deutlich, daß Sie mir auf lange Zeit hin allerhand zu denken gegeben haben, worauf ich selber in meinem Leben nie gekommen wäre. Seit Jahren höre ich Winter für Winter zwölf bis zwanzig Vorträge von allen weiblichen und männlichen Autoritäten über Frauenbewegung. Ich kann mich nicht erinnern, je ein Wort gehört zu haben, das so wie Ihre Behauptungen, der Sache auf den Grund ging!

Casti Piani (skandierend). Seien wir uns im Leben immer sonnenklar darüber, mein gnädiges Fräulein, daß wir auf einem Dachfirst nachtwandeln und daß uns jede unvorhergesehene Erleuchtung das Genick brechen kann.

Elfriede (ihn anstarrend). Wie meinen Sie das wieder? — Sie denken sich etwas Ungeheuerliches dabei?!

Casti Piani (sehr ruhig). Ich sage das nur in Bezug auf Ihre Ansichten, bei denen Sie sich bis jetzt so unbedingt sicher fühlten, daß Sie Urteile wie »anständig« und »würdelos« freigebig austeilten, als wären Sie ganz allein von Gott dazu beauftragt, über Ihre Mitmenschen zu Gericht zu sitzen.

Elfriede (ihn anstarrend). Sie sind ein großer Mensch! — Sie sind ein edler Mensch!

Casti Piani. Ihre Worte treffen die Todeswunde, die ich mit auf die Welt gebracht habe und an der ich voraussichtlich einmal sterben werde. (Er wirft sich in einen Sessel). — — Ich bin — — — Idealist!

Elfriede. Und darüber wollen Sie sich bei Ihrem Schicksal beklagen?! Darüber, daß Ihnen die Macht verliehen wurde, andere Menschen glücklich zu machen?! (Sich ihm nach kurzem inneren Kampf zu Füßen werfend). Heiraten Sie mich doch um Gottes Barmherzigkeit willen! Ich habe mir, bevor ich Sie sah, die Möglichkeit niemals denken können, daß ich mich einem Manne hingebe! Ich bin noch vollkommen unerfahren; das kann ich Ihnen mit den heiligsten Eiden schwören. Ich habe bis zu dieser Stunde nicht geahnt, was das Wort Liebe bedeutet. Bei Ihnen hier fühle ich es zum erstenmal! Die Liebe hebt den Menschen über sein unseliges Selbst empor. Ich bin ein alltägliches Durchschnittsweib, aber meine Liebe zu Ihnen macht mich so frei und kühn, daß es nichts Unmögliches für mich gibt! Schreiten Sie in Gottes Namen von Verbrechen zu Verbrechen; ich gehe Ihnen voran! Gehen Sie ins Zuchthaus; ich gehe Ihnen voran! Gehen Sie aus dem Zuchthaus auf das Schaffot, ich gehe Ihnen voran! Lassen Sie sich — ich beschwöre Sie! — die günstige Gelegenheit nicht entgehen! Heiraten Sie mich! Heiraten Sie mich! Heiraten Sie mich! — so ist uns beiden armseligen Menschenkindern geholfen!

Casti Piani (streichelt ihr, ohne sie anzusehen, den Kopf). Ob Sie braves Tier mich lieben oder ob Sie mich nicht lieben, das ist mir vollkommen gleichgiltig. — Sie können ja allerdings nicht wissen, wie viel tausendmal ich schon die gleichen Gefühlsausbrüche über mich habe ergehen lassen müssen! Ich unterschätze die Liebe gewiß nicht. Leider aber muß die Liebe auch all den unzähligen Weibern als Rechtfertigung herhalten, die nur ihre Sinnlichkeit befriedigen ohne den geringsten Entgelt dafür zu fordern und die uns durch ihre würdelose Preisgabe nur den Markt verderben.

Elfriede. Heiraten Sie mich! Es ist für Sie immer noch Zeit, ein neues Leben zu beginnen! Die Ehe

macht einen geordneten Menschen aus Ihnen. Sie können sozialistischer Zeitungsredakteur, Sie können Reichstagsabgeordneter werden! Heiraten Sie mich, dann erfahren doch auch Sie einmal in Ihrem Leben, welch übermenschlicher Opfer ein Weib in seiner grenzenlosen Liebe fähig ist!

Casti Piani (ihr das Haar streichelnd, ohne sie anzusehen). Ihre übermenschlichen Opfer würden mir im besten Falle die Eingeweide umkehren. Zeit meines Lebens liebte ich Tigerinnen. Bei Hündinnen war ich immer ein Stück Holz. Meine Zuversicht schöpfe ich nur daraus, daß die Ehe, die Sie so begeistert preisen und für die die Hündinnen gezüchtet werden, eine Kultureinrichtung ist. Kultureinrichtungen entstehen um überwunden zu werden. Die Menschheit wird die Ehe so gut überwinden wie sie den Krieg überwinden wird. Der freie Liebesmarkt, auf dem die Tigerin ihre Triumphe feiert, gründet sich auf ein urewiges Naturgesetz der unabänderlichen Schöpfung. Und wie stolz steht das Weib in der Welt, sobald es das Recht erkämpft hat, sich ohne gebrandmarkt zu werden zum höchsten Preis, den der Mann ihm bietet, verkaufen zu können! Uneheliche Kinder sind bei der Mutter dann besser versorgt, als die ehelichen beim Vater. Stolz und Ehrgeiz des Weibes sind dann nicht mehr der Mann, der ihm seine Stellung anweist, sondern die Welt, in der es sich den höchsten Platz erkämpft, den sein Wert ihm ermöglicht. Welch herrlichen lebensfrischen Klang dann das Wort Freuden-Mädchen erhält! In der Geschichte des Paradieses steht, daß der Himmel dem Weib die Macht der Verführung verlieh. Das Weib verführt, wen es will. Das Weib verführt, wann es will. Es wartet nicht auf Liebe. Diese höllische Gefahr für unsere heilige Kultur bekämpft die bürgerliche Gesellschaft damit, daß sie das Weib in künstlicher Geistesumnachtung erzieht. Das heranwachsende Weib darf nicht wissen, was ein Weib zu sein bedeutet.

Alle Staatsverfassungen könnten darüber den Hals brechen! Kein Henkersknieff ist der bürgerlichen Gesellschaft zu ihrer Verteidigung zu gemein! Mit jedem Kulturfortschritt dehnt sich der Liebesmarkt aus. Je klüger die Welt wird, um so größer der Liebesmarkt. Und diese Millionen von Freudenmädchen verweist unsere gefeierte Kultur im Namen der Sittlichkeit auf den Hungertod oder raubt ihnen im Namen der Sittlichkeit Ehre und Lebensberechtigung, stößt sie im Namen der Sittlichkeit ins Tierreich hinab! Wie manches Jahrhundert lang soll noch himmelschreiende Unsittlichkeit die Welt mit dem Henkerbeil der Sittlichkeit verwüsten!

Elfriede (tonlos wimmernd). Heiraten Sie mich! Sie stehen außerhalb der Welt! Ich trage meine Hand heute zum erstenmal einem Manne an.

Casti Piani (ihr das Haar streichelnd ohne sie anzusehen). Brodkorbkultur! Brodkorbkultur! — Was wüßte die Welt von der ganzen Sittlichkeit, wenn der Mann die Liebe kommandieren könnte, wie er die Politik kommandiert!

Elfriede. Ich erhoffe von unserer Ehe gar kein höheres Glück, als Zeit meines Lebens so vor Ihnen auf den Knieen liegend, Ihren Worten lauschen zu dürfen!

Casti Piani (ohne sie anzusehen). Haben Sie sich denn je gefragt, was die Ehe ist?

Elfriede. Ich hatte bis zu dieser Stunde keine Ursache, danach zu fragen. (Sich erhebend) Sagen Sie es mir! Ich werde alles tun, um Ihren Anforderungen gerecht zu werden.

Casti Piani (zieht sie auf seine Knie). Kommen Sie, mein Kind. Ich werde es Ihnen erklären. (Da sich Elfriede einen Augenblick ziert) Halten Sie bitte still!

Elfriede. Ich habe nie auf dem Knie eines Mannes gesessen.

Casti Piani. Geben Sie mir einen Kuß!

Elfriede (küßt ihn).

Casti Piani. Danke. (Sie zurückdrängend) Sie möchten wissen, was die Ehe ist? — Sagen Sie mir, wer stärker ist: ein Mensch, der einen Hund hat, oder ein Mensch, der keinen Hund hat?

Elfriede. Der Mensch, der einen Hund hat, ist stärker.

Casti Piani. Und nun sagen Sie mir noch, wer stärker ist: ein Mensch, der einen Hund hat, oder ein Mensch, der zwei Hunde hat?

Elfriede. Ich glaube, daß der Mensch, der einen Hund hat, stärker ist, denn zwei Hunde müssen eigentlich notwendig schon eifersüchtig aufeinander werden.

Casti Piani. Das wäre das wenigste. Aber zwei Hunden muß er zu fressen geben, sonst laufen sie davon, während der eine Hund für sich selber sorgt und seinen Herrn wenns not tut auch noch bei Raubanfällen verteidigt.

Elfriede. Und mit diesem abscheulichen Gleichnis wollen Sie das selbstlose untrennbare Zusammenhalten von Mann und Weib erklären?! Du barmherziger Gott, was müssen Sie für Erfahrungen gemacht haben!

Casti Piani. Der Mann mit einer Frau ist wirtschaftlich stärker, als wenn er keine hat. Er ist aber auch wirtschaftlich stärker, als wenn er für zwei oder mehr Frauen sorgen muß. Das ist der Grundstein der Ehe. Das Weib wäre nie im Traum auf diese geistvolle Erfindung verfallen!

Elfriede. Sie armer bedauernswürdiger Mensch! Haben Sie denn je ein väterliches Haus gekannt? Haben Sie eine Mutter gehabt, die Sie pflegte, wenn Sie krank waren, die Ihnen während Ihrer Genesung Märchen vorlas, der Sie sich anvertrauen konnten, wenn Ihnen irgend etwas das Herz bedrückte, und die Ihnen immer, immer, immer geholfen hat, auch wenn Sie längst glaubten, daß es auf Gottes Welt gar keine Hülfe mehr für Sie gäbe?

Casti Piani. Was ich als Kind erlebt habe, das erlebt kein menschliches Geschöpf, ohne daß seine Tatkraft bis zum Grabe gebrochen ist. Können Sie sich in einen jungen Menschen hineindenken, der mit sechzehn Jahren noch geprügelt wird, weil ihm der Logarithmus von Pi nicht in den Kopf will?! Und der mich prügelte, war mein Vater! Und ich prügelte wieder! Ich habe meinen Vater totgeprügelt! Er starb, nachdem ich ihn zum ersten Mal geprügelt hatte. — Aber das sind Kleinigkeiten. Sie sehen, unter welchen Kreaturen ich hier lebe. Ich habe unter diesen Kreaturen nie die Beschimpfungen mehr gehört, die während meiner ganzen Kindheit meiner Mutter zuteil wurden und um die sie sich täglich mit neuen Unwürdigkeiten bewarb. — Aber das sind Kleinigkeiten. Die Ohrfeigen, Faustschläge und Fußtritte, in denen Vater, Mutter und ein Dutzend Lehrer zur Entwürdigung meines wehrlosen Körpers wetteiferten, waren Kleinigkeiten im Vergleich mit den Ohrfeigen, Faustschlägen und Fußtritten, in denen die Schicksale dieses Lebens miteinander wetteiferten, um meine wehrlose Seele zu entwürdigen.

Elfriede (küßt ihn). Wenn du ahnen könntest, wie innig ich dich um dieser furchtbaren Erlebnisse willen liebe!

Casti Piani. Das menschliche Leben ist zehnfacher Tod vor dem Tode! Nicht nur für mich. Für Sie! Für alles, was Atem holt! Für den einfachen Menschen besteht das Leben aus Schmerzen, Leiden und Qualen, die sein Körper erduldet. Und ringt sich der Mensch zu höherem Sein empor, in der Hoffnung, den Qualen des Körpers zu entrinnen, dann besteht für ihn das Leben aus Schmerzen, Leiden und Qualen, die seine Seele erduldet, und gegen die die Qualen des Körpers Wohltaten waren. Wie grauenvoll dieses Leben ist, das zeigt sich schon darin, daß die Menschen sich ein Wesen ausdenken mußten, das aus nichts als Güte, aus nichts als Liebe, aus

nichts als Wohltat besteht, und daß die ganze Menschheit, um nur das Leben ertragen zu können, täglich, stündlich zu diesem Wesen beten muß!

Elfriede (ihn liebkosend). Wenn du mich heiratest, dann haben körperliche Qualen und Seelenqualen ein Ende! Du brauchst dich mit all diesen entsetzlichen Fragen nicht mehr zu beschäftigen. Meine Mama hat ein Privatvermögen von sechzigtausend Mark, von dem trotz ihrer fünfundzwanzigjährigen, glücklichen Ehe Papa sich bis heute noch gar nichts träumen läßt. Lockt dich die Aussicht nicht, daß du, wenn du mich heiratest, plötzlich sechzigtausend Mark bar zur Verfügung hast?

Casti Piani (sie zurückdrängend, nervös). Sie verstehen sich nicht auf Liebkosungen, mein Fräulein! Sie benehmen sich wie der Esel, der den Schoßhund spielen will. Ihre Hände tun mir weh! Das kommt nicht etwa daher, daß Sie nichts gelernt haben. Das kommt, weil sie dem geknechteten Liebesleben der bürgerlichen Gesellschaft entstammen! Sie haben keine Rasse im Leib. Es fehlt das nötige Zartgefühl! Das Zartgefühl und das Schamgefühl! Es fehlt Ihnen das Gefühl für die Wirkung Ihrer Liebkosungen; ein Gefühl, das jedes Rassegeschöpf schon als kleines Kind mit auf die Welt bringt!

Elfriede (empört aufspringend). Und das wagen Sie mir in diesem Hause zu sagen?!

Casti Piani (hat sich gleichfalls erhoben). Das wage ich Ihnen in diesem Hause zu sagen!

Elfriede. In diesem Hause?! Daß es mir an dem nötigen Zartgefühl, an dem nötigen Schamgefühl fehlt?!

Casti Piani. Daß es Ihnen an dem nötigen Zartgefühl und Schamgefühl fehlt! In diesem verrufenen Hause sage ich Ihnen das! — Überzeugen Sie sich doch einmal davon, mit welch feinem Takt diese Geschöpfe ihrem verrufenen Handwerk obliegen! Das letzte Mädchen in diesem Haus kennt die mensch-

liche Seele genauer als der berühmteste Psychologieprofessor an der berühmtesten Universität. Sie, mein Fräulein, würden hier allerdings die gleichen Enttäuschungen erfahren, die Ihnen Ihre Vergangenheit bereitet hat. Die Frau, die für den Liebesmarkt geschaffen ist, erkenne ich auf den ersten Blick daran, daß ihre freien regelmäßigen Gesichtszüge unschuldige Glückseligkeit und glückselige Unschuld ausstrahlen. (Elfriede musternd.) In Ihren Gesichtszügen, mein verehrtes Fräulein, ist weder irgend etwas von Glückseligkeit noch irgend etwas von Unschuld zu lesen.

Elfriede (zögernd). Glauben Sie denn nicht, Herr Baron, daß ich bei meinem eisernen Fleiß, bei meiner Energie, bei meiner unüberwindlichen Begeisterung für alles Schöne das Zartgefühl und den feinen Takt, von dem Sie sprechen, noch lernen könnte?

Casti Piani. Nein, nein, mein Fräulein! Bitte nein! Schlagen Sie sich diese Gedanken nur gleich aus dem Kopf!

Elfriede. Ich bin von der sittlichen Bedeutung alles dessen, was Sie sagen, so tief überzeugt, daß mir das größte Opfer, durch das ich meine kleinbürgerliche Hülflosigkeit überwinden könnte, nicht zu groß wäre!

Casti Piani. Nein, nein, dafür bin ich nicht zu haben! Das würde grauenvoll! Das Leben ist grauenvoll genug! Nein, mein Fräulein! Lassen Sie Ihre fürchterliche Hand von dem einzigen göttlichen Lichtstrahl, der die schauerliche Nacht unseres martervollen Erdendaseins durchdringt! Wofür lebe ich denn! Wofür betätige ich mich in unserer Zivilisation! Nein, nein! Die einzige reine Himmelsblume in dem von Schweiß und Blut besudelten Dornendickicht des Lebens soll nicht von plumpen Fußtritten zerstampft werden! Glauben Sie mir bitte, daß ich mir schon vor einem halben Jahrhundert eine Kugel durch den Kopf gejagt hätte, wenn nicht über dem

zum Himmel emporgellenden Jammergeheul aus Geburtswehen, Daseinsschmerzen und Todesqualen dieser eine klare Stern leuchtete!

Elfriede. Die äußerste geistige Anstrengung ermöglicht mir nicht, den Sinn Ihrer Worte zu erraten! Was ist der Lichtstrahl, der die Nacht unseres Daseins durchdringt? Was ist die einzige reine Himmelsblume, die nicht zu Schmutz zerstampft werden soll?

Casti Piani (Elfriede bei der Hand nehmend, geheimnisvoll flüsternd). Das ist der Sinnengenuß, mein gnädiges Fräulein! Der sonnige, lachende Sinnengenuß! Der Sinnengenuß ist der Lichtstrahl, die Himmelsblume, weil er das einzige ungetrübte Glück, die einzige reine lautere Freude ist, die das Erdendasein uns bietet. Glauben Sie mir, daß mich seit einem halben Jahrhundert nichts mehr in dieser Welt zurückhält, als die selbstlose Anbetung dieses einzigen aus voller Kehle auflachenden Glückes, das im Sinnengenuß den Menschen für alle Qualen des Daseins entschädigt!

Elfriede. Ich glaube, da kommt jemand.

Casti Piani. Das wird Lisiska sein!

Elfriede. Lisiska? — Wer ist denn Lisiska?

Casti Piani. Das ist das Mädchen, das bei Ihnen zu Hause die Bücher über die internationale Bekämpfung des Mädchenhandels studiert hat! Jetzt können Sie sich gleich davon überzeugen, ob ich den Mund zu voll genommen habe! Wir sind hier gottlob für solche Gelegenheiten eingerichtet. (Er führt sie ins rechte Proszenium). Nehmen Sie nur hinter dieser Epheuwand Platz! Von hier aus können auch Sie einmal das lautere ungetrübte Glück zweier Kreaturen beobachten, die der Sinnengenuß zusammenführt!

(*Elfriede* nimmt auf dem Hockerl hinter der Epheuwand im rechten Proszenium Platz. *Casti Piani* geht zur Mitteltür, wirft einen Blick hinaus und setzt sich darauf hinter der Epheuwand im linken

Proszenium nieder. — *Herr König* und *Lisiska* treten durch die Mitte ein. Herr König, fünfundzwanzig Jahr alt, in hellem Sportanzug mit Kniehosen. Lisiska, in einfachem, bis zur Mitte der Wade reichenden, weißen Gewand, schwarzen Strümpfen, schwarzen Lackschuhen, eine weiße Schleife im offenen schwarzen Haar.)

Herr König.

Ich komme nicht, die Zeit mir zu vertreiben
Als Wollüstling in deiner Reize Bann
Und will dir dankbar und gewogen bleiben,
Wenn bald ernüchtert ich von hinnen kann.

Lisiska.

Reden Sie nicht so freundlich zu mir.
Hier sind Sie Herr und befehlen hier.
Färben Sie nur getrost mir das bleiche
Blutleere Antlitz durch Backenstreiche.
Für eine Dirne, wie ich es bin,
Ist das noch unerhörter Gewinn.
Hilfloses Klagen, Schluchzen und Wimmern
Braucht Sie noch nicht im geringsten zu kümmern.
Solcher Beschimpfung Wonnen sind schal.
Häufen Sie mitleidlos Qual auf Qual!
Wenn Ihre Faust mein Gesicht zerschlüge,
Wärs meiner Sehnsucht noch kein Genüge.

Herr König.

Ich bin auf solche Worte nicht gefaßt...
Ist das ein heitrer Willkomm für den Gast? —
Du sprichst, als büßtest du im Fegefeuer
Schon hier die Strafen für genossne Lust.

Lisiska.

Im Gegenteil! Die Lust, das Ungeheuer,
Tobt ewig ungezähmt in dieser Brust!
Meinen Sie, ich Teufelsbraten
Wäre je in dies Haus geraten,
Wenn von des Herzens gräßlichem Klopfen
Freude mich könnte befrein?

Freude zerstiebt, ein Tropfen
Auf heißem Stein!
Und die Wollust, ungestillt,
Ein hungerndes Jammerbild
Stürzt sich, daß sie den Tod finde,
In alle Abgründe! — —
Sind Sie nicht grausam, verehrter Herr?
Ich müßt es beklagen.
Was kümmert Sie hier mein Geplärr,
Wenn Sie mich schlagen!

Herr König.

Ist wirklich dir der dunkle Trieb zu eigen,
Aus tiefster Tiefe noch hinabzusteigen,
Dann könnt ich weinen, daß ich aus dem Chor
Verliebter Mädchen grade dich erkor.
Aus deinen Augen traf in meine Sinne
Ein Strahl unschuldiger Glückseligkeit...

Lisiska.

Wollen Sie, daß uns die Zeit
Ungenossen verrinne?!
Unten sitzt über unsern Statuten
Mutter Adele, die Uhr in der Hand;
Zählt und berechnet unverwandt
Meines Glückes Minuten.

Herr König.

Du bist der höchsten Lust nachgrade satt
Und hoffst auf Müdigkeit aus Schmerz und Tränen,
Bis tiefe Ruh dich überwältigt hat,
Die Tag und Nacht umsonst dein heißes Sehnen!

Lisiska.

Schlaf ich, dann bitt ich, mit einem kecken
Kräftigen Rippenstoß mich zu wecken.

Herr König.

Der Ton war falsch! Das Glas hat einen Sprung!
Wie sollte das ein Mensch begreifen!
Auf Glück, ja auf dein Leben magst du pfeifen!
Doch auf den Schlaf? — Nein, das war Lästerung!

Lisiska.

Ich bin nicht Ihr Eigentum,
Sie sind nicht mein Hüter,
Sparen Sie nicht ängstlich drum
Meine Lebensgüter!
Suchen Sie durch Menschlichkeit
Nicht mein Herz zu trösten!
Wer mich mitleidlos zerbläut,
Den acht ich am größten.
Sie fragen, ob ich noch
Erröten kann?
So schlagen Sie mich doch,
Dann ists getan!

Herr König.

Mir rieseln Schauer über Brust und Rücken.
Laß mich hinaus! Ich hoffte, halb im Rausch
Der Liebe süße Frucht vom Baum zu pflücken.
Du bietest Dornen mir dafür zum Tausch.
Wie wars nur möglich, daß du junges Wild
Vom Blumenpfad dich im Gestrüpp verfangen?!

Lisiska.

Lassen Sie mein Verlangen
Nicht ungestillt!
Wenden Sie sich nicht herzlos ab!
Vor mir hab ich mein Grab
Und hoffe nur noch, aus dieser Welt
Möglichst viel mit hinabzunehmen.
Glauben Sie, solche Begierden kämen,
Weil dies Haus uns gefangen hält?

Nein! Nur der Sinne folternde Gier
Bannt uns hier!
Aber auch diese Berechnung war
Ohne Vernunft gemacht.
Nacht für Nacht
Seh ich es blendend sonnenklar,
Daß selbst in diesem Hause kein Frieden
Den Sinnen beschieden.

Elfriede (in ihrem Versteck, für sich, mit dem Ausdruck des Erstaunens). Allmächtiger Himmel! Das ist genau das entgegengesetzte Gegenteil von dem, was ich mir volle zehn Jahre lang darüber gedacht habe!

Casti Piani (in seinem Versteck, für sich, mit dem Ausdruck des Entsetzens). Teufel! Teufel! Teufel! Das ist genau das entgegengesetzte Gegenteil von dem, was ich mir fünfzig Jahre lang über den Sinnengenuß gedacht habe!

Lisiska.

Gehen Sie nicht von mir! Hören Sie mich an!
Ich war ein schuldloses Kind und begann
Mein Leben so ernst, voll Eifer und Pflicht;
Sorglos zu lächeln gelang mir nicht.
Von meinen Lehrern, selbst von den Geschwistern,
Hört ich oft ehrfurchtsvoll über mich flüstern
Und meine Eltern meinten Beide:
Du wirst noch einmal unsers Alters Freude!
Plötzlich beim Hahnenschrei
War das vorbei!
Und die eben erweckte Lust
Wuchs über alle Schranken,
Über all meine Gedanken,
Über all mein treues Gefühl in der Brust,
Daß ich nur staunte, wie mir geschah,
Was mich so herrisch betörte,
Daß ich den Blitz mir zur Seite nicht sah
Und kein Donnern vom Himmel mehr hörte.

Da glaubt ich, da hofft ich, es sei uns das Leben
Zu nimmer versiegender Freude gegeben!

Herr König.

Fandst du die stolze Hoffnung nicht erfüllt? —
Zwar red ich wie ein Blinder dir von Farben...

Lisiska.

Nein, es war nur der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb.

Herr König.

So viele Mädchen schon durch Liebe starben,
Blieb allen denn die Sehnsucht ungestillt?
Wie käm es dann, daß Weiber sich in Mengen
Von Tausenden auf deinen Pfaden drängen?

Lisiska.

Wollen Sie sich der Striemen
An meinem Körper nicht rühmen?
Wozu ward er so weich,
Wozu ward er so zart geschaffen!
Sprachlose Blicke begaffen
Die Spuren dann Streich um Streich. —
Um die Begierden neu zu entflammen,
Erzähl ich prahlend, von wem sie stammen.

Herr König.

Schweig, sag ich dir! Nur noch ein Wort davon,
Dann bin ich schon zum längsten hier gewesen! —
In deinen blassen Zügen steht zu lesen,
Wie sturmgeschwind die Jugend dir entflohn.
Und als du deine Unschuld nun verloren,
Ließ er im Elend dich, der sie dir nahm?

Lisiska.

Nein. — Aber ein Andrer kam,
Fand Lust und Gram;

Denn ich hab all den jungen Toren
Immer ewige Treue geschworen.
Immer hofft ich, meine Qual
Müßte doch bei dem Andern entschwinden.
Es war nur Bitternis jedes Mal,
War keine Ruhe für mich zu finden,
Denn es war stets nur der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb.

Herr König.

So kamst du schließlich denn in dieses Haus
Und führst ein Dasein hier in Saus und Braus!
Musik erschallt, der Sekt trieft von den Tischen,
Gelächter dröhnt, so oft der Morgen graut.
Der lange Arbeitstag kennt nur den Laut
Von heißen Zungen, die in Liebe zischen. —
Welch ein gemeiner Bettler ich doch bin
Vor dir, du stolze Freudenkönigin!
Ich kam mit dem, was mein ist, um von dir
Der Freude schlichten Austausch zu erkaufen.
Ich könnte mir vor Zorn die Haare raufen!
Du lebst nur scheußlicher Genußsucht hier!
Der Wüstling ist dein Freund, der keine Grenzen
Der Menschlichkeit für seine Kurzweil kennt.
Beeil dich, ihm die Glieder zu bekränzen!
Mich trägt und labt ein reinres Element.
Erfrischung sucht ich und hab kein Verlangen,
Im tiefsten Erdenschmutz mich zu verfangen.

Lisiska (flehentlich).

O bleiben Sie! — Wenn Sie mich jetzt verlassen,
Ist wieder Nacht um mich! Gehn Sie nicht fort!
Von Ihren Lippen trifft schon jedes Wort
Wie Peitschenhieb und stachelt mein Begehren,
Sie möchten mich mit solcher Inbrunst hassen,
Daß statt der Lippen es die Fäuste wären,
Von denen Hieb auf Hieb den Körper schmerzt.

Hab ich Sie einmal geherzt,
Dann gehn Sie, woher Sie kamen,
Schreiben sich meinen Namen
Lächelnd in Ihr Notizbuch...
Und mir — mir bleibt der gräßliche Fluch,
Daß es nur wieder der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb!

Herr König (sehr ernst).

Jetzt trau ich meinen Sinnen nicht! Mir scheint,
Du bist verliebt! Darf ich dem Wunder trauen?! —
Wie hab nach Liebesglück ich heiß geschmachtet!
Wie manche bange Nacht hab ich, von Frauen
In meiner Liebesglut verhöhnt, verachtet,
Auf mich zurückgeworfen, laut durchweint!
Nun äußert Liebe mir in diesem Leben
Zum erstenmal die Dirne?! Bin ich dir
Nicht völlig fremd? Du pflegst doch wahllos hier
Dich jedem fremden Manne preiszugeben!
Mir deckst du eifrig deine Seele bloß,
Daß mich ihr düstrer Reiz umsponnen hält?
Bei Dirnen also find ich meine Welt?! —
Wo soll das hin?? — Was ist mein irdisch Los??

Lisiska.

Trauen Sie bei Gott meiner Liebe nicht!
Liebe zu heucheln ist hier meine Pflicht.
Denken Sie nur einmal, was das heißt,
Wenn jemand plötzlich die Tür aufreißt:
Jetzt heißt es, die Liebe zusammenraffen;
Es ist ein Mann da, Gott hat ihn geschaffen. —
Wünschen Sie, daß ich dies heillose Spiel
Mit Ihnen spiele?
Daß ich bei Ihrem höchsten Gefühl
Nur Ekel fühle?!
Aber wenn Sie mit Ihrer tüchtigen
Bauernfaust meine Glieder züchtigen,
Das kann uns, wenn Sie Lust daran finden,
Bis mich der Tod Ihnen raubt, verbinden.

Herr König.

Der Unschuld weißes Kleid trägst du. Dir hat
Selbst dieses Haus die Seele nicht geschändet.
Von deiner Reinheit ist mein Aug geblendet,
An deinem Bild sieht sich mein Geist nicht satt.
Im Selbstmord schwelgend ohne Unterlaß,
Kämpfst du mit nieerforschten Seelenschmerzen,
Den Tod im Antlitz und den heißen Haß
Auf alles eitle Erdenglück im Herzen!

(Er kniet vor ihr).

Laß deinen Freund mich, deinen Bruder sein.
Ob deinen Körper du mir gibst, das liegt
Tief unter uns. So hast du mich erhoben!
Darf ich den schlanken Knieen hier geloben:
Nur wie die Seele sich zur Seele fügt,
Bist du mein eigen! So nur bin ich dein!
Aus Höllenqualen stiegst du himmelan
Und ahnst nicht mehr, wo die Begierden fluten.
In deinen Himmelshöhn mußt du verbluten.
Durch mich sei das den Menschen kundgetan;
In keuscher Dichtung soll durch mich die Welt
Verkaufter Liebe Leid ermessen lernen.
Hier schwör ichs bei des Himmels ewgen Sternen,
Bei ihrem Glanz, der meine Brust erhellt!
Gib mir ein Pfand, gesteh mir offen ein:
Bist du aus Liebe jemals froh geworden?

Lisiska (ihn emporhebend).

Wenn Sie jetzt gleich mich ermorden,
Könnt meine Rede nicht anders sein.
Immer nur war es der höllische Trieb,
Aus dem an Freude nichts übrig blieb...
So ists in diesem Haus nun einmal:
Alle begegnen sich hier,
Denen die Liebe unendliche Qual
Und niegestillte Begier.

Was da noch sonst an Besuchern kommen,
Das wird von uns doch nicht ernst genommen.
Menschen wie Sie sind selten,
Weil sie nichts gelten
Wie wir,
Die man dem unvernünftigen Tier
Vergleicht. —
Aber hab ich denn nun erreicht,
Daß Sie dem wilden Begehren
Trost gewähren?

Herr König.

So wirre Pfade deine Hand mich leitet,
Am Himmel flammt ein Stern, der uns begleitet.

Lisiska (umarmt und küßt ihn).

Dann komm, mein Schatz! Jetzt bist du endlich mürbe.
Mir ist als höchste Wollust längst ein Land
Urewger niegestörter Ruh bekannt. —
Ach, daß ich unter deinen Fäusten stürbe!

(Beide nach rechts ab).

Casti Piani (aus seinem Versteck hervorstürzend, vergeistert). Was war das?!

Elfriede (stürzt aus ihrem Versteck hervor, leidenschaftlich). Was war das?! Was habe ich nichtswürdige Schmarotzerin mir in meinem vertrockneten Hirn unter Sinnengenuß vorgestellt?! — Selbstaufopferung, glühendes Märtyrertum ist das Leben in diesem Hause. Ich in verlogener Aufgeblasenheit, in meinem fadenscheinigen Tugendstolz hielt dieses Haus für die Brutstätte der Verworfenheit!

Casti Piani. Ich bin zerschmettert!!

Elfriede. Meine ganze Jugend, so überreich an Liebesdurst, an Liebesmacht sie mir der gütige Himmel geschenkt hatte, ich habe sie freventlich durch den grauen seelenerstickenden Straßenschmutz geschleift!

Die Heiligkeit sinnlicher Leidenschaft galt mir feigen Memme als niedrigste Gemeinheit!

Casti Piani (vergeistert). Das war die tageshelle Erleuchtung, die unversehens dem, der auf dem Dachfirst nachtwandelt, das Genick bricht!

Elfriede (leidenschaftlich). Das war die tageshelle Erleuchtung!

Casti Piani. Was tu ich noch auf der Welt, wenn auch der Sinnengenuß nichts als höllische Menschenschinderei, wenn auch der Sinnengenuß nichts als satanische Menschenschlächterei ist, wie das ganze übrige Erdendasein! So also nimmt sich der einzige göttliche Lichtstrahl aus, der die schauerliche Nacht unseres martervollen Lebens durchdringt! Hätte ich mir doch vor einem halben Jahrhundert eine Kugel durch den Kopf gejagt! Dann wäre mir dieser jämmerliche Bankrott meines hochstaplerisch zusammengestohlenen Seelenreichtums erspart geblieben!

Elfriede. Was Sie noch auf dieser Welt zu tun haben? Das kann ich Ihnen sagen! Sie sind Mädchenhändler! Sie rühmen sich, es zu sein! Jedenfalls haben Sie die besten Verbindungen mit allen bedeutenden Plätzen, die für den Mädchenhandel in Betracht kommen. Verkaufen Sie mich! Ich beschwöre Sie, verkaufen Sie mich an solch ein Haus! Sie können ein ganz einträgliches Geschäft mit mir machen! Ich habe noch nie geliebt, das setzt meinen Wert jedenfalls nicht herab! Dafür, daß ich Ihnen keine Schande mache, daß Sie bei Ihren Abnehmern Ehre mit mir einlegen, verbürge ich mich Ihnen mit jedem Schwur, den Sie von mir verlangen!

Casti Piani (halb im Wahnsinn). Was rettet mich vor dem Genickbruch?! Welches Mittel hilft mir über die eisigen Todesschauer hinweg?!

Elfriede. Ich helfe Ihnen darüber hinweg! Ich! Verkaufen Sie mich! Dann sind Sie gerettet!

Casti Piani. Wer sind Sie denn?!

Elfriede. Ich will im Sinnengenuß meinen Tod finden! Ich will mich auf dem Blutaltar sinnlicher Liebe schlachten lassen!

Casti Piani. Sie — Sie soll ich verkaufen?!

Elfriede. Ich will den Märtyrertod sterben, den dieses Mädchen, das eben hier war, stirbt! Habe ich denn nicht die gleichen Menschenrechte wie Andere?!

Casti Piani. Behüte mich der Himmel davor!! Das — das — das ist das höllische Hohngelächter, das über meinem Todessturz erschallt!

Elfriede (sinkt ihm zu Füßen). Verkaufen Sie mich! Verkaufen Sie mich!

Casti Piani. Die grauenvollsten Zeiten meines Lebens steigen vor mir auf! Einmal schon habe ich ein Geschöpf, das von der Natur nicht dazu geschaffen war, auf dem Liebesmarkt verschachert! Für dies Verbrechen gegen die Natur habe ich drei volle Jahre hinter schwedischen Gardinen zugebracht! Natürlich war es auch eines jener charakterlosen Geschöpfe, denen die großen Füße im Gesicht geschrieben stehen!

Elfriede (seine Knie umklammernd). Bei meinem Herzschlag beschwöre ich Sie, verkaufen Sie mich! Sie hatten Recht! Meine Betätigung zur Bekämpfung des Mädchenhandels war unbefriedigte Sinnlichkeit! Aber meine Sinnlichkeit ist nicht schwach! Fordern Sie Beweise! Soll ich Sie wie wahnsinnig küssen?!

Casti Piani (in höchster Verzweiflung). Und dieses ohrzerreißende Jammergeheul zu meinen Füßen?! Was ist das?! Dies gellende Zetergeschrei aus Geburtswehen, Daseinsschmerzen und Todesqualen ertrag ich nicht länger! Ich halte dies irdische Wehgekreisch nicht mehr aus!

Elfriede (die Hände ringend). Ihnen selbst, wenn Sie wollen, bringe ich meine Unschuld zum Opfer! Ihnen selbst, wenn Sie wollen, schenke ich meine erste Liebesnacht!

Casti Piani (aufschreiend). Das hatte gefehlt!

(Es kracht ein Schuß. Elfriede stößt einen markerschütternden Schrei aus. Casti Piani wankt, in der Rechten den rauchenden Revolver, die Linke krampfhaft auf die Brust gepreßt, zu einem der Polstersessel, in dem er zusammenbricht).

Casti Piani. — ver—verzeihen Sie — Baroneß — ich — ich habe mir — weh getan — das — das war nicht — nicht galant von mir —

Elfriede (ist aufgesprungen und beugt sich über ihn). Sie werden sich doch um Gottes Barmherzigkeit willen nicht getroffen haben?!

Casti Piani. — schrei—schreien Sie mir die — die Ohren nicht voll — seien Sie — lieb — lieb — lieb — wenn — Sie können —

Elfriede (entsetzt zurückweichend, beide Hände in ihren Haaren, auf Casti Piani starrend, mit einem Aufschrei). Nein! Nein! Ich kann bei diesem Anblick nicht lieb sein! Ich kann nicht lieb sein!

(Auf den Schuß hin sind drei schlanke junge Mädchen, ebenso wie Lisiska gekleidet, eine nach der andern neugierig aus den drei Türen des Zimmers getreten. Sie haben sich zögernd Casti Piani genähert und suchen ihm, stumme Gebärden unter einander austauschend, mit äußerster Zurückhaltung den Todeskampf zu erleichtern.)

Casti Piani (die Mädchen erblickend). — und das — und das — Ra—Rachegeister? — Rachegeister?? — — Nein, nein! — das — das ist — ist Maruschka! — Ich sehe dich genau. — Das ist — Euphemia! — das Theophila! — — Ma—Ma—Maruschka! Küß mich, Maruschka!

(Das schlankste der drei Mädchen beugt sich über Casti Piani und küßt ihn auf den Mund.)

Casti Piani. — nein, nein, nein! Das war nichts! — Küsse — küsse mich anders!

(Das Mädchen küßt ihn wieder).

Casti Piani. — So! — So, so, so! — Ich — ich habe euch — betrogen — (sich an Maruschka langsam aufrichtend) — euch Alle — betrogen! — Der Sinnengenuß — Menschenquälerei — Menschenschinderei

— endlich — endlich — Erlösung! (er steht, steif emporgereckt, wie vom Starrkrampf erfaßt, die Augen weit aufreißend) Wir — wir müssen — den — den hohen Herrn — doch wohl stehend — — — — — — — — — — — — — — — — — empfangen . . . (er bricht tot zusammen).

Elfriede (in Tränen aufgelöst zu den drei Mädchen). — Nun? — Hat denn keine von Euch Mädchen den Mut dazu? — — Ihr ward diesem Manne doch mehr, als ich ihm sein durfte!

(Die drei Mädchen weichen kopfschüttelnd mit eisigen Mienen, scheu und angstvoll zurück).

Elfriede (schluchzend, zur Leiche Casti Piani's gewandt). Dann verzeih mir Elenden! Du hast mich im Leben aus tiefster Seele verabscheut! Verzeih mir, daß ich mich dir noch nahe! (Sie küßt ihn inbrünstig auf den Mund. — in einen Strom von Tränen ausbrechend). Diese letzte Enttäuschung hast du dir doch wohl in deinem furchtbarsten Weltschmerz nicht träumen lassen, daß dir eine Jungfrau die Augen zudrückt! — (Darauf drückt sie ihm die Augen zu und sinkt jammervoll weinend zu seinen Füßen).

Mödlings älteste Urkunde?

Replik

von

Joseph Schöffel.

Die von mir kürzlich veröffentlichten »Erinnerungen aus meinem Leben« haben, wie ich es vorausahnte, viel Staub aufgewirbelt.

Während mir aus Offizierskreisen, was ich nicht vermutete, zustimmende und geradezu rührende Beweise der Anerkennung zuteil geworden sind, hat man in politischen Parteikreisen nach

wochenlangem Besinnen und Beraten versucht, einzelne, der beteiligten politischen Partei unangenehme Angaben durch Wort- und Sinnverdrehung zu widerlegen.

Anerkennen muß ich, daß man sich bei dieser Widerlegung nicht des am Naschmarkt üblichen Schimpflexikons bediente. Die Sprache war eine anständige! Die Herren kämpften aus Notwehr! Ein solcher Kampf ist immer anregend!

Nun fallen aber im ‚Deutschen Volksblatt' sogenannte gelehrte Altertumsforscher, die ihr Leben inmitten verstaubter Pergamente verträumen, über mich her und zwingen mich, mich mit ihnen über den Sinn einer angeblich vor 1000 Jahren verfaßten Urkunde — ein Tauschgeschäft zwischen zwei Prälaten betreffend — herumzubalgen.

Diese Tauschurkunde existiert im Originale nicht mehr. Es existieren nur Abschriften dieser Urkunde, die wahrscheinlich im 13. oder 14. Jahrhundert, also mindestens 400 Jahre später angefertigt wurden und die weder im Text, noch in der Bezeichnung der daselbst angeführten Ortsnamen übereinstimmen und daher selbst für diejenigen, die sich mit dem Lesen und Interpretieren solcher alter Scharteken befassen, eigentlich ganz wertlos sind.

Für mich ist eine solche Beschäftigung geradezu eine Sünde wider die Natur! Trotzdem muß ich mich mit der Sache so zu sagen aus Strafe befassen, weil ich mich unterfangen habe, einer anderen Ansicht zu sein, als ein vom heiligen Geist beschatteter Archivar, der die früher erwähnten wertlosen Urkundenabschriften zum Zwecke der Veranstaltung einer Jahrtausendfeier der Stadt Mödling bestens empfohlen haben soll.

Ich bin ein geschworener Gegner der heute grassierenden Festseuchen und des modernen Wohltätigkeitssports, bei welchem den Massen die letzten Kreuzer für die aus Eitelkeit und Prunksucht veranstalteten Feste aus der Tasche gerissen werden. Der Wiener und der Niederösterreicher hat die Wurzerei, wie er dies nennt, herzlich satt, läßt sich aber in seiner angeborenen Gutmütigkeit, alias Dummheit, ruhig mißbrauchen, um der haute volée zum Nimbus der Wohltätigkeit, der ihr nichts kostet, zu verhelfen.

Man vergleicht heute diese modernen Festlichkeiten mit den circenses der Römer. Dieser Vergleich hinkt aber auf allen vier Füßen! Die heidnischen Römer haben der Masse die circenses ebenso unentgeltlich geboten, wie die Bäder. Sie, die Heiden,

haben aber neben den circenses dem Volke auch Brot gereicht, damit es seinen Hunger stillen könne. Das römische Proletariat lagerte in Ermanglung anderer Unterkünfte unter den Vorhallen der Tempel, was das milde Klima Italiens gestattete.

Die modernen Christen, die wohlhabend sind, oder sich zu fetten Pfründen und Stellen emporgelogen und emporgeheuchelt haben, fressen und saufen sich bei den von ihnen veranstalteten Festen toll und voll und beräuchern sich dabei gegenseitig, damit ihr Tun und Lassen nicht zum Himmel stinke, lassen aber die Armen verhungern und in den Cloaken der Städte Schutz vor den Unbilden des Wetters suchen.

Die modernen Christen üben die vom Heiland gelehrte Nächstenliebe, indem sie die Spiel-, die Schau- und die Vergnügungssucht der Massen ausnützen und Bettler zum Besten von Bettlern anbetteln!

Der Widerwille gegen diese Unsitten der heutigen Gesellschaft allein hat mich veranlaßt, in dem von mir herausgegebenen Werke, die auf Grund wertloser Abschriften einer derzeit und seit Jahrhunderten nicht existierenden Urkunde veranstaltete Jahrtausendfeier der Stadt Mödling als eine ad hoc erfundene zu bezeichnen, und die Ansicht auszusprechen, daß das in den mehrerwähnten Abschriften angeführte Medilihha ad Slivinihha oder Nominicha ultra montem Comagenum nicht mit dem heutigen Mödling identisch sei.

Drei Archivare, ein alter und zwei junge, haben sich nun zusammengetan, um diese meine Ansicht, als den Glauben eines Laien, eines Ketzers zu widerlegen und zu verdammen und dafür ihre Ansicht, ihren Glauben als den allein richtigen hinzustellen und der Stadt und der Welt durch das ‚Deutsche Volksblatt' zu verkünden.

Ich bezweifelte nämlich, daß unter dem Ausdruck mons comagenus der Wienerwald zu verstehen sei, weil der Wienerwald nicht ein einzelner Berg, sondern eine Kette von Bergen ist, welche die Alten gewiß nicht im Singular, als mons, sondern im Plural, als montes comagenos, bezeichnet hätten.

Darauf erwidert der Dreibund der Archivare, daß in Urkunden des frühen Mittelalters die Form mons comagenus und montes comageni wechselnd für dasselbe Gebirge gebraucht wurde.

Ich glaube es nicht, denn wenn man im Jahre 904 den Wienerwald mons comagenus genannt hätte, hätte Kaiser Heinrich II. als er 98 Jahre später, nämlich im Jahre 1002 den Wienerwald den Babenbergern schenkte, in seiner heute noch erhaltenen Schenkungsurkunde dieses Waldgebiet als mons comagenus und nicht als das Gebiet zwischen der dürren Liesing und der Triesting, »inter durram Lieznicham et Criezinicham«, bezeichnet.

Die drei Leuchten der Altertumsforschung moquieren sich darüber, daß ich es wagte, den im Wienerbecken und in der ungarischen Ebene überall sichtbaren Berg bei Hainburg an der Donau, die im Mittelalter die einzige Verkehrsstraße zwischen dem Westen und Osten Europas war, als den mons comagenus zu bezeichnen und zu konstatieren, daß Hainburg in Lexikons aus dem 16. Jahrhundert Comagenum genannt wird.

Das wissenschaftliche Trifolium belehrt mich, daß die Römerstation, welche die Gegend an der Donau deckte, nicht an der Stelle des heutigen Hainburg, sondern in Carnuntum zu suchen sei.

Ich danke den Herren Gelehrten und Sachverständigen für diese ihre freundliche Belehrung und erwidere sie damit, daß ich vor 60 Jahren, als Schüler der fünften Gymnasialklasse, damals Poesie genannt, in welcher außer der römischen Geschichte römische Altertümer und Mythologie vorgetragen wurden, lernte, daß Hainburg unter den Römern ein Vorwerk und integrierender Bestandteil des befestigten römischen Lagers Carnuntum war und das heutige Tulln, das alte Comagenae der Römer, diesen als Flottenstation diente. Daß dem so war, wie man uns lehrte, beweisen die vielen römischen Antiquitäten, die in Hainburg gefunden werden, insbesondere aber die von den Römern gebaute Wasserleitung, die noch heute Hainburg mit Wasser versorgt.

Ich hoffe, daß sich die Herren für diese Mitteilung, die ihr Wissen jedenfalls bereichern dürfte, ebenso bedanken werden, wie ich ihnen für ihre mir gewordene Belehrung, die mein Wissen obstruierte, gedankt habe.

Die gelehrten Herren lassen ihrer Phantasie die Zügel schießen und leiten den Namen des Marktes Kaumberg, das 40 Kilometer von Tulln entfernt liegt, von Comagenae, der römi-

schen Bezeichnung für Tulln ab, und entscheiden, daß daher auch der Wienerwald als mons comagenus bezeichnet werden müsse. Wer das glaubt wird selig, denn den Einfältigen gehört ja das Himmelreich! Die gelehrten Herren spötteln darüber, daß ich Medilihha ad Slivinihha jenseits des Leithagebirges in Ungarn suche, wo es nicht zu finden ist. Ja wo ist den dann, ihr erleuchteten Herren, das Slivinihha, das doch eine größere Ansiedlung als Medilihha gewesen sein muß, da Medilihha sonst nicht als bei Slivinihha liegend bezeichnet worden wäre, hingekommen? In ganz Niederösterreich ist kein Slivinihha oder Nominiha oder auch nur ein entfernt ähnlicher Ortsnamen zu finden!

Die drei gelehrten Herren deduzieren den Namen Mödling von Medilihha, sowie vor Jahren einer ihres Berufes ihn von mea dilecta herstammend erklärte.

Phantasiegebilde, die in halbdunklen, mottengefüllten Archivräumen gezeugt werden!

Um ihre wissenschaftliche Brühe etwas genießbarer zu machen, mengen ihr die Herren etwas politisch nationalen Pfeffer bei, indem sie erklären, daß Medilihha und natürlich auch das größere, von der Bildfläche verschwundene, unauffindbare Slivinihha oder Nominiha deutsche Ansiedlungen waren, und daß es daher gerechtfertigt erscheint, daß die erste urkundliche Erwähnung der Ansiedlung unseres Volkes festlich begangen werde.

Langsam, meine Herren! Keine gewagten Sprünge! Sie könnten sich sonst den Hirnkasten einstoßen! Erinnert Sie der Name Slivinihha nicht an Sliwowitz, der bekanntlich aus Zwetschken, die im Slavischen auch Sliva heißen, gebrannt wird? Und da sie schon in Deduktionen so groß und fruchtbar sind, könnte man Medilihha und Medilice nicht auch von dem slavischen Med (Honig) herleiten und so einen slavischen Ursprung dieser Kolonie konstruieren?

Der römische Kaiser Probus soll den Wein- und den Obstbau in unseren Gegenden eingeführt haben und so scheinen die ersten Ansiedelungen längs dem östlichen und südlichen Gehänge des Wienerwaldes, wo Wein und Obst gedieh, darunter Mödling, Perchtolsdorf und Gumpoldskirchen, entstanden zu sein

So glaube ich! Sie glauben etwas anderes! Glauben heißt aber nichts wissen und so ergibt sich, daß wir in dieser Beziehung alle zusammen nichts wissen, was Gott sei Dank, der Menschheit nicht zum Schaden gereicht!

Die gelehrten Herren versichern zum Schlusse ihrer Expektoration, daß die bestehende wissenschaftliche Ansicht von der Identität des vor tausend Jahren genannten Medilihha mit Mödling eine völlig gesicherte ist!

Lieb' Mödling, kannst ruhig sein! Drei Gelehrte haben die Gewißheit ausgesprochen, daß du die Ehre hast, mit einem Orte identisch zu sein, der vor tausend Jahren gegen alte Messkleider eingetauscht wurde! Mein Mödling, was willst du noch mehr! Die dir zugedachte Ehre hast du mit dem Verlust von 30.000 Kronen teuer genug bezahlt!

Es hat wohl erst vor kurzem ein Kollegium gelehrter Psychiater den Wahnsinn einer Prinzessin mit voller Gewißheit konstatiert, während ein anderes Kollegium ebenso gelehrter Psychiater dieselbe Prinzessin mit vollster Gewißheit als geistig vollkommen gesund erklärte. Die Tatsache, daß Fachleute irren und oft aus bloßer Gefälligkeit absichtlich irren, bestätigen die drei verbündeten Autoritäten Dr. Anton Mayer, Dr. Giannoni und Dr. Max Vancsa.

* * *

Der Oberste Gerichtshof hat eine Entscheidung gefällt, die dem journalistischen Strohmännerwesen den Garaus macht. Bekanntlich stellen die Zeitungseigentümer Leute zu dem besonderen Zwecke an, beleidigende Artikel vor der Drucklegung nicht zu lesen und nicht zum Druck zu befördern. Man nennt diese Leute verantwortliche Redakteure. Die beleidigenden Artikel erscheinen dann doch auf geheimnisvolle Weise, aber die verantwortlichen Redakteure werden nur wegen »Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge« bestraft. Natürlich zahlt der Unternehmer die Strafsumme, zu der sie verurteilt wurden. Die armen Teufel ahnen aber nicht, wie unsicher diese Aussicht ist. Der Unternehmer braucht bloß eines

schönen Tages zu erklären, daß er nicht gewillt sei seinem Angestellten die Strafsumme, zu der er im Dienste des Unternehmens verurteilt wurde, zu ersetzen. Der »verantwortliche Redakteur« beruft sich auf die Abmachung, die er mit seinem Brotherrn getroffen hat, vielleicht auf einen schriftlichen Vertrag, der ihm den Ersatz der Summe sichert, um die er seine Bescholtenheit erkaufen mußte. Ein unmoralischer Vertrag, der vor keinem Zivilrichter bestünde. Der verantwortliche Redakteur bekäme weder die kleinen Beträge herein, zu denen er wegen Vernachlässigung der Obsorge oder wegen Nichtaufnahme einer Berichtigung vom Bezirksgericht, noch die große Summe, zu der er vom Schwurgericht verurteilt wurde, wenn es wirklich einmal gelang, ihn wegen des Vergehens der Ehrenbeleidigung zu fassen. Die Verträge zwischen verantwortlichen Redakteuren und Zeitungseigentümern sind null und nichtig. Niemand wird künftig den Posten eines Verantwortlichen übernehmen wollen, da ihm kein Vertrag — nicht einmal ein Ehrenwort des Chefs — die materielle Schadloshaltung verbürgen kann; es sei denn, daß schon in der Höhe des Gehaltes das kriminelle Risiko berücksichtigt würde. Vielleicht wird die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs dem verwerflichen Zustand, der es bisher dem Nutznießer ermöglichte, die Verantwortung von sich auf andere Schultern zu wälzen, ein Ende machen.

In dem letzten Prozeß, den ich gegen meinen einstigen Drucker führte und gewann, hatte das Handelsgericht erkannt, daß mir vom gemeinsamen Unternehmen unter anderm auch ein Teil jener hohen Geldstrafe rückerstattet werden müßte, zu der ich in einem Beleidigungsprozesse als verantwortlicher Redakteur der ‚Fackel' verurteilt worden war. Die höheren Instanzen waren anderer Ansicht.

Der Oberste Gerichtshof entschied wie folgt:

Was endlich die Prozeßkosten anbelangt, welche anläßlich verschiedener Preßprozesse gegen Karl Kraus aufgelaufen sind, so muß der Anschauung der unteren Gerichte, daß diese

Kosten – abgesehen von der weiter unten zu besprechenden Geldstrafe – als ein Aufwand des gemeinsamen Unternehmens anzusehen und von dem Ertrage desselben in Abzug zu bringen seien, beigepflichtet werden, weil die Verteidigung des angeklagten Redakteurs und Herausgebers des Blattes vor dem Strafgerichte nicht nur im persönlichen Interesse des Angeklagten, sondern auch in jenem der gemeinsamen Zeitungsunternehmung gelegen ist, im vorliegenden Falle der Beklagte als Drucker des Blattes auch eine besondere Obsorgepflicht hatte und bei der scharf polemischen Richtung des Blattes, welche allerdings geeignet war, die Verbreitung desselben und somit den Erfolg der Unternehmung wesentlich zu fördern, auch mit Gefahr drohender Strafprozesse und mit den daraus für das Unternehmen erwachsenden Auslagen von vorneherein rechnen mußte. — Anders aber verhält es sich mit der über Karl Kraus anläßlich eines Ehrenbeleidigungsprozesses verhängten Geldstrafe von 1800 K. — Diese zählt nicht zu den Kosten des Strafverfahrens, sondern ist das Strafübel, welches nach dem Gesetze nur den Verurteilten selbst, nicht aber dritte Personen treffen soll. Wenn es auch richtig ist, daß die Verurteilung des Herausgebers und Redakteurs wegen eines durch den Inhalt einer periodischen Druckschrift begangenen Vergehens auch für das betreffende Zeitungsunternehmen die in den §§ 36 und 37 Pr.-Ges. und im § 1 des Gesetzes vom 9. Juli 1894, Nr. 161 R.-G.-B. angedrohten nachteiligen Folgen nach sich ziehen kann, so liegt darin nur eine Bestätigung der oben ausgesprochenen Anschauung, wonach das Unternehmen als solches allerdings ein Interesse daran hat, daß eine solche Verurteilung nicht erfolge, daher der zur Erreichung dieses Zweckes gemachte Prozeßkostenaufwand sich als eine im Interesse des gemeinsamen Unternehmens gemachte Auslage darstellt. — Keinesfalls aber können diese möglicherweise auch das Unternehmen selbst berührenden Nachteile als Strafe im Sinne des Gesetzes angesehen werden und in keinem Falle kann die Hilfe des Gerichtes dazu in Anspruch genommen werden, die über den Schuldig-Erkannten verhängte Geldstrafe auf das Unternehmen, an welchem er mitbeteiligt ist, zu überwälzen. Darin läge nicht nur eine Verletzung des im § 31 St.-G. ausgesprochenen Grundsatzes, daß die Strafe nur den Schuldigen treffen soll, und eine wenigstens teilweise Vereitelung des Strafzweckes, sondern es wäre dies auch speziell bei Vergehen gegen die Sicherheit der Ehre unvereinbar mit den Bestimmungen der §§ 493 und 261 St.-G. wonach in diesen Fällen die gesetzliche Strafe eine Freiheitsstrafe ist, welche nur bei besonders rücksichtswürdigen Umständen in eine Geldstrafe umgewandelt werden darf, welch' letztere aber nach den Vermögensverhältnissen des Verurteilten und nicht nach dem Vermögensstande der betreffenden Zeitungsunternehmung zu bemessen ist, was doch dann der Fall sein müßte, wenn die Strafe das Unternehmen als solches treffen sollte.

Ich war Miteigentümer und darum als verantwortlicher Redakteur auch mein Angestellter. Aber die armen verantwortlichen Redakteure riskieren durchaus, daß ihnen bloß die Prozeßkosten, nicht die Geldstrafen vom Unternehmer ersetzt werden. Wer wird künftig noch die pflichtgemäße Obsorge vernachlässigen wollen?

* * *

Ich erhalte die folgende Zuschrift:

Man hat dem Militär von altersher den Vorwurf gemacht, daß es für Dinge der Wissenschaft wenig Verständnis und Interesse besitze. Aber erst in neuerer Zeit hat diese Anschuldigung in höheren Kreisen unangenehm berührt, und man war darum auf der Suche nach einer noch unentschiedenen wissenschaftlichen Frage, die man gründlich studieren und lösen wollte. Da war es denn ein glücklicher Zufall zu nennen, daß ein gewitzter Kopf, deren es im Reichs-Kriegsministerium viele geben soll, auf den genialen Einfall geriet, erproben zu wollen, ob die landläufige Ansicht richtig sei, daß das weibliche Geschlecht gegen Unglück und Mißgeschick aller Art widerstandskräftiger sei, als das männliche, daß die Frau Kummer, Hunger und Entbehrung länger und resignierter ertrage, als der Mann, der recht bald zum Alkohol oder zur Schußwaffe seine Zuflucht nimmt, wenn die Not hart an ihn herantritt. Man war an maßgebender Stelle mit diesem Experiment umso mehr einverstanden, als man sich sagen mußte, daß man in den größtenteils mittellosen Offizierswitwen und deren unversorgten Töchtern ein Versuchsmaterial besitze, wie man es reichhaltiger und besser nicht wünschen konnte. Allerdings ging ein Bruchteil verloren, als man den Offizierswitwen eine Pension zuerkannte, allein man war vorsichtig und klug genug, gerade jene Witwen von der Begünstigung auszuschließen, die ihrer am allernotwendigsten bedurft hätten. Mit jährlichen Gnadengaben von 100 und

120 fl. mußten die verarmten alten Frauen am unverwüstlichen Hungertuche weiter nagen, bis sich nach einigen Jahren ziffermäßig feststellen ließ, daß die in Frage stehende Widerstandskraft gegen chronische Blut- und Magenleere denn doch nicht ausreiche. Man gab endlich auch diesen Witwen die normalmäßige Pension, sie war aber für die unteren Kategorien von Anbeginn so karg bemessen, daß bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen das frühere Elend in seiner ganzen Stärke bestehen blieb...

Wenn die oberste Militär-Behörde fortfährt, zu versprechen, ohne eine wirkliche Hilfe zu gewähren, so kann sie mit Fug erwarten, daß binnen 6—8 Jahren das ganze Versuchsmaterial der Not und Entbehrung erlegen sein wird. Man mag dann befriedigt die Akten schließen, das Fazit ziehen und das Resultat der äußerst humanen Forschung der Akademie der Wissenschaften unterbreiten.

* * *

Herr Victor Silberer, bekanntlich der einzige Buchmacher, den Herr Bielohlawek leiden kann, beging das 25jährige Jubiläum der ‚Allgemeinen Sportzeitung'. Ein Wiener Ereignis. Beim Bankett feierte natürlich Bürgermeister Dr. Lueger »in launiger Rede« die Verdienste, die sich Victor Silberer etc.... Dichtdaneben saß Herr Wilhelm Singer, der Herausgeber des knieweichsten Blattes von Wien, das zwar jeglichen Sport fördert, selbst aber unter allen Leibesübungen immer nur eine ganz bestimmte betätigt und dem z. B. das Hantieren mit den Schwergewichten der Gesinnung nicht geläufig ist. Herr Singer widmet Herrn Silberer, dem der Sport seit Jahren schon den Appetit zum Judenfressen erhöht hat und von dessen gesunder Verdauung sich Herr Singer durch Lokalaugenschein überzeugt, einen wunderschönen Festartikel. Er nennt ihn einen »typischen Renaissancemenschen«, teilt uns aber zu unserer Beruhigung sofort mit, daß Silberer's Vater ein Wiener Magistratskommissär, sein Großvater der Fleischhauer Raumer von der Laimgrube war. Herr Singer macht sich Gedanken darüber, wie Silberer's Mutter geartet gewesen sein muß. Er meint nicht mit Unrecht: »riegelsam«. (Hier hält

der Leser inne und vermutet, daß Herr Pötzl der Verfasser des Festartikels ist). Und nun wörtlich: »Von der Mutter hat der Sohn jedenfalls die Frohnatur her«. Uns ist, als ob wir ähnliches schon von einem anderen berühmten Lebenskünstler gehört hätten. Was ist denn mit der Lust zum Fabulieren? Der andere Lebenskünstler unterscheidet sich von Herrn Silberer nur dadurch, daß er sich nicht veranlaßt fühlte, »als Bankkommis nach Amerika auszuwandern, um dort die Journalistik, den Sport und das Geldverdienen zu lernen«. Dafür hat Herr Silberer sonst manches mit dem Klassiker gemein. Wörtlich lesen wir: »Das Wort von der ‚gesunden Seele im gesunden Körper' ist wieder zu Ehren gelangt, der Geist des Griechentums ist in die Massen gedrungen. Aber Victor Silberer war sein Prophet«. Im ‚Neuen Wiener Tagblatt' kämpfen, wie man sieht, zwei Auffassungen des Griechentums: Hermann Bahr tritt für die hysterischen, Herr Pötzl für die riegelsamen Griechen ein.

* * *

»Man telegraphiert uns aus Berlin, 22. d.: Prof. Alexander Strakosch verlegt Mitte August seinen Wohnsitz von Wien nach Berlin.«

Eine Nachricht, des Telegraphierens wert. Für die Wiener. Der gefürchtete Rezitator, der im Schweiße seines Angesichts durch drei Jahrzehnte Uuuu—ri—el A—cos—ta gesprrrochen hat, ist nach Berlin berufen worden, um den Schauspielern der Reinhardt-Bühne das noch fehlende drrramatische R beizubringen. Der Berliner Modernitätsglaube ist nun, so sollte man denken, wohl definitiv entlarvt. Herr Reinhardt muß, so oft er nach Wien kommt, von verständigen Theatermännern hören, daß die Demonstrationen einer meisterlich gedrillten Truppe von Defektschauspielern in der Stadt der bei äußerster Verluderung noch immer wahren Theaterkunst Anmaßung seien, daß der Fleiß, der ein Ensemble von Dilettanten ohne Lampenfieber zu kunsttäuschenden Wirkungen führt, alle Achtung verdiene, daß aber die echtesten Bäume für eine Schauspielkunst, die von Pappe ist, nicht entschädigen können. (Nicht das Talent der wenigen Individualitäten, sondern die Energie in der Behandlung der vielen Untalente schafft diesen Gastspielen Verblüffungserfolge). Etliche Zöpfe haben gar entdeckt, daß man Shakespearesche Verse sprechen können muß, wenn man sie durchaus

sprechen will. Na wartet! Im nächsten Sommer werden wir auch das können. Herr Reinhardt hat eine Schauspielschule gegründet und ihr als hervorragendste Lehrkraft — Herrn Strakosch gewonnen. Herr Strakosch verläßt Wien und rollt mit dem dramatischen R nach Berlin. . . Ein alter Irrtum schreibt Herrn Strakosch ein Verdienst um den großen Stil der Wiener Bühne zu. Die Sprechkunst des alten Burgtheaters ist dem ödesten Sprecher, dem leersten Lehrer und dem besten Verbildner von Talenten nicht den geringsten Dank schuldig. Der veraltetste Burgtheaterton ist diesem dramatischen Scholar nicht entsprungen. Daß der Berliner Snobismus, der sich an den äußersten Sensationen der Neuheit nicht genugtun konnte und von der Malerei die Wirkungen beziehen wollte, die ihm die Schauspielkunst versagt, nach Slevogt auf Strakosch verfällt, ist wirklich grotesk. In Theaterkreisen sieht man den Errungenschaften der neuen Berliner Schule mit heiterster Spannung entgegen, kolportiert man mit teilnahmsvollem Ergötzen die Geschichte von dem Versuch des Herrn Strakosch, Wiener Talente auf Berliner Boden zu verpflanzen. Er soll hier im Auftrage seines Direktors fürchterliche Musterung gehalten haben. Eine kleine Anfängerin, der man das Gamintemperament und die Möglichkeit künftiger Gestaltung des »Blitzmädel« von den Augen abliest, habe er, so heißt es, als Braut von Messina verhört und sofort für untauglich erklärt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Literat. Daß im letzten Heft Preßstimmen über die Aufführung der »Büchse der Pandora« zitiert waren, haben mir Freunde »übelgenommen«? Wie feinfühlig! Aber es könnte mich ermutigen, in künftigen Fällen wieder Preßstimmen zu zitieren. Immer hat mich der Tadel der Gedankenlosen mehr aufgerichtet als das Lob der Einsichtigen. Daß sich die Herrschaften doch nie sagen, daß mir ihre Einwände wahrscheinlich früher einfallen als ihnen! Die ‚Fackel' zitiert lobende Preßstimmen: auf die Absonderlichkeit dieses Beginnens braucht mich erst ein Leser aufmerksam zu machen! Der hält sich natürlich für ungleich gescheiter als den Schreiber. Und für zwölf Kreuzer erwirbt er das Recht, seiner Überlegenheit Ausdruck zu geben. Nur schade, daß diese Omnipotenz an einem Starrkopf scheitert. An einem Starrkopf, der sein publizistisches Tun und Lassen vor dem ungnädigsten Leser zu vertreten bereit ist und der die Ergebenheit in Publikumswünsche stets als die schimpflichste und korrupteste aller Abhängigkeiten empfunden hat.

Also: ich habe Preßstimmen zitiert, erstens weil's mir so gepaßt hat; zweitens, weil ich als Veranstalter jener dramatischen Aufführung mit dem Herausgeber der ‚Fackel' nur so weit identisch bin, als ich mich eben verpflichtet fühle, dem tückisch totgeschwiegenen Ereignis meine eigene Publizität zu leihen. Nicht der Herausgeber der ‚Fackel', sondern ein Privatmann hat die »Büchse der Pandora« einem geladenen Publikum vorgeführt und darum auch literarische Persönlichkeiten eingeladen, die einer gastfreundlichen Haltung der ‚Fackel' nicht unbedingt sicher sein können, die aber gewiß mehr Anspruch darauf haben, Zeugen einer künstlerischen Tat zu sein, als Herr Müller oder Frau Kohn. Zu dieser Höhe objektiver Auffassung haben sich meine Feinde nicht aufschwingen können. Die Wiener Groß-Presse hat ein Ereignis, das in literarischer, theatralischer und gesellschaftlicher Beziehung wohl die stärkste »Sensation« war, die sich seit langem auf einer deutschen Bühne abgespielt hat, glattweg unterschlagen. Weil, wie ich schon neulich sagte, auch eine Brandkatastrophe unterschlagen würde, bei der meine Wenigkeit sich irgendwie betätigt hat. Literaten, denen die Schreibefinger jucken mußten, ließen sich von ihren Chefredakteuren Handfesseln anlegen. Die Herren hätten mich nicht nennen, hätten nicht einmal der glanzvollen Mitwirkung der stärksten Wiener Bühnenpersönlichkeiten gedenken müssen. Nein, zwischen den »Juden« des Herrn Tschirikoff und dem Maeterlinck'schen Heiligenschund durften sie dem Werk Frank Wedekind's nicht eine essayistische Zeile widmen, und in den Theaterrubriken war am Tage nach der Vorstellung ausführlichst von einer Produktion des Geselligkeitsklubs »Heitere Muse« die Rede. Allerhand Achtung! Aber selbst die Reinhardt-Leute, die doch alles werktätige Interesse der Wiener Literatenschaft auf sich zogen, meinten, daß ein derartiger Skandal, ein derartiges Zurschautragen kleinlichster Gesinnung, eine derartige Beurteilung der »Büchse der Pandora« nach den Beziehungen des Herrn Kraus zur Presse in Berlin doch nicht möglich wäre. Aber war es denn nicht eine Vorstellung »vor geladenem Publikum«? Und ging nicht das Gerücht um, ich selbst hätte »gewünscht«, daß der private Charakter der Veranstaltung nicht journalistisch gestört werde? Auf eine spezielle Anfrage hatte ich allerdings betont, daß ich das Erscheinen eines Referats über die von der Behörde nur als nichtöffentliche Veranstaltung bewilligte Vorstellung nicht veranlassen dürfe. Wenn ich gefragt werde, bin ich der Veranstalter, bin ich die der Behörde verantwortliche Person. Als Herausgeber der ‚Fackel' muß ich bekennen, daß das Benehmen der Wiener Presse eine Affenschande, daß die Scheinheiligkeit, die plötzlich meine »Wünsche« respektiert, ein Anblick zum Erbrechen ist. Seit wann richtet sich denn die Wiener Presse nach meinen Wünschen? Seit wann ist sie diskret? Und warum respektiert sie nicht die Bettgeheimnisse der Gräfin Montignoso, warum respektiert sie die Vorführung der »Büchse der Pandora« als die Angelegenheit eines Privat- und Familienlebens? Plötzlich werden die Herren taktvoll! Mit bescheidener Zurückhaltung nehmen sie davon Abstand, eine große Sache zu fördern, weil sie — notgedrungen —

einen »privaten Charakter« hatte. Die öffentlichen Herren werden anständig! . . . Und nun frage ich, ob es nicht in der Richtung der ‚Fackel' liegt, ein Berliner Blatt zu zitieren, das in ausführlichem Drahtbericht eine Wiener Vorstellung würdigt, die in Wien totgeschwiegen wird? Habe ich das Lob des Arrangeurs oder auch nur das Lob der Mitwirkenden zitiert? Glaubt einer wirklich, daß es mir darum zu tun ist, mich mit der Anerkennung gleichgiltiger Feuilletonisten und Berichterstatter zu brüsten? Wenn der liebe Leser der ‚Fackel' nur ein Hundertstel der Sorgfalt aufwendete, die der Schreiber der ‚Fackel' vergeudet, er würde gemerkt haben, daß die Preßstimmen nur so weit zitiert waren, als sie die äußere Wirkung des Werkes besprachen, von der günstigsten bis zur ungünstigsten. Das war notwendig, um dem Erfolge der Vorstellung die ihm fehlende Wiener Publizität wenigstens vor einem Forum zu ersetzen. Das war aber auch ganz besonders notwendig, um eine Behörde, die die öffentliche Vorstellung des Werkes bisher untersagt und die private erst nach langen juristisch-technischen Auseinandersetzungen erlaubt hat, von seiner moralischen Wirkung zu überzeugen, eine Behörde, die natürlich nichts dagegen einzuwenden hat, wenn im Orpheum allabendlich über dem Verschwinden eines Paares der Vorhang mit dem Transparent: »25 Minuten Pause« fällt. Eine löbliche Behörde und jene Kretins im Publikum, die die »Büchse der Pandora« für eine »Schweinerei« halten. Die Auffassung des Werkes, die den diametralen Gegensatz zu meiner Geschlechtsphilosophie bildet, steht wenigstens im Banne eines sittenreinigenden Gewitters. Daß keines der gedruckten Urteile von Entrüstung über die Vorführung »obszöner« Dinge diktiert ist, wollte ich den Maßgebenden zeigen. Und einen fackelmäßigen Zweck hatte gewiß sowohl die Zitierung ausländischer Stimmen — im Gegensatz zu dem Wiener Schweigen — als auch der Kontrast zwischen den Feststellungen eines ungeheuren Erfolges und der ungeheuren Verlogenheit des ‚Deutschen Volksblatts'... Am erbärmlichsten in allen Lebenslagen benimmt sich doch immer die Journalistik. Aber ihr schmerzlichster Lohn mag die Erfahrung sein, daß man sie nicht braucht. Ohne daß ihre guten Reden sie begleiteten, floß die Arbeit diesmal munter fort. Ohne ein förderndes Wörtchen der Tagespresse ist die zweite Vorstellung zustandegekommen. Zwei Tage, nachdem in der ‚Fackel' eine kurze Ankündigung der bloßen Möglichkeit einer Wiederholung mit unbestimmtem Datum erschienen war, waren mehr Anmeldungen eingelaufen, als Karten ausgegeben werden konnten. Vor übervollem Hause fand am 15. Juni die zweite Vorstellung mit einem Erfolge statt, der den der Première noch weit übertraf.

Zahlreichen Fragern. Eine dritte Vorstellung wird möglicherweise im Herbst stattfinden. Die Besetzung der zweiten war nur in den Rollen des Casti Piani, den Herr Hofburgschauspieler Korff zu übernehmen die große Freundlichkeit hatte, und der Kadéga (Irene Blaha) verändert.

Defraudant. Im Kunstgewerbemuseum, so meldet mir ein Eingeweihter, verübte ein Beamter eine Defraudation und flüchtete. Auf

sehr sinnreiche Art fördert unser Staat die Defraudationsgelüste seiner untreuen Beamten. Die Lieferanten, die mit staatlichen Aufträgen beglückt werden, müssen mit der Lieferung auch die saldierte Rechnung einreichen — unsaldierte werden nicht übernommen — und erhalten dann je nach den vorhandenen Mitteln nach einigen Tagen oder auch Wochen das Geld gegen separate Bestätigung. Der Beamte hielt nun die saldierten Rechnungen von 15 Tischlermeistern in Händen, und da er die löbliche Absicht hatte durchzubrennen, so nahm er natürlich das Geld für die Rechnungen mit; der Empfang des Geldes war ja von den Lieferanten darauf bestätigt. Man sollte doch meinen, daß das Amt jetzt die Forderungen der Tischler anerkennt. Nein! Es beruft sich darauf, daß es im Besitz der saldierten Rechnungen ist und den Tischlern gegenüber keine weitere Zahlungspflicht hat. Die Tischler müssen den Klageweg betreten und vor dem Gericht den Nachweis erbringen, daß sie die Beträge, die sie im Voraus quittiert hatten, gar nicht erhielten. Vielleicht wird aber dadurch der blödsinnige Usus bei staatlichen Ämtern abgeschafft und untreuen Beamten die Flucht auf flinkem Amtsschimmel unmöglich gemacht.

Vornehmer Leser.

‚Sport und Salon', »Zeitschrift für die vornehme Welt«, 10. Juni 1905:

»Baronin Rosa Schönberger-Wallenstein erfreut sich in der Gesellschaft einer besonderen Wertschätzung und der wärmsten Sympathien. Eine faszinierende Erscheinung, voller Charme, besitzt die vornehme Dame eine gediegene Bildung und ist ihre Umgangsweise geradezu entzückend. Die außerordentlich schöne Frau huldigt jedem Sporte, insbesondere aber dem Rennsporte und hat auch einen ziemlich bedeutenden Rennstall, auf den man große Hoffnungen setzt. Als echte Ungarin ist Baronin Schönberger eine hochherzige, edelmütige Dame, die im Stillen große und viele Wohltaten übt, Not und Elend jederzeit zu lindern weiß und bei keiner humanitären Aktion fehlt, mit einem Wort ein Engel, dem alle Herzen zufliegen.«

‚Neues Wr. Tagblatt', 10. Juni 1905

»(Baronin und Briefträger).: Rosa Baronin Schönberger hatte sich gestern wegen mündlicher und tätlicher Amtsehrenbeleidigung vor dem Bezirksgerichte Wieden zu verantworten. Sie hatte dem Briefträger Philipp Eppel, der ihr ein Paket im Werte von 1000 Kronen zustellte und die Gebühr hiefür verlangte, nach dessen Anzeige zugerufen: »Arroganter, unverschämter Kerl, ich schmeiße Sie hinaus!« und ihn hinausgestoßen. Die Baronin gab nur zu, gesagt zu haben: »Sie bekommen kein Trinkgeld, weil Sie das vorige Mal so arrogant waren!« und weil er mit ihr schrie, ihn hinausgedrängt zu haben. Der Richter verurteilte sie zu fünfzig Kronen Geldstrafe. Wegen einer zweiten Klage — die Baronin soll einer alten Bedienerin anstatt des Lohnes drei Ohrfeigen gegeben haben — wurde die Verhandlung vertagt.«

Ja, ja, so sind eben die öffentlichen Meinungen verschieden. Man kann — und just am selben Tage — auch die Baronin Schönberger von

zwei Seiten betrachten. Ob die Dame, um sich vor allen Fährlichkeiten der bevorstehenden Gerichtsverhandlung zu sichern, bei der Zeitschrift für die vornehme Welt »vorgebaut« hat oder ob die Zeitschrift für die vornehme Welt rechtzeitig die Dame auf die Unannehmlichkeiten der bevorstehenden Verhandlung und deren Publizität aufmerksam gemacht hat, wer kann's wissen? Mit Redakteuren ist ihre »Umgangsweise« sicherlich entzückender als mit Briefträgern, noch nie hat sie dem Vertretrr einer Zeitschrift für die vornehme Welt zugerufen: »Sie bekommen kein Trinkgeld!« und am Ende spricht er sogar die Wahrheit, wenn er von der Dame behauptet, daß sie im Stillen große und viele Wohltaten übt.

Sammler. Der Derby-Schmock der ‚Neuen Freien Presse' ist ein Schmeichler. Nach seiner Behauptung trägt eine Dame »point de cul« (statt point d'aiguille). Wozu einer, der so gut deutsch kann, immer wieder Fremdwörter anwendet!

Habitué. In ‚Le cri de paris' (18. Juni) ist die folgende Glosse zu lesen, deren Verfasser trotz der echt französischen Auffassung Wiens als der »capitale hongroise« über österreichische Verhältnisse gut informiert zu sein scheint: (Censure). Ne médisons pas trop de notre censure: celle de Vienne lui rend des points. La semaine dernière, une troupe de Berlin se proposait de jouer dans la capitale hongroise Le Miracle de Saint-Antoine de M. Maeterlinck, dont le titre allemand est: Das Wunder des heiligen Antonius. La censure intervint, car en Autriche il est interdit de mettre sur une affiche théâtrale le nom d'un vrai saint. Elle intima au directeur de remplacer Antonius par Antimus. Le directeur obtempère. Trois jours après, nouvelle intervention de la censure qui avait découvert qu'il existe aussi un saint Antimus. Il y en a tant! Le directeur a dû remplacer Antimus par Antinus. Pourvu qu'on ne découvre maintenant un saint Antinus, autrement l'affiche finira par porter saint Asinus Censor.

Irrsinniger. Sie wundern sich, daß Sie noch immer nicht Psychiater geworden sind? Das wahre Verdienst kommt heute immer zu kurz. Aber es ginge wohl auch nicht mehr. Man sagt nämlich, daß sich die maßgebenden Kreise entschlossen haben, die Psychiatrie als Wissenschaft aufzulassen und sie nur mehr eine bescheidene Existenz als Glaube fristen zu lassen. Die Saison schließt schlecht ab. Die Herrschaften, die auf diesem morschen Wissenszweig saßen, sind kläglich heruntergepurzelt. Der Fall Coburg und jetzt wieder der Fall Liebel: Ekelhafter Brachialkampf mit einem Irrsinnigen, um ihn zur Bestätigung des Gutachtens der Gerichtsärzte zu bewegen. Und Prinzessin Louise ist normal, wiewohl sie für schöne Toiletten schwärmt. Wir sehen endlich, »daß wir nichts wissen können«. Schluß mit dem blöden Humbug, der die Menschheit so lange genarrt hat!

Berichtigung.

In Nr. 182, S. 1, in der 14. Zeile des Mottos von Félicien Rops ist statt »beneideten«: *benedeiten* zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801).

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 182, 9. Juni): Die Büchse der Pandora. — Von ihrer Aufführung (das Personenverzeichnis; Zuschrift Frank Wedekind's; Zeitungsberichte). Die kaiserlichen Räte. — Ein Erfolg des Schöffel'schen Aufsatzes in Nr. 179. — Die letzte egyptische Plage (Brief aus Alexandrien). — Zwei Gedichte (Ave Melitta! und Der Zoologe von Berlin). Von Frank Wedekind. — Antworten des Herausgebers (Eine Huldigung für Schiller; Vom Schiller-Museum; Die Verpflichtung des Schauspielers; Brandreklame; Das „Deutsche Volksblatt" und die Literatur; Aus meiner Sammlung). — Berichtigung. — Ankündigung.

Tafelwasser Tafelwasser
Krondorfer
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel.

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern,	portofrei . .	K 7.—
» »	18 »	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36 »	» . .	M. 7.—
» » »	18 »	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern,	portofrei	M. 8.20
» » » » »	18 »	»	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Nr. 185. 17. Oktober 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf.

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Joseph Schöffel

Inhalt: Meine Jugend. — Beim Militär. — Vom Wiener Wald. — Im Reichsrat. — Meine Tätigkeit als Bürgermeister. — Im niederösterreichischen Landesausschuß.

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen,
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN

III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

DIE FACKEL

NR. 185 WIEN, 17. OKTOBER 1905 VII. JAHR

BEKENNTNISSE.

Nun ist der moralische Niedergang der ‚Fackel' eine Tatsache, die sich nicht mehr verschleiern läßt. Bald wird er reif sein, von energischer Hand »aufgedeckt« zu werden... Aufdecken! Das tapfere Wort pocht an die Tür, die mein besseres Selbst verschließt, rührt an die Seligkeiten verrauchten Sittenzornes, beschwört die Zeiten, da ich auf diesen Blättern noch, bis es Hörer und Sänger erschöpfte, das Lied vom braven Mann sang. Dann begann ich um die schlimme Frau zu werben, und mein Kampfesmut nahm eine bedenklich ästhetische Wendung. Die Freunde erschraken. Wie sollte solche Vereinigung sozialen Willens und anarchischer Laune möglich sein? Kann dem Hasser der Korruption die Prostituierung sexueller Werte auch nur erklärlich scheinen? Kann man die Schädlinge der Gesellschaft angreifen, die in Amt und Presse ihr Wesen treiben, und zugleich den sittlichen Forderungen dieser Gesellschaft eine Nase drehen? Kann die Hand, die käufliche Männer züchtigt, den Freipaß einer Dirne besiegeln? Die andere Vereinigung wäre geläufiger. Daß die Libertiner der Wirtschaftsmoral auf Treu und Glauben im Geschlechtsverkehr halten oder ihm die legalen Fesseln enger ziehen möchten, ist bekannt. Der kolorierte Ehrenmann, der durch gefährliche Drohung Geld für Lob und Bild einer kleinen Schauspielerin erpreßt, würde im Verweigerungsfalle bereit sein, augenzwinkernd und seiner sittlichen Überlegenheit bewußt, zu verraten,

daß die Dame nicht von ihrer Gage lebt. Und ist's nicht der Triumph staatlicher Gerechtigkeit, daß er den Schandlohn verkaufter kritischer Gunst, den ihm sein Opfer schuldet, zivilrechtlich eintreiben kann, während eine »Prostituierte«, die er etwa selbst um den bedungenen Lohn geprellt hat, aus dem Gerichtssaal gejagt würde? Die Heiligkeit des Familienlebens, die Reinheit des Ehebetts, die Uneigennützigkeit geschlechtlicher Wünsche — wahrlich, das sind die ethischen Güter, an deren Bestand kein Wucherer, kein Pferdedieb, kein Wechselfälscher je zu rütteln wagte! Daß nun ein Publizist, von dem ein dunkles Gerücht behauptet, daß er unbestechlich sei — wiewohl kein Mensch sich getraut, es ihm nachzuweisen —, daß gerade er an jenen sittlichen Idealen sich vergreift, ist ein zeitgeschichtliches Kuriosum, über das bereits die größten Dummköpfe nachzudenken beginnen. Wie? Er nimmt nicht einmal eine gutbezahlte Annonce, wenn ihr Gegenstand ihm nicht der Förderung wert scheint, und verherrlicht »kostenlos im redaktionellen Teile« Dinge, deren Nichtförderung sich die Menschheit den Schweiß von Jahrhunderten kosten ließ? Was man nicht deklinieren kann, das sieht man als ein Neutrum an, was über unsern Rindfleischhorizont hinausgeht, das pflegen wir als Sensationssucht zu bezeichnen. Spekuliert er nicht auf das Interesse, das der »stoffliche« Feingehalt immerhin seiner befremdenden Weltanschauung sichern könnte?

Wer so lange das Mißtrauen gegen Druckerschwärze gepredigt hat, mag es sich schließlich als persönlichsten Erfolg anrechnen, daß auch seine Meinung als geschwärzt verdächtigt wird. Ein Jahr hindurch wurde ich mit der Frage belästigt, welches »Motiv« meinen Angriffen auf einen reichsdeutschen Schriftsteller zugrunde liege. In der Stadt der Verbindungen und Beziehungen wäre es unerhört, wenn einmal Erkenntnis und nicht Erkenntlichkeit urteilbildende Kraft bewährte. Der Angreifer ist hier entweder

undankbar oder rachsüchtig: entweder war er vor zehn Jahren vom Angegriffenen zur Jause geladen, oder er war nicht geladen. Nun gibt es ja gewiß Autoren, in deren Stil der Hinauswurf, das abgelehnte Theaterstück, das verweigerte Darlehen, der unterlassene Gruß zu unverkennbarem und individuell reizvollstem Ausdruck gelangen. Aber warum gerade mir der Verdacht, dem erprobten Spürer von Zusammenhängen? Die Wiener Frage: »Was haben Sie gegen den Mann?« prallt mit ihrer aufreizenden Dummfrechheit an einer publizistischen Lebensführung ab, die sich zu einem Angriff, der nicht das »Motiv« in sich selbst trägt, nie erniedrigen könnte. Auch nicht zu einem Angriff auf die Gesellschaftsordnung, den man als administrative Maßregel entlarvt. Und die Spekulation wäre auch allzu dürftig. Denn seht, das Publikum weist eine Schweinerei entrüstet zurück, wenn es deren erzieherische Absicht merkt. Aber habe ich denn nicht oft genug bewiesen, daß mir der Wunsch des Lesers eher Verbot als Befehl ist? Nicht offen bekannt, daß ich die Abhängigkeit vom Publikum als die schlimmste aller publizistischen Unfreiheiten empfinde, schlimmer als jene, zu der die Gunst zahlender Finanzinstitute verpflichtet? Ein anderes Recht, als eine Zeitschrift, die ihm mißfällt, nicht zu lesen, kann ich dem Leser nicht einräumen, und die Reklamationen, die er »portofrei« erheben kann, haben der Expedition, nicht der Redaktion zu gelten. Wenn eine Nummer, die den Beitrag einer künstlerischen oder wissenschaftlichen Persönlichkeit, auf deren Hilfe ich stolz bin, bietet, von fünfhundert Lesern ignoriert wird, so sehe ich darin bloß eine abfällige Selbstkritik, und die schlimmste Erfahrung könnte mich dann nur zu dem Entschluß bringen, lieber auf die Leser als auf den Mitarbeiter zu verzichten. Ein allzuschlauer Geschäftsmann bin ich also doch nicht. Nur ein planvoller Verschwender. Das ist kein gutgeführtes Blatt, bei dem der Abfall der Anhänger nicht durch einen

Willensakt des Herausgebers geleitet wird. Die Enttäuschung der Leser darf nicht die Überraschung des Schriftstellers sein. Kann er sie nicht seiner Lebensansicht gewinnen, dann mag er lieber materiell an ihrer Entrüstung als geistig an seiner Willfährigkeit zugrunde gehen. Solche Gemeinschaft mit dem bauchrutschenden Gesinde, das täglich zweimal den Wünschen abonnierender Familienväter pariert, würde ihn tiefer erniedrigen, als der völlige Eintritt in die Sklavenlegion.

Erklären wir uns den moralischen Niedergang der ‚Fackel', wie wir wollen. Ihn zu betreiben, ist eine Lebensaufgabe, um deren willen es sich lohnt, diese Zeitschrift fortzusetzen. Das Bewußtsein, daß die verbitterte Talentlosigkeit mich als den Überwinder der Korruption feiert, hat mir oft den verzweifelten Gedanken eingegeben, daß man mit einem der im Preßlager erbeuteten Revolver Selbstmord verüben könnte. Mindestens eine Fackel verlöschen, deren Schein zwar die Spitzbuben fürchten, aber die Dummköpfe lieben. Und es darf nicht geschehen, daß der größere Feind triumphiere, wenn der kleinere erschlagen wird. Die Gefahren, die ich hier so oft an die Wand gemalt, sind mir darum nicht sympathischer, wenn ich nicht stündlich auf der Lauer liege, aus dem Zeitungspapier die Lumpen herauszufangen. Aber nie noch hat Zustimmung einen Kämpfer so entmutigt wie mich, den die ehrbare Unbegabung vom ersten Tage an als ihren Erlöser betrachtet hat. Hätte sie geschwiegen, hätte sie jenes Gefühl der Genugtuung, das ich auf dem Gewissen habe, im Herzen bewahrt oder in anonymen Briefen entladen, vielleicht wäre ich heute tatenfroher denn je. Aber ach, mein Beispiel hat Nachahmer gefunden. Das Kleinoktav der sittlichen Entrüstung ist endemisch geworden. Format, Farbe, Preis, Unregelmäßigkeit des Erscheinens, auch ein wenig Räuspern und Spucken haben sie mir abgeguckt. Daß die sittliche Ent-

rüstung sich gerade durch unlautern Wettbewerb Bahn brechen mußte, war fatal genug. Aber der schöne Eifer jenes Ritters, der in jedem Herbst sein Streitroß von Trafik zu Trafik tummelt, die Auflagen der im Sommerschlaf gestorbenen ‚Fackel' erkundet und sich als Nachfolger empfiehlt, ist gewiß nicht strafbar. Einer der Herren mit ehrlichen Absichten glaubte wieder, daß es auf die Unregelmäßigkeit des Erscheinens ankomme, und übertrieb sie. Die ‚Fackel' hat wenigstens die Kontinuität der Zahl, wenn schon nicht der Zeit bewahrt. Mein Mitkämpfer bringt nicht nur den Kalender, sondern auch die Mathematik in Unordnung und läßt auf Nr. 2 gleich Nr. 27 folgen. »Wir sind als Konkurrenzblatt zur ‚Fackel' gedacht« — versichert er in einem Rundschreiben, in dem die Unterstützung der Banken erbeten wird, und unter den »Antworten des Herausgebers« verspricht er, demnächst auf die Zustände in einem harthörigen Finanzinstitut »zurückzukommen«. Seine Hefte aber, die er an geldverdächtige Adressen sendet, kommen früher zurück. Woher ich das weiß? Einzig unsere Postverwaltung ist von der Identität des neuen Korruptionsbekämpfers mit meiner Person überzeugt und überweist alle von Banken und Aktiengesellschaften abgelehnten roten Hefte an den Verlag der ‚Fackel'. Die Schar dieser Kämpen, die der Korruption durch Lumperei beikommen wollen und für die das »heute rot, morgen tot« eigens erfunden scheint, ist unübersehbar. Unsympathischer sind jene unter meinen Anhängern, die die Übel dieser Welt ausschließlich mit der Waffe überzeugter Geistlosigkeit bekämpfen, meine Terminologie verhunzen und am Schlusse des Quartals es glücklich dahin gebracht haben, daß die Leser, zur Abonnementserneuerung aufgefordert, sich nach der in den abschreckendsten Farben geschilderten Korruption sehnen, weil sie bei ihr weniger Langweile zu finden hoffen. »Vorhang auf!« ruft der Herausgeber — »Anhang weg!« antworte ich mit

Nachdruck. Man kann die Schrecknisse einer Zeitschrift, die ohne Talent »für Recht und Wahrheit kämpft«, nicht beschreiben. Da wechselt die lederne Versicherung »Wir werden auch in Zukunft getreu unserem Programme jederzeit...« mit gefährlichen Drohungen ab, deren gewalttätige Humorlosigkeit den Leser mehr als den Betroffenen einschüchtert. Hier wird jemandem »die gebührende Züchtigung für seine Schandtat« in Aussicht gestellt, dort als die »einzige Hilfe gegen derartige Subjekte«: ‚An den Pranger mit ihnen!'« empfohlen. Natürlich »kennen wir einige Individuen, denen man derlei Schandtaten zumuten kann«, und daß »solche Kerle denn doch einmal gezüchtigt werden müssen«, versteht sich fast auf jeder Seite von selbst. »Wir werden den saubern Herrn scharf im Auge behalten« und »Geduld, wir kaufen uns auch diesen Burschen« sind die mildesten Versprechen, die der unversöhnliche Antikorruptionist gibt. Er hatte sich die Reinigung der Theatersphäre vorbehalten, und man kann sagen, daß er es binnen kurzer Frist verstanden hat, einem die ekelhaftesten Agenten und Direktoren näher zu bringen. Seine Gegner bittet er, sich in ihren Polemiken eines besseren Deutsch zu bedienen, wenn dies auch, wie er hochmütig beifügt, vielen Bühnenleitern »schwer fallen soll«. Was? »Letzteres«. Gesinnung ist denn doch wichtiger als Grammatik. Also: »Ein reelles Geschäft wirkt für ihn, wie ein rotes Tuch für den Stier.« Natürlich ist es »uns ganz egal, was dieses Individium von uns spricht«. Aber »nachdem eine Klage im Zuge ist«, ist es nicht erlaubt, mehr über das Individium zu sagen. Im übrigen, »Jedes Tierchen hat sein Pläsierchen«, »Gleich und Gleich gesellt sich gern« und was derlei Aperçus sonst sind, die wir dem Briefkastengeist dieses Antikorruptionisten verdanken. Sein Programm: »Die Unanständigkeit, von welcher Seite sie auch ausgehen mag, wird von uns bekämpft, freilich fragen wir auch nach den Ursachen.«

Sein bestes Versprechen: »die theatralischen Übelstände der Behörden zu geißeln«. Die originelle Wendung könnte einen beinahe mit den gräßlichen Worten »Übelstände« und »geißeln« versöhnen. Diese aus »Übelständen« und »Übergriffen« und nur wenigen gerechten, aber dafür geistlosen Menschen bestehende Welt des Antikorruptionismus ist wirklich ein Jammertal . . .

Ich möchte keinem der Spitzbuben, die ich je gekränkt, etwas abbitten, aber — »erschüttert steh' ich«, ich stehe tiefbetrübt vor dem Unheil, das ich in den Schwachköpfen des Landes angerichtet habe. So war es nicht gemeint! Die antikorruptionistische Fratze hat mir mein Gesicht verleidet, und ich weiß nicht, ob ich nicht heute, vor die Wahl gestellt, einen echten Übelstand einem unberufenen »Aufdecker« vorzöge. Soll ich ein Leben lang an der dicken Haut des Wiener Ehrgefühls meine Stichkraft erproben? Meine Siegestrophäen, so trösten Freunde, seien die unterlassenen Gemeinheiten. Aber deren Statistik dürfte kaum herstellbar sein, und das Bewußtsein, meine mißratenen Mitbürger nur durch permanente Bedrohung an ihrer Ehre zu einer Unterlassung zu zwingen, zeigt mir mein Handwerk im Lichte einer ethisch geadelten Erpressung. Nicht Gewissensfurcht, sondern der rote Schrecken hält von der Begehung einer Schlechtigkeit ab. Verstummt der Mund, der sie periodisch ins Land schrie, so geht wieder das fröhliche Gaunertreiben los, der Griff in die Brieftasche des Nächsten, der allzulange heimlich nur geschah, vollzieht sich bei hellem Tage, und unter den Giftbäumen Börse und Presse halten gesättigte Matadore ihr Mittagsschläfchen. Gewiß, eine traurige Möglichkeit. Aber ich möchte sie dem häßlichen Undank der Wiener Öffentlichkeit, die mir hundertmal bewiesen hat, daß sie am Kampf bloß den Lärm, an der Enthüllung bloß den Skandal liebt und für den Aufwand ethischen Ernstes und stilistischer Kraft nicht

das geringste Verständnis hat, reuelos bieten. Ihrem sittlichen Bedürfnis mögen »Aufdecker« minderen Ranges, ihren Beschwerden das ‚Extrablatt', genügen. Die Zeiten sind vorbei, wo mich die Kunde stolz machen konnte, daß liberale Väter ihren schwangeren Frauen den Anblick der roten Hefte entzogen und den schon gezeugten Kindern zuriefen: Hütet euch, je zu werden diesem gleich! Vorläufig labe ich mich an jenem Urquell, dem mir unsere Leiden in gefälliger Natürlichkeit zu entspringen scheinen, an der unerschöpflichen vaterländischen Dummheit. Ästhetischer Sinn hat vor der sittlichen Entrüstung Recht und Anteil an der Ergründung von »Übelständen«. Er blickt tiefer und gibt auch der flüchtigen Erscheinung die Perspektive auf Ewiges. Er verfolgt die Spuren menschlicher Torheit und kann, wenn ihn Witz und Furchtlosigkeit geleiten, größere Entdeckerfreuden erleben als die sittliche Entrüstung, der phantasielose »Informatoren« die fertigen Übelstände auf den Schreibtisch liefern. Er weist auf Miseren, die bisher vor keuschen Ohren nicht genannt werden durften und die unerträglicher sind als selbst die Verletzung der Inkompatibilität von Kritikeramt und Autorenberuf. Er begreift den unerhörten Kontrast von Sitte und Sein, stellt sich auf die kulturmordende Heuchelei unserer Sexualethik ein und schärft sich für die Reform des österreichischen Strafgesetzes, von der bisher nichts in die atemlos wartende, aber humorbedürftige Welt gedrungen ist, als daß sie eine Bestimmung gegen die »Erschleichung des Beischlafes« geschaffen habe . . . Krieg der Stupidität, die die Menschheit schwerer drückt als die Schlechtigkeit der einzelnen. Ich habe lange genug den Schlaf des braven Bürgers vor Gaunertücke behütet. Jetzt bitte ich alle, die des Schutzes wert sind, sie mögen der Talentlosigkeit ausweichen, wenn sie ihr Nachts begegnen. Alle, die am moralischen Niedergang der ‚Fackel' freund-

liches Interesse nehmen. Wir wollen ihn betreiben! Auch wenn es keiner glaubte, wie viel moralische Kraft solch ein Vorsatz wecken kann!

Ravenna.*)

Von **Oskar Wilde.**

In freier Nachdichtung von
Felix Dörmann.

Vor einem Jahr sog ich Italiens Hauch,
Doch, nordischer Frühling, du bist lieblich auch.
Das Feld von jungen Blumen goldig blinkt,
Im zarten Lärchenbaum die Drossel singt;
Saatkrähen, wilde Tauben flattern hin,
Am Himmel kleine Wolken eilig ziehn,
Das Veilchen senkt des Hauptes zarte Last,
Die Primel ist vor Liebesgram erblaßt,
Die Rosen sprießen auf am Kletterstamme,
Ein Mond, erfüllt von einer Feuerflamme:
Das Crocusbeet, das purpurrote Blüten
Im Kreise wie ein Ehering behüten;

*) Diese von Jugendflammen lodernde und dennoch formvollendete Dichtung erschien im Jahre 1878. Wilde war damals Abiturient des Magdalen College in Oxford. Es war das erstemal, daß Wilde in die Öffentlichkeit trat — als Gewinner des Newdigate Preises. Das Gedicht, das auch in England nahezu unbekannt blieb, erscheint hier zum erstenmal in deutscher Sprache, in einer vortrefflichen und wirklich kongenialen Nachdichtung. Tragische Vorahnung eigenen Erlebens spricht aus der Stelle, wo der edle Dichter, den später der Heuchlergeist seiner Nation so schändlich hingemordet hat, das Schicksal Byrons beklagt.

Anm. d. Herausgebers.

Und alle Blumen, die der Frühling kennt
Bei uns in England und sie zärtlich nennt:
Schneeglöckchen, die so rein zu atmen wissen,
Und ihr, besternte, glänzende Narzissen.
Die Mühle murrt, ins Blau die Lerche schwebt
Und reißt die Fäden, die der Frühtau webt,
Der Wasserkönig schießt den Fluß entlang,
Ein blauer Flammenpfeil, der kühn entsprang
Der Bogensehne, aus dem buschigen Wald
Des braunen Hänflings frohes Lied erschallt.
Vor einem Jahr sah ich, wie flog die Zeit,
Zuletzt des Südens stolze Herrlichkeit,
Wo Frucht und Blüte strahlend auferstehn
Zu unerhörtem Glanz, wo ich gesehn
Die märchenhaften Früchte leuchtend glühn
Wie goldene Lampen durch das dunkle Grün.
Vollfrühling wars, reich blühten schon die Reben,
Mit lässigen Schritten zog mein Rößlein eben
Die weiße Straße hin, die Hufe klangen,
Süß war die Luft und rein, ich war umfangen
Von Pinien, die die Straße stolz umsäumten
Und von Oliven, welche düster träumten.
Und ob Ravennas alter Größe sinnend,
Sah ich den Tag zur Dämmerung verrinnend,
Und dieser Himmel, blau wie ein Türkis,
Mir plötzlich seine Flammenwunden wies,
Bis er zu rotem Golde war verbrannt.

O Knabenleidenschaft, die ich empfand,
Als ferne noch, weit über Sumpf und Rohr,
Die heilige Stadt sich langsam hob empor
Mit ihrer Mauerkrone grau betürmt.
Auf meinem Roße bin ich hingestürmt
Im Wettlauf mit der Sonne, die da sank,
Und eh' die Nacht das Purpurlicht verschlang,
Das sich wie Rosen an den Zinnen fing,
Betrat ich noch Ravennas Mauerring.

II.

Wie seltsam still, kein Freudenlaut des Lebens
Durchdringt die Lüfte, und ich lausch vergebens,
Daß zur Schalmei ein Hirtenknabe greift
Und eine heitre Weise lachend pfeift.
Und niemals froher Kinderlärm durchschnitt
Den stillen Tag, der lautlos weiterglitt.
O Traurigkeit, o Süßigkeit, o Schweigen!
Hier wird dem Herzen tiefste Ruh' zu eigen,
Hier lebt ein Herz von Not und Furcht befreit,
Hingleiten sieht es, stillen Blicks, die Zeit,
Verliebter Lenz wird zu des Winters Schnee
Und kein Gedanke weckt entschlafnes Weh;
Hier fließt der Lethe, hier erblüht das Kraut,
Dem das Geschick geheime Macht vertraut,
Und wer es je genossen, der vergaß,
Daß einstmals eine Heimat er besaß.

Proserpina, das Haupt von Mohn umwunden,
In Lotoswiesen hab' ich dich gefunden,
Ravenna, hütend mit erblaßten Zügen
Der Toten heilge Asche in den Krügen.
Ward unfruchtbar in kriegerischer Brut
Auch längst dein Schoß, so hüte trotzdem gut
Die edlen Toten, die dir anvertraut,
Sie rühmen deine Ehre treu und laut.
Du kinderlose Stadt halt gute Wacht,
Die Toten haben ihre Zaubermacht,
Es wecken Träume voll Erhabenheit
Die stillen Gräber einer großen Zeit.

III.

Ich seh die Säule aus der Ebne ragen,
Wo Frankreichs kühnster Ritter ward erschlagen.
Gaston de Foix, du aller Ritterschaft
Erhabner Fürst, welch Stern hat dich entrafft,
Du Gott des Kriegs, welch unheilvolles Ziel,
An dem ein wilder Löwe kämpfend fiel!

Aus deines Lebens Lenz und Liebesfeier
Herausgerissen jäh, liegst du vom Schleier
Des blauen Himmels freundlich überdacht,
Zu Häupten dir des Schilfrohrs Lanzenwacht,
Die traurig schwankt, und Oleanderblüten
Von tieferem Rot, als jene Ströme glühten,
Die purpurn einst aus deinen Wunden schossen,
Bis dir der Tod das junge Aug' geschlossen.

Jetzt weiter nordwärts nach dem Grabmal schau
Dem halb zerstörten. Im gewaltigen Bau,
Errichtet von der Tochter Hand, dort liegt
Im ewigen Dunkel, einsam hingeschmiegt
Nach all den Kämpfen, schwer und schauerlich,
Der große Gotenfürst Theoderich.
In Trümmer fällt sein trotzig Grab, gefeit
Hat nichts sein Bollwerk gegen Sturm und Zeit.
Es bleibt der Tod der stärkste Herr von allen,
In Asche müssen Narr und König fallen.

Groß ist zwar euer Ruhm und doch für mich,
Gaston de Foix und du, Theoderich,
Selbst du, o große Königin — wie klein
Erscheint Ihr alle mir vor diesem Schrein,
Wo Dante nach des Lebens Qual und Leid
Hinüberschlummert in die Ewigkeit.
Im goldnen Schrein, der allen Lüften offen,
Ruht er, von Künstlerhand getreu getroffen.
Die feierliche Stirne frei von Sorgen
Und kühl und ruhig wie der frühe Morgen.
Die Augen, einst in Leidenschaft gewitternd,
In heißem Haß und heißer Liebe zitternd,
Und diese Lippen, festgefügte Spangen,
Die uns die Hölle und den Himmel sangen!
Und dieses Antlitz, wie es Giotto malte,
Das mandelschmale, leidenüberstrahlte.
An dieser Stätte ward dir Ruh geschenkt,
Fern jener Stadt, wo sich der Arno drängt

Mit zauberischem Rauschen gelber Wogen
Durch breiter Brücken stolzgewölbte Bogen,
Wo Giottos Campanile sich erhebt
Und liliengleich zum Saphirhimmel strebt.
Du, der des Lebens Not und Sorge kannte
Und der Verbannung schwere Kette, Dante,
Die allzu steilen Stufen fremder Stiegen,
Das kleine Elend, dem sie unterliegen
Die besseren Naturen, und empfinden
Als bittres Unrecht dies »im Staub sich winden«,
Die düstre Welt, sie huldigt dir und dankt
Dir für dein Lied. Und sie sogar, umrankt
Vom Rebenlaub, die herbe Königsmaid,
Toskana, die dir einst ein Dorngeschmeid
Auf deine Stirne grausam hat gesetzt,
Mit Lorbeer schmückt dein leeres Grab sie jetzt,
Erfleht umsonst in allzu spätem Lieben
Des Sohnes Asche, den sie einst vertrieben.

O Mächtigster von Allen, die der Bann
Jemals getroffen, längst dein Leid verrann,
Zu Beatricen ward dein Geist beschieden,
Ravenna wahrt die Asche — schlaf in Frieden!

IV.

Verödet der Palast, grau und verfallen,
Kein Sänger weckt ein Echo in den Hallen,
Die Ketten an der Tür von Rost zerfielen
Und giftiges Unkraut sprengt die Marmordielen.
Verwittert blinkt im hellen Sonnenschein
Der Löwenhäupter altersgrauer Stein,
Lazerten huschen durch die offnen Rachen
Geschmeidigen Laufs, und Schlangen lauernd wachen.
Ein andrer Mark Anton, hat hier versäumt
Zwei Jahre Byron. Liebend und verträumt
Gab er die Welt, ein neues Actium, hin.
Doch nicht verwelken konnt sein Königssinn,
Er konnte seine Leier nicht zerschlagen,
Nicht weniger kühn die Kriegerlanze tragen.

Vergebne Müh, wenn auch ein Königsweib
Die Netze spann und liebend flehte: bleib.
Aus Griechenland rief ihn ein Hilfeschrei,
Der Freiheit Kämpfer, eilt auch er herbei —
Und läßt Ravenna. Zu dem wilden Streiten
Sah keinen Edleren man jemals reiten.
Kein Sparter lag jemals auf seinem Schilde,
Der tapfrer war als er im Blutgefilde.
O Hellas, denk in allen großen Stunden
Des Mannes, der den Tod für dich gefunden
Der sprengend deiner Glieder Sklavenring
Zur ewigen Ruhe allzu zeitig ging.
O Salamis, o Ebne von Platae
Voll Einsamkeit und du Thermopilae,
Ihr windbestrichnen Höhen, still und leer,
Du wildes, tosendes euböisches Meer,
Nicht nur mit Worten hat euch der geliebt,
Der Schwert und Leier willig für euch gibt.

Wie Aeschylos bei Marathon, zum Eisen
Hast du gelangt. O mög dich England preisen
Du kriegerischer Sänger, bester Sohn,
Nicht länger treffe dich der Bosheit Hohn,
Als Sänger und als Kämpfer ohne gleichen.
Nicht länger soll wie eine Schlange schleichen
Verleumdung sich um dein erhabnes Bild,
Begeifernd deines Ruhmes stolzen Schild.
Was der Olivenzweig beim Wettlauf war
Mit dem der Sieger leuchtend schmückt sein Haar,
Das rote Kreuz, des Kriegers letzter Hort,
Ein Leuchtturmfeuer führend in den Port
Aus sturmbewegter See, der Weg zum Strand —
War dir die Freiheit, war dir Griechenland.

O Byron, deines Ruhmes Kronen bleiben
Für immer frisch und grün und Rosen treiben
Auf Sapphos Mitylene, rote Rosen,
Mit weichen Blättern dir das Haupt zu kosen.

Und wo Kastalias Quelle einsam fließt,
Auf grünen Lichtungen die Myrthe sprießt,
Der Lorbeer wartet dein — zusammenfinden
Will alles sich, dir einen Kranz zu winden.

V.

Die Pinien im Abendwind sich bogen
Mit dumpfem Murren wie empörte Wogen.
Die schwanken Stämme waren eingehüllt
In Ambralicht. Die Seele ganz erfüllt
Von bebendem Entzücken, wild und weit,
Zog ich dahin durch Waldeseinsamkeit.
Ein aufgescheuchter Vogel flatternd flog
Mit scheuem Flügelschlag, und wie er zog,
Streift er die weißen Blüten, und ein Regen
Sinkt weich herab. Zu meinen Füßen legen
Sich der Narzissen blasse Silberkronen,
Auf jedem Aste kleine Sänger wohnen.
O Wald, mit deinem Weben, rausch nur fort,
Du bist der Freiheit letzter Zufluchtsort,
Wo für Minuten doch der Mensch vergißt,
Wie müde er der Welt des Kampfes ist.

Aufs neu erwacht gesunkner Lebensmut
Und heißer rollt und fröhlicher das Blut,
Die wir erschlagen wähnten lange schon,
Die Götter sind jetzt in den Wald geflohn.
Ich lauschte lang, ob er sich wagt hervor,
Der ziegenfüßige Pan, der oft im Rohr
Sein frohes Liebeslied pfiff zur Schalmei.
Stürzt keine Nymphe angsterfüllt herbei,
Mit wildem Kreischen aus dem dichten Wald,
Weil sie erblickt die bräunliche Gestalt,
Die weichbehaarte und den Waldesgott,
Mit seinem Schalksgesicht voll heiterm Spott?
Diana jagt, ein königliches Weib,
Stolz ist und fürchterlich ihr Blick, der Leib

So mädchenhaft und süß. Vor ihr die Meute
Der Eberhunde, lechzend nach der Beute.
Und in dem Fluß, der reich vorüberquillt,
Sieht Hylas seiner Schönheit Spiegelbild.

O müßig Herz, o holder Griechentraum,
Der mich erfüllt. Schon lange durch den Raum
Die Abendglocken melancholisch schwellen
Und Klostermahnungen ins Ohr mir gellen.
Von liebestrunknen Blüten ganz umgeben
Durft ich so süßer Stunden Glück erleben,
Hinströmend übers Herz mir wie ein Meer,
Weglöschend alles, was da schwarz und schwer.
Wie nie vernommen, waren fortgeweht
Die Namen Golgatha und Nazareth.

VI.

Vereinsamtes Ravenna! Großes sagen
Von dir die Bücher aus den alten Tagen.
Zweitausend Jahre sind hinab geglitten,
Seitdem zum königlichen Sieg geritten
Der große Cäsar einst aus deinem Tor.
Wie stolz und mächtig glänztest du empor,
Als von Britanniens Inseln zu den Wogen
Des fernen, blauen Euphratstromes zogen
Die hagern Römeradler. Dir gewähren,
Der stolzen Stadt, die Völker Königsehren,
Bis eines Tags die plündernden Barbaren,
Die Goten, Hunnen dein Verderben waren.
Des Diadems beraubt, vom Meer verlassen,
Birgst du das Elend jetzt in stillen Gassen.
Schon lang nicht mehr auf leicht geschwellter Flut
Ein Fichtenwald von Gallionen ruht;
Denn wo der Schiffe ehrne Schnäbel klirrten
Auf schwanker Flut, dort ziehen jetzt die Hirten
Mit müdem Schritt und pfeifen ihre leisen,
Unendlich trauervollen Liederweisen.
Und weiße Schafe grasen dort und da,
Wo einst die blaue Flut der Adria.

Trostlose, traurig schöne Königin
In lieblicher Zerstörung stirbst du hin,
Von allen Schwestern du allein. Gezogen
Ist endlich doch durch Romas stolze Bogen
Italiens erster König, siegreich hat
Er seine Krone in die ew'ge Stadt,
In ihre hohen Tempel hingetragen,
Am Palatin von neuem aufgeschlagen
Den alten Königsthron, an dessen Stufen
Die sieben Hügel seinen Namen rufen.
Neapel spottet des Tyrannen, lebt
Nach langem Schmerzenstraum, Venedig hebt
Mit neuer Kraft sich, und das hohe Lied
Von Freiheit, Liebe, Licht und Wahrheit zieht
In Genua, der stolzen, siegreich ein.
Und wo die Marmortürme Mailands ragen,
Die Lüfte schneidend, wird es hingetragen.
Vom Alpenwall bis zu Siziliens Borden
Ist Dantes Traum zur Wirklichkeit geworden.

Doch du, Ravenna, heißgeliebt vor allen?
In Trümmer seh' ich die Paläste fallen,
Und deine Schönheit ist ein Leichenlinnen
Und deine Größe liegt entseelt darinnen.
Wie einer trüben Kerze Flackerschein
Schleppt sich dein Name in den Tag hinein,
Der strahlend für Italien erstand.
Die Nacht der dunklen Unterdrückung schwand,
In Glanz und Leidenschaft hat es getagt,
Die Hunde Österreichs, sie sind verjagt
Und ruhen grollend hinter ihren Wällen.
Die eisgekrönten Alpenzitadellen
Von West nach Ost, von Meer zu Meere frei,
Bewachen jetzt die grüne Lombardei.
Ich weiß es wohl, den Tod bei Lissa fand
Manch' deiner Söhne, auch im Alpenland
Bei Aspromonte, in Novarras Schlacht.
Du hast die Opfer nicht umsonst gebracht.

Und doch, scheint mir, du schlürftest ihn nicht ein
Der Freiheit frischgepreßten Götterwein.
Dich hat er nicht, der ewige Stern, beraten,
Der Völker fortreißt zu des Krieges Taten.
Des Lebens müde, lockt dich Schlaf allein,
Du gräbst dich in den Schatten tiefer ein,
Verachtend der beschwingten Stunden Eilen,
Willst bei verblichenem Glanz du träumend weilen.
Der Freiheit Sonne blickt dir ins Gesicht,
Es ist umsonst, dein Arm ergreift sie nicht,
Die Fackel, die beim Wettlauf dir geboten;
Du liebst den Schatten und die großen Toten.

O wach nicht auf, laß deinen Schlummer hüten
Von bernsteingelben Asphodelosblüten,
Von deinen Wiesen, lilienüberspannt.
Bleib' wie du bist, vereinsamt und gebannt.
Du lächelst über alle Erdengröße.
Armseliger Lebenssorgen dürftige Blöße,
Wer würde wagen, sie dir vorzuweisen
Vor deinen Trümmern, oder gar zu preisen
Den Kampf, den königlicher Ehrgeiz führt,
Von unfruchtbarem Völkerstolz geschürt!
Der Herr der Adria, der sturmbewegten,
Er hat dich »Braut« genannt, zu Füßen legten
Zwei Riesenreiche dir die Königskronen
Und preisgegeben waren dir Nationen,
Als Raub und deiner stolzen Laune Beute.
Du hast geherrscht als Königin — und heute?
Die Tore stehen offen Tag und Nacht,
Nur grünes Gras auf grauen Türmen wacht.
Des Feigenbaums gespensterhaftes Walten
Hat Wälle und Bastionen längst gespalten.
Wo deiner ehrnen Söldner Rastplatz war,
Dort haust der Eulen mitternächt'ge Schar.
Gestürzt, gestürzt von deinem hohen Stand,
Im Netz verstrickt, vom Schicksal dir gespannt.

Ravenna, nichts hast du davon getragen,
Aus deines Glanzes längst verwehten Tagen,
Als einen Schild verbeult, erblindet, matt —
Und deines Ruhmes welkes Lorbeerblatt.

Doch wer bestimmt es, was die Zukunft bringt?
Wer, ob im Morgengraun der Vogel singt?
In Nacht voll Angst und Krieg, wer kann genießen
Vom ruhigen Turm der Zeiten Nahn und Fließen?
Selbst du erwachst vielleicht und ringst dich los,
Sowie zum Purpurglanz aus Grabesschoß,
Aus Nacht und Schnee die Rose aufersteht,
Wie reifes Korn, das rot und golden weht
Vom braunen Grund, der heut noch steif gefroren;
Und nach dem Sturm wird oft ein Stern geboren.

O heißgeliebte Stadt, weit komm ich her,
Um meine Heimatinsel spült das Meer;
Ich sah aus der Campagna ödem Schweigen
Geheimnisvoll und düster langsam steigen
Des Domes Kuppel über Himmels Rand,
Umkleidet von des Morgens Purpurbrand.
Und in der Veilchenstadt hab ich gesehn
Die Sonne von Korinthus untergehn,
Und von den Hügeln, von den sternenhellen,
Des blühenden Arkadien, hört ich schwellen
Ans Ohr mir das »unendliche Gelächter«
Und den Gesang der frohen Meerestöchter.
Doch wie die Taube zu des Nestes Ruh,
Fliegt meines Herzens Liebe Dir stets zu.

O Stadt des Dichters! Einer, der gesehn
Kaum zwanzigmal den grünen Sommer gehn,
Des Herbstes farbenfrohes Kleid zu tragen,
Wie könnte der die tolle Kühnheit wagen,
Die Leier wecken für ein lautes Lied
In dem dein alter Ruhm vorüberzieht!
Es klingt so arm und schwach die Hirtenflöte,
Wenn wilder Tubaschrei das Rechte böte.

Erschütternd müßt es sich zum Himmel heben
Und wie ein Flammenhauch vorüberschweben;
Ein Wahnsinn wär, ich weiß es, mein Beginnen —
Und doch und doch, ich fühlt es niemals rinnen
So edel und so feurig mir durchs Blut,
Niemals hab ich gefühlt so süße Glut,
Wie damals, als des Rosses Hufe schlugen
Dumpfdröhnend durch das Schweigen und mich trugen
In die geliebte Stadt zum erstenmal,
Nach langen Tagen müder Arbeitsqual.

VII.

Ravenna, lebewohl! Ein Jahr entschwand
Seitdem ich einsam an den Sümpfen stand,
Wo die Kapelle ragt, seit ich gesehn
In Purpurglut die Sonne niedergehn.
Der Himmel war ein Schild, mit Blut befleckt,
Auf dem im Todeskampfe hingestreckt
Die Sonne lag. Des Westens Wolkenscharen,
Sie fügten sich zu einem wunderbaren,
Zu einem Königskleid voll düst'rer Pracht,
Bestimmt für eines großen Gottes Macht,
Indes der Herr des Lichts die Goldgaleere
Versinken ließ im Purpuräthermeere.

Und in der süßen Ruhe dieser Nacht
Ist die Erinnerung an dich erwacht,
Und schwellend steigt es, wie ein Meer, empor,
Und all die heiße Liebe bricht hervor.
Der Liebe und des Frühlings zartes Grün
Wird abgelöst vom stolzen Sommerblüh'n
Auf Wiesen und auf Bäumen; bald, gar bald
Erblüht's im Grase bunt und mannigfalt.
Und Lilien steigen aus dem dunklen Boden,
Bis sie der Knaben Hände spielend roden.
Und dann besiegt für eine lange Zeit
Der reiche Herbst des Sommers Üppigkeit.

Und was er schlau dem Jahre konnt' entzieh'n,
An alle Bäume gibt ers wuchernd hin,
Sein aufgehäuftes Gold, und sieht erregt,
Wie der Verschwender Wind es ihm verfegt.
Kalt naht und rauh der düstere Winter dann,
Bis endlich in sich selbst das Jahr verrann.
So schreiten wir aus unserer Frühlingszeit
Hinüber in des Sommers Mannbarkeit,
Und schließlich fallen wir in Sorg' und Not
Und manches böse Schneeloch uns bedroht.
Nur Liebe kennt kein Wintern und kein Sterben
Und fürchtet nicht im Sturme zu verderben.
Ravenna, niemals, niemals wird entschwinden
Für dich der Seele liebendes Empfinden,
Wenn auch die Lippe ungelenk und leise
Nur schwache Laute stammelt dir zum Preise.

Lebwohl, lebwohl, schweigsamer Abendstern,
Der Nacht Gesandter, leuchtest hin so fern,
Heimlenkst du Hirt und Herde von den Weiden.
Vielleicht, noch ehe sie die Garben schneiden,
Der goldnen Aehren windbewegte Welt,
Eh' noch das erste Blatt vom Baume fällt,
Erblick ich dich — und mit der Demut Neigen
Bring' ich die Lorbeerkrone, die mein Eigen.
Lebwohl, lebwohl, der Mond, der Mitternacht
Mit seinem Silberlicht zum Tage macht,
Gewiß auch um die heil'gen Stätten schwebt,
Wo Dante schläft und Byron hat gelebt.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Deutscher. Den Deutschen in Österreich — ich meine die mit der »Lage« — kann man alles nachsagen, nur nicht, daß sie deutsch können. Nun verlangt man ja von Niemandem, und am allerwenigsten von einem biedern deutschen Mann, daß er den Tücken seiner Sprache gewachsen ist. Solch Verlangen ist aber gewiß dort nicht unbillig, wo der Deutsche sein Deutschtum selbst im Munde führt. Aufrufe zum Beispiel, die von deutscher Gesinnung überquellen, dürfen der deutschen Sprache keine Schande antun. Da wurde jetzt, um der Not der Zeit endgiltig

abzuhelfen, ein Verein »Heimat« gegründet, der der »Hebung historischer und kulturhistorischer Ziele in Deutschösterreich« dienen soll. Er wurde gegründet trotz der besseren Erkenntnis: »Wie die Pilze schießen heute bereits Vereine und Gesellschaften über Nacht empor und erregt diese Gründerwut in der Tat bei den oft nichtssagenden Zwecken berechtigtes Bedenken«. »Und erregt« war ja zu erwarten; aber man kann immer noch eher Ziele heben als bei Zwecken Bedenken erregen. Warum wurde der Verein trotzdem gegründet? Weil die Deutschösterreicher alljährlich zu Tausenden Rothenburg ob der Tauber besuchen und »nicht ohne Neid auf die prachtvolle glänzende Durchführung der Erinnerung an die Belagerung der Stadt durch die Schweden blicken«. Die »Durchführung der Erinnerung an die Belagerung« ist ja gewiß prachtvoll, nur weiß man nicht, ob man den Schweden die Durchführung oder die Belagerung zu danken hat. Jedenfalls bloß die Belagerung, denn es heißt später ausdrücklich noch einmal: »Groß und Klein ist in den Trachten der Zeit früh Morgens bereits auf den Beinen und mit großartigem Erfolg wird das Ganze durchgeführt.« Und »was in Deutschland möglich, sollte bei uns in Österreich in deutschen Landen nicht durchführbar sein?« Bekanntich nicht immer. Aber dem Verein »Heimat« wird's diesmal gelingen. »Bereits wurde heuer im Frühjahr in Wien durch die Veranstaltung des Veilchenfestes ein schwacher Versuch gemacht, der einen vollen Erfolg in Bezug auf die Teilnahme und den Besuch hatte«. Und so fort in bestem Comptoirdeutsch. Dabei will der Verein »auf deutscher Grundlage durch Wort und Schrift« seine Ziele fördern. »Wir wünschen, daß unsere Hoffnung nicht fehlschlägt und unsere Bestrebung zur ethischen und wirtschaftlichen Hebung der Deutschen in Österreich beitragen wird«. Ob auch zur grammatikalischen? Vorläufig verspricht der Verein, daß »bereits demnächst Ortsausschüsse sich bilden werden«. Das kann nicht schaden. Denn die deutschen Abgeordneten, Schriftsteller, Lehrer, Archivare und Beamten, die den Aufruf in die Welt schickten, glauben gewiß, daß sie es nicht mehr nötig haben.

Historiker. In der auswärtigen Politik hat's in diesem Sommer schon vor dem Friedensschluß Ereignisse gegeben, die Herrn Frischauer außer Atem brachten. Witte in Paris. Die ‚Neue Freie Presse' ließ sich depeschieren: »Madame Witte trug ein graues Tuchkleid und einen einfachen, schmucklosen Hut.« Ihr Enkelkind wird von der Amme auf dem Arm gehalten. »Die Kleine blickt mit ihren hellen blauen Augen herzig in die Welt. Die junge Mutter und die Großmutter nahmen die Amme in die Mitte und verließen mit ihr den Bahnhof. Eine Dienerin trug einen Korb mit den notwendigen Effekten der Kleinen nach.« Ferner: »Es dauerte geraume Weile, bevor Frau Witte und ihre Tochter Wagen fanden. Frau Witte stieg mit der Amme und einem Stubenmädchen in einen der berüchtigten Pariser Einspänner.« Ihre Tochter fuhr mit einem andern Einspänner.

Wahnsinnig gewordener Diplomat. »Bevor aber König Oskar das Ersuchen des norwegischen Storthing bewilligt, einen Prinzen seines

Hauses zu delegieren, müßte der schwedische Reichstag die Bedingung erfüllen, die der König gestellt hat: daß auch dieser Reichstag den Wunsch ausspricht. der König möge der Kandidatur eines Prinzen aus dem Hause zustimmen«.

Reiner Tor. In dem stenographischen Protokoll der Sitzung des österreichischen Abgeordnetenhauses vom 8. Juli d. J. ist die in einer Interpellation von Schönerer und Genossen wörtlich wiedergegebene Anklageschrift gegen Wilhelm Philipp Hauck auf Seite 31.209 ff. abgedruckt. Es heißt dort: »Da es aber wohl selbstverständlich ist, daß der für die Tendenz seines Blattes verantwortliche Redakteur vor allem die Hauptrubrik selbst redigiert, so ist auch mit vollem Grunde anzunehmen, daß . . .« Ferner: »Wenn es somit schon im allgemeinen ausgeschlossen ist, daß die Redaktion eines so kleinen Blattes ihren verantwortlichen Schriftleiter (und wäre das ein noch so unbedeutender Mensch) ignorieren und über seinen Kopf hinweg Brandartikel in die Welt senden könnte . . .« Ja, was sich nur so ein Wiener Staatsanwalt unter einem verantwortlichem Redakteur vorstellen mag! Ich glaube nicht, daß alle Redaktionsdiener, die sich durch die Übernahme des Postens eines verantwortlichen Redakteurs, einen kleinen Lohnzuschuß verschaffen, die Hauptrubrik redigieren. Wenn sie aber gerade den Boden reiben, so ist es immerhin möglich, daß über ihren Kopf hinweg Brandartikel in die Welt gesendet werden.

Strenge Masseuse. Ich habe schon einmal ausgeführt, daß der peinliche Eindruck Ihrer Annoncen nicht in der Sache selbst, sondern in dem publizistischen Mittel begründet ist, dessen Sie sich zur Förderung einer guten Sache bedienen. Die Verbindung mit der ‚Neuen Freien Presse' ist das Anrüchige. Ich unterschätze nicht den Wert der strengen Massage, und ein Mädchen, das diesen Beruf erwählt hat, dient offenbar einem dringenderen Bedürfnisse weiter Kreise des Publikums als etwa ein öder Leitartikler oder ein blödsinniger Sonntagshumorist. Sie und Ihre Kolleginnen sollten nicht im Nachtrabe dieser Gesellschaft erscheinen! Und glauben Sie denn, daß die redaktionelle Duldung Ihrer Annoncen wirklicher Erkenntnis Ihrer Vorzüge entspricht? Wollen Sie denn von einem Blatt, das sich bei jeder Gelegenheit — im Gerichtsaal über die Perversität eines Angeklagten und im Feuilletonteil über die Perversität eines Dichters — sittlich echauffiert, Verständnis für Ihre Bestrebungen verlangen? Nein, die Leute haben es nur auf Ihr Geld abgesehen! Hätte die ‚Neue Freie Presse' (die in diesem Sommer zum erstenmal das Wort »Syphilis« ausgesprochen hat, ohne daß ihre Leser angesteckt wurden) einige Sympathie für das, was Sie wollen, sie zwänge Sie nicht zu dieser unwürdigen Jagd nach Pseudonymen. Denn wenn die »Wanda Massochin« vom Juli im August »Madame Sachomassoch« und im September »Wanda Sachomas« heißt — wer soll sich da noch auskennen?

Arzt. Minister Hartel ist nicht mehr, aber eine seiner letzten ministeriellen Lebensäußerungen ist der Überlieferung wert. Sie schrieben damals: »Herr v. Hartel hat unter dem Vorwande einer Interpellations-

Beantwortung eine Reklamerede für die Privatpraxis der Professoren und namentlich der Dozenten gehalten. Da er sie nicht bezahlen kann, da seine Vorgänger so viele (wie er zugeben muß, ohne genügendes Verdienst) ernannt haben. Also wenigstens genügenden Verdienst! Hartel hat aber daneben die praktischen Ärzte heruntergesetzt: die Dozenten seien von vornherein als tüchtiger anzusehen. Diese Wertung ist unrichtig: nicht die für theoretische Arbeiten verliehene Dozentur, sondern nur die umfangreiche praktische Ausbildung im Spital, eventuell die verantwortliche Stellung als Assistent macht — abgesehen von den menschlichen Eigenschaften — den tüchtigen Arzt. Theoretische Laboratoriumsarbeit zieht oft nur vom Krankenbett, von der klinischen Arbeit ab. Wissenschaftliche Fähigkeit hat mit klinisch-praktischem Talent nichts zu tun. Der Dozent ist natürlich auch Spezialist; nur zu oft aber überschreitet er das Gebiet seiner Kenntnisse und ist — als Dozent für Kinder- oder Frauenkrankheiten — Hausarzt oder mischt sich in andere Fächer hinein. Nicht zu vergessen die Dozenten und Professoren für rein theoretische Fächer (z. B. Geschichte der Medizin, experimentelle Pathologie), die ohne jede praktische Ausbildung Praxis ausüben unter dem gefälschten Titel. Wie leicht auch unfähigen Protegés und Professoren-Söhnen und -Neffen die Erlangung der Dozentur ist, hat die ‚Fackel' schon öfters dargetan«.

Leser. Ein kleiner Ausschnitt aus der Welt des Journalismus. ‚Extrablatt', 8. Oktober: »Am 22. v. M. hat sich in dem Stammschlosse des Earl of Strathmore, Glamis Castle, ein ernster feierlicher Akt vollzogen, der nicht nur für die engere Familie von Bedeutung ist, sondern insoferne auch für die allgemeine Öffentlichkeit Interesse hat, da es sich um ein mysteriöses Familiengeheimnis handelt.«

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene Herren Buchhändler und Abonnenten, die sich in den letzten Monaten des Erscheinens der ‚Fackel' über die auffallende Nichterledigung ihrer Wünsche und die Nichtachtung ihrer oft und oft wiederholten Urgenzen zu beklagen hatten, werden nachträglich um Entschuldigung gebeten. Die Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit eines inzwischen entlassenen stellvertretenden Beamten, der — ohne gewinnsüchtige Absicht, ohne irgend einen erdenklichen Grund — fast alle Abonnementsaufträge trotz gebuchter Zahlung unausgeführt ließ, hat die Administration der ‚Fackel' in einen Zustand beispielloser Verwahrlosung gebracht, der erst bei nachträglicher Revision entdeckt wurde, die Verspätung des Wiedererscheinens der Zeitschrift verschuldet hat und längere Zeit noch den ordentlichen Gang der Versendung hemmen wird. Dafür sei im Voraus Nachsicht erbeten. Soweit sich der angerichtete Schaden feststellen ließ, soweit aus den hinterlassenen Papieren jenes Angestellten der ‚Fackel', der in ihrer Administration wie in Feindesland gehaust hat, die Wünsche der Besteller erraten werden konnten, sind sie unverzüglich erfüllt worden. Weitere Reklamationen — der Nummern oder der Rückzahlung, falls die Zusendung des Blattes jetzt nicht mehr gewünscht wird — wolle man an den Verlag der ‚Fackel' gelangen lassen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III., Hintere Zollamtstraße 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),
liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Doppelnummer 183—184, 4. Juli): Totentanz. Drei Szenen von Frank Wedekind. — Mödlings älteste Urkunde? Replik von Joseph Schöffel. — Der Oberste Gerichtshof über die Geldstrafen der verantwortlichen Redakteure. — Das Kriegsministerium und die Offizierswitwen und -Waisen. — Singer und Silberer. — Unser Altmeister Strakosch. — Antworten des Herausgebers (Die »Buchse der Pandora« und die Wiener Presse; Zahlreichen Fragern; Defraudantenzucht; Aus der vornehmen Welt; Aus meiner Sammlung; Der heilige Antimus; Das Ende der Psychiatrie). — Berichtigung.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alkalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der „Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	. .	K 7.—
» »	18	»	. .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	. .	M. 7.—
» » » »	18	»	. .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei		M. 8.20
» » » »	18	»		4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag „Die Fackel", Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus

Nr. 186. 26. Oktober 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 P

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Die Fackel

Nr. 186 WIEN, 26. OKTOBER 1905 VII. JAHR

Im Wiener Preßlager herrscht mehr Freude über einen reuigen Gerechten, als über neunundneunzig Sünder. Man glaubt — so melden Staffetten — aus meinen »Bekenntnissen« die Hoffnung auf eine nunmehr anbrechende Schonzeit ableiten zu dürfen. Man glaubt, die ‚Fackel' habe ein »neues Programm« entwickelt. Ich wußte nicht, daß die Wiener Journalisten Analphabeten sind. Da ich bisher immer nur annahm, daß sie nicht schreiben können, überrascht es mich, zu erfahren, daß sie auch des Lesens unkundig sind. Ich habe, heißt es, die Flinte ins Korn geworfen. Daß ich dann die Kornwucherer erschlage, statt sie zu erschießen, verstehen ihre journalistischen Anwälte nicht. Sie lassen das Motiv der Stimmung des Schreibers und die Selbstherrlichkeit seiner Anschauung nicht gelten: sie, die gewohnt sind, die Anschauung ihres Chefredakteurs aus der Stimmung ihres Administrators vor dem Publikum zu entwickeln. Aber sie sollten gegen einen Schriftsteller, der den Mut hat, seine Mutlosigkeit so offen zu bekennen, doch mißtrauischer sein. Ich habe, wie so oft schon, gestanden, daß mir Mitkämpfer einen Kampf verleiden können. Ich habe den Freund verraten. Den Feind gebe ich darum so bald nicht preis. Aus der Besorgnis, daß Gesinnung ohne Talent der feindlichen Sache nützen, daß die Gottverlassenheit meines antikorruptionistischen Anhangs die Preise der Korruption in die Höhe treiben könnte, ist auf meine künftige »Haltung« kein für die Wiener Presse erfreulicher

Schluß zu ziehen. Ich habe die Dummköpfe für hassenswerter als die Spitzbuben erklärt. Und wenn ich die Spitzbuben fortan aus dem Spiele ließe — wieso bliebe dann die Wiener Presse aus dem Spiel? Warum frohlockt sie?

Bemerkungen zur Krise in Ungarn*).

Von Franz Herczeg (Budapest).

Die chronische Notlüge des Dualismus ist ja schon lange angefault. Als die beiden Staaten sich vor achtunddreißig Jahren abzufinden und einzurichten hatten, da suchte man in Wien über den Paragraphenköpfen des Ausgleiches hinweg den Schein der Gesamtmonarchie zu retten, in Ungarn aber bemühte man sich den unabhängigen Nationalstaat einzurichten. Die Gesamtmonarchie fiel noch ziemlich imposant, aber bröckelig aus; der Nationalstaat war rudimentär, aber entwicklungsfähig. Wo die beiden Gefüge in Reibung kamen, da umwickelte man die Kanten mit der dehnbaren, weichen und verlogenen Phraseologie des Dualismus. In dieser Phraseologie hat jedes Wort seine doppelte Bedeutung, eine für österreichische und eine für ungarische Bedürfnisse. Wenn Wiener Exzellenzen nach Budapest kamen, da beantworteten sie die Inter-

*) Der bedeutende ungarische Schriftsteller hatte die Freundlichkeit, diesen Artikel für die ‚Fackel' zu schreiben. Die deutschen Kenner und Verehrer seines Namens wird es freuen zu erfahren, daß er keine schwere Verletzung erlitten hat in dem Zweikampf, den er mit einem Abgeordneten der Unabhängigkeitspartei — zufälligerweise an demselben Tage, an dem er mir das Manuskript übersandte — auszufechten hatte.
Anm. d. Herausgeb.

pretationen ungarischer Staatsrechtler mit nachsichtigem Schweigen, wenn aber unsere Minister nach Wien gingen, dann heulten sie mit den österreichischen Wölfen und knirschten nur in den Kunstpausen mit den Zähnen. Es lag in der Natur der Sache, daß man in Ungarn, wo man auf die Zukunft größere Hoffnungen setzen konnte, diesen Hoffnungen zu liebe auch fröhlicher und mehr log.

Der jeweiligen ungarischen Regierungspartei fiel die oft recht peinliche Aufgabe zu, die dynastische Interpretation des Ausgleiches mit dem Leibe zu decken. Sie bediente sich dabei des cynischen Kniffes, alle nationalen Forderungen, selbst die gerechtesten, sobald sie nur in Wien unerfüllbar schienen, contre coeur niederzustimmen. Die Majorität sagte zu allem, was ihr unerreichbar schien, sie wolle es nicht haben, und rettete dadurch die Fiktion des souveränen ungarischen Parlaments. In der liberalen Aera nahm das Verhältnis zwischen Krone und Partei die Form eines soliden Pachtverhältnisses an. Die Partei zahlte pünktlich ihren Tribut an Gold und Blut, hielt sich von den sakrosankten Gehegen der äußeren Politik in ehrfürchtiger Entfernung und durfte dafür im Innern frei schalten. Nach Außen hin diente sie der Gesamtmonarchie, und um ihr Gewissen zu beruhigen, predigte sie im Innern den souveränen Nationalstaat mit wahrem Flagellanteneifer.

Ich will keine Ehrenrettung der liberalen Partei versuchen, will aber bemerken, daß ihr Verhalten nicht mit den Motiven des Machthungers zu erklären ist. Die konservativen Elemente, welche sich mit Vorliebe um ihre Fahnen scharten — denn der Name war seit langem ein bloßer Name —, waren der Überzeugung, daß der ungarische Parlamentarismus, wenn man ihn seines Lügengewandes entkleiden wollte, das Zwitterhafte und Impotente seines Wesens verraten müßte. Man fürchtete die Wahrheit wie eine nationale Katastrophe und log aus patriotisch beängstigtem

Herzen heraus. Man hielt die Nation für zu schwach, um ihr Erbrecht gegenüber Österreich und den Nationalitäten verfechten zu können, und vertröstete sich auf spätere Zeiten.

In Ungarn fußt jede Parteipolitik im Boden der Gesetze »de independentia regni Hungariae«. Der Parteigeist dreht sich nie um das Was, nur um das Wie. Wie ist die mit einem Berge von Gesetzen garantierte Unabhängigkeit des Stefansreiches zu realisieren? Die Unabhängigkeitspartei glaubt, oder tut, als glaubte sie, daß der souveräne Nationalstaat mit einfacher Stimmenmehrheit zu votieren wäre. Die 67er Parteien hingegen behaupten, daß die Nation sich vorerst die sozialen und wirtschaftlichen Vorbedingungen der Macht erwerben müßte, dann würde ihr gutes aber hohles Recht sich automatisch mit dem erwünschten Inhalte füllen. Man darf bei Beurteilung ungarischer Parteiverhältnisse nie vergessen, daß es politische Gipfel gibt, wo sich alle Parteien treffen, und daß das nationale Leben seine federnden Punkte hat, bei deren Berührung sämtliche Parteischranken über Nacht fallen können. Bei gleicher Gesinnung ist es eine Frage des Geschmackes, des Temperamentes oder der gesellschaftlichen Verbindungen, in welchem Parteilager man steht. Graf Apponyi, dessen empfindsame Künstlernatur bis ins Feldlager der Achtundvierziger hinübergegrollt hat, konnte unlängst in Szabadka mit vollem Rechte sagen: »Meine Prinzipien haben sich nur in der Form geändert.« Das kann jeder anständige Ungar sagen, welcher seine Parteistellung ändert. Es ist gewiß nur ein Geburtszufall, daß Kossuth, diese feierlich-matte Hofratnatur, heute Führer der Unabhängigen ist, und ein ähnlicher Geburtszufall ist es, daß Graf Tisza, ein kalvinisch-fanatischer Cassius, höfische Politik macht.

Die jetzige Krise begann als infames Parteimanöver. Einige Unholde der Unabhängigkeitspartei, gelangweilt durch die Hoffnungslosigkeit der eigenen

Existenz, wollten Skandal haben, um in ihren Wahlkreisen von sich reden zu machen. Die vornehmeren Elemente der Partei fühlten heftigen Ekel. Die Hintermänner im Alföld, der achtundvierziger Landsturm, wollte nicht recht in den Sattel steigen. Das Volk zerquälte sich ja seit langem in Unzufriedenheit, aber seine Klagen bezogen sich auf wirtschaftliche Fragen. Wenn man ihm vom deutschen Kommando sprach, dann wollte es von der Grundentlastung hören. Der nationale Gedanke hatte in letzterer Zeit allerdings an Schnellkraft gewonnen, er entriß sich aber auch zugleich der Führung der moralisch arg heruntergekommenen Unabhängigkeitspartei und erhob sich gewissermaßen über die Parteien. Er hatte mit den Gewerbepatrioten des Abgeordnetenhauses nicht viel mehr zu tun, als der Liberalismus mit der liberalen Partei. Ganz Jung-Ungarn lebt und atmet ja heute in der Sphäre der Unabhängigkeitsidee. In den königlichen Staatsschulen, aus den Spalten der Regierungsblätter, aus dem Munde königlicher Minister hören sie es täglich, daß Ungarn ein unabhängiger Staat sei. Der apostolische König ist nebenbei auch Kaiser von Österreich, aber Ludwig der Große war ja auch nebenbei König von Polen. Nie wußte Jemand den Jungen vernünftig zu antworten, wenn sie fragten, weshalb eigentlich der König im Auslande wohnt und sein Land per Draht regiert, weshalb die ungarischen Regimenter deutsch kommandiert werden und weshalb die ungarischen Botschafter im Auslande bloß fremde Flaggen führen. Die Denkungsweise dieser Jugend ist das Produkt eines königlich ungarischen Erziehungssystems, und wenn sie aus der offiziellen Interpretation der Staatsgesetze die Folgerung ziehn, daß ihrem Vaterlande ungeheures Unrecht geschehe, dann denken sie logisch.

Daß das Lager der Unabhängigkeitspartei unter solchen Umständen nicht schon früher bedeutenden Zulauf erfuhr, erklärt sich daraus, daß eine höchst

zweifelhafte Gesellschaft die tatsächliche Führung an sich gerissen hatte. Ein albernes Demagogentum war in die Halme geschossen. Dumm-pfiffige Analphabeten ernannten sich gegenseitig zu Führern der Nation. Sie trieben mit den politischen Idealen schamlos Unzucht, warfen sich ihrem König gegenüber in die Brust und demütigten sich vor ihren Bauernwählern in den Staub. Einiges Ansehen erhielten sie durch die Gesellschaft etlicher reicher Pußtenjunker. Es sind dies urmagyarische Schönerianer, die ihrerseits die Deutschen für eine minderwertige Rasse halten, dabei aber liberal sind, da sie auch mit Juden Tarock spielen. Für einen Menschen von Geschmack, wie auch Kossuth einer ist, mag es damals sehr schwer gewesen sein, achtundvierziger Patriot zu sein. Ihre Obstruktionen gingen dem Volke nicht zu Herzen. Man sah darin kalt ausgedüftelte Unverschämtheiten, womit diese Fraktion sich das Monopol auf den Patriotismus zu retten suchte. Die vornehmeren Elemente der Partei waren untröstlich über ihre mißratene Brut. Hätte man damals — es war im November vergangenen Jahres — die Obstruktion noch einige Zeit sich selbst anöden lassen und dann allgemeine Wahlen ausgeschrieben: Die Krakehlerfraktion wäre höchstwahrscheinlich aufgerieben worden, zur großen Freude ihrer Parteigenossen. Die Unabhängigkeitspartei fühlte ein Bedürfnis nach Befreiung und Läuterung.

Der Verletzung der Hausordnung folgte der unerwartete Zusammenbruch der Regierungspartei. Für koalierte Kinder mag es erbaulich sein, hierin das Walten einer höheren Gerechtigkeit zu erblicken. Der Sturz der liberalen Partei hatte gewiß seine logischen Vorbedingungen und es ist nichts leichter, als dies nachträglich zu konstatieren. Vorausgesehen aber hat ihn Niemand, wie man auch einen Bergsturz nicht vorauszusehen pflegt. Am allerwenigsten hat ihn die Koalition vorausgesehen. Die Koalition machte vor der Entscheidung ihr Testament, hinterließ ihre

politischen Schulden einer kommenden Minorität und schritt mit einer Märtyrermiene zum Wahlschaffot. Als man ihr dort unverhofft den Siegeskranz überreichte, mochte sie sich vor Verblüffung lange nicht fassen. Sie hatte in friedlichen Zeiten die Lärmtrommel so oft gerührt, daß sie höchst überrascht war, als ihr der nationale Landsturm nun tatsächlich zu Hülfe eilte. Die liberale Partei wurde bei dieser Attacke niedergeritten. Der Sturz der ganzen Partei ist vielleicht weniger bedauerlich, als jener des Grafen Tisza. Er hat den Fehler, nichts Kleines und Kleinliches zu verstehen. In einem politischen Milieu wo jeder Gnome voll spitzfindiger Geriebenheit ist, jeder Dummkopf vorurteilslos denkt und jeder Blinde seinem Partner in die Karten guckt, da würde selbst ein Bismarck mitleidig belächelt werden. Es ist übrigens für unsere verquickten Verhältnisse bezeichnend, daß der Fall der liberalen Partei von manchem Liberalen mit heimlicher, aber aufrichtiger patriotischer Freude begrüßt wurde, während ihn mancher Achtundvierziger, welcher nun das Ende seines freien Lebens voller Wonne und ohne Verantwortlichkeit herannahen sah, betrauerte. Die koalierten Magnaten aber, die bei der Attacke gegen die Regierungspartei vorausgeritten waren, sah man von ihrem Siege geradezu entsetzt. Es war ihnen doch nur darum zu tun gewesen, im Handgemenge patriotische Bravour zu zeigen und nebenhin einige Familienfehden auszufechten; der Sturz der alten Ordnung paßte gerade ihnen am wenigsten. An ein Zurückweichen konnte aber nicht mehr gedacht werden; ihre Volsker hätten sie zerfleischt. Es entstand eine Krise der Krise. Die Politik war an einem jener toten Punkte angelangt, wo ein guter Kopf Herr der Situation hätte werden können. Die Lösung lag auf der Hand. Die Koalition mußte unbedingt auf die rotsamtenen Marterfauteuilles, um sich auszuregieren. Sie hätte für die Ministerportefeuilles einen Preis bezahlt, den sie heute, wie die Zumutung eines Landes-

verrates, ableugnen würde. Sie hätte das, was in Wien unannehmbar scheint, unter einem Berge von Papiergarantien begraben und es übernommen, ihren renitenten Waffengenossen den Vernichtungskrieg zu erklären. Es wäre dabei wohl nicht viel Vernünftiges herausgekommen, aber man hätte die alte Schablone mit neuen Schlagworten rehabilitieren können.

Zufälligerweise scheint aber in Wien kein guter Kopf bei der Hand gewesen zu sein. Denn über jeden Trank, welcher seit jenen Tagen »zur Sanierung der Lage« zusammengebraut wurde, waltete der Unstern des Hauses Österreich. Mit merkwürdiger Erfindungsgabe hat man immer jenes Mittel ordiniert, das eine der beabsichtigten entgegengesetzte Wirkung erzielen mußte. Selbst bei der Szenierung ist man mit einer merkwürdigen Unkenntniß des ungarischen Nationalcharakters vorgegangen. Der Rassencharakter unseres Volkes kommt auch im politischen Leben zum scharfen Ausdrucke. Ein Österreicher kann über diesen Charakter urteilen, wie er will — ändern kann ihn Niemand. Wer aber dieses Volk beherrschen will, muß es zum mindesten verstehen. Der Ungar stellt sich das Verhältnis seines Königs zur Nation als ein patriachalisch-herzliches vor. Der König ist gut, milde und weise, nur ist er von bösen Wiener Ratgebern umgeben. Die kühlen Formen der Hofetikette versteht man bei uns nicht; sie wirken halb peinlich, halb komisch. Für konstitutionelle Formen aber hat man eine fetischistische Verehrung. Der Ungar weiß seinem König kein schmeichelhafteres Prädikat zu verleihen, als wenn er ihn den »Allerkonstitutionellsten Monarchen« nennt.

Die Entsendung des Ministeriums Fejérváry war unter solchen Voraussetzungen eine verkehrte Maßregel. Die speziell österreichische Mischung von Militär und Bureaukratentum, die das Wesen dieses Kabinets bildet, ist auch für trainierte Mägen ungenießbar. Es kam als Kampfministerium, mit einem

tapferen und hilflosen General an der Spitze und war im vorhinein durch eine übermäßige Beimischung klein-bureaukratischer Verschlagenheit entmannt. Der alte Theresienritter mußte mit dem Säbel rasseln, um bei der Koalition billige Preise zu erzielen. Man empfing ihn mit Hohngelächter und da erklärte er die scharfbewaffneten Gegner für Windmühlen. Man setzte der tückischen Paragraphenrevolution einen tückischen Paragraphenabsolutismus entgegen. Dieser Absolutismus war furchtsam und verleugnete sein Wesen, wie sich einst die erbärmlichste aller Obstruktionen verleugnet hatte. Das Ministerium wollte das Ansehen der Krone durch dieselben Hausparagraphenkloaken retten, durch welche einst die Jauche der Obstruktion eingedrungen war. Eine moderne Staatskunst, die sich von Florentiner Renaissance-Erinnerungen nährt, mag sich über Bedenken mancher Art hinwegsetzen; die Kritik des Erfolges muß sie aber respektieren und diese Kritik ist im gegebenen Falle eine vernichtende. Das System einer unheimlich unbewußten Staatskunst hat es zu stande gebracht, die Koalition mächtig zu kräftigen und sie auf eine ungeahnte moralische Höhe zu stellen. Denn wer je die Obstruktion der Achtundvierziger bekämpfte, der mußte logischer Weise durch die Obstruktion der Regierung mit Ekel erfüllt werden. Die Koalition hat jetzt tatsächlich den Wortlaut des Gesetzes für sich und wenn heute von einer Revolte in Ungarn gesprochen werden kann, so revoltiert die Regierung. Die ganze Nation ist im Marsche begriffen nach dem Lager der Koalition. Wenn es überhaupt noch eine liberale Partei gibt, so trägt daran größtenteils der eifersüchtige Machthunger einiger Koalierten Schuld, die da noch immer glauben, daß es bald zur Teilung irgend einer Beute kommen muß. Es läuft ja bei dem Marsche mancherlei Gesindel mit. Seit unsere Aristokraten mit in der Koalition sind, maßt sich jeder Snob an,

fürs Vaterland sterben zu wollen. Finanztalente, welche sich an den Trögen der liberalen Partei dick gefressen haben, gehen mit dem tyrannenmörderischen Dolch im Gewande einher. Menschen, die zeitweise für einen Geheimratstitel, eine Magnatenhausmitgliedschaft oder für einen lumpigen Hofratstitel der Regierung gewichtige Dienste taten und sich dann gesättigt oder verkollert, für ihre Popularität besorgt, davonmachten, brechen heute den Richterstab über das dreißigjährige Regime des Liberalismus. All das ändert aber nichts an der Tatsache, daß aus der Sache der Koalition eine Sache der Nation geworden ist. Die Führung der Unabhängigkeitspartei ist überdies in die Hände berufener Leute übergegangen und die Partei der Personalunion gewinnt im Namen der Koalition täglich an Gewicht. Ich habe von einem federnden Punkte gesprochen, bei dessen Berührung die Parteischranken in Ungarn ins Wanken kommen. Um die Lage zu sanieren, hat man mit Fäusten nach diesem Punkte geschlagen.

Das Ministerium Fejérváry soll sich nun, wie das Wolfsjunge im ungarischen Sprichwort, bessern und in ein konstitutionelles Kabinet umwandeln. Man wird mit irgend einem — gewiß vorsichtig beschnittenen — Programme Wahlen machen. Man mag dabei an sogenannte »starke Wahlen« denken, wobei mit einem beträchtlichen Aufwande von Geld und Bajonetten eine Majorität erpreßt werden soll, welche dann unter neuer Firma die Geschäfte der liberalen Partei weiterführen müßte. Ich glaube, jedes andere Ministerium hätte in einem solchen Wahlkampfe mehr Chancen als das erblich belastete Kabinet Fejervary. Man soll nie prophezeien, am allerwenigsten in Wahlangelegenheiten. Ich glaube aber, daß das alte Opportunitätsregime selbst mit einer vorhandenen Majorität nicht weiter zu führen wäre. Seine Unschuld kann man nur einmal verlieren und unsere Politik hat ihren Glauben an die Unentbehrlichkeit und

Unbezwinglichkeit einer Hof- und Regierungspartei bereits verloren. Ein Volk, das mit hunderttausend Köpfen denkt, kann sich nicht selbst belügen.

In Wien scheint man viel von der Sprengekraft des allgemeinen und geheimen Wahlrechtes zu erwarten. Diese Kraft wohnt der Idee tatsächlich inne, doch ist es noch gar nicht ausgemacht, in welcher Richtung sie ihre Verwüstungen anrichten wird. Herr Lueger stellt sich die Sache einfach vor. Die Nationalitäten sollen mit Hilfe des allgemeinen Wahlrechtes aus dem Joche der ungarischen Hegemonie befreit, zum Danke dafür müssen sie dann gute Großösterreicher werden. Ich bin nun auch Anhänger des allgemeinen Wahlrechtes, aber aus anderen Gründen, als Herr Lueger. Ich huldige nämlich mit vielen Gesinnungsgenossen der Überzeugung, daß dieses Wahlrecht die Hegemonie des Magyarentums kräftigen und auf eine gesündere Basis stellen muß. Es wird vor allem das Land von der Verleumdung reinigen, daß hier eine Rassentyrannei mit künstlichen Mitteln erhalten wird. An dem Tage, wo eine aus allgemeinen Wahlen hervorgegangene erdrückende magyarische Majorität der nationalistischen Minorität entgegenstehen wird, wird der einheitliche Nationalstaat begründet werden. Bei unseren Nationalitäten, denen das Magyarentum seit 1848 durch Magyarisierung sämtlicher Städte (mit Ausnahme der sächsischen), des gesamten Adels, des Großgrundbesitzes und durch Gründung einer vielleicht primitiven, aber immerhin selbständigen Nationalkultur, einen aus statistischen Daten nicht zu übersehenden Vorsprung abgejagt hat, ist für den Kaiser und Großösterreich nichts mehr zu holen. Die Nationalitäten wissen, daß Wien ihnen das nur versprechen kann, was Budapest ihnen geben kann. Ich sehe zum Beispiel gar nicht ein, wer die Achtundvierziger daran hindern soll, das allgemeine Wahlrecht, dessen Prinzip sie ohnedies in ihrem Reisegepäck mit führen, in ihr Programm

aufzunehmen. Von allen ungarischen Parteien haben ohnedies die Achtundvierziger die intimsten Verbindungen in nationalistischen Schichten. Man kann sich auch mit wenig Phantasie eine Kombination denken, wo bei einem Hinansturme gegen den Dualismus serbische und rumänische Kohorten mitmarschieren.

Man sollte sich auch abgewöhnen davon zu sprechen, »die Ungarn müßten energischer behandelt werden.« Mit Gewaltmitteln sind Fragen der inneren Politik wohl noch nie gelöst worden. Es klingt männlich, wenn man von einem Einmarsch in Ungarn spricht. Es ist aber albern. Das Königreich ist tatsächlich von kais. und königl. Truppen besetzt, die Offiziere haben aber mit der Krise nichts weiter zu tun, als Einladungen zu politischen Diners taktvoll auszuweichen. Diese Bewegung wird nicht von märzlichen Feuerköpfen, sondern von hocharistokratischen Geheimräten geleitet; man wird also nur unblutige Dummheiten begehen.

Wenn man in die arg zerfahrenen Verhältnisse Ordnung bringen will, so muß man die Koalition sich ausregieren lassen. Sie wird ihre Programmsuppe nicht zu heiß servieren und sich im Wesen mit einer ehrlichen Revision des Ausgleiches begnügen. Die unausbleibliche Enttäuschung des Volkes wird die ersehnte »Erleichterung« herbeiführen. Dann, aber erst dann, kann man die Bildung einer gesunden, konstanten Ordnungspartei erwarten. Es gibt nur einen Mann in der Monarchie, der Ordnung schaffen, oder zum mindesten Frieden stiften kann: es ist der König. Man darf meine bona fides nicht bezweifeln, wenn ich behaupte, daß unser Volk tief dynastisch fühlt. Der Träger der Stefanskrone verfügt über eine hypnotische Kraft, wie sie in anderen Monarchien unbekannt ist. Was man jetzt an paprizierten Ausfällen gegenüber dem König zu hören und zu lesen bekommt, das ist nichts weiter als das brünstige Wüten eines verschmähten Volkes gegen sich selbst.

Es mag im halborientalischen Charakter unseres Volkes liegen, daß es für Gefühlswärme auf dem Thron immer zugänglich ist. Wenn Maria Theresia in den historischen Reichstag zu Pressburg einen homo regius entsendet hätte, sie hätte weder vitam, noch sanguinem votiert bekommen. Ein persönliches Eingreifen des Königs kann der Monarchie für längere Zeit den Frieden wiedergeben. Man muß mit den Ungarn nicht energisch sondern ungarisch sprechen. Und eine Messe ist doch jedes Paris wert.

Der Bilderdieb.

Die Zwangslage des österreichischen Privatmannes zwischen der Dummheit der Ämter und der Gemeinheit der Presse ist fürchterlich. Wenn dir in deinem Hause ein Wertgegenstand abhanden kommt, mach keine Anzeige: du gehst oder die Deinen aus der Affaire übler beleumundet hervor als der Täter, dem behördliche Findigkeit kein Härchen krümmt und der schadenfroh die Notizen liest, die zur Mehrung der Pein des Geschädigten verfertigt werden.

Ein Geschichtchen im Stil des »Biberpelz« hat sich neulich im Unsicherheitsbureau der Wiener Polizei abgespielt. Einem reichen Mann — das ‚Deutsche Volksblatt' beginnt aufzupassen — werden zwei wertvolle Bilder gestohlen. Der reiche Mann hat zwei Söhne und einen Diener. Einer der beiden Söhne — er ist Privatgelehrter — hat einen Assistenten. Die Wiener Polizei, der der Diebstahl angezeigt wird, hat also, da ihr zu weiteren Recherchen weder die geistigen noch die materiellen Mittel zu

Gebote stehen, die Wahl zwischen fünf Tätern. Der Verdacht, daß der reiche Mann selbst seine Bilder entwendet habe, ist zu naheliegend, als daß der untersuchende Polizeikommissär auf ihn verfiele. Bleiben immerhin zwei Söhne, ein Assistent und ein Diener. Die Polizei beginnt von unten. Da der Diener dem Verhöre standzuhalten scheint, wirft sich die Untersuchung auf den Assistenten. Diesem, einem harmlosen Arbeiter der Wissenschaft, sagt der Beamte »auf den Kopf zu«, wessen er ihn für fähig hält. Später muß er den Schwergekränkten um Entschuldigung bitten. Was nun? Die Polizei hat getan, was sie tun konnte. Selbst Zirkulare hat sie für den Fall, daß doch ein internationaler Bilderdieb der Täter wäre, inzwischen versendet. Ein Böcklin war gestohlen worden und die Wiener Behörde beschrieb ihn wie folgt: »Zwei Satiriker, ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehend.« Man merkt bereits, daß der Diener der Polizei wertvolle Dienste geleistet hat. Die Beschreibung des Böcklin haben wir gewiß seiner Angabe zu verdanken. Aber wahrscheinlich auch den Täter. Er hat, kaum selbst dem Verdacht entronnnen, die Polizei auf gute Fährte gebracht. Noch sind ja zwei Personen übrig, die in einem »Gelegenheitsverhältnis« gestanden sind: die beiden Söhne des Bestohlenen. Und siehe da, richtig stellt sich heraus, daß der eine nach Monte Carlo gereist ist. Und noch dazu: nicht allein. Durch das dortige Konsulat untersuchen lassen, ob er nicht außer dem Weibe in Fischform auch die beiden Böcklin'schen Satiriker mitgenommen oder ob sich der volljährige Millionärssohn durch ihren Verkauf die Mittel zu der Reise beschafft habe, scheint wohl etwas umständlich. Aber noch bleibt ja ein Sohn. Der sich überdies auch dadurch verdächtig gemacht hat, daß er nicht nach Monte Carlo gereist ist. (Fein eingefädelt, was?) Und der Diener — ein Kroate, der gerade so viel deutsch spricht, um sich

selbst aus der Affaire winden zu können — schafft weitere Verdachtsmomente. Der junge Herr bringe — auch nach zehn Uhr — Freunde in's Haus, verkehre mit Schriftstellern und habe sich über den Diebstahl, der an seinem Vater verübt wurde, gar nicht aufgeregt gezeigt. Der Beamte lädt den jungen Herrn vor, fragt, warum er nicht aufgeregt gewesen sei. Der erwidert, daß er eben ein so merkwürdiges Temperament habe. Der Beamte protokolliert, daß der Mann auf eindringliches Befragen zugeben muß, daß er ein so merkwürdiges Temperament habe. Da stürzt der Diener, der sich jetzt lieber die Polizei als seinen früheren Dienstgeber verpflichten will und über seinem Haupte statt des Damoklesschwertes schon die Ergreiferprämie schweben sieht, mit einem letzten Verdachtsmoment herbei. Der junge Herr habe seinen Schwager auf dessen Frage: »Na, hoffentlich hast du die gestohlenen Bilder wenigstens einem verläßlichen Hehler übermittelt?« lachend über die Sicherheit des Verstecks beruhigt. Und die Polizei wird unruhig. Wirklich und wahrhaftig. Sie nimmt die deutschkroatische Aussage zu Protokoll und teilt Redakteuren diskret mit, daß gegen den Sohn des Bestohlenen Verdachtsgründe vorliegen. Aber sie wagt es doch nicht, den Unbescholtenen (für dessen Integrität ich persönlich überzeugter einstehe als für den Scharfsinn des Herrn Stukart) zu beschuldigen. Ein letzter Rest von Einsicht sagt dem Leiter des Sicherheitsbureaus, daß hier keine Reklameehren zu holen sind. Man läßt sich schließlich von der Wahnwitzigkeit der »Verdachtsgründe« überzeugen und versucht sogar dem Diener, der sich schon ungeheuer wichtig vorkommt, klar zu machen, daß der Verkehr mit der Familie seines Herrn ihn nicht kompromittieren könne. Aber der Diener ist verwöhnt. Er hat zahllose Protokolle — darunter eines, in dem die Worte: »pro foro interno« standen — unterzeichnen dürfen. Er kann und kann nun einmal den Glauben

an seine staatsretterische Mission und an die Ergreiferprämie nicht opfern. Und wirklich findet sich ein christlichsozialer Advokat, der seinen Anspruch vertritt, und schon ist auch das ‚Deutsche Volksblatt' »in der Lage«, zu berichten, in der Affaire sei »eine sensationelle Wendung« eingetreten. Es zitiert die Angaben des Dieners, zitiert das Gespräch zwischen Schwager und Sohn und hält sich für die Unmöglichkeit, faßbare Beschuldigungen auszusprechen, durch den Sperrdruck harmloser Sätze schadlos. Zum Schlusse bedauert es, dem Leser nicht verraten zu können, »wie weit die Untersuchung in dieser Affaire nunmehr fortgeschritten ist«: man verweigere an zuständiger Stelle jede Auskunft. »Eh schon wissen«, ergänzt der Leser des ‚Deutschen Volksblatts'. Aber der von solcher Wirkung Betroffene kann den Schreiber, der ebenso anonym bleibt wie der Bilderdieb, nicht züchtigen, das Blatt, das dem Beleidigungsparagraphen besser ausweicht als der Verachtung reinlicher Menschen, nicht klagen. So haben denn die »umfassenden Recherchen« des Sicherheitsbureaus der Wiener Polizei doch wenigstens ein sichtbares Resultat gezeitigt: das Behagen der ordinärsten Wiener Publizistik.

Mag der ehrenhafte Privatmann zusehen, wie er aus dieser Zwangslage zwischen Unfähigkeit und Niedertracht herauskommt. Wenn ihn sein merkwürdiges Temperament auch hier noch vor Aufregung bewahrt, wohl ihm! Meiner Sympathie und Hilfe will ich ihn freudig versichern, ich, den nicht Naturell, sondern der Kampf erst zur Verachtung der Charaktere dieses Landes und der Einrichtungen dieses Staates geläutert hat. Heute kann ich das freie Spiel der Kräfte Dummheit und Schlechtigkeit künstlerisch betrachten, heute erst bekennen: Wenn zwei Satiriker ein Weib in Fischform aus dem Wasser ziehen — freut sich der dritte.

* * *

Die Memoiren der Frau v. Hervay.

Wer in Wien für eine Sache eintritt, kann sicher sein, daß ihm bloß das Interesse für eine Person geglaubt wird. So versaut ist hierzulande die öffentliche Meinung. Der Fall Hervay hat mich natürlich nicht als der tiefste Fall der Justiz interessiert, sondern als die Gelegenheit zu ritterlichem Dienst, dem ritterlicher Lohn winkt. Das bezweifelt heute kein Esel mehr. Tatsächlich habe ich mit Frau v. Hervay nach ihrer Verurteilung drei- oder viermal gesprochen. Aber ich kann wirklich sagen, ich sei von dieser Begegnung nicht einmal soweit beeinflußt worden, daß ich die Publikation meiner Artikel bedauere. Das wäre die einzige Gefahr gewesen. Ich war standhaft, sagte mir, daß man eine Sache nicht um persönlicher Eindrücke willen aufgeben darf, und blieb dabei, daß der Angeklagten schändlich mitgespielt wurde, auch wenn sie wirklich mehr lügt, als für eine Frau unbedingt notwendig ist. Was sie getan, war sicher nicht kriminell und man braucht zur Exkulpierung auch nicht zu behaupten, daß es pathologisch war. Es war höchstens unsympathisch. Hätte ich Frau v. Hervay früher gesehen, ich glaube, ich hätte bei voller Behauptung meines Standpunktes bloß mehr Nachdruck auf die Bescheidenheit der Ansprüche gelegt, die man in Mürzzuschlag auf weibliche Dämonie macht. Und ich hätte die Briefe der Frau v. Hervay nicht zum Druck befördert. Sowie ich heute nicht in der Lage bin, die Memoiren, die Frau v. Hervay kürzlich erscheinen ließ, zu empfehlen. Ich fühle mich sogar verpflichtet, sie ausdrücklich nicht zu empfehlen, weil Stillschweigen mir, der nun einmal als Verfechter der Hervay-Sache akkreditiert und auch in dem Buche selbst gepriesen ist, als Billigung des Unfugs ausgelegt werden könnte. Es ist nämlich ein Irrtum, zu glauben, daß der Zustand des unschuldig Verurteiltseins an sich schon ein Verdienst sei, das in

Memoiren der Nachwelt überliefert werden müsse. Ein Buch unter dem Titel »Tamara v. Hervay. Ihr Leben und Denken« ist eine lästige Erscheinung. Aus einer Unschuld im Sinne des Strafgesetzes ist die Glorie nicht gewoben, in der die Jungfrau von Orleans einherschreitet, und der ewige Versuch, die Verteidigung gegen die Anklage der Bigamie als einen »Kampf für Recht und Wahrheit« auszugeben, wirkt verstimmend. Man muß von der Gerechtigkeit ihrer Sache schon tief durchdrungen sein, um sich durch dieses banale Pathos des »per aspera ad astra«, mit dem Frau v. Hervay die Öffentlichkeit seit dem Leobener Ereignis haranguiert, nicht abschrecken zu lassen. Frau v. Hervay druckt in dem Vorwort ihres Buches eine Erklärung ab, in der sie sich für fünftausend Kronen zur Unterlassung aller weiteren Feindseligkeiten gegen die Familie des toten Bezirkshauptmanns verpflichtet. Man habe ihr diese Verpflichtung aufgezwungen. Da die Frau sich auch die fünftausend Kronen aufzwingen ließ, durfte sie füglich die Memoiren, die von Familienhaß bersten, nicht erscheinen lassen. Den Kampf für Recht und Wahrheit mit der Summe, um die man sich den Frieden abkaufen ließ, von neuem beginnen, das muß dem Glauben an die heroischeste Gesinnung Eintrag tun. Frau v. Hervay will sich eine Existenz bereiten. Aber wenn sie früher von Stickereien gelebt hat, deren Ertrag sogar zu einer Reise nach Indien gelangt zu haben scheint, so ist sie jetzt nicht auf literarische Handarbeit angewiesen. Es kann sehr interessant sein, einen Kolportageroman zu erleben; ihn zu schreiben ist nicht unerläßlich. Frau v. Hervay erklärt, um allen Mißdeutungen von vornherein zu begegnen, daß sie keine verblühte Frau sei, die sich à tout prix eine sorgenlose Existenz schaffen wolle; sie sei vielmehr »eine tiefernste Natur« (S. 4.) Es ist gut, daß sie das ausdrücklich sagt. Sonst hätte man die angenehmen Bekenntnisse, die sie später ablegt, vielleicht doch

nicht entsprechend gewürdigt: »Sie glauben, daß mein Mann nur den schönen Körper liebte, meine Seele, meine Charaktereigenschaften ihm gleichgiltig waren? Nein, tausendmal nein, Herr v. F. Er liebte meine Seele, vielleicht aber nicht ganz bewußt, er achtete und bewunderte meinen Charakter... Gewiß war seine Liebe auch eine sinnliche, nur war ihm die Sinnlichkeit nicht Hauptsache und ich hielt Maß. Auch im intimsten ehelichen Verkehr ließen wir uns niemals gehen, alles hatte eine gewisse Weihe und stets genossen wir unsere heiße Liebe als etwas Neues, Heiliges! Ich will Ihnen seine eigenen Worte wiederholen: ‚Schatzerl, wie ist bei uns doch alles so heilig, was gibt mir dein tiefes Gemüt für grenzenloses Glück! Aber sag', wirst du mich auch lieben, so wie jetzt, wenn ich, was vielleicht bald sein wird, dich nur noch küssen kann?' Ich habe ihm sehr ernst geantwortet, daß das, was er meint, doch nicht die ‚Hauptsache' ist, daß die wahrhaftige Liebe ‚davon' doch ganz unbeeinflußt sei. Eine Ehe wie die unsere basiere doch auch auf gegenseitiger Hochachtung ... Wenn die Freundschaft, die Hochachtung bleiben, so sei dies ein herrlicher Ersatz für den Sinnengenuß«. (S. 74 ff.). »Alle Augenblicke kam er während seiner Amtsstunden zu mir hinüber und rief: ‚Mädi mein, ich muß mir schnell ein Bussi holen'...« Und als sie einmal Abends ausging, ohne es ihm zu sagen, war er untröstlich. Sie aber war »in die Maiandacht« gegangen. »Ja, es ist wahr«, bekennt Frau v. Hervay auf S. 88, »ich bin viel geliebt worden, aber, wer will denn mich dafür verantwortlich machen, ich weiß es nicht einmal, was mich den Männern so anziehend macht, denn was an mir schön ist, sieht doch keiner und in meiner Kleidung bin ich einfach und schlicht. Ich trug fast immer schwarze tailor-maide ... Die Dessous liebe ich elegant, sie waren das Entzücken meines Franz. Und was ich zu meiner Toilette brauche, was mich umgibt, muß

schön sein. So eine durstige Sehnsucht nach Schönheit beherrscht mich.« Daß die Dessous das ganze Unglück verschuldet, den Bezirkshauptmann fasziniert und die Mürzzuschlager erbittert haben, davon bin ich ja bei meiner Betrachtung der Affaire Hervay ausgegangen. Aber ich habe doch nicht vorhersehen können, daß sich Frau v. Hervay einst ihrer Vorzüge so bewußt zeigen wird und daß sie eine so durstige Sehnsucht nach Schönheit beherrscht. Ich schmeichle mir, ein genug objektiver publizistischer Richter zu sein, um ein Justizverbrechen trotz solcher Erfahrung zu verurteilen.

* * *

PSYCHIATRIE.*)

Für den Wert und die Exaktheit der psychiatrischen Kenntnisse auf der heutigen Basis hat die Medizin ein treffendes Beispiel in ihrem eigensten Bereich. Die Erforschung des gesunden Körpers und seiner Funktionen war es, die der Wissenschaft die ungeheuren Fortschritte der Gegenwart ermöglichte; mit mitleidiger Geringschätzung betrachtet der Arzt Stand und Urteile seiner Wissenschaft etwa zu Paracelsus Zeiten. Die Kenntnis vom gesunden Gehirn, seinen Funktionen und deren Bestimmung, Psychologie, Psycho-Physiologie ist heute ungefähr auf derselben Stufe, wie die vom anatomischen Bau des Körpers zu der genannten Zeit. Und die Wissenschaft vom kranken Gehirn, die Psychiatrie, stünde folgerichtig auch nur auf dem Standpunkte jener Medizin. Hier liegt die Erfahrung zu nahe, um sich Täuschungen hinzugeben. Es muß scheinen, daß der Psychiatrie noch kein im modernen Sinne wissenschaftliches Urteil möglich ist. Die Grenzen zwischen gesund und krank können von dieser Wissenschaft nicht mit Gewißheit bestimmt werden. In welchem Tone aber gegenwärtig das so sehr bedingte Urteil der Psychiatrie gesprochen wird und wie weit reichend seine Folgen sind, ist bekannt. Jene Achtung, die sich der Name der Wissenschaft im harten Kampfe vor der Allgemeinheit

*) Eine Zuschrift, die der Autor einem Kapitel seines Werkes »Jenseits der Sittlichkeitsgrenze. Ein Beitrag zur Kritik der Moral« entnimmt, das demnächst im Akademischen Verlag für Kunst und Wissenschaft, Wien und Leipzig, erscheinen wird.

errang, wird hier im reichsten Maße gespendet; ungeachtet dessen, daß der Anspruch auf diesen Namen nicht genügend erwiesen ist. Im Gerichtssaal und im bürgerlichen Leben ist der Spruch des Psychiaters eine letzte Instanz. So konnte sich eine der seltsamsten Erscheinungen entwickeln, deren Zeuge unsere Zeit geworden ist: Bei einer Anzahl der modernen Ärzte ist die Ausübung der Psychiatrie zu einer der gefährlichsten Psychosen ausgeartet, die man billig dem Cäsarenwahnsinn und dem Tropenkoller zur Seite stellen kann. Die Entstehungsbedingungen sind ähnliche, wie bei den genannten Psychosen. Es ist eine große Gewalt über Menschen vorhanden, an kein ausreichendes Gesetz gebunden (wie dies bei dem Richter der Fall), die das Individuum, dem sie verliehen, nicht mehr vernunftmäßig zu brauchen weiß. Die Gefährlichkeit der Krankheit für die Allgemeinheit ist infolge der erwähnten Stellung des Psychiaters im modernen Leben so augenfällig, daß es ein dringendes Bedürfnis scheint, ihr zu begegnen.

Gewiß hat die medizinische Wissenschaft eine eigene Technik ausgebildet, die jener früherer Zeit weit überlegen ist. Heute genügen weniger Tatsachen und geringere Anhaltspunkte, um urteilen zu können. Und der Ameisenfleiß, mit dem man, ohne die Übersicht des Ganzen zu besitzen, im Einzelnen gewirkt hat, vermochte Erstaunliches zu leisten. Deshalb sei des Psychiaters Recht unbestritten, wenn die Erkrankung durch das Leiden eines Menschen sich zu erkennen gibt, oder in der Minderung irgend einer Fähigkeit ihren Ausdruck findet. Schwerer wird der Anspruch zu erweisen, bei Fällen rein logischer Erkrankung. Paranoia ist das klassische Beispiel. Der Kranke ist in seiner Welt unangreifbar; hier steht menschliche Vernunft wider anders geartete menschliche Vernunft. Zu den Voraussetzungen, die der normale Verstand a priori anerkennt (Zeit, Raum, Kausalität), ist noch eine andere getreten, die uns minder wesentlich erscheint, z. B. die logisch nicht zu begründende Überzeugung, verfolgt und in seinem Rechte geschmälert zu sein. Sie ist unbegründet, wie die Voraussetzung des normalen Verstandes, daß 2 mal 2 vier ist; und wie der im Eisenbahnzuge Fahrende nicht nur irrtümlich glaubt, sich in Ruhe zu befinden, sondern tatsächlich ebenso das Recht hat, es zu behaupten, wie der draußen Stehende, der unbewußt die Bewegung des Planeten-

systems mitmacht, kann der Paranoiker keines Irrtums überwiesen werden.

Immerhin kennen wir aber die Formen der allgemeinen Logik und haben das Recht, jede Verstandesform, die mit den bestehenden, vom andersgearteten Verstand geschaffenen sozialen und anderen Formen kollidiert, als dem wirklichen Leben nicht reif, als minderwertig zu bezeichnen.

Wenn aber die Psychiatrie dem nicht normal Sexuellen gegenüber sich dieses Recht zuspricht, dann ist die Kranke, die hier logischer Störungen beschuldigt wird, die Natur selbst. Der Irrenarzt tut damit nichts anderes, als was die Menschheit von Anbeginn tat. Nur ersetzt er die Versuche, die Heilung an ihrem Organismus durch chirurgische Eingriffe herzustellen, durch minder anfechtbare.

Die Gesetze der menschlichen Logik kennen wir, und verstehen Zweck und Ziel und die Wege des Erreichens zu beurteilen. Hätte der Psychiater aber selbst das Recht, dasselbe der Natur gegenüber zu tun, so müßte doch vorher der Versuch gemacht werden, ihre Logik zu verstehen, nach Zweck und Ziel zu suchen, ehe man der Schöpfung Paranoia diagnostizierte.

Die Schlußworte der Freud'schen Abhandlung sprechen es aus: »daß wir von den biologischen Vorgängen, in denen das Wesen der Sexualität besteht, lange nicht genug wissen, um aus unseren vereinzelten Einsichten eine zum Verständnis des Normalen wie des Pathologischen genügende Theorie zu gestalten«.

In den modernen Vertretern übernimmt heute die Psychiatrie, bedingungslos die Erbschaft der alten Anschauung. Nur ist es nunmehr kein leichter Verstoß, den menschliches Urteil begeht und der sich durch Unwissenheit und Schrecken vor dem Unbekannten überhaupt entschuldigen läßt. Der Mensch von heute muß seinem Tun und Lassen ins Auge sehen, die Verantwortung zu tragen lernen. Ein Kind an Erfahrung, sündigte die Menschheit vor Jahrtausenden an ihrer Mutter mit ihrer naiven Kritik von der „Zwecklosigkeit". Die Gegenwart aber, die sich nicht loszusagen vermag, begeht Schlimmeres als bloßen Irrtum. Ob es ein Verbrechen wider die Natur gibt, mag zweifelhaft erscheinen; aber es gibt ein Verbrechen an der Natur, es gibt eine Majestätsverletzung der Schöpfung!

Otto Soyka.

* * *

Das längst Erwartete ist endlich eingetroffen. Die Usancen des ‚Neuen Wiener Journals' sind im ‚Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik' (herausgegeben von Prof. Dr. Hans Gross in Prag, Verlag von F. C. W. Vogel in Leipzig) verewigt worden. Und zwar von Dr. Ernst Lohsing, der mir einen Sonderabdruck seiner wissenschaftlichen Würdigung des berühmten Diebsblattes sendet. Er schreibt über die »Technik des Eingriffs in das Urheberrecht« und erläutert sie an dem Beispiel eines »Originalartikels« des Lippowitzblattes. Und die bestohlene Zeitschrift ist — das ‚Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik', der bestohlene Autor eben jener Dr. Ernst Lohsing, dessen »Betrachtungen über das Geständnis« (IV. Band) am 11. Juni 1905 unter dem Titel »Das Geständnis des Angeklagten« im ‚Neuen Wiener Journal' — von drei Sternchen gezeichnet — auferstanden. Man erinnert sich, daß vor kurzem einem Staatsanwalt ein Fahrrad, das er an die Mauer des Gerichtsgebäudes gelehnt hatte, gestohlen worden ist. Das ‚Neue Wiener Journal' hat seit seiner Gründung sämtliche Blätter der Welt geplündert. In's ‚Kriminalistische Archiv' einzubrechen, war Vermessenheit, und der Zeitungsbericht darüber müßte unter der Spitzmarke »Ein kecker Dieb« erscheinen. Herr Dr. Lohsing weist Absatz für Absatz die Tat nach und die drolligen Bemühungen des Täters, sie zu verdecken. »So sieht eine ‚Umarbeitung' aus«, schreibt er. »In dem Zitat IV ist der Name des Autors entstellt wiedergegeben, in dem Zitat XI das Archiv für Kriminalanthropologie als Quelle zitiert, wie wenn nur das Zitat IV eine Arbeit von mir und nur das Zitat XI diesem Archiv entnommen wäre. Im Übrigen beschränkt sich die Arbeit des ehrenwerten Abschreibers, der an Plagiaten es zu solcher Virtuosität gebracht hat, auf kleine Änderungen, meistens in der Wortstellung. Den Mut, mit dem Namen zu zeichnen, hatte dieser Herr nicht; er hätte ihn ruhig haben können. Durch seine Zugehörigkeit zum ‚Neuen Wiener Journal' wäre er vor einer Strafklage meinerseits geschützt gewesen. Aber kriminalistisch interessant scheint mir dieses Vorgehen und darum teile ich es hier mit.« Man muß dem Autor für den Hinweis auf dieses Paradigma redaktioneller Lumperei dankbar sein. Der schmutzigste

Preßdiebstahl ist nämlich nicht die glatte Übernahme eines Artikels ohne Angabe des Autors und der Quelle. Das ‚Neue Wiener Journal' verfährt anders. Lohsing schrieb: »Auch die persönliche Ehre kann zu einem Geständnis drängen« und verwies auf die Affaire Dreyfus und das Geständnis des Obersten Henry. Das ‚Neue Wiener Journal' hat bereits hundert Zeilen gestohlen und fährt dann fort: »Auch die persönliche Ehre vermag jemanden zu einem Geständnis zu drängen. Lossing verwies bei diesem Falle auf das Geständnis . . .« Und der Trottel von einem Leser bewundert das Blatt, das nach den schwierigsten juristischen Ausführungen noch seine Belesenheit zeigt und »Lossing« zitiert. Später wird ein anderer Fall besprochen. »Vor mehreren Jahren wurde in der Nähe von Wien ein Raubmord verübt. Der Verdacht lenkte sich auf einen italienischen Arbeiter.« Das ‚Neue Wiener Journal' redigiert: »Vor mehreren Jahren wurde in Wien ein Raubmord verübt. Der Verdacht lenkte sich, wie im Archiv für Kriminalanthropologie verzeichnet wird, auf einen italienischen Arbeiter.« Der Leser bewundert. Der fleißige Artikelschreiber hat sogar eigens das »Archiv« aufgestöbert, um seiner Erinnerung nachzuhelfen . . . Man sieht, die Quellenangabe ist unehrlicher als ihre Unterlassung; denn sie spekuliert darauf, für »Quellenstudium« gehalten zu werden. Und einen so unehrlichen Dieb duldet die Wiener Publizistik in ihrer Mitte, läßt der Verein, der sich zur Wahrung der Standesehre berufen fühlt, ungeschoren, beglückwünschen österreichische Minister zu dem zehnjährigen Bestehen seines Gewerbes. Herr Dr. Lohsing hat Unrecht getan, den Verarbeiter seines Artikels zu schonen. Daß ihn »seine Zugehörigkeit zum ‚Neuen Wiener Journal' vor einer Strafklage schützt«, ist ein vornehmes, aber unsoziales Argument. Wird der Staatsanwalt den Dieb seines Fahrrades nicht verfolgen, weil er einer Platte angehört? Man muß endlich ein Exempel statuieren und den brachliegenden § 24 des österreichischen Urheberrechtsgesetzes in Betrieb setzen. Es wäre doch gar zu schön, wenn einmal einer wegen Gewohnheitsmitarbeit am ‚Neuen Wiener Journal' abgestraft würde.

* * *

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Habitué. Die Herren Blumenthal und Paul Goldmann belästigen uns mit Wehklagen über das Verhalten des Berliner Premièrenpublikums gegen Herrn Sudermann. Man habe nach Bassermann gerufen, als der »Dichter« für den Beifall danken wollte. Mit Recht. Herr Bassermann ist ein guter Schauspieler, Herr Sudermann ein schlechter Dichter. Das Publikum will Herrn Sudermann keine Erschütterung verdanken, es drückt in seinem Beifall aus, daß der Aktschluß ohne die schauspielerische Hilfe wirkungslos verpufft wäre. Was soll daran so absurd sein? Warum stellen sich die Theaterpfiffikusse plötzlich so naiv? Hat das Wiener Publikum wirklich Ohnet bejubelt, wenn Sonnenthal den Hüttenbesitzer, Philippi geduldigt, wenn Baumeister im »Erbe« spielte? Das Berliner Publikum geht eben energischer ins Zeug, wenn die Sudermänner den Applaus einzuheimsen kommen. In Wien hat anerkanntermaßen Helene Hartmann die »Schmetterlingsschlacht« gerettet, weil sie das Gegenteil von dem spielte, was Herr Sudermann gewollt hatte. In Berlin hätte man demonstriert, wenn statt der großen Schauspielerin, deren Räuspern mehr wert war als das ganze »Schaffen« des Herrn Sudermann, der »Schaffende« vor den Vorhang getreten wäre. Herr Paul Goldmann meint ja allerdings, Herr Sudermann »müsse zum mindesten ebenso ernst genommen werden wie Frank Wedekind«. Aber Herr Goldmann, dem man öfter auf die Finger klopfen müßte, nennt ja auch Gerhart Hauptmann einen Autor und Blumenthal einen Dichter. Die Verse der Engel in »Hannele« verhöhnt er. »Das goldne Brot auf den Äckern, Dir wollt' es den Hunger nicht stillen; Die Milch der weidenden Rinder, Dir schäumte sie nicht in den Krug«. Schlichter Ergreifendes läßt sich nicht denken. Herr Goldmann kann sich selbst hier nicht zurückhalten und pißt wie folgt: »Sie reden in Versen, die hübsch klingen und doch gar keinen Eindruck machen. Denn die Mitleidsworte, die sie äußern, sind ohne Wärme... Und wieder sollte man meinen, daß Engel vom Himmel, die der liebe Herrgott zu einem armen Kinde herabsendet, diesem doch viel Zartes und Liebliches zu sagen wissen müßten, statt ihm salbungsvolle Aussprüche vorzudeklamieren....« Dieser plattesten aller Klugschreiber, der sich jetzt jede Woche bemüßigt fühlt, einen Fettfleck auf die deutsche Kunst zu schmieren, war es wohl auch, der kürzlich aus Berlin an die ‚Neue Freie Presse' berichtete: »Frank Wedekind's neues Drama ‚Der Totentanz', dessen Aushängebogen soeben erschienen sind, gab Anlaß zu einem heftigen Protest, den der Vorsitzende des deutschen Nationalkomitees zur Bekämpfung des Mädchenhandels, das gegenwärtig in Bremen zu einer Beratung zusammengetreten ist, in folgendem Sinne äußert: Es sei tief bedauerlich, daß Leute, die sich durch Fleiß und Intelligenz eine literarische Bildung erworben hätten, so wenig moralische Bildung besäßen, eine große ernste Bewegung, die einen tiefen moralischen Kern habe, zu belächeln und zu verspotten. In dem Wedekindschen Drama wird einem dem Verein zur Bekämpfung des Mädchenhandels angehörige junge Dame vorgeführt, welche den Zynismen eines Mädchenhändlers so sehr

erliegt, daß sie ihn bittet, sie gleichfalls zu verkaufen.« Aushängebogen sind Bürstenabzüge. Sie können also nie »erscheinen«, sondern höchstens einer Zeitung zum Vorabdruck überlassen werden. Das wissen sonst Zeitungen. Daß die ‚Neue Freie Presse' erst aus Berlin das Erscheinen eines Werkes erfährt, das lange, bevor es in den Buchhandel kam, in vielen tausenden Exemplaren einer Wiener Zeitschrift verbreitet wurde, ist verzeihlich; die Zeitschrift heißt ‚Die Fackel', und die müssen Redakteure der ‚Neuen Freien Presse' nicht kennen. Aber die kritiklose Wiedergabe des Stumpfsinns, der im Verein der Mädchenhandelsfeinde geboren ward, ist unverzeihlich. Was ist Frank Wedekind? Ein Mann, der sich durch Fleiß und Intelligenz eine literarische Bildung erworben hat. Feinsinniger kann man seine Stellung in der Kunst wohl nicht bezeichnen. Daß ihm die Majore a. D., so da gegen den Mädchenhandel zu Felde ziehen, moralische Bildung absprechen, ist schmerzlich. Aber daß sie seine literarische Bildung zugeben, ist vernichtend.

Chronist. »Infolge eines heute früh bei der Station Ripanj erfolgten Zusammenstoßes eines Lastzuges mit einem gemischten Zuge, wobei ein Bremser getötet wurde, mußte der Orient-Expreßzug nach Konstantinopel in Belgrad verbleiben. Im Orient-Expreßzuge befinden sich auch die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien, welche die Zeit bis zur Abfahrt im Zuge verbringen werden. König Peter stattete den jungen Prinzessinnen einen Besuch ab.« So interessiert's die Leser. Die Berichterstattung für die Hinterbliebenen des getöteten Bremsers, der in einem schmucklosen Nebensatz bestattet wurde, müßte anders verfahren: Bei einem Zusammenstoß zweier Züge, der eine Verspätung jenes Orient-Expreßzuges . . . , in welchem sich die beiden Töchter des Fürsten von Bulgarien . . . , denen König Peter . . . , wurde ein Bremser getötet.

Klerikaler. Rom ist los von Lippay. Man schwelgt dort jetzt in Aufklärung. Der österreichische Hochadel nahm sich seine Vertretung durch den talentlosen Maler so zu Herzen, daß Prinzessin Alexandrine Windischgrätz nach Rom eilte, um den guten Papst, diesen gläubigsten aller Katholiken und Förderer der Künste des Herrn Lippay, über die Persönlichkeit des Herrn, der sich im Vatikan auf einen Auftrag des Thronfolgers berufen hatte, zu unterrichten. Der Vatikan hat seine Beziehungen zu Herrn Lippay sofort abgebrochen und bedauert es tief, daß sich weder der päpstliche Segen noch der päpstliche Grafentitel rückgängig machen läßt. Der Sultan, dem einst Herr Angelo Eisner schöne Grüße vom Kaiser überbrachte, soll noch immer nicht aufgeklärt sein.

Sammler. »Lansdowne wird den Fleck, den er seinem französischen Freunde und Komplizen Delcassé zu danken hat, so wenig mehr von seinem Gewande abstreifen können wie Macbeth«. Glaubt der Leitartikler der ‚Neuen Freien Presse' (18. Oktober). Die Fleckputzmittel-Inserenten werden schöne Augen gemacht haben! Vor allem jene, die Macbeth kennen und wissen, daß dort nicht vom Gewand des Lord, sondern von der Hand der Lady die Rede ist.

Kirchendiener. Da läßt sich nichts machen. Und wenn Sie sich mit Ihrer Beschwerde an das ‚Extrablatt' statt an die ‚Fackel' wenden, wird es Ihnen gerade in dieser traurigen Angelegenheit nichts nützen. Daß die Hochzeit in der Votivkirche stattfand, ist ja gewiß ein bedauerlicher Mißgriff. Aber Sie sollten doch das Publikum, das sich da neulich an der Verbindung der Häuser Bauer und Rinaldini »beteiligte«, endlich kennen. Ihr Gotteshaus wird von den Bewohnern der Kolingasse und Porzellangasse wegen der Nähe bevorzugt. Und ging's denn diesmal wirklich geräuschvoller zu, als bei den sonstigen israelitischen Hochzeiten in der Votivkirche? Der Bericht der Tagespresse liest sich allerdings wie ein Concordiaballbericht, in dem bekanntlich auch kein Geistlicher genannt wird. Wir erfahren, wer anwesend war, und freuen uns, all die glänzenden, fettglänzenden Namen zu finden, die uns so oft den Winter unseres Mißvergnügens erhellten. Aber mit stolzer Verachtung schweigt die ‚Neue Freie Presse' den Namen des Priesters tot, der die Trauung vollzogen hat. Herr Güdemann war es nicht. Der Weihbischof Marschall, der Beliebte, Oftgenannte, an sämtlichen Tafeln Moses' Geladene, war es auch nicht. Ein schlichter Pfarrer von Margarethen war es. Sprechen wir nicht mehr von diesem Stilfehler. Dagegen erfülle es uns mit Genugtuung, zu hören, daß das beliebte Fräulein Gerda Walde anwesend war. Bald wird sie unverwüstlich sein. Auch Herr Karczag war erschienen. Natürlich fehlten die Professoren Oser, Zuckerkandl und Herzfeld nicht. Da sah man den diplomatischen Ernst im Zwiegespräch mit der heiteren Muse, da sah man das sorgenvolle Gesicht des japanischen Geschäftsträgers sich zu freundlichem Lächeln verklären, als ihn das Fräulein Nepallek vom Ballett über die Lage interpellierte. Überall entwickelte sich die anregendste Konversation, aber vergeblich blieben die Bemühungen derer, die schüchterne Versuche zu promenieren machten. Schon wollte sich die Jugend zu ihrem Tanzrecht verhelfen, schon wollte Herr Julius Bauer ein Bänkel mit zündenden Pointen vortragen, als — die Herrschaften plötzlich gewahr wurden, daß sie nicht auf dem Concordiaball seien. Vielleicht hatte sie die Kirchenmusik, die Herr Charles Weinberger nicht komponiert hatte, aus der Illusion gerissen. Aber dafür ließen sie es sich wenigstens angelegen sein, daß man sie am nächsten Morgen in der Presse »bemerkte«. Welch' eine Heerschau der Abhängigen! Ja, an solchen Tagen zeigt der Journalismus, was er vermag. Der Schauplatz seiner Machtentfaltung, ob Balllokal oder Kirche, ist ihm gleichgiltig. Der Jesuitismus hat über den Sophiensaal keine Macht, aber die Presse mietet sich ein Gotteshaus. Politik, Theater, Kunst, Literatur, Adel, Beamtentum, Gesellschaft — alles muß heran. Wenn Herr Julius Bauer Schwiegervater wird, wird die breiteste Öffentlichkeit zum Trauzeugen angerufen, der Glanz Österreichs als Beistand verwendet. Daß Girardi zur Stelle sein muß, ist schmerzlich. Bei Frau Hansi Niese-Jarno findet man's schon zur Hälfte begreiflich, Fräulein Walde und Herrn Streitmann möchte man nicht missen. Aber der Ministerpräsident Freiherr von Gautsch? Ist er ein notizenhungriger Tenor? Oder will er gar seinem Vorgänger Koerber nach-

geraten? Und Ferdinand v. Saar, was sucht er neben dem Länderbank-Hahn? Wenn die Herrschaften Weihrauch brauchen, gehen sie sogar in die Kirche. Oder senden wenigstens Glückwunschdepeschen, die am andern Tag in der Zeitung gezählt und gewogen werden. Nicht jeder ist ja imstande, so schöne Verse wie der Freiherr von Doczi zu machen, der wie kein anderer berufen war, das witzige Familienereignis zu feiern, er, der in seiner eigenen Person die Verbindung von Adel und Geist verkörpert. »Du Spötter und Poet, Du Dorn im Aug' der Flachen« apostrophierte er Herrn Julius Bauer, diesen tiefsten Satiriker, der selbst Arthur Pserhofer an Bedeutung noch übertrifft. Wahrscheinlich wollte Herr Doczi es beklagen, daß die Zeitgenossen für die Tiefe der Erkenntnis von »Antonius und Cleopatra« als einer Reklame für »Busenschützer« und von »Oedipus« als einer Empfehlung von »Ausstich« nicht reif seien . . . Der Brautvater aber ging beglückt nachhause und freute sich, daß ihm die Wortverbindung zwischen Gotha und Ghetto gelungen war.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Jene Herren Buchhändler und Abonnenten, die sich in den letzten Monaten des Erscheinens der ‚Fackel' über die auffallende Nichterledigung ihrer Wünsche und die Nichtachtung ihrer oft und oft wiederholten Urgenzen zu beklagen hatten, werden nachträglich um Entschuldigung gebeten. Die Gewissenlosigkeit und Unfähigkeit eines inzwischen entlassenen stellvertretenden Beamten, der — ohne gewinnsüchtige Absicht, ohne irgend einen erdenklichen Grund — fast alle Abonnementsaufträge trotz gebuchter Zahlung unausgeführt ließ, hat die Administration der ‚Fackel' in einen Zustand beispielloser Verwahrlosung gebracht, der erst bei nachträglicher Revision entdeckt wurde, die Verspätung des Wiedererscheinens der Zeitschrift verschuldet hat und längere Zeit noch den ordentlichen Gang der Versendung hemmen wird. Dafür sei im Voraus Nachsicht erbeten. Soweit sich der angerichtete Schaden feststellen ließ, soweit aus den hinterlassenen Papieren jenes Angestellten der ‚Fackel', der in ihrer Administration wie in Feindesland gehaust hat, die Wünsche der Besteller erraten werden konnten, sind sie unverzüglich erfüllt worden. Weitere Reklamationen — der Nummern oder der Rückzahlung, falls die Zusendung des Blattes jetzt nicht mehr gewünscht wird — wolle man an den Verlag der ‚Fackel' gelangen lassen.

Berichtigung.

In Nr. 185, S. 17, 2. Zeile von unten, ist statt »Novarra« *Novara* zu lesen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen.

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"
Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten
Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität
Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus
Joseph Schöffel
Die Autonomie
Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität
Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).
Karl Kraus
Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte
OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),
liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 185, 17. Oktober): Bekenntnisse. — Ravenna. Von Oskar Wilde. In freier Nachdichtung von Felix Dörmann. — Antworten des Herausgebers (Das Deutsch der Deutschen; Die Familie Witte in Paris; Diplomatisches; Was sich der Staatsanwalt unter einem verantwortlichen Redakteur vorstellt; Strenge Masseusen; Die Privatpraxis der Dozenten; Aus der Welt des Journalismus). — Mitteilung des Verlages.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	. .	K 7.—
» »	18	»	»	. .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	»	. .	M. 7.—
» » » »	18	»	»	. .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei		M. 8.20
» » » » »	18	»	»		» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 187. 8. November 1905 VII. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 2

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

DIE FACKEL

NR. 187 WIEN, 8. NOVEMBER 1905 VII. JAHR

DIE KINDERFREUNDE.

Wir werden den Eindruck nicht mehr vergessen. Die Vorstellung der Tat hat sich tief in unser Innerstes gesenkt und wird eine schwere Depression unseres Kulturgefühls zur Folge haben. Wir unverdorbenen Kinder unserer Zeit haben gesehen, wie der leibhaftigen Justiz unter die Röcke gegriffen wurde. Sie hatte die Augen verbunden und wußte nicht, wie ihr geschah. Wäre sie Jungfrau, wüßte man nicht, daß sie oft schon ins Kabinett gegangen, oft schon den Wünschen hochmögender Herren erlegen ist, die Tat müßte an Tätern und Helfern schwer geahndet werden. Weil aber die routinierte Dame das Vergnügen der Schmach längst stärker als die Schmach des Vergnügens empfindet, so bleibt das Gefühl peinlichen Erlebens der unmündigen Zeugin Öffentlichkeit gegönnt. Wie wird sie mit den Eindrücken, die sie in der Dunkelkammer des Gerichtssaals empfangen hat, fertig werden? Wie werden die Väter jener Kinder, die gierig nach den Zeitungsberichten über den Prozeß Beer gegriffen haben, sich mit den Amateurphotographen der Gerechtigkeit abfinden, die in den Alkoven ihres Hauses die öffentliche Meinung luden und sie an den Aufnahmen unzüchtiger Tatbestände sich delektieren ließen? Ist solche Öffentlichkeit geheimer Verhandlungen nicht strafwürdig? Ist der perverse Einfall, Vertreter der Wiener Presse als Vertrauensmänner zuzulassen, nicht dem Hirn

eines ausgepichten Justizwüstlings entsprungen? Ach, die österreichischen Ereignisse kommen mit ihrer Kraft der Antithese schon als Satire zur Welt, und ein Satiriker, der ihre künstlerische Gestaltung erstrebt, muß eher mildern, als übertreiben... Wenn Professor Theodor Beer wirklich das getan hat, wessen er angeklagt wurde, wenn er zwei Knaben an Körper und Seelenheil gegriffen hat, — läßt sich sein Verschulden mit der familienfeindlichen Unmoral vergleichen, die die Führer und Förderer dieses Prozesses auf dem Gewissen haben? Was sind die Obszönitäten, die im Hause Beer den Kindersinn verwirrt haben sollen, neben den anderen, die diese Gerichtsverhandlung den Kindern aller Familien gezeigt hat, so da in der ‚Neuen Freien Presse' oder im ‚Deutschen Volksblatt' Erbauung suchen? Was bedeutet die Gemütsdepression des kleinen Oskar, unter der die Wiener Öffentlichkeit seit zwei Jahren leidet, neben jenem Zustand, in den die Gesellschaft versetzt wird, wenn der Familiensinn seine Scham entblößt und die Gerechtigkeit auffordert, Selbstbefleckung zu treiben?

Das Verschulden eines Angeklagten wird zu bemessen sein, wenn die Schuld seiner Kläger und Richter vor den Augen einer überprüfenden Öffentlichkeit geklärt ist. Nie noch hat ein Sittlichkeitsprozeß schwerere Unsittlichkeit erzeugt, nie ist eine Anklage wegen Perversität verkehrterem Fühlen entsprungen. Die Wiener Moraljustiz arbeitet prompter als die Wiener Kehrichtwalze: sie verbreitet den Schmutz nicht bloß, sie vermehrt ihn. Wenn wir an den Feststellungen des Gerichtsverfahrens nicht rütteln, wenn wir die Depositionen kindlicher Erinnerung als Zeugenaussagen achten wollen, welch heilloser Skandal bleibt das Vorgehen jener bedenklicheren Kinderfreunde, die zwei Knaben in den Löwenrachen großstädtischer Sensation gesteckt, die den seelischen Schaden, den diese heimlich empfangen hatten

und öffentlich bestätigen mußten, hundertfach vergrößert haben! Den Angeklagten zu überführen, hat es eines Zeugenbeweises bedurft, hat die Aussage zweier Kinder genügt. Aber zur Belastung seiner Ankläger genügt schon die Anklage. Wer hat den armen Jungen übler mitgespielt: der Photograph, der sie im Atelier, oder die Väter, die sie im Gerichtssaal entkleidet haben? Als Oskar und Gustav das erstemal an ihrer Seele Schaden nahmen, haben sich ihre Familien für sie zu interessieren begonnen. Nun sind sie, an der Schwelle der Mannbarkeit, zu öffentlichen Figuren geworden: von der Neugierde ihrer Lern- und Spielgenossen geplagt, auf dem Weg ins Leben von dem Interesse einer Gesellschaft begleitet, die den Helden der Skandalprozesse treuere Erinnerung bewahrt als den Helden der Barrikade. Solch frühreifer Ruhm ist leichter zu erringen als zu ertragen. Die kleinen Prostituierten, die die Weisheit der Staatsbehörde im Berliner Sternberg-Prozeß den Lüstlingen vorführte, sind im Preise gestiegen. Den kindlichen Zeugen des Beer-Prozesses, bei denen die Nachfrage keinem Angebot entspricht, steht ein größerer Erfolg bevor. Hoffentlich wird die prompte Sicherheit, mit der die Knaben dem gerichtlichen Verhör Stand gehalten haben, sie nicht verlassen, wenn weitere Anfechtungen sie zwingen sollten, den Arm der Gerechtigkeit herbeizurufen. Ich glaube nicht, daß es an Gelegenheit fehlen wird, und es mag wahrlich nicht immer leicht sein, bei den Behörden Glauben zu finden, zumal wenn es gilt, sich der schmeichelhaftesten Anträge der ersten Päderasten der Monarchie zu erwehren... Der »Vater des zweiten Knaben« gab an, daß ihn — in seinem Verkehr mit dem Angeklagten — vor allem eine Äußerung des Professors Beer »mit Mißbehagen erfüllt habe«: daß »die größten Feinde der Kinder die Eltern« seien. Welche Großmut ließ ihn dies Wort des Gegners zitieren! Wenn ihn etwas mit

dem Verführer seines Kindes versöhnen könnte, mag es die späte Erkenntnis sein, daß der Herr Professor in diesem wie in keinem andern Falle Recht gehabt hat.

Der »Vater des ersten« und der »Vater des zweiten Knaben«, der »Vater des eben vernommenen und der »Vater des zuerst vernommenen Knaben«... Die vornehme Presse hat bloß den Namen des Mannes genannt, der die Knaben nackt photographiert hat, aber nicht die Namen der Kinderfreunde, die sie nackt ausstellten. Sie heißen Steger und Freund. Dieser ist bloß Hof- und Gerichtsadvokat, jener auch Regierungsrat und Mitbesitzer einer Kunstbutterfabrik, aus deren Vorrat er den Glanz seiner Plaidoyers bezieht. »Er reißt fort, wenn er will«, heißt es in Schmocks Dekameron der Zierden unseres Barreaus, »um ein anderes Mal eine Sache gänzlich fallen zu lassen.« Diesmal war er, da er die eigene Sache vertrat, so bescheiden, sie gänzlich fallen zu lassen. »Herr Regierungsrat Steger«, schreibt sein Biograph, »hat den Mut, den ich ihm in der heutigen Zeit hoch anrechne, mit Stolz sich als Jude zu bekennen. Er saß, solange man es ihm nicht verekelte, sogar im Vorstande der Kultusgemeinde und legte flammenden Protest ein gegen die Ritualmordverdächtigung, trotzdem er Regierungsrat war. Er hatte jedenfalls den Mut seiner Überzeugung.« Ich glaube, daß er bloß die Überzeugung seines Mutes hat. Denn Regierungsrat wurde er, als man seine Fähigkeit entdeckte, mit dem Erzherzog Eugen vierhändig Klavier zu spielen, aber seine Stelle im Vorstand der Kultusgemeinde legte er nieder, als man »es ihm verekelte«. Seine äußere Erscheinung im Verein mit seinen musikalischen Fähigkeiten weist darauf hin, daß nicht nur sein Wort, sondern auch seine Stimme in der Gemeinde Geltung hat: man würde ihn, seitdem der Talar eingeführt ist, auf den ersten Blick für eine Art Oberkantor in Strafsachen halten. Alles an dem Mann ist

sonor. Und alles in eine Sonnenthal'sche Temperatur warmen Wohlwollens getaucht, in der die Kunstbutter zergeht, die man erzeugt und die man auf dem Kopfe hat. Weh dem aber, der sich das Wohlwollen des Vaters — das Wort muß Tränen erpressen — verscherzt! Dann steht ein Gott der Rache auf, der da ahndet, was an den Kindern gesündigt wurde, bis ins dritte Geschlecht und bis zur letzten Instanz. Denn es steht geschrieben: »Ihre Tochter sollst du nicht für deinen Sohn nehmen. Denn sie würde deinen Sohn abwendig machen, daß er anderen Göttern diente; und der Herr würde zürnen über euch, und dich eilends vertilgen«. In eine getäuschte Hoffnung haben die Schriftgelehrten des Falles Beer-Steger, die Exegetiker dieser zwischen den Familien einer Eskomptefirma und einer Margarinfabrik spielenden Sensation, haben die Ältesten des Franz Josefs-Kai den Ursprung der Bibelrache verlegt. Sie führt dann zu den folgenden Verkündungen, die man wörtlich in den fünf Büchern und ähnlich in den zehn Zeitungen Moses nachlesen kann: »Und bei einem Manne sollst du nicht schlafen, wie bei einem Weibe; ein Abscheu ist dies ... Und kein Tier sollst du beschlafen, und dich damit verunreinigen. Und ein Weib soll sich nicht vor ein Tier stellen, sich mit ihm zu begatten; dies wäre eine schändliche Befleckung ... Du sollst dir kein Abbild machen von irgend Etwas ... Ihr sollt eure Haare nicht ringsum am Ende abscheeren; und du sollst von den Enden deines Bartes nichts abnehmen ... Mannes Kleider soll ein Weib nicht anziehen; und ein Mann soll keines Weibes Kleider anziehen; denn ein Gräuel des Herrn, deines Gottes, ist Jeder, der dies tut ... Hüte dich, daß du nicht vergessest des Herrn, deines Gottes, wenn du gegessen hast, und satt bist, und schöne Häuser bauest, und darin wohnest ... Wenn du ein neues Haus bauest, so sollst du ein Geländer um dein Dach machen, daß du nicht Blut-

schuld auf dein Haus ladest, wenn etwa Jemand herunterfiele . . . Wenn Jemand ein Weib nimmt, und ihr beiwohnt, aber sie nachher hasset, und ihr schändliche Dinge aufbürdet, und einen üblen Ruf über sie ausbringt, so sollen die Ältesten der Stadt den Mann nehmen und ihn züchtigen . . . Flieht Jemand in eine dieser Städte, so sollen die Altesten hinsenden, um ihn von dort zu holen, daß er sterbe... Denn in seiner Zufluchtsstadt hätte er bleiben sollen, bis der Hohepriester gestorben war. . . Ein einzelner Zeuge soll nicht aufstehen gegen Jemand, wegen irgend einer Missetat und irgend eines Vergehens, bei allen Sünden, die er begeht; durch die Aussage zweier Zeugen werde eine Sache bestätigt . . . Du sollst keinen Wucher nehmen von deinem Bruder, Wucher von Silber, Wucher von Speise, Wucher von sonst etwas, womit man wuchern kann. Von Fremden darfst du Wucher nehmen . . . Heil dir, Israel! wer ist, wie du? Volk, beglückt von dem Herrn, dem Schilde deiner Hülfe, und der das Schwert deiner Hoheit ist, es schmeicheln dir deine Feinde, aber du trittst auf ihre Höhen!« . . . .

Sollte das Gerichtsverfahren, dem Herr Dr. Beer in diesem Chaos von Päderastie, Sodomie und Photographie, von Friseurkunst und Architektur, von Selbstmord, Verrat, Steckbrief, Reichtum und Übermut erlag, nicht doch ein wenig jenem Gotte, der da ahndet, geopfert haben? Der Angeklagte war von seinem vielgeschmähten ersten Anwalt, der ihn in die Flucht jagte, besser beraten, als von seinem Dr. Bachrach, der ihm für ein Honorar von hunderttausend Kronen den Sieg versprach. Herrn Zweigenthals Worte: »Es ist schade, daß du nicht schuldig bist, denn es ist unter Umständen leichter, einen Schuldigen freizubekommen als einen Unschuldigen; wärest du schuldig, würde man die ganze Sache einfach in die psychiatrische Gasse bringen und be-

weisen, daß du nicht normal bist« — sind nicht, wie die antisemitische Preßhorde brüllt, der Ausdruck jüdischer Advokatenmoral, sondern bloß einer Erfahrung, die den Wahnsinn der Sexualjustiz so oft durch die Unmoral der Psychiatrie paralysiert sah. Welcher einsichtige christliche Anwalt würde seinem Klienten mit anderer Auffassung dienen? Herr Regierungsrat Bachrach glaubte es mit seinem eigenen Einfluß probieren zu können. Er hat ihn nicht ohne Erfolg für das Interesse der Gegner verwendet. Vor allem setzte er, dem ein Verteidigerruhm ohne Herolde standeswidrig schien, seinem Klienten die Wiener Publizistik in den Pelz. Dann erreichte er, daß der Klient mit den Anklägern einen Vergleich schloß, der seine ruhige Verurteilung garantierte. Die Väter würden ihn bloß mit dem allernotwendigsten belasten, als schlichte Zeugen, nicht als Privatbeteiligte ihm gegenüberstehen. Um solchen Preis hat der Angeklagte auf die Gelegenheit verzichtet, in das psychologische Dunkel, in dem die Anschuldigung erst konkrete Form gewann, Klarheit zu bringen. Diese Passivität und noch zwanzigtausend Kronen Honorar für den Anwalt der Väter sollten einen Freispruch nach sturmloser Verhandlung ermöglichen, in der die sachliche Widerlegung sachlicher Aussagen den Gerichtshof von der Unschuld des Angeklagten überzeugen würde. Die Vornehmheit, die Herr Dr. Bachrach in der Berührung mit dem Schmutz der Hoheiten erlernt hat, war von Übel. Ein Regierungsrat hackt dem andern kein Auge aus, aber der Angeklagte bekam bloß die Nachteile jenes Abkommens zu spüren und mußte vor der Familienrache mehr verantworten, als ihm zur Last gelegt ward. Unter den Augen kontrollierender Vertreter der Skandalsucht. Die beiden Väter aber durften sich der Sachlichkeit freuen, mit der sie der Angeklagte und dessen Verteidiger bedienten, und der eine war vielleicht am Schlusse des Verfahrens

erstaunt, daß der Gegner nicht einmal der kriminellen Gefahr gedacht hatte, die blinde Vaterliebe über einen armen Jungen heraufbeschwor, der heute noch zu unmündig ist, um den Ruhm seiner Zeugenschaft zu ertragen, aber zur Zeit der Tat schon mündig genug war, um vor dem Gesetze die Mitschuld zu verantworten. Indes, elterliche Sorge baut auf ihre eigene Weise dem Schaden vor. »Was möglich war, das tat er«, der Vater, der einfach in die Redaktionen des Liberalismus ging und sie bewog, zu unterdrücken, was sich unterdrücken ließ, Namen, Stand, Alter usw. . . . Es war eine öffentliche Verhandlung gegen den Dr. Beer und eine geheime gegen den Dr. Steger. Denn dieser ist ein eifervoller Gott, und Wiener Blätter dürfen seinen Namen nicht eitel nennen. Sie wissen, wann sie diskret sein dürfen, ohne gegen die journalistische Standesehre zu verstoßen.

Ob der Bock nicht doch noch eher zum Gärtner taugt als der Journalist zum Vertrauensmann, ist eine Frage, von deren Entscheidung der Bestand des alten Sprichworts oder die Bildung eines neuen abhängen wird. Glücklicherweise hat journalistische Diskretion wenigstens jene Vorkommnisse verschwiegen, deren Mitteilung der Erkenntnis des wahren Sachverhalts gedient hätte. Dagegen war sie — von der kinderfreundlichen Gesinnung der Väter gewonnen — schon vor der Verhandlung am Werke, den Beschuldigten weit über das Maß seiner Schuld büßen zu lassen. Da brachte jeder Tag einen neuen »Fall«, neues Belastungsmaterial; da wurde eine »Erkrankung« des ersten Knaben, dessen Geständnis jetzt so vielen Eltern die Augen geöffnet hatte und noch öffnen würde, gemeldet. Kein Zweifel, man hatte es mit einem Lüstling wildester Richtung zu tun, dessen Treiben erst ruchbar wurde, als er die »schändliche Krankheit« — so heißt sie offiziell — auf eines seiner unglücklichen Opfer übertragen hatte. Da müßte denn

freilich Richter Lynch das Urteil sprechen. Aber schnell, — ehe ihm die Aufklärung wird, daß eine Mittelohrentzündung von der Wissenschaft bis heute nicht unter die venerischen Erkrankungen eingereiht ist . . . Jahre vergehen, die Untersucher haben Zeit und Eifer. Noch immer täglich ein neuer Fall, mindestens eine neue Notiz. Gegen den Mann, der als Biolog und Psycholog das wissenschaftliche Experiment zum Vorwand seiner Lust nehmen konnte, wird am Tage des Gerichts die ganze besitzlose Volksklasse zeugen. Was möglich war, das tat er — der Vater nämlich. Aber siehe da, in der Verhandlung treten Eltern und Söhne auf, die von dem Wahn besessen sind, daß beim Photographieren nichts geschehen, nicht einmal das »Storch-Märchen« widerlegt worden sei, und man muß noch Gott danken, daß auf die zwei Hauptzeugen ein Verlaß ist und daß wenigstens sie ein Abenteuer mit der durch vier Jahre gesteigerten Erinnerungsfähigkeit wiederzugeben wissen . . . Wenn ich hier von dem — Geheimnis der Zeugung spreche, so meine ich natürlich jenes, das der Angeklagte der Jugend sträflich offenbart hat. Denn die Kinder selbst mag nach wie vor der Storch bringen, aber die Zeugenaussagen von Kindern kommen auf natürlichem Weg zustande. Was sie vor Gericht gesagt haben, ist gewiß jene Wahrheit, an die sie mit der Zeit glauben lernten, und mindestens von derselben Ehrlichkeit beseelt, wie die Erzählungen hysterischer Frauen, die Notzuchtsattentate bezeugen, wenn sie sie schon nicht erleben . . . Wo in aller Welt nahm man all die Phantasie her, die vor, in und nach dieser Gerüchtsverhandlung verbraucht wurde? Die Reportage unterstrich, was sie nicht sagte, weckte Vorstellungen krassester Art, wo sie verschwieg, daß jene gelindeste Usance des Homosexualismus verfolgt war, die im Deutschen Reiche straflos ist. Konnte sie von den Taten des Dr. Beer nicht sprechen, so schwelgte sie

in der Stimmung des Milieus. Man sollte den Eindruck empfangen, daß im Hause Beer, wo hilfreiche Frauen den Lüsten des Gatten und Sohnes assistierten, eine Art Kinderschändungsgesellschaft G. m. b. H. etabliert war, die sich bei besonderer Bestellung auch mit Tierexperimenten befaßte. War die Neugierde des Lesers mit Perversitäten überfüttert, so konnte es nicht schaden, wenn sie auch das vielzitierte Telegramm des Angeklagten an seinen Rechtsanwalt »Stier bei den Hörnern fassen« als eine sodomitische Weisung auffaßte. Die Phantasie mißbrauchter Leser sollte nicht träger arbeiten als die der jugendlichen Gäste des Hauses Beer, denen man »obszöne Photographien« gezeigt hatte. »Elephantenrüsselartige männliche Glieder«, so beschrieb der jüngere, »die sich um nackte Körper schlingen«. Also offenbar, da die Natur nicht so verschwenderisch ist, keine Amateurphotographien, sondern Reproduktionen von Gemälden. Und der Angeklagte gestand, daß in seinem Bibliothekszimmer tatsächlich außer einer Darstellung der Laokoongruppe die berühmten Stuck'schen Bilder »Die Sünde« und »Die Wollust« aufgestellt sind. Dem Zeitungsleser ward dies Geständnis, das die Autorität des Kronzeugen erschüttern konnte, vorenthalten. Dafür wurde er reichlich durch die Mitteilung alles dessen entschädigt, was in der Verhandlung nicht vorgekommen ist. Eine Fälschung von vielen: Auf die Frage des Staatsanwalts, warum die Gattin des Angeklagten kurze Haare trage, hat sie nie die Antwort gegeben, die langen seien ihr in der Tür eingeklemmt worden. Dem Ankläger selbst mußte jeder Lacheffekt erspart bleiben. Eine Bonne sagt aus, daß sie einen zweiundeinhalbjährigen Knaben, der nackt photographiert werden sollte, ins Atelier des Dr. Beer brachte. Der Staatsanwalt fragt sie, warum sie nicht auf das Schamgefühl des Knaben, der seine Nacktheit einem Weibe zeigen mußte, Rücksicht genommen habe. Um den

Paroxysmus obrigkeitlicher Sittlichkeit, die den Säugling unzüchtiger Berührung seiner Amme beschuldigen könnte, zu dämpfen, waren die Zeitungen so kulant den Knaben um ein Jahr älter zu machen. Dafür ließen sie wieder den älteren Belastungszeugen — der sich selbst belastete — um vier Jahre jünger sein. Daß der Angeklagte so irrsinnig gewesen sei, die Abfassung einer Broschüre zu planen, in der er sämtliche Frauen, an denen er seinen normalen Geschlechtstrieb bewiesen hat, preisgeben wollte, müssen die Leser der Gerichtssaalberichte glauben, da sie bloß von der Behauptung, nicht von dem Protest Kenntnis haben. Das journalistische Zartgefühl ist vor Mißdeutung sicher. Es lüftet nicht einmal das Inkognito des »bekannten Gynäkologen«, dem eine Sterbende die Gräuel gebeichtet haben soll, zu deren Anblick sie ihre Leidenschaft für den Angeklagten gezwungen hätte. Auf dem Sterbebett lügt man nicht — rief der Staatsanwalt. Aber ist denn Herr Dr. Herzfeld auf dem Sterbebett? Dann müßte er die schwerste Schuld beichten, mit der ein Mann und Arzt sein Gewissen belasten kann: die Verletzung der Verschwiegenheitspflicht gegen eine Frau. Der Reporter ist diskreter als der Arzt; er hat bei der widerlichsten Episode dieses widerlichen Prozesses nicht allzulange verweilt und den Namen des Trefflichen verschwiegen, der das Geheimnis einer Sterbenden dem nach Belastungsmaterial fahndenden Anwalt der beiden Väter ausgeliefert hatte. Vor dem Untersuchungsrichter hatte der Spezialist für Frauenleiden sich der Aussage entschlagen, weil die Mitteilung eines Berufsgeheimnisses den Arzt in Konflikt mit einem Strafparagraphen, weil sie ihm Schande bringen könnte. Einem guten Bekannten gegenüber fühlte er sich zu so strenger Auffassung nicht genötigt und entband sich mit glücklicher Ruhe der ärztlichen Diskretionspflicht. Neidlos läßt man ihn jetzt in Fachkreisen als geschickten Entbinder gelten...

Ein Sittlichkeitsprozeß ist die zielbewußte Entwicklung einer individuellen zur generellen Unsittlichkeit, von deren düsterem Grunde sich die erwiesene Schuld des Angeklagten leuchtend abhebt. Die Frage, ob Herr Dr. Beer Knaben mißbraucht hat, mag der Ankläger schwereren Mißbrauchs ohneweiters bejahen. Man muß nicht einmal die Strafe in ihrer weit unter das gesetzliche Maß reichenden Milde als ein Schuldbekenntnis des Gerichts auffassen, nicht glauben, daß die Richter in jener einflußvergifteten Stimmung, die ein Opfer verlangte, den Ausweg zahmer Verurteilung gesucht haben. Man mag auch mit den Müttern dieser Verhandlung glauben, daß hysterische Knaben an Eindrücken, die sie in den Jahren der Pubescenz erlebt oder erlitten haben, sich als »Fanatiker der Wahrheit« bewähren können, daß Hänschen Rilow in Wedekind's (nicht aus der Gerichtssaalpsychologie gebornen) Kindertragödie »Frühlingserwachen« ein kleiner Gregor Werle ist, der die Onanie für eine Lebenslüge hält und darum ein Venusbild, das den Schlaf seiner Nächte stört, dem Orkus des Klosetts überantwortet. Es ist nicht ganz so. In einem ausführlichen Gutachten zum Fall Beer hat der Breslauer Psychologe William Stern die Steigerung der vor Mutter, Onkel und Untersuchungsrichter abgelegten Bekenntnisse anders als der Staatsanwalt, anders als mit der Abnahme des Schamgefühls zu erklären versucht: »Psychische Ursachen, die dem Verhör eine so sehr viel geringere Glaubwürdigkeit verleihen als dem Bericht, gibt es viele . . . Zunächst wirkt jede Frage als Zwang auf den Gefragten, Erinnerungspartien, die so unklar waren, daß sie sich nicht von selbst einstellen konnten, mit Gewalt hevorzuziehen. Sodann wirkt die Frage als Suggestion: sie legt eine Stellungnahme nahe, die der Fragende erwartet und die der Gefragte, wenn er suggestibel ist, nur allzuleicht ohne Prüfung zur seinigen macht, selbst im Gegensatz zum wirk-

lichen Erlebnis. Endlich aber wirkt die Frage, namentlich die recht eindringliche, bohrende, oft wiederholte, als eine der gefährlichsten Anreizungen zu Phantasie- und Lügengebilden, die zu Hilfe genommen werden, um die Fragefolter endgiltig los zu werden«. Ein für die Psychologie des Kindes tief bedeutsames Beispiel, ein merkwürdiges Analogon zum gegebenen Fall hat der Sachverständige in Gottfried Keller's »Grünem Heinrich« gefunden: »Ich saß einst hinter dem Tische, mit irgend einem Spielzeuge beschäftigt, und sprach dazu einige unanständige, höchst rohe Worte vor mich hin, deren Bedeutung mir unbekannt war und die ich auf der Straße gehört haben mochte. Eine Frau saß bei meiner Mutter und plauderte mit ihr, als sie die Worte hörte und meine Mutter aufmerksam darauf machte. Sie fragte mich mit ernster Miene, wer mich diese Sachen gelehrt hätte, insbesondere die fremde Frau drang in mich, worüber ich mich verwunderte, einen Augenblick nachsinnend, und dann den Namen eines Knaben nannte, den ich in der Schule zu sehen pflegte. Sogleich fügte ich noch zwei oder drei andere hinzu, sämtlich Jungen von zwölf bis dreizehn Jahren, mit denen ich kaum noch ein Wort gesprochen hatte.« Die Sache wird angezeigt; es folgt Verhör in der Schule, und der Knabe gestaltet nun die begonnene Fälschung zu einem gewaltigen Phantasie- und Lügengewebe aus: »‚Wo hast du die bewußten Dinge gehört von diesen Buben?' Ich war sogleich wieder im Zuge und antwortete unverweilt mit trockener Bestimmtheit: ‚Im Brüderleinsholze!' Dieses ist ein Gehölz, eine Stunde von der Stadt entfernt, wo ich in meinem Leben nie gewesen war, das ich aber oft nennen hörte. ‚Wie ist es dabei zugegangen, wie seid ihr dahin gekommen?' fragte man weiter. Ich erzählte, wie mich die Knaben eines Tages zu einem Spaziergange überredet und in den Wald hinaus mitgenommen

hätten, und ich beschrieb einläßlich die Art, wie etwa größere Knaben einen kleinern zu einem mutwilligen Streifzuge mitnehmen. Die Angeklagten gerieten außer sich und beteuerten mit Tränen, daß sie teils seit langer Zeit, teils gar nie in jenem Gehölze gewesen seien, am wenigsten mit mir! Dabei sahen sie mit erschrecktem Hasse auf mich, und wollten mich mit Vorwürfen und Fragen bestürmen, wurden aber zur Ruhe gewiesen und ich aufgefordert, den Weg anzugeben, welchen wir gegangen. Sogleich lag derselbe deutlich vor meinen Augen, und angefeuert durch den Widerspruch und das Leugnen eines Märchens, an welches ich nun selbst glaubte, da ich mir sonst auf keine Weise den wirklichen Bestand der gegenwärtigen Szene erklären konnte, gab ich nun Weg und Steg an, die an den Ort führen. Ich kannte dieselben nur vom flüchtigen Hörensagen, und obgleich ich kaum darauf gemerkt hatte, stellte sich nun jedes Wort zur rechten Zeit ein.« Folgt die Erzählung der kompliziertesten Abenteuer. »Noch nie hatte man in der Schule eine solche Beredsamkeit an mir bemerkt, wie bei dieser Erzählung. Es kam niemand in den Sinn, etwa bei meiner Mutter anfragen zu lassen, ob ich eines Tages durchnäßt und nächtlich nach Hause gekommen sei. Dagegen brachte man mit meinem Abenteuer in Zusammenhang, daß der eine und andere der Knaben nachgewiesenermaßen die Schule geschwänzt hatte, gerade um die Zeit, welche ich angab. Man glaubte meiner großen Jugend sowohl, wie meiner Erzählung; diese fiel ganz unerwartet und unbefangen aus dem blauen Himmel meines sonstigen Schweigens. Die Angeklagten wurden unschuldig verurteilt als verwilderte bösartige junge Leute, da ihr hartnäckiges und einstimmiges Leugnen und ihre gerechte Entrüstung und Verzweiflung die Sache

noch verschlimmerten; sie erhielten die höchsten Schulstrafen, wurden auf die Schandbank gesetzt und überdies noch von ihren Eltern geprügelt und eingesperrt.« Erst nach Jahren geht ihm sein Unrecht auf. »So oft ich daran dachte, stieg mir das Blut zu Kopfe und ich hätte mit aller Gewalt die Schuld auf jene leichtgläubigen Inquisitoren schieben, ja sogar die plauderhafte Frau anklagen mögen, welche auf die verpönten Worte gemerkt und nicht geruht hatte, bis ein bestimmter Ursprung derselben nachgewiesen war«... Gottfried Keller's Gutachten durfte im Prozeß nicht zur Verlesung gelangen. Man wird sagen, daß der »Grüne Heinrich« ein autobiographischer Roman ist und daß im kleinen Gottfried eben schon der exzeptionelle Mensch, der große Dichter steckt. Aber vielleicht ist auch die Zeugenaussage des kleinen Oskar eine Talentprobe, und wenn er ein Dichter ist, muß deshalb ein Anderer noch kein Päderast sein... Dem Breslauer Psychologen fällt es übrigens auf, daß die beiden Knaben leugnen, miteinander verkehrt zu haben; die Kommunikation lasse sich mit Bestimmtheit annehmen. Und sie wird auch von kopfschüttelnden Freunden beider Häuser bestätigt. Das Stern'sche Gutachten kommt zu dem Schlusse, daß die Aussagen der beiden Jungen — so weit sie im Protokoll des Untersuchungsrichters gediehen sind —, insbesondere die des Hauptbelastungszeugen, »so viel psychologische Fälschungsmomente zeigen, daß sie nicht als Beweisgründe für die Realität des behaupteten Tatbestandes gelten können«, und daß die psychische Veränderung des jüngeren Knaben »weder in ihrem Beginne und Verlauf noch in ihrer Beschaffenheit mit Sicherheit auf einen einmaligen Choc zurückzuführen sei und daher nicht den Charakter eines objektiven Beweismomentes habe«. Ich will dem Fachmann Unrecht und den Laien,

die die beiden Zeugen in der Verhandlung gehört haben, Recht geben. Ich will auch ein weiteres Bedenken gegen die Echtfärbigkeit ihrer Bekenntnisse nur äußern, um es zu besiegen. Die Knaben schienen so zu deponieren, als ob sie schon im Erlebnis die sittliche Empörung empfunden hätten, die sich später ihrer Eltern bemächtigen sollte. In der kindlichen Verwunderung über all das Neue, das sie gesehen haben, klingt gleich die pädagogische Mißbilligung mit. Der eine Knabe sagt: »Ich habe ihr nun erzählt, was Dr. Beer mit mir getan hat, daß er mir Aufklärungen gab, die ich nicht verlangt habe«. (Sie wollen mir sagen, wie die Kinder zur Welt kommen, mein Herr? Ich bin nicht neugierig; das werde ich noch früh genug erfahren.) »Ich dachte mir nur: Es ist unmöglich, was er mir gesagt hat, das kann nicht sein, das kommt nur bei ordinären Leuten vor. Es haben sich in mir unnatürliche Vorstellungen gebildet«. (Ich bin im Entwicklungsalter, mein Herr, und da bleiben leicht sexuelle Eindrücke haften; also Vorsicht, wenn ich bitten darf!) »Der furchtbare Eindruck ist mir klar geblieben«. Und auf eine Frage des Verteidigers, wörtlich: »Umso besser für sie, Herr Verteidiger, wenn Sie so etwas nicht durchgemacht haben«. Der Präsident appelliert an die psychologische Erfahrung des Zeugen: »Spielt Ihnen die Phantasie vielleicht einen Streich, daß Sie verweben, was Sie denken, mit dem, was sich wirklich zugetragen hat?« Antwort: »Nein«. Und der Knabe erzählt, er habe, nachdem er einmal dem Dr. Beer begegnet sei, zuhause voll Wut die Handschuhe ausgezogen und der Mama gesagt: »Ich rege mich auf, weil ich ihn wieder traf. Die Handschuhe ziehe ich nicht mehr an. Ich habe mir auch die Hand gewaschen«. Und: »Den Schmutz bringe ich in meinem Leben nicht weg«. Die Reaktion auf die Tat des Verführers war also eine

hochmoralische. Und wieder: »Es war mir das Ganze unverständlich. Ich habe dem Vorfall keinen Wert beigemessen«. Auf die Frage, ob der Zeuge mit jemandem darüber gesprochen habe: »Nein. Ich habe mit niemandem darüber gesprochen. Ich suchte die unangenehme Erinnerung zu verlieren.« Dr. Beer zeigte Photographien, die der Knabe »nicht habe sehen wollen; es seien Bilder gewesen, die ihn abgestoßen hätten«. Auch die Erzieherin bezeugt das kindliche Verständnis für den Übergriff des Erwachsenen. In Aussee habe ihr der Knabe gesagt: »Dr. Beer hat mich bei der Tür empfangen, war aber noch nicht angezogen. Was sagst du dazu?« (Ich wette, er ist homosexuell — muß hier ergänzt werden). Auch der Onkel berichtet, der Knabe habe ihm ein Gespräch mit Dr. Beer wie folgt wiedererzählt: Beer fragte: Glaubst Du an den Storch? Der Knabe habe »mit Nein geantwortet, obwohl er eigentlich davon nichts wußte«. »Er wollte nur von dem Thema loskommen.« Er hatte, sagt die Mutter, »niemals Neigungen, auch nur ein Witzblatt mit gewissen Bildern auzusehen, wenn es zufällig in seine Hände kam. Er hat keinen Geschmack dafür gehabt«. Er ist ein »Fanatiker der Wahrheit«. Aber er beichtet nicht nur eine Unsittlichkeit, er erkennt sie auch sofort. Sonst sind Kinder neugierig und Mütter erfahren. Hier ist es einmal umgekehrt. Sonst fragt der Bub, der zum erstenmal einen Klassiker liest, was das Wort »Hure« bedeute. Darauf gibt ihm die Mutter in der Regel eine Ohrfeige. Hier wäre es wohl umgekehrt. Dies Kind — kein Engel ist so rein, aber auch keiner so ahnungsvoll — spricht von den Gefahren, die seiner Jugend drohen, etwa so, wie jener Possenfriedrich von dem siebenjährigen Krieg, in den er zu ziehen beschließt. Um im Milieu des Prozesses zu bleiben: Diese kleinen Historiker sind wirklich rückwärts gekehrte Propheten . . .

Indes, wenn wir auch von der Schuld des Herrn Dr. Beer überzeugt sein müßten, um ihn verurteilen zu können, so brauchen wir gewiß nicht an seine Unschuld zu glauben, um zur Verurteilung des Prozesses berechtigt zu sein. Besteht zwischen dem, was er getan hat, und dem, was er leiden soll, ein Mißverhältnis, so mag es ihn, seine Freunde, seine Juristen beschäftigen. Weit ärgere Zwietracht regt uns auf, die wir im Walten einer schamlosen Sittenjustiz tagtäglich Vernunft in Unsinn, Wohltat in Plage verwandelt sehen. Und so wie ich manchmal stilistische Fehler einer journalistischen Äußerung, die ich zitieren will, heimlich beseitige, um ihre infame Gesinnung um so wirksamer bloßzustellen, so könnte ich einem Prozeßverfahren seine gesetzliche Korrektheit zubilligen, um wichtigeren Schlüssen Teilnahme und Glauben zu sichern. Daß die Circe von Mürzzuschlag keine vollwertige Buhlerin war, ist störend; ich hätte sie freier gegen philiströsen Unverstand verteidigt. Die Schuld des Herrn Dr. Beer müßte offenbar sein — und mein Tadel des Prozeßskandals wäre wirksamer, weil er von dem Verdacht unbehelligt bliebe, eine Reinwaschung des Angeklagten zu bedeuten. Sie liegt meiner Absicht so fern wie eine Beschönigung der Tat, deren ihn ein Richterspruch schuldig befunden hat. Das Urteil ist es, das die Tat beschönigte. Denn dem unerforschlichen Ratschluß des Herrn Feigl hat es gefallen, den Angeklagten nicht wegen Kinderschändung (§ 128), sondern wegen Homosexualität (§ 129) zu verurteilen. Die widerspruchsvolle Diktion des Schändungsparagraphen — mit ihrem törichten wenn-Satz — hat den Mißgriff verschuldet. Aber in dem Unzuchtsgerümpel des alten Strafgesetzes ist es gerade der eine Paragraph, der noch in den Herzen freier Zeitgenossen, die Menschliches mit menschlichen Maßen messen, Widerhall zu wecken vermag.

Denn darüber sind sich heute nur die Kriminalisten nicht klar: Der Gesetzgeber, der so völlig ahnungslos am Geschlechtsleben herumstümpert und so wenig geneigt ist, die Verbrechen des Rückenmarks der Untersuchung durch den Arzt zu überlassen, hat im Sexualreich bloß drei Rechtsgüter zu schützen: die Gesundheit, die Willensfreiheit und die Unmündigkeit. Der Staatsanwalt lasse das Individuum, das im Bewußtsein einer venerischen Erkrankung seine venerische Wirksamkeit fortsetzt, wie einen tollen Hund einfangen, er klage die Gewaltanwendung an und den Mißbrauch von Kindern. Was willige und mündige Menschen miteinander tun, davon lasse er seine Hand. Rechtsgut kann nie die private Sittlichkeit, höchstens der öffentliche Anstand sein. Was innerhalb der vier Wände geschieht, kann kein Ärgernis erregen, und die Staatsgewalt ist nicht genötigt, sich vor's Schlüsselloch zu stellen. Die Zudringlichkeit einer Justiz, die den Verkehr der Geschlechter reglementieren möchte, hat stets noch die ärgste Unmoral gezeitigt; kriminelle Belastung des Sexualtriebs ist staatliche Vorschubleistung zu Verbrechen. Der Denunziant und der Erpresser sind die Bundesgenossen des Sittenrichters. Wird die Moral zum Rechtsgut, so sind die Lebensgüter der Freiheit, des Seelenfriedens und der wirtschaftlichen Sicherheit gefährdet. Kuppelei, Wucher und Ausbeutung gedeihen, wenn das kriminelle Risiko mitbezahlt werden muß. Homosexueller Verkehr: auf dem Fettboden der Strafdrohung blüht der Weizen der Chantage. Und sie ist das verheerendste Verbrechen, das die Moraljustiz auf dem Kerbholz hat. Wenn der Erpresser nie zum Denunzianten wird, wenn der auf das Opfer täglich geübte Druck die gewünschte Wirkung tut und die Unterlassung der Strafanzeige mit täglich erneuten Höllenqualen und dem wirtschaftlichen Ruin erkauft wird, dann — ich schrieb es schon einmal — versagt des

Theoretikers Weisheit. Gewohnt, auf der Faulenzergrundlage der »Statistik« zu denken, weiß er keinen Rat: ihm fehlt die Statistik der nicht erstatteten Anzeigen und der befriedigten Erpressungen. Und da ihm ein allzu dürftiger Besitz an Phantasie und Lebenserfahrung — er ist ja Kriminalist — die Zahlenweisheit nicht ersetzen kann, so ahnt er nicht, daß in derselben Stunde, in der er sich einer Weltordnung freut, die Unsittlichkeit und Vergewaltigung unter Strafe setzt, in seines Vaterlandes Gauen tausende unglückliche Menschen in Furcht und Schrecken des nahenden Erpressers harren. So traurig die Sache ist, so grotesk ist es, daß der Dummkopf Staat, dem es auf die »Fortpflanzung« ankommt und der die Naturtriebe vom Standpunkt der Rekrutenaushebung beurteilt, lieber ein Jammergeschlecht entstehen und die Päderastie sich vererben lassen will, als daß er die zur Zeugung nicht Berufenen sich ausleben und somit aussterben ließe. Handelt er aber human, wenn er bloß für die kommende Generation von Päderasten besorgt ist und die lebende mißhandelt, wenn er die Nervenkraft von tausend harmlosen, tüchtigen oder hervorragenden Bürgern unter den Druck krimineller Gefahr und sozialer Schande stellt?... Herr Moritz Benedikt freilich, der Nervenpatholog, will sie erlösen. Er wurde nach seiner Meinung über den Fall Beer gefragt und hat, ohne erst die soziale Gefahr der Kinderschändung und die der Homosexualität gegeneinander abzuwägen, eine Methode in Vorschlag gebracht, die den unseligen Opfern der Männerliebe helfen könnte. »Enthaltsamkeit, Zuchthaus oder — Chirurgie«. Wenn sich perverse Menschen nicht enthalten und nicht jede einzelne sinnliche Wallung im Kerker büßen wollen, so können sie ja — gibt's etwas Einfacheres und zugleich Radikaleres? — »einen chirurgischen Eingriff an sich vornehmen lassen«. Man schwankt, ob man sich mehr über die Menschlichkeit oder

über die Kapazität dieses Nervenarztes, der den Chirurgen zuhilfe ruft, freuen soll. Nur schade, daß er nicht auch angegeben hat, wieviele Körperteile eigentlich amputiert werden müssen, um den Patienten vor einem »Konflikt mit dem Sittengesetz« zu bewahren. Im Prozeß Beer wurde die Hand des Angeklagten schuldig befunden. Aber ich weiß nicht, ob man nicht ausschließlich die Nervenstränge amputieren zu lassen brauchte, um Staatsanwälte und Nervenpathologen vollständig zu beruhigen. Denn Michelangelo wäre ein großer Päderast geworden, auch wenn er ohne Hände auf die Welt gekommen wäre... Man muß sich nicht bei den Albernheiten eines Zeitgenossen aufhalten, wenn es die Vorurteile eines Zeitalters zu bekämpfen gilt. Mit Professor Sigmund Freud habe man die Einsicht und den Mut, zu bekennen, daß der Homosexuelle weder ins Zuchthaus noch in den Narrenturm gehört. Waren große Denker, Künstler und Gelehrte aller Zeiten, um deren perverse Sexualität wir wissen und deren ethische Hoheit wir anerkennen, deren gesunden Geist wir bewundern, krankhafte oder verbrecherische Schädlinge? Die Propaganda der Kulturmenschen, die in Deutschland und Österreich die Abschaffung des menschenmörderischen Paragraphen bezweckt, wird zum Ziel führen — mögen auch die Familienväter, die in Amtern, Parlamenten und Gelehrtenstuben die nächste Reform des Strafgesetzes vorbereiten, von der Angst um den geregelten Betrieb in den staatlichen Gestüten der Menschheit gelähmt sein. Man wird sie zwingen, das Gesetz so einzurichten, daß ein Knabenschänder nicht deshalb in den Kerker wandere, weil er nicht nach dem Geschlecht, sondern deshalb, weil er nicht nach dem Alter gefragt, nicht weil er Knaben, sondern weil er Kinder mißbraucht hat. Mit Professor Freud muß man der Ansicht sein, daß die Tat, deren Herr Dr. Beer bezichtigt wird, nicht unter dem Gesichts-

punkt der Homosexualität zu beurteilen ist und daß die Verurteilung in solchem Falle aus demselben Grunde erfolgen müßte, wie wenn ein Mädchen unter vierzehn Jahren geschlechtlich mißbraucht worden wäre. »Eine Verurteilung zweier erwachsener Personen wegen homosexuellen Verkehrs ist zu bedauern; ein Mensch, der Knaben mißbraucht hat, die noch nicht das gesetzliche Alter erreicht haben, soll verurteilt werden.«

Aber die Väter sollen ihn nicht anzeigen. Weil die kriminelle Erledigung solcher Affairen gegen das Interesse sündigt, das geschützt werden soll, weil sie den Schaden vermehrt, den die Tat gestiftet hat. Wenn zumal nicht mehr geschehen ist als im Falle Beer — und wenn dafür stärkere Beweise vorliegen —, kann eine Ohrfeige als das der Tat entsprechende Strafausmaß angesehen werden. Weiter durfte der legitime Kinderfreund auch im Selbsthilferecht nicht gehen. Er, der Jurist, durfte nicht, wie er es zuerst getan, dem Beschuldigten »Bedingungen« stellen, ihm die Wahl stellen zwischen Zuchthaus und anderen Strafen, die er in privatrichterlicher Machtvollkommenheit über ihn zu verhängen wünscht: Verlust des Lehramts und Landesverweisung. Er durfte nicht, wenn er weder anzeigen noch sich mit dem Ausschluß des Jugendverderbers aus dem Familienverkehr begnügen wollte, den Mittelweg, die Aufhebung der Staatsgrundgesetze, wählen, statt eines gerichtlichen Urteiles eine Rechtsfolge provozieren und die Freizügigkeit des Beschuldigten sistieren wollen. Auch durfte der andere Vater nicht an den Vater des Beschuldigten schreiben: »Mit Rücksicht darauf, daß Sie mir und meinen Kindern stets freundlich entgegengekommen sind, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Sie davon zu verständigen, bevor ich etwas veranlasse. Vor allem fordere ich, daß Ihr Sohn sich bei meinem Freund und Anwalt stelle ... Ich verliere keine Minute mehr.« »Ich habe erwartet«, bekennt

der Absender des Briefes vor Gericht, daß der Empfänger »sich durch nichts abhalten lassen werde, zu mir zu stürzen und mir in irgend einer Weise Vorstellungen zu machen.« Da dies nicht geschah, durfte er dem Gegner nicht schreiben: »Sie haben sich hinter Ihrem Advokaten und Ihrem Vater verkrochen, statt Sühne zu bieten«. Daß die Herren aus der Furcht des Beschuldigten nicht Vorteil ziehen wollten, ist ihnen ohneweiters zuzubilligen. Aber Gesetz und Moral verbieten, die Furcht zum Nachteil des andern zu nützen. Gegen die Anmaßung solcher Hausjustiz habe ich mich damals in einer begrifflichen Untersuchung des Erpressungsparagraphen gewendet. Herr Hofrat Feigl, der vielleicht in der landläufigen Meinung lebt, daß zur Erpressung ein gewinnsüchtiges Motiv gehöre, vernahm, wie sich die beiden Zeugen ihres Versuchs einer friedlichen Intervention rühmten, vernahm die Worte: »Wenn er der Aufforderung, sich zu stellen, Folge leiste, werde keine Anzeige erstattet werden, er brauche nur auf die Professur zu verzichten und Österreich zu verlassen«. Herr Hofrat Feigl erwiderte: »Es ist begreiflich, daß die Herren, wenn sie keine Anzeige erstatten, wenigstens die Genugtuung haben wollten, daß der Mann Reue vor ihnen bekunde«. Der juristische Sinn des Herrn Hofrats Feigl begriffe es vielleicht sogar, daß die Zeugen — ein Gerücht hat's ihnen zugetraut — vom Beschuldigten eine Leistung zu wohltätigem Zweck verlangt, also auch in das Privileg des Staates, Geldstrafen zu verhängen, eingegriffen haben. Bloß von Hausarrest soll nie die Rede gewesen sein. Aber wenn Herrn Feigl auch das Verlangen nach solcher Genugtuung begreiflich scheint, dann kann man der staatlichen Justiz nur den Rat geben, sich vor der Ambition eines selbstherrlichen Rächers zurückzuziehen, der Privatbeteiligter, Ankläger und Richter in eigener Person sein möchte. Wie weit ein Vater in der un-

gesetzlichen Vergeltung einer Übeltat gehen kann, deren gesetzliche Verfolgung seinem Geschmack und seiner Vaterliebe widerstrebt, das scheint der gesunde Menschenverstand besser zu wissen als der juristische. Prügeln begreift er, Bedingungen stellen — das findet er so unbegreiflich wie eine Strafanzeige.

...Am Tage, da in öffentlicher, mit strengstem Ausschluß der Heimlichkeit durchgeführter Verhandlung der moralische Schaden unzüchtig berührter Knaben bemessen ward, fand vor dem Schwurgericht ein Beleidigungsprozeß statt, in dem sich ein Kleingewerbetreibender gegen den Vorwurf der Lehrlingsschinderei wehrte. Da wurde, wie etwas, das sich von selbst versteht, die Wiener Sitte erörtert, nach der ein Knabe, der als Zugtier dient, eine Warenlast von drei- bis vierhundert Kilo, wenn aber noch ein Hund vor den Handwagen gespannt sei, die doppelte ziehe. Ein Votant war es, der sich bemühte, das Gewissen des gekränkten Geschäftsmannes zu entlasten und die Kinder- und Tiermarter als eine Usance des Wiener Kleinhandels zu erklären. Einer richterlichen Kritik ward diese nicht unterzogen. Das Ende der Verhandlung habe ich nicht abwarten können. Ich nehme an, daß die zwölf Besitzer von Handwagen, die auf der Geschwornenbank saßen, den Angeklagten der Beleidigung schuldig gefunden haben. Aber auf die Gefahr hin, endgiltig in die Reihe der moralischen Scheusale von Nero bis Professor Beer gestoßen zu werden, erkläre ich, daß mir das Verschulden des Mannes, der hundertmal der Knabenschändung und des Vorschubs zur Sodomie überwiesen wäre, hundertmal geringer scheint als jener Mißbrauch von Kindern und Tieren, dessen täglicher Anblick im Wiener Straßenbilde uns schmerzt und beschämt, daß mich das Schicksal des Lastknaben beklagenswerter dünkt als das des Lustknaben. Ich glaube, die sittliche Verkleisterung der Gehirne, die aus der zärtlichen Berührung der

Kleinen eine Sensation macht und die gewinnsüchtige Mißhandlung ihrer Körper hinnimmt, wird bald dem Ideal jener lebensfeindlichen Asketik reif sein, die die Last für menschenwürdiger als die Lust erklärt hat. Auf den Sittlichkeitsprozessen, die vor irdischen Richterstühlen geführt werden, liegt schon etwas wie der Abglanz jener Erfüllung. Weit über die Straftat hinaus maßt sich der Arm der Gerechtigkeit an, in das Leben des Angeklagten zu greifen, und durch die Maschen des praktischen Gesetzes langt er, um sein Menetekel an die Wand einer Privatwohnung zu schreiben. »Es ist nicht Sache der Anklagebehörde«, sagt diese, »in dem knappen Rahmen der Anklageschrift die überaus zahlreichen Momente zu erörtern, welche darauf hindeuten, daß der vermöge seiner finanziellen Unabhängigkeit, seiner öffentlichen Stellung und seiner anscheinend faszinierenden gesellschaftlichen Gaben in jeder Hinsicht bevorzugte Beschuldigte ein Individuum ist, das zumindest in der Moral Anschauungen aufweist, welche überhaupt von dem normalen Anstands- und Sittlichkeitsgefühle abweichen«. Es ist nicht Sache der Anklagebehörde, aber sie konnte es sich doch nicht versagen. Da sie also zwar die Erkenntnis, aber nicht den guten Willen hat, so wird es notwendig sein, ihr in jedem einzelnen Falle zu sagen, daß sie bloß Taten zu verfolgen hat und daß sie die »Anschauungen« des Beschuldigten einen Schmarren angehen. Ich bringe der Staatsanwaltschaft, wenn sie es noch nicht weiß, zur Anzeige, daß auch meine Moralanschauungen »überhaupt« — und Gottseidank — von dem normalen Anstands- und Sittlichkeitsgefühle oder von dem, was die Staatsanwaltschaft darunter versteht, abweichen. Aber nicht darauf wird es ihr anzukommen haben, sondern auf die Untersuchung, ob ich Kinder geschändet oder sonst eine gesetzwidrige Handlung begangen habe. Für alle Fälle teile ich ihr mit, daß in meinem Arbeits-

zimmer einige Radierungen von Felicien Rops hängen. Ich kann nicht dafür garantieren, daß ein Setzerlehrling, der von meinem Arbeitstisch kommt, nicht Eindrücke nachhause trage, die seine jugendlichen Sinne verwirren. Mag er auch durch die technische Mitarbeit an der ‚Fackel' darüber hinlänglich aufgeklärt sein, daß der Storch nicht die Kinder bringt, so kann ich doch nicht wissen, ob er nicht, eindringlich gefragt, mindestens zugeben würde, daß ich ihn »obszöne Photographien« habe sehen lassen. Vor solcher Möglichkeit ist niemand, selbst ein Staatsanwalt nicht geschützt. Dr. Beer ist bartlos. Ich bin es auch. Der Staatsanwalt ist es auch. Um die homosexuelle Tendenz des Angeklagten zu beweisen, fragte er dessen Gattin, warum sie kurze Haare trage. Die Frage, warum der Angeklagte bartlos sei, mußte er sich leider versagen, und allgemein wurde es als ein taktischer Fehler der Staatsanwaltschaft empfunden, daß sie nicht einen bärtigen Substituten, am besten Herrn v. Türk, gegen den Angeklagten aufgeboten hatte. Für den, der nicht auf die objektive Wahrheit der Zeugenaussagen neurasthenischer Kinder schwört, schrumpft der Beweis, der hier zum Schuldspruch geführt hat, zu einem fatalen Indizienbeweis zusammen. Wer aber ist vor einem Indizienbeweis sicher? Herr Dr. Beer hat den Besuch von Kindern empfangen. Wer ist vor Kinderbesuch sicher? Nicht einmal ein Staatsanwalt. In Pötzleinsdorf steht ein gastlich Haus. Dort läßt Herr v. Kleeborn, der Chef der Anklagebehörde und Junggeselle, die Kindlein zu sich kommen. Dort sind Kleinemädchenjausen an der Tagesordnung. Auch Herr v. Kleeborn ist ein Kinderfreund; darum hat er sich besonders energisch für die Verfolgung des Dr. Beer eingesetzt. Die, freilich das Gebaren des Professors am schärfsten mißbilligen, sagen, er sei gar nicht pervers, sein Snobismus sei strafbar, der ihn das Studium der Kinderpsyche übertreiben, mit einem nackten Knaben auf dem Arm in Gesell-

schaften erscheinen und einmal den Ausspruch tun ließ, im Kinderzimmer sei es interessanter als im Salon. Aber ist denn die Kinderfreundschaft des Herrn v. Kleeborn, der an Sommertagen oft vierzig Lieblinge traktiert und zu Ausflügen ladet, eine alltägliche Erscheinung? Hält sie sich in den Grenzen des normalen Geschmacks? Die Übertreibung der Humanität macht diesem gefühlvollen Staatsanwalt gewiß alle Ehre. Aber würde er zögern, sie gegen einen der sträflichen Kinderliebe Beschuldigten als »Indizium« geltend zu machen? Würde er nicht, der in der Kinderrettungsgesellschaft das große Wort führt, sogar die Mitgliedschaft eines Verdächtigen verdächtig finden? Bewahre der Himmel Herrn v. Kleeborn vor der Möglichkeit, daß einer seiner Lieblinge zu hysterischen Wahngebilden neigt oder sich gar eine Mittelohrentzündung zuzieht! Die »Anschauungen«, die der Staatsanwalt »aufweist«, sind gewiß nicht alltäglich. Eher ist es die Tat, deren Herr Dr. Beer schuldig befunden ward. Darum macht ja auch der große Apparat, mit dem die rächende Gerechtigkeit in solchen Fällen auffährt, einen so grotesken Eindruck. Ein Junge hat ausnahmsweise von einem Professor gelernt, was er sonst unfehlbar von einem Mitschüler gelernt hätte. Die Tat des Erwachsenen mag schändlich sein. Aber dem offiziellen Österreich, dem Land der Konvikte, steht es wahrlich schlecht genug an, sich darüber zu entrüsten, daß die Jugend aus dem Geleise der normalen Geschlechtsentwicklung geworfen werde. In den Pflanzstätten bureaukratischen und aristokratischen Geistes wird freilich die Altersgrenze strenge respektiert, und es kommt dort gewiß selten genug vor, daß ein Knabe unter vierzehn Jahren einen älteren mißbraucht. Aber kann man denn nicht, ohne Widerspruch befürchten zu müssen, geradezu behaupten, daß die ganze österreichische Staatskunst ein Produkt mutueller Onanie ist? In diesem Reich der wüstesten theresianistischen Triebe sollte sich die

offizielle Sittlichkeit doch nicht so patzig machen! Ihre Blamierung würde wie eine kalte Douche in einem Dampfbad wirken. In diesem Land der eingestellten Untersuchungen gegen die Verkäufer obszöner Photographien (nicht nach Stuck), die nachweisen können, daß sie auch hochgestellte Persönlichkeiten zu ihren Kunden zählen, in diesem Staat, der Kupplerinnen einsperrt, weil sie eine schäbige Klientel haben, und Kupplerinnen ungeschoren läßt, die noble Herren bedienen, in diesem Staat verunglückter Staatsanwälte, die peinliche Affairen nicht rechtzeitig vertuscheln wollten, sollte das Schamgefühl wahrlich etwas zurückhaltender sein! Der Beschuldigte des letzten großen Sittlichkeitsexzesses begründete seine Flucht mit der Furcht, die ihm sein erster Anwalt eingeflößt hatte: »Es herrsche bei Gericht eine große Erbitterung. Man sei der kleinen Prozesse müde, man wolle einen großen Prozeß aufrollen, ein Exempel statuieren. Ein Vorsitzender sei bereits ausersehen, der sich durch besondere Schärfe auszeichnet«. Das klingt nicht unglaubhaft. Die Herren unterscheiden zwischen Prozessen, in die sie »hineinsteigen« wollen und solchen, in die man »nicht hineinsteigt«. Hier kamen diese alten Hineinsteiger einmal auf ihre Rechnung! Hier ward von Richtern endlich wieder einmal vergessen, daß auch sie ohne Talar Menschen und ohne Kleider nackt sind . . . Aber was ist das? Welchen Knabenstreich spielt mir Phantasie, daß ich »verwebe, was ich denke, mit dem, was sich wirklich zugetragen hat«? Wie, wenn sich der Fall — der sich gewiß nie zugetragen hat — wiederholte, daß ein Angeklagter dem Richter zuruft: »Damals haben Sie anders mit mir geredet, als Sie auf mich im Votivpark gepaßt haben!«? Und ist dies große Beispiel für den Sieg des Allzumenschlichen über das Allzurichterliche, ist das Ende Holzingers vergessen? In flammenden Lettern sollte seit jenem Tage, da in der Amtsstube ein Schuß gekracht hat, über dem Gerichtsgebäude die automatische Weisung prangen: Richte Dich selbst!

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

In Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen

Wilhelm Liebknecht

Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain

„Katholische" Universitäten

Karl Kraus

Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel

Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel

Die Autonomie

Joseph Schöffel

Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus

Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus

Der Fall Hervay

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 186, 26. Oktober): Wozu der Lärm? — Bemerkungen zur Krise in Ungarn. Von Franz Herczeg. — Der Bilderdieb. — Die Memoiren der Frau v. Hervay. — Psychiatrie. Von Otto Soyka. — Ein Kriminalist über das Diebsblatt. — Antworten des Herausgebers (Von Herrn Paul Goldmann; Berichterstattung; Los von Lippay; Aus meiner Sammlung; Eine aufsehenerregende Hochzeit in der Votivkirche). — Mitteilung des Verlages.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer.
natürlicher alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei . .	K 7.—
» »	18	» » . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	» » . .	M. 7.—
» » » »	18	» » . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » » »	18	» »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 1

Nr. 188. 18. November 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

m Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 Pf

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag „DIE FACKEL", IV. Schwindgasse 3.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Peter Altenberg:

PRODROMOS

2. Auflage.

Berlin, S. Fischer, Verlag.

„PRODROMOS“ wendet sich an einen viel weiteren Kreis, ale Peter Altenbergs bisherige Bücher. Denn es zielt nicht bloss auf ästhetischen Genuss ab, sondern vor allem auf eine Verbesserung und vernunftgemässere Anlage unserer Lebensweise, auf eine organische Höherentwicklung unserer gesamten vitalen Funktionen; es ist von einem fruchtbaren und lebensfähigen praktischen Idealismus getragen und darf daher ein künstlerischer Katechismus der modernen Lebensführung genannt werden.

Die Fackel

Nr. 188 WIEN, 18. NOVEMBER 1905 VII. JAHR

Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend*)

Von Oscar Wilde.

Schlechtigkeit ist eine von guten Menschen erfundene Fabel, die die merkwürdige Anziehungskraft der anderen erklären soll.

Wohlerzogene widersprechen anderen. Weise widersprechen sich.

Langweile ist der mündiggewordene Ernst.

Wer die Wahrheit spricht, wird sicher früher oder später ertappt.

Vergnügen ist das einzige, wofür man leben sollte. Nichts macht so alt wie das Glück.

Nur wer seine Rechnungen nicht bezahlt, darf hoffen, im Gedächtnis der Kaufleute weiter zu leben.

Kein Verbrechen ist gemein, aber jede Gemeinheit ist ein Verbrechen. Gemeinheit geht immer von anderen aus.

Eine Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn sie mehr als einer glaubt.

Im Examen stellen Toren Fragen, auf die Weise nicht antworten können.

*) Erste deutsche Übersetzung.

Der Fleiß ist die Wurzel aller Häßlichkeit.

•

Greise glauben alles; Männer bezweifeln alles; Junge wissen alles.

•

Die Voraussetzung zur Vollendung ist Trägheit; das Ziel der Vollendung ist Jugend.

•

Nur den Meistern des Stils gelingt es, dunkel zu sein.

•

Es liegt etwas Tragisches darin, daß es gegenwärtig in England eine ungeheure Anzahl junger Männer gibt, die mit vollendeter Physiognomie ins Leben hinaustreten und schließlich einen nützlichen Beruf ergreifen.

•

Eigenliebe ist der Beginn eines lebenslänglichen Romans.

•

Es ist wichtig, geschäftliche Verbindlichkeiten nicht einzuhalten, will man sich den Sinn für die Schönheit des Lebens bewahren.

•

Verwandte sind einfach eine langweilige Sippe, die nicht die geringste Ahnung hat, wie man leben, und nicht das schwächste Gefühl, wann man sterben soll.

•

Es ist abgeschmackt, ein hochnotpeinliches Richtmaß anzulegen, was man lesen sollte und was nicht. Mehr als die Hälfte der modernen Kultur hängt von dem ab, was man nicht lesen sollte.

•

Fragen sind nie indiskret. Antworten bisweilen.

•

Sittlichkeit ist lediglich die Haltung, die man gegenüber unsympathischen Menschen einnimmt.

•

Selbstaufopferung sollte polizeilich verboten sein. Sie wirkt so demoralisierend auf die Menschen, für die man sich aufopfert.

• • •

Haus und Schule.

I.

Die Diebe ihrer Rechte.

»Die Eltern sind die Feinde der Kinder«.
Ausspruch eines wegen Kinderschändung Verurteilten.

Meines Vaters altes Vorstadthaus, das ansehnlich und bieder in die Straße ragte, war mit allerhand windelweich geformten Möbeln angefüllt. Da standen Schreine ohne Kanten und wulstige schwammige Stühle neben fürsorglich abgerundeten Tischen, und zahlreiche Polster und Kissen, wie Stoßballen ausgebaucht, lagerten beschwichtigend auf hartem Holz, damit die Kinder nicht sittenwidrige Beulen bekämen. Dieser Bereich kraftloser Ängstlichkeit behütete namentlich die Jüngstgeborenen ganz eigenartig. Die Säuglinge wurden in wattierte Decken gepreßt und mit Wickelbändern eng verschnürt. Das gab ein prächtiges handliches Packet, denn es war nur noch ein verschwindend kleiner Rest eines eingesargten Menschen sichtbar, nämlich die von einer luftdichten Mumienhaube umschlossene Nahrungsöffnung. In diese wurde möglichst oft ein widerlicher Brei gestopft und das Packet dann in der Luft geschwenkt, wozu man blödsinnige Reime lallte. Die Walzen wurden natürlich seekrank oder entfalteten ein beunruhigendes Innenleben. Es ist auch verständlich, daß diese geknebelten, halb erstickten Dinger Mißfallen über die erbärmliche Behandlung ausdrückten, die ihnen widerfuhr. Sie stießen gellende Entrüstungsschreie aus, die sich bis auf die Gasse verpflanzten und von den Leidensgenossen der Nachbarschaft mit den noch verfügbaren Opernkräften erwidert wurden. Hätten die kleinen Leute nicht geschrien, wären sie gewiß totgepflegt worden. Später, als wir Kinder schon gelernt hatten, Mißhandlungen zu verkneifen, waren wir dem Hause, namentlich Sonntags, zunächst ein Ornament, ein leblos-steifer

Spitzenschnörkel, der bloß zu einer Art Spieldosentätigkeit erweckt wurde, wenn es galt, am Namenstag des Vaters ein eingedrilltes Gedicht herzusagen . . . Man sieht also, das alte Haus hatte kaum eine Idee von dem, was Erziehung eigentlich ist. Wollte ein Schnörkel sich emporranken, sich an Fremdes heranfragen, sich den Großen angleichen, so wurde er entweder barsch abgefertigt oder man machte ihm etwas Berlinerblaues vor. Übte er aber einmal sein gutes Recht, Lärm zu schlagen, so kam gewiß aus verschlafener Ecke ein Zornruf wie eine aufgescheuchte Fledermaus herangerauscht und man hörte dann: Mein Gott, lernt ihr denn solchen Unfug in der Schule! Und in der Schule sagten sie uns wieder, wir wären vom Haus aus verzogene Rangen, mit denen nichts anzufangen sei — wiewohl das zweifellos eine gemeine Verdächtigung war. Denn der Eine hatte Talent zum Rutschen, der andere zum Springen, dieser war Traber, jener Läufer oder Renner und nicht wenige hätten sich sogar zum Fliegen geeignet. Aber das wollten sie nicht recht sehen, weil sie hätten denken, mit unserer Heranbildung sich ernstlich mühen müssen. Demnach wurden wir eigentlich weder von der Schule, noch vom Hause erzogen, sondern nur niedergehalten, zur Selbstabtötung unserer Unbeständigkeiten gezwungen. Das Andeutungsvolle jedoch, das Verheißende in den Nebeln unserer Wesenheit wurde nicht hervorgeholt und konnte sich nur heimlich entwickeln. Ein Packet ist eben eine gar bequeme Form, die das Hinterlegen in ein enges bürgerliches Fach begünstigt . . . Und mag die Methode auch noch so morsch geworden sein, es genügt, daß sie erzieherische Unzulänglichkeit mit dem heuchlerischen Glanz geschichtlicher Ehrwürdigkeit zu verhüllen weiß.

Ihr könnt es mir also jetzt eher glauben, wenn ich versichere, daß meines Vaters biederes Vorstadthaus eine Unmenge von Verboten erfunden hatte

und in fast heimtückischer Weise zumeist das Allereinfachste und Natürlichste dem lebenshungrigen Jungen entzog. Ich will von den Vorenthaltungen der Speisekammer nicht reden und von den hochmütigen Verweigerungen, die zu allen Tagesstunden so aromatisch und herzlos aus den Spalten der Küchentür quollen, die Schnüffler höhnten, ihr Verlangen bis zu einem qualvollen Grad würdeloser Gier aufreizten. Denn auch der Garten, der prächtige vielverheißende Regent unserer Sommertage, enttäuschte uns. Er war nicht das, was er hätte sein können: ein Ausschnitt aus dem Brevier der Natur. Er enttäuschte durch eine vorlaute Fülle von unreifem Obst, durch Blumen, die man nicht pflücken durfte, durch absurde, zu Salonteppichen entartete Rasenflächen, die als Lauf- und Spielplätze verboten waren, und die mit ihrem boshaften Grün die hellen Kleider desjenigen, der sich etwa gern gewälzt hätte, mit scheußlichen Grasflecken und deren kriminellen Folgen bedrohten. Aber auch die Kletterbäume und die wiegenden Äste, wo das freie Volk der Finken und Drosseln schrankenlos jubelte, waren nicht für uns schwingenlahme Zwänglinge geschaffen. Wofür hätte man denn sonst die steifen Turnapparate hingestellt? Da sollten wir ganz langsam und bedächtig die Gelenke knacken lassen, wie alte Pensionisten, die einen bejahrten Schutzengel mit gestocktem Blute haben... Aber weiß der Himmel, wie es kam: des Abends waren die Kleider dennoch grasgrün, man hatte Beulen, runde, pflaumenblaue, und die Schuhe waren zeugnisreich mit Baumrinde und Ameisen angefüllt.

An Regentagen konnte man vergleichsweise die weitherzigere Duldung im Innern des Hauses loben. Unsere Verbündeten: Türen, Winkel und Verstecke förderten Absonderung und Selbständigkeit, doch gab es auch hier Gegenstände, die ihren Zweck nicht erfüllen wollten, wenn wir sie höflich aufforderten, sich gebrauchen zu lassen. Zum Beispiel wäre es ein be-

denkliches Unterfangen gewesen, die trägen Tabakspfeifen in des Vaters Zimmer aus ihrer glutlosen Ruhe aufzuscheuchen, Vermessenheit aber, die tückischen Spazierstöcke, die eine Sühne gestörter Ordnung schon freudig lauernd herbeiwünschten, zu einer Offenbarung ihres Wesens zu reizen. Und diese Jagdgewehre! Wozu sind sie unter strengen, schauernd gehörten Verweisen blank geputzt und mit leeren Todesdrohungen geladen worden, wenn es, wie unsere Versuche zweifellos erwiesen haben, gar nicht lebensgefährlich ist, auf ihnen Kapseln abzufeuern? ... Wie bedauerlich ist es, daß ein anständiges Bürgerhaus so eklig viel verbietet, den jungen arbeitenden Kopf mit fabelhaften Warnungen, Geheimnissen und unnötigen Schwierigkeiten des Erfassens belastet! Wozu hat z. B. ein jedes solches Haus ein ewig verschlossenes Gemach, genannt Salon, dessen Türen so selten Kindern gnädig sich erweisen? In unserem Heim war's ein großer, ungelüfteter, unheimlich stummer Prachtraum, der seit Menschengedenken nicht geheizt ward und nur zur Zeit des österlichen und weihnächtlichen Reinemachens betreten werden konnte. In dieser Zone des Ungewöhnlichen, der feierlichen Andeutungen mußte man sich schon Anstand und Haltung geben, um die Unwissenheit über das Problem zu verbergen, weshalb hier die gepolsterten Stühle in grobe Leinensäcke gesteckt waren und so beharrlich die Kunst ihrer Formen und Farben der dankbar staunenden Bewunderung entzogen. Stockend fragte man sich ferner, weshalb die lebensgroßen Brustbilder der Groß- und Urgroßeltern die eigenen Enkel mit stechenden, beängstigenden Polizeiblicken verfolgten, die Eindringlinge so lieblos für Vergehen vorbestraften, die ja noch gar nicht ausgedacht waren...

Aber alle diese Prügel des patriarchalischen Regiertwerdens konnten uns doch nicht die sündhafte Lebensfreudigkeit austilgen. Wann Bäume zu knospen und Kinder zu denken beginnen, ist un-

bestimmt. Aber allmählich grünt es ja doch, und man wurde sich dessen bewußt, daß Eltern und Stammherren vergeblich die Menschwerdung ihrer Kinder erschweren, ihnen vergeblich das aus Anschauung und zitternder Entdeckerfreude zusammengesetzte Vergnügen des Erkennens einschränken, diese Welt der warmen, schön und glücklich geschaffenen, sinnreich erfundenen Dinge, die der junge Forscher immer streicheln, nützen, mit hungriger Vernunft ergründen und ausproben möchte, vergeblich mit Befehlen voll verborgener Absicht enteignen. Jene Eingebildeten, die bloß die flackernde Willkür zähmen und mit Drohungen und Zuckerwerk, mit Strafen und einsichtsloser Güte die Jungen überfüttern, ihre Frische entnerven, die Zaubermacht ihrer Begabung ersticken, die Packung für wichtiger halten als den Inhalt, dürfen sich nicht selbstgefällig Erzieher nennen. Zu preisen ist es, daß in den ehrbarsten Häusern immer noch gesunde Verbrecher geboren werden voll lohnenden Trotzes, und zu bedauern ist, daß die Temperamentloseren und Schwächeren zu dürftigen, wunschlosen Musterknaben oder zu vergrämt-boshaften Hämmlingen entarten. Heute begreife ich allerdings, weshalb ein gescheiter Nachbar einmal gesagt hat, meines Vaters Haus schwitze vor Angst. Es war die Furcht vor den Taten der Kinder, die Hilflosigkeit einer Familie, die, mit dornenvollen Geschäften überlastet, in der Tage Mühsal die Kindererziehung als lästige Nebenbeschäftigung empfand und die eigene Unzulänglichkeit in der Übung der Pflicht nicht erkannte, übernommene Kultur, den Geboten eines immer höher sich entwickelnden Daseins entsprechend, auf Nachkommen zu übertragen. Es war die Bequemlichkeit eines Autokraten, der Gesetze blind befolgt sehen will, statt die Hörigen zu sittlichen Handlungen anzuleiten, die aus innerer Überzeugung zwanglos zu vollziehen sind. Es war die schwitzende Unwissenheit eines

Gärtners, der bildsame Organismen, die Luft, Sonne und Freiheit brauchen, in den Schatten stellt und sie anbindet und Scheinblüten der Ordnung züchtet, die in die Landschaft des Lebens nicht passen und verdorren. Darum ist auch die machtvollste Kinderhilfe die, mit der die Jugend sich selbst hilft. Die Fähigkeit, Trieben zu gehorchen und das Herzklopfen anerzogener Grundsätze zu überhören, die Kraft, einen Clan von Hemmungen zu durchbrechen, die Stärke, sich als Dieb vorenthaltener Rechte zu erweisen, — diese unerschöpflichen, ausgleichenden Geschenke der Natur sind es, die alle zimmerkranke Verschlafenheit, alle faule Ärmlichkeit des Denkens besiegen und mit ewig treuer Weisheit in den Geschicken der Letztgebornen auch das Geschick der Rasse lenken...

II.

Verkrüppelt.

Die Lernschule mit ihrer Vermittlung von Wortwissen und fast einziger Inanspruchnahme des Gehörs unter allen Sinnen darf nicht mehr länger die ausschließliche Unterrichtsform bleiben, weil sie keine modernen Menschen erziehen kann.

Die Sitzschwielentätigkeit der Chinesen — — — zeitigt keine Genies.

Hueppe*)

Als ich elf Schuljahre durchgesessen hatte, wurde ich in der fünften Unterrichtsstunde eines öden Realschulvormittags von einem Anfall tiefster Kulturverachtung heimgesucht. Ich beschloß so unaufmerksam zu sein wie möglich und faßte den Vorsatz, mein ohnedies karges Leben fürder durch

*) Über Unterricht und Erziehung vom sozial-hygienischen und sozialanthropologischen Standpunkt. – Sonderabdruck aus der Zeitschrift für Sozialwissenschaft A. Reimer, Berlin 1905.

die Wissenschaft absolut nicht mehr stören zu lassen. Derlei Verstocktheit beruhigt einigermaßen, konserviert die Kräfte, die man im heimtückischen, mit allen Finessen der Unmoral geführten Guerillakrieg gegen die Lehrer so rasch verbraucht. Indem ich nun zur Erholung die Hände axial verdrehte und besorgt die geräderten Beine strich, fühlte ich zu meinem Schrecken, daß diese Beine kürzer geworden waren. Kein Zweifel, sie waren im Begriffe zu schrumpfen. Nach elf Sündenjahren des Stillsitzens auf Schulbänken macht sich Blutleere in den Füßen bemerkbar, dann verholzen sie allmählich und endlich ist die Rückbildung da, ein Prozeß, von dem kein unvernünftig vernachläßigtes Organ verschont bleibt. So hatten wir's nämlich in der Somatologie gelernt, das ist die Wissenschaft, die jene Gesundheitsregeln eifrig predigt, die in der Schule nie befolgt werden. . . . Bis zur Matura werden also die Füße gewiß vertrocknet sein. Und eigentlich sind sie ja auch völlig überflüssig; denn wozu braucht man denn bei der Matura überhaupt noch Füße? Wenn nur der Kopf wie ein Magazin jene Unmenge von Formeln, Regeln, Zahlen und Vokabeln ordnungsmäßig verpackt enthält, die der Wortschwall der Professoren vergeudet, dann ist alles gut und richtig, und der Kandidat wird selbst mit den augenscheinlichsten Verstümmelungen für normal entwickelt gehalten und für »reif« erklärt. . . .

Ich griff also zunächst an meinen kostbaren Schädel. Schien mir's doch am Morgen, als ob mein Hut locker gesessen hätte! . . . Man wird nach elf Schuljahren wirklich ganz verstört — die Folgen jenes lähmenden Tropfenfalls von Millionen Schulsekunden, deren jede erbarmungslos mit einem »Nichtgenügend« gedroht hat. Das höhlt den härtesten Stein, zermürbt den Tapfersten, macht den Willigsten bockig, verdummt den Klügsten. Und je näher die

Matura heranrückt, umso öfter fragt man sich zweifelnd, ob man unter einem angebornen oder selbstverschuldeten Idiotentum leidet, oder ob gar diese ganze Unterrichterei nicht etwa doch ein ausgemachter Blödsinn sei. Natürlich entschloß ich mich für die zweite Hypothese. Es ist zu erfreulich, wenn man einmal den Schultyrannen, sei's auch nur im Gedanken, so recht die Wahrheit sagen kann. Und dann: außerhalb der Schule waren wir ja doch niemals so stumpfsinnig wie innerhalb dieser Marterpfähle.

In jener fünften Unterrichtsstunde meines zwölften Schuljahres las der Olympier auf dem Katheder einen Absatz aus Dickens Weihnachtsgeschichten vor. Das klang aber gar nicht wie Dickens, sondern wie ein Englisch, das man etwa in der Gegend von Leitomischl an der Lautschna hören kann. Dieser gute englische Professor verlebte, statt nach London zu gehen, seit fünfundzwanzig Jahren die Hauptferien in seiner böhmischen Heimat, denn er hatte viele Kinder, die er dem Vaterlande nicht allzu sehr entfremden und in den Ferien auch billig ernähren wollte. In diesen Weihestunden, wo wir die Lautschna englisch rauschen hörten, versäumte der Professor selten, uns auf den Segen der »modernen« Realschule aufmerksam zu machen, die er die einzige »zeitreife« Schule der Gegenwart nannte.

Als ich aber nach der Matura, der Schule satt, mich nach Philadelphia wenden wollte, wo meines Vaters Bruder seit Jahrzehnten seßhaft ist, sollte ich bitter enttäuscht werden. Ich erhielt den folgenden Brief:

Lieber Neffe!

Da Du nicht englisch kannst und Deine Photographie zeigt, daß Du verkrüppelte Füße und Hände hast, so rate ich Dir dringend ab, eine praktische Laufbahn in unserem Lande zn beginnen. Dein mittelalterliches Buchwissen wird Dir wenig nützen.

Auf den eigenen Füßen stehen können, ist hier das Erste, mit den Händen schaffen, ist das Zweite. Dann heißt es laufen, die anderen überholen, sich mit den Fäusten wehren. Ein hurtiger, frischer, natürlicher Mensch, der zugreift, fröhlich bildet und gestaltet, kann bei uns das Leben erobern! Aber wie willst Du das vollbringen? Etwa mit Deinen verderbten Füßen und Händen, die zeigen, daß man Dich nicht zur Tatenlust, nicht zur Arbeitsfreudigkeit, nicht zur kampfbereiten »zeitreifen« Persönlichkeit erzogen hat — ich sage nichts weiter, denn ich habe keine Zeit, viel zu reden.

Dein Onkel Franz.

Als Amerika so schroff meine Maturitätskultur abgelehnt hatte, beschloß ich seufzend die Studien fortzusetzen, Somatose zu essen und österreichischer Beamter zu werden.

Wien. Professor Victor Loos.

* * *

Lob der Hetäre.

Cliché der Anklage: Klapperschlange zur xten Potenz, bloße Berührung tötend, Vampyr in verlockendster Gestalt, alles Männliche erbarmungslos aussaugend, nicht aus Not, sondern aus Sport, Gefahr gerade für die Besten, Geschwür am Leibe der Gesellschaft. Gift! (Bildschmuck: Totenkopf und gekreuzte Knochen).

Cliché der Verteidigung: Naturprodukt. Es gibt eben auch Klapperschlangen. Kann man von ihnen verlangen, nicht zu sein? Oder anders zu sein? Sollen Klapperschlangen etwa Strümpfe stricken statt beißen? Und es gibt eben auch solche, denen Klapperschlangen gefallen. Sie müssen wissen, mit wem sie es zu tun haben. Klugheit tut not! Lerne den Umgang mit Klapperschlangen — oder wundere dich nicht, daß du gebissen wirst... Gegengift! (Bildschmuck: Bleicher Roué mit Giftphiole auf seine Stirne zeigend, damit mimisch andeutend, daß dort das Gegengift ist).

Demgegenüber drei Thesen: 1. Ein Gift, das nur bei Selbstmördern giftig wirkt, ist kein Gift. 2. Eine Klugheit, die gegen den eigenen Willen zum Untergang schützt, gibt es nicht. 3. Eine Substanz, die Verwesungsprodukte anzieht und festhält, reinigt die Luft.

•

Alles, was uns anregt, anfeuert, begeistert, jedes Tonikum bringt eine erhöhte Ausgabe des Organismus mit sich. Sie ist dort unschädlich, wo auch die Rekonstitutionsfähigkeit des Organismus in gleichem Grade wächst (das nennen wir dann einen »gesunden« Organismus) und dort schädlich, wo der Ersatz nicht gleichen Schritt mit der Ausgabe hält (das nennen wir dann einen »dekadenten« Organismus). Da nun der Dekadente infolge fortschreitender Schwächung immer stärkere Depressionen zu überwinden hat, so macht sich bei ihm ein immer stärkeres Bedürfnis nach Tonika (Narkotika) geltend. Was beim Gesunden ein Genuß ist, das ist beim Dekadenten eine Leidenschaft. Was beim Gesunden Tonikum ist, das ist beim Dekadenten Gift! Der Dekadente, der einer Leidenschaft fröhnt, ist also dem Untergang geweiht, und es ist ohne Belang, ob er ein unbewußter oder ein bewußter Selbstmörder ist und wie lange der Selbstmord dauert — keine Überlegung, keine Klugheit kann ihn retten. Wenn ich ihm sage: was Sie wünschen, verkürzt Ihr Leben, wünschen Sie nichts, damit dehnen Sie Ihr Leben aus — so könnte er mir mit klarer Logik antworten: Ich habe meine Wünsche nicht in meiner Gewalt, soll ich auf einem Sopha liegend möglichst lange auf den Tod warten? Und glauben Sie nicht, daß auch dann meine Begierden mich eben so rasch verzehren würden, wie wenn ich sie auslebte? Wozu das Leben ausdehnen, selbst dann, wenn man es könnte? Das Leben hat den einzigen Zweck, es zu verbrauchen, lassen Sie es mich verbrauchen! Und ich kann es nur in meiner Leidenschaft verbrauchen. Dazu rät mir meine Klugheit. Ich wünsche tatsächlich das Nichts, denn ich weiß, daß ich ein Verwesender bin. Ich will sterben, lassen Sie es mich auf meine Façon tun . . . Ihr Rat ist Torheit.

Wenn also der Leidenschaftliche, der bestimmt ist, an seiner Leidenschaft zugrunde zu gehen, an dieser oder jener Hetäre zu-

grunde geht — wer kann sie, die Zufallsursache, verantwortlich machen, da doch die causa efficiens in ihm selbst ist? Die Hetäre ist für sich immer gleich, für ihre verschiedene Wirkung ist sie nicht verantwortlich. Sie selbst ist eine rücksichtslose Sich-Verbraucherin, ihr Leben ist der Hingabe und Verschwendung geweiht, sie bietet sich jedem jenseits von Gut und Böse dar. Dem einen ist sie ein Objekt des Verlangens, dem andern ein Objekt der Begierde, dem einen Erhebung, dem andern Zerstörung.

Man könnte aber sagen, daß sie auch den Gesunden, durch finanzielle Ausbeutung, zu schädigen imstande sei. Allein auch das ist unrichtig. Wie der Dekadent, der seiner Leidenschaft nicht widerstehen kann, ein körperlicher Verschwender ist, so ist auch der Geldverschwender ein echter Dekadent, der seinem Triebe nicht zu widerstehen vermag. Der Gesunde kann auf den Genuß, auf die Erfüllung seines Verlangens warten, er nimmt, was sich ihm von selbst bietet, – der Kranke kann dies nicht. Daher ist Verschwendung fast immer die Begleitung einer andern Leidenschaft. Diese nimmt das Vermögen und gibt es der Hetäre. Und nicht einmal der Vorwurf trifft sie, daß jenes Vermögen den Darbenden besser zu gute käme als ihr. Denn das Geld liebt zwar die Verschwender und Hetären — doch nur, weil sie ihm immer wieder die Freiheit geben. Die Hetäre ist selbst ihrem innersten Wesen nach Verschwenderin, sie lebt im Luxus und auf dem kurzen Umweg der Hetäre fließt das Geld schneller den Darbenden zu als auf dem langen Umweg der Erben und Betrüger. Die Hetäre wirkt der Kapitalskumulierung entgegen.

Sie kann überhaupt nur Gutes wirken. Dem Gesunden und Glücklichen gibt sie Gesundheit und Glück, ohne daß er hiezu Klugheit nötig hätte (hier kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken, daß der Verkehr mit der Hetäre die weitaus geringste Gefahr einer Infektion in sich schließt), den Unglücklichen und Beladenen schafft sie Verdienst und den Sterbenden erleichtert und verschönert sie das Sterben.

Das Sterben verschönern: darin liegt ihre Hauptbestimmung im komplizierten Aufbau der Gesellschaft. Sie ist die große Luftreinigerin der Gesellschaft, sie, die mit ihrem glänzenden Scheine alles Verwesende anlockt, festhält und isoliert. So erspart sie den

Gesunden den deprimierenden Aspekt klagenden Leides, verhindert unglückliche Ehen oder befreit unglückliche Gatten, verhindert vor allem verbrecherische Fortpflanzung und vermindert dadurch die Leiden der Welt . . . In allen vornehmen Kulturen waren deshalb die Hetären auch stets der Gegenstand besonderer sozialer Ehrung. Lucianus.

Die betrunkenen Bauern.

Von **Detlev v. Liliencron.**

Puk af (Pflück ab): so heißt ein Bauernkrug,
Der nicht zu weit vom alten Poggfred liegt,
Wo sich das Fuhrwerk ausruht und der Pflug,
Ein Erzschelm lügt, daß sich der Balken biegt.
Zuweilen hält auch an ein Hochzeitszug;
Kurz, alles Leben lacht dort unbesiegt.
Doch muß das Leid gar oft die Lust betäuben,
Dann schaudern wir, daß sich die Haare sträuben.

Hier tranken sich mal toll und voll vier Bauern.
Des einen Wagen hat sie hergebracht.
Er selbst kutschierte. Und die Pferde lauern
Nun mit gesenktem Hals bis Mitternacht.
Ich möchte mit den armen Gäulen trauern,
Es hat kein Mensch an ihren Durst gedacht.
Ein wüster Lärm dringt her: Die Zecher gröhlen,
Als säßen sie im Schoß von Teufelshöhlen.

Die Ernte diesmal: besser noch als gut,
Ja, zwanzigfältig bogen sich die Ähren!
Da setzt sich mal der Landmann schief den Hut:
»Hüt wüllt wi uns mal, dammmich! ameseern.«

Gesagt, getan. Im Willen wächst der Mut.
Wer wirds nach ihrer Arbeit ihnen wehren.
Doch endlich nehmen Peitsche sie und Stock
Und fahren ab, die Schädel voll von Grogk.

Stockfinster ist die Nacht. Noch kreischen sie
Und schreien durcheinander wie verrückt.
Der Mensch wird tierisch, menschlich wird das Vieh;
Die Braunen traben nüchtern, unverzückt.
Mählig verstummt die edle Kompagnie,
Das schwere Haupt in halbem Schlaf gebückt.
Bis einer aus dem Wagen fällt, seekrank,
Und in den Graben kullert und — ertrank.

Die andern fahren ihres Weges weiter,
Von ihnen hat es keiner wahrgenommen.
Im Dusel träumen sie von Land und Leiter,
Daß sie auf ihrem Hofe angekommen.
Sie schwanken, ihr Gehirn wird breit und breiter,
Sie lallen dösig, halb und halb beklommen.
Da fällt der zweite ab von seiner Bank
Und kullert in den Graben und ertrank.

Stockfinster ist die Nacht. Die andern rollen
Gemächlich vorwärts. Halt, ein Fenster blinkt.
Die beiden steigen poltrig ab. Sie wollen
Noch einen trinken. Also hingehinkt.
»Wo sünd de annern?« Die sind schon verschollen.
»Och wat.« Und weiter gehts. Manch Sumpfloch winkt.
Da fällt der dritte von der Wagenbank
Und kullert in den Graben und ertrank.

Stockfinster ist die Nacht. Der Kutscher fährt
Allein durchs Land. »De annern? Na, man to.
De annern? an—nern?« Hat sichs ihm geklärt?
Hat ers gemerkt? »Wat?.. Jau!.. Na, denn man to.«
Die Pferde haben sich wie stets bewährt.
»Wat?.. Wo sünd... Dunnerslag! Na, denn man to.«
Der Zügel fällt ihm aus der Hand.. ju.. jank..
Er kullert in den Graben und ertrank.

Die blasse Morgenröte schweigt empor
Und sendet ihre frostigen Grüße her.
Die beiden Braunen stehn vorm Scheunentor,
Bespritzt ist ihr Geschirr, der Wagen leer.
Ein Vogelruf, der sich im Feld verlor,
Und weite Stille dehnt sich bis ans Meer.
Die Sonne, die nun ihren Bogen zieht,
Ist ohne Wißbegier, was sie auch sieht.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Passant. Sie sind ja durch die österreichische Politik vor allem in Mitleidenschaft gezogen. Wie immer Sie sich zur Frage des Wahlrechts verhalten mögen, ein Auge wird Ihnen mindestens ausgestochen . . . Keinem vernünftigen Menschen wird es einfallen, sich in die Wiener Vororte zu wagen, in deren Straßen jetzt Messerstecher Patrouille halten. Man flüchtet auf die Ringstraße und wird ein Opfer der gefürchteten Habrda-Platte. Die Polizei demonstrierte neulich gegen die Einführung des allgemeinen Wahlrechts und exzedierte wüster als in den Tagen, da sie im Parlament für die Badenischen Sprachenverordnungen eingetreten ist. Was soll man dagegen tun? Freuen wir uns, daß sie entwicklungsfähig und vom »Zaruck!« bis zum »Geh'n Sie auseinander!« glücklich fortgeschritten ist. Daß sie den Messerstechern von Hernals solche Weisung nicht erteilt, ist heroisch. Die Messerstecher könnten bloß der Sicherheit eines Wachmanns gefährlich werden, aber die Politiker gefährden die höchsten Güter der Allgemeinheit. In einem rührenden Schreiben hat ein Wiener Polizeikommissariat einem Wiener Bezirksgericht die heroische Ohnmacht gegenüber dem Plattenwesen gestanden. Eine Woche später ward die Ohnmacht von Weibern und Kindern gegenüber der berittenen Wachmannschaft bewiesen. Der Coupletsänger Kielmansegg meinte im Landtag, daß die Behörde vor allem die Pflicht habe, die Nachtruhe der schlafenden Bürger vor Demonstrationen zu schützen. Nach der Sperrstunde gibt's keine Wahlreform. In diesem Geiste ist die Wiener Polizei längst tätig. Bei Tag darf ein Wachmann Lärm schlagen, wenn ein armer Hausierer seine »Lizenz« zuhause gelassen hat oder wenn einem greisen Lumpensammler ein Teil seiner Bürde zu Boden fällt. Bei Nacht ist die Polizei ruhig. Belästigt höchstens zigarettenrauchende oder stehenbleibende Prostituierte (die bekanntlich nie miteinander, nur mit Wachmännern reden dürfen). Bei leichteren Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung, z. B. Mordversuchen oder Einbrüchen, wird die Nachtruhe polizeilich nicht gestört. Eine Szene, die mir von einem verläßlichen Augenzeugen geschildert wird: Es ist nach zehn Uhr. Ein Mann wird gestochen, blutet, schreit um Hilfe, zeigt nach der Richtung, in der der Attentäter entflohen ist. Der Wachmann legt den

Finger an den Mund: »Sein's stad — d'Leut' schlafen!« Blickt vorsichtig um die Ecke, ob der Mann mit dem Messer schon verschwunden ist, und setzt beruhigt seine Runde fort...

Wiener. Ja, jetzt mußte man wieder für den König von Spanien sein und allem, was sich bei der Hoftafel zwischen Habsburgerlippe und Kelchesrand begab, andächtig lauschen. Der Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' auf der Gallerie war in fürchterlicher Aufregung. Der König wußte zwar vorher, bei welcher Stelle der Rede des Kaisers er besonders gerührt sein werde; denn er hatte seine Antwort ebenso in der Brusttasche seines Waffenrocks verborgen, wie der Kaiser seine Ansprache. Aber der Reporter bemerkte, daß Don Alfons bei der Stelle des Toasts, die sich auf seine Mutter bezog, »den kaiserlichen Sprecher voll ins Auge faßte«. Ferner hat er bei jener Stelle seiner Antwort, in der er dem Kaiser huldigte, »die Tischgesellschaft ins Auge gefaßt«. Dafür konnte man wieder, nachdem die Tafel aufgehoben war, »den König ein wenig genauer ins Auge fassen«. Und siehe da, was bemerkt man an ihm? Er »faßt sein Gegenüber scharf und prüfend ins Auge«... Was geht daraus hervor? Daß bei einer Hoftafel nie geschaut, sondern immer ins Auge gefaßt wird. »Zu Ende des Galadiners hat sich ein kleiner Zwischenfall begeben, der übrigens von der Mehrzahl der Gäste nicht bemerkt wurde. Einer der spanischen Diplomaten, die der Tafel beigezogen waren, wurde unwohl«. Entweder hatte er zu tief in das Glas geschaut oder den Vertreter der ‚Neuen Freien Presse' ins Auge gefaßt... Übrigens gab's wieder Meinungsverschiedenheiten. Ich glaube, es ist hier schon einmal gesagt worden, daß es ganz gleichgiltig ist, ob der Kaiser und der König von Belgien in offener oder geschlossener Equipage vom Bahnhof gefahren sind, daß es aber recht störend ist, wenn sie — dem Gesamteindruck der Wiener Zeitungen zufolge — zugleich in offener und in geschlossener gefahren sind. Jetzt ist es mir wieder vollständig egal, ob der König von Spanien größer oder kleiner ist als der Kaiser. Aber ich muß darauf dringen, daß man sich, wenn man schon diese Frage anschneidet, wenigstens einige. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß Alfonso dem ‚Neuen Wiener Tagblatt' zufolge »den Kaiser um Kopflänge überragend, martialisch ausschreitet« und nach der Version des ‚Extrablatts' »nicht so groß wie unser Kaiser ist, schlank etc.« Entweder — oder! Man führe doch endlich interredaktionelle Konferenzen ein, die solche Fragen, die ja den Wiener beunruhigen, zu einträchtiger Entscheidung bringen.

Habitué. Fast so trottelhaft wie die Einrichtung des täglichen Leitartikels, zu dem — auch in ereignisloser Zeit — ein Ereignis gefunden werden muß, ist die Sitte des Burgtheaterfeuilletons. Mag einen dieser »Stein unter Steinen« schon vor der Wiener Premiere in zahllosen Berliner Korrespondenzen belastet haben, nützt nichts — ein Feuilleton mit Inhaltsangabe muß erscheinen. Biegler mit dem Schusterstein, Zarncke mit der Güte, Mariechen mit dem Buckel, Lore mit dem Kind, Struwe mit dem Schlüssel, Göttlingk mit den bösen Absichten — es ist zum Speien. In zehn Sätzen wäre der ganze Herr Sudermann abgetan,

mit allem Tatsachenkram, den er uns in Zukunft noch bescheren wird. Nein, man »analysiert« ihn, sucht ihm »gerecht« zu werden. Nun sehe ich gar nicht ein, warum man dem Herrn Sudermann gerecht werden muß und warum zu dieser sauern Arbeit Essayisten und nicht Inseratenacquisiteure verwendet werden. Ist es denn nicht genug, daß die Anna Csillag der Literatur Geld verdient? Soll sie auch noch kritische Ehren einheimsen dürfen? Wenn ein Publikum neugierig ist, Herrn Sudermann außer auf einem Friseurschild auch noch vor einem Theatervorhang zu schauen, mag es sein Vergnügen haben. Die Literaturgeschichte arbeitet nicht mit Bartwuchsmitteln. Und die Betriebsamkeit des Herrn Sudermann mag den Volkswirt interessieren, der Theaterkritiker verschone uns mit dem Versuch, ihr literarische Absichten anzulügen. Ja, aber der »Katzensteg«!, heißt es. Ich kenne den »Katzensteg« nicht, da ich über die ersten zehn Seiten nicht hinausgekommen bin. Aber Herr Sudermann könnte doch nicht plötzlich aufgehört haben, ein Dichter zu sein, und meine Ehrlichkeit zwingt mich zu bekennen, daß ich ihn für das Gegenteil schon lange vor dem »Stein unter Steinen«, schon in »Ehre«, »Sodoms Ende« und »Heimat« gehalten habe. Die schändliche Geschicklichkeit, die die Nerven der Spießbürger in Vibration bringt, anzuerkennen, ist nicht Ressortsache des Literaturkritikers. Die Probleme des Herrn Sudermann liegen so tief unter der Schwelle der Diskutierbarkeit, die geistige Minderwertigkeit seiner dramatischen Lebenskreise ist so offenbar, daß wirklich nur der jammervolle Zustand deutscher Kunstkritik die jahrelange Verwechslung eines Hinterhäuserspekulanten mit einem »modernen Dichter« erklären kann. Der Dichter Sudermann war stets unter dem Niveau der Fulda und Blumenthal, die immerhin sprachtüchtigen Witz bewiesen haben, zu rangieren; als Theatraliker müßte er jetzt Herrn Philippi beneiden. Er aber glaubt gewiß mit dem großen Publikum, daß er ein kühner Neuerer ist, weil er einen Gouvernantenroman in einer Steinmetzwerkstatt spielen läßt. Daß er ein dramatischer Bauschwindler ist, bestreitet von führenden Wiener Geistern nur mehr Herr Max Kalbeck. Der kommentiert ernsthaft seine »Absichten«, nimmt ihn gegen den überschätzenden Verdacht in Schutz, er habe »ein Tendenzstück schreiben wollen«, und empfindet bei dem Reißer des dritten Aktschlusses, daß »die im idealen Reiche der menschlichen Willensfreiheit aufgebaute höhere Weltordnung den Ungerechtigkeiten des gemeinen Lebens gegenüber ihr schicksalsvolles Ansehen behauptet«. Auch möglich; wenn's nicht der alte Trick eines gewiegten Tantièmenfängers ist, ist es gewiß der Triumph der sittlichen Weltordnung. Weniger zutreffend ist eine andere Beobachtung, die Herr Kalbeck gemacht haben will. Das Wiener Publikum, schreibt er, habe Herrn Sudermann »die glänzendste Genugtuung geboten für die pöbelhaften Insulten, denen der Dichter in Berlin ausgesetzt war«. Herr Kalbeck irrt. Auch in Wien gibt es Leute, die Herrn Sudermann für keinen Dichter halten, und diese taten, was die Berliner mit Recht getan hatten. Sie riefen — Herr Kalbeck scheint schwerhörig zu sein — dem »Schaffenden« ganz deutlich den Namen des Hauptdarstellers entgegen. Die Wiener

mit Unrecht. Denn des Herrn Kainz Effekte sind nicht um ein Haar echter als die seines Dichters. Mancher Urteiler, der jahrelang Atemtechnik mit Genialität verwechselte, ist durch diese Leistung aufgeklärt worden. Sie war traurig. Herr Sonnenthal könnte um zehn Jahre älter sein, und brächte mit den Gefühlsausbrüchen des edlen Sträflings stärkere Wirkung zustande. Es ist ein eigenartiges Vergnügen, Herrn Kainz Innerlichkeit skandieren zu hören. Unvergeßlich bleibt sein Freudentaumel im letzten Akt, dieses fünfmal gleichmäßig und ruckweise wiederholte: »Die Steinmetze wollen . . .« Man fühlte sich an den schönen Abend erinnert, da Herr Kainz sich hinreißen ließ, den Valentin im »Verschwender« zu spielen, und uns so gar nicht mitriß. Echten Schauspielern entströmt die Seele, ob sie wollen oder nicht, Herr Kainz bewahrt sie in einem Apothekerfläschchen. Und es ist ein in seiner Art rührender Anblick, wenn dort, wo rhetorische Mittel nicht helfen können, wie in plötzlichem Entschluß die Pathetik hervorgeholt und vor dem Gebraueh heftig geschüttelt wird. . . .

Psychiater. Herr Professor Moritz Benedikt, der Mann, der auf die Homosexualen die Chirurgen loslassen möchte, hat vor kurzem in der ‚Neuen Preien Presse' überflüssige »Erinnerungen an Hans Canon« veröffentlicht. Schrecklich sind die alten Leute, deren Gedächtnis mit dem Alter zunimmt. Nicht als Arzt, sondern als Modell will der treffliche Nervenpatholog dem Maler gedient haben. Aber auch zum Modell scheint er nicht zu taugen, da er die Sitzung durch fortwährende wissenschaftliche Betrachtungen stört. Dabei zeigt es sich leider, daß unser Psychiater deutliche Symptome beginnenden Größenwahns zeigt. »Ich habe die Frage«, schreibt er, »mit äußerster kritischer Reserve und in einer Weise behandelt, daß sie gewiß für alle Zukunft als klassisch gelten wird, sobald überhaupt ruhige Würdigung platzgreifen sollte. Diese Studien führten mich zu einer exakten Meßmethode des Schädels und anderer Organe und ich konnte den fundamentalen Satz aussprechen, daß die Unregelmäßigkeiten der Formen der organischen Welt nur scheinbar sind, daß vielmehr durchgehends strenge geometrische und mathematische Gesetze walten, wie es Newton einst prophezeit hatte. Bis heute ist dieser grundlegende Satz von den wenigsten Fachmännern begriffen und gewürdigt. Aber Canon (ein Maler) wußte ihn zu schätzen«. Dann rühmt sich Herr Benedikt, daß er einst einer Einladung des Kronprinzen zu einem Dejeuner mit Entlarvung eines Spiritisten nicht gefolgt sei. (Bekanntlich wurde in den Achtzigerjahren in Österreich bei Tag regiert und am Abend entlarvt). »Ich lehnte im Interesse der Wahrung der wissenschaftlichen Würde die hohe Ehre ab. . . Diese Einladung und ihre Ablehnung habe ich aller Welt gegenüber verschwiegen und sie wurde erst nach der Katastrophe von Mayerling durch den Erzherzog Johann und auf diesem Umwege selbst erst meiner Frau bekannt.« Man wird sich das historische Datum: wann Herrn Benedikt's Ablehnung einer Einladung bekannt wurde, merken müssen. Prüfungsfrage: Geschah es vor oder nach der Katastrophe von Mayerling? Wie wurde sie bekannt? Antwort: Durch einen Erzherzog, also auf einem Umwege. Wem wurde sie zuletzt bekannt?

Der Frau Benedikt . . . Noch ein Erzherzog im Leben des Herrn Benedikt. »Ich komme nun zur Besprechung meines Bildnisses. Als es 1883 in München ausgestellt war, sammelten sich die Besucher um dasselbe, und der selige Erzherzog Karl Ludwig erzählte mir von dem tiefen Eindruck, den es sowohl auf ihn als auch auf das ganze Publikum machte.« Der ‚Newyork Herald' habe einen 2½ Spalten langen Artikel darüber gebracht. »Weder das Publikum in München, noch der Verfasser des Artikels in dem amerikanischen Blatte hatten eine Ahnung, wen es vorstellt.« Es sei »die Tiefe des psychologischen Ausdruckes, der das Bildnis so hoch stellt.« Der Meister hat es »mit tiefem, liebevollem Eingehen in mein Inneres gemalt. Es ist nicht meine Sache zu erörtern, ob er mein Inneres richtig erfaßt und ob er es voll ausgeschöpft hat; sicher ist das Bild eine tiefsinnige Darstellung einer Individualität, wenn sie auch nicht die meine wäre. Wer sehen will, wie Canon durch kleine Spalten tief ins Innere sehen läßt, der betrachte den unmöglichen roten Hemdknopf an diesem Bilde. Natürlich trug ich nie einen solchen. Er diente dem Maler dazu, einen Farbeneindruckspunkt auf der monotonen Hemdfläche zu schaffen, vor allem aber, um anzudeuten, daß dem Träger die Geltung in der Gesellschaft nicht obenan steht, daß er nie um Gunst derselben gebuhlt und nie in Rücksicht auf persönliche äußere Erfolge gearbeitet habe. Das schmeichelhafte Monument, das mir Canon gesetzt hat, entschädigt mich für alle Kränkungen, die mir immer erneuert nach jeder Leistung zuteil wurden.« Wenn aber auch dies Täuschung wäre? Der psychologische Ausdruck, die Individualität, der rote Hemdknopf — wenn sie etwas ganz anderes bedeuten sollten, als Herr Professor Benedikt meint? Er selbst charakterisiert ja dort, wo er einmal nicht von seiner Persönlichkeit und seinem Conterfei spricht, die Art Canons wie folgt: »Ideal ehrlich war er als Bildnismaler. Was er aus einer Persönlichkeit herauslas und künstlerisch hineinlegte, entsprach vollkommen seiner persönlichen und künstlerischen Überzeugung, und ein Tiefblickender ist überrascht und erstaunt, mit welcher Unparteilichkeit und Unerschrockenheit er dies auch hochgestellten Personen gegenüber tat. Es war ein Glück für ihn, daß die Betroffenen weder den Tadel noch die Satire, noch die Bloßstellung, die im Bilde lagen, herausgelesen haben und kaum ahnten.«

Archivar. Die ‚Österreichische Rundschau' gibt's wirklich. Sie ist nicht bloß der Traum eines Kustos, der sich aus der geräuschlosen Welt seines Bibliothekszimmers nach der Realität des Journalismus sehnt. Sie wird herausgegeben. Freilich mehr von Glossy als von Berger. Herr Glossy existiert wirklich Man hat lange Zeit geglaubt, daß er bloß ein Begriff sei. Aber er ist staubgeboren wie wir. Bücherstaubgeboren. Er hat den »Leitfaden« in Wochenausgabe erfunden. Es führt eine geistige Verbindung von den Kaiser-Lithographien der Volksschulzimmer über den kleinen Hannak und über Johann Gabriel Seidl zum Standpunkt des Herrn Glossy. Arisch, ärarisch, manchmal sogar literarisch. Natürlich wird, was in der Literatur über Ferdinand v. Saar hinausgeht, von der Schwelle der ‚Österreichischen Rundschau' gejagt. Frank Wedekind riecht

bekanntlich gar nicht nach Fideikommißbibliothek. Das ist ein Malheur. Er hat sich die Ungnade des Herrn Ubell aus Graz zugezogen, der über den Dichter der »Vier Jahreszeiten« in der ‚Österreichischen Rundschau' Dinge schreibt, die man heute wirklich nicht mehr für möglich halten sollte und deren sich ein Karl v. Thaler in seiner üppigsten Zeit geschämt hätte. Der schmutzigen Phantasie dieser literarischen Sittenrichter mag ja das »Lysolbad« zu gönnen sein, das Herr Ubell dem Leser der »Büchse der Pandora« empfiehlt. Aber man staunt, daß ein Literaturblatt heute noch diese Summe von Unverständnis und Böswilligkeit als Wochenpensum zustandebringt. Die ‚Österreichische Rundschau' darf sich's erlauben. Als ihren Abonnententypus stelle ich mir den alten Hofrat aus Bahr's »Sanna« vor. Aber der überschlägt gewiß den literarischen Teil und erquickt sich an der Fülle von Aktualität, die Herr Glossy allwöchentlich bietet. Ein Eingeweihter stellt mir eine Musterkollektion von Aufsatztiteln zur Verfügung, die demnächst in der ‚Österreichischen Rundschau' prangen werden: »Die Pflasterung Wiens unter den Babenbergern«, »Der Silberbergbau im Iglauer Bezirk im 15. Jahrhundert«, »Die Votivgeschenke in der Wallfahrtskirche Maria Taferl bei Krumm-Nußbaum an der Donau«, »Leobersdorf im Wandel der Zeiten«, »Weihnachtsbräuche in St. Egyd«, »Die Fauna des Leithagebirges«, »Das Militärärar und die Wiener Glacis«, »Frauen in der Literatur von Roswitha bis M. E. delle Grazie«, »Die klimatischen Verhältnisse des Bisambergs«, »Der Zustand des amorphen Phosphors vor seiner Entdeckung durch Hofrat v. Schrötter«, »Die Entwicklung der Wiener Staatsdruckerei von ihrer Eröffnung bis zur Geburt Gutenbergs«, »Die Telephonstörungen im Wien der Kongreßzeit«.

Literat. Herr Paul Goldmann juckt die Schamteile der modernen Kunst. Er wird immer lästiger, immer häufiger. Er ist einfach die unbequemste Tortur, die ein freches Philisterblatt bis heute dem Geistesleben angetan hat. Herr Nordau hatte die Allüren einer Seuche. Man schleppt sich mit so einem Feuilleton hin, bis man gehirnweich wird. Herr Goldmann stimmt bloß verdrießlich. . . Im Ernst, das ist wohl der platteste Geselle, der jetzt in Deutschland schreibt. Einst war er eine Hoffnung des jungen Wien. Speziell das junge Ischl war gerührt, als er auf mondbeschienener Terrasse über die Schönheit Hofmannsthalscher Verse, die er später verhöhnen sollte, Tränen vergoß. Herr Goldmann ist nämlich aus Breslau und sentimental. Nur durch eine Reise nach Ostasien hat er sich ein wenig abgehärtet. Damals schrieb er Reisebriefe, später Pariser Korrespondenzen für die ‚Frankfurter Zeitung', und das befreundete junge Wien war von der Begabung entzückt, die sich auf japanischem und Pariser Boden so schön entfaltete. Nun habe ich freilich schon damals behauptet, daß sich auf japanischem und auf Pariser Boden die Begabung immer schön entfaltet und daß auf rumänischer Erde selbst der gute Marco Brociner Talent hat. So zollfrei nämlich wie Gedanken sind Beobachtungen exotischer Herkunft; je fremder das Milieu, desto größer der Effekt, und Entfernung ist nicht nur kein Hindernis, wie Rothberger so treffend sagt, sondern sogar eine Stütze feuilletonistischer Wirkung. Die Rothberger der

Literatur, die von Herrschaften abgelegte Stoffe wenden, kennen die Anweisung. Herr Paul Goldmann kam aus Japan zurück und war talentlos. Vollständig. Der bewährte Blick des Chefs der ‚Neuen Freien Presse' sah aber noch immer Japan und nicht die Talentlosigkeit und schickte Herrn Goldmann nach Berlin. Was er dort — im Bereich der Theaterkritik — leistet, ist aufreizend. Die Kunstrichter der ‚Neuen Freien Presse' sollen dem Verständnis der kultiviertesten Börsebesucher die Formeln finden. Also mindestens auf dem geistigen Niveau der Leserschaft verharren. Herr Goldmann ist vielleicht der einzige Schriftsteller, der unter dem Horizont des Lesers denkt. Was der liberale Philister, der »jeden Früh« außer »seinem« Tee und »seinen zwei Eiern« auch »sein« Morgenblatt haben will, in einem Satz erfaßt, muß Herr Goldmann auswalken, ehe er es selbst begreift. Die frechsten Kunstlügen kaut er dem Leser so gewissenhaft vor wie die abgegriffensten Selbstverständlichkeiten. Man hat es noch nie erlebt, daß ein Schriftsteller, der nicht einen Gedanken hat, mit diesem Mangel so protzte, daß er das Flachste mit dem Nudelwalker einer Reportertechnik so zu bearbeiten wüßte, wie Herr Paul Goldmann. Die Wahrheiten, die er ausspricht, werden einem unleidlicher als die Dreistigkeiten. Daß der Berliner Reinhardt-Rummel den Tod der Schauspielkunst bedeutet, werde ich hier nie mehr sagen können; man wird zum fanatischen Verteidiger der Defektspielerei, wenn man sie von Herrn Goldmann bekämpft sieht. So gottverlassen ist der schlimmste Berliner Snobismus nicht wie die Klugschwätzerei, die sich durch elf Feuilletonspalten wälzt. So seicht wie Herrn Goldmanns Stil, ist selbst eine Dramaturgie nicht, die das Bühnenleben mit Schlagworten kommandieren möchte. Aber dekorativer ist sie! Ich versichere der ‚Neuen Freien Presse', daß sie ihren philiströsesten Lesern mit Herrn Goldmann keine Freude bereitet hat. Ich kann es ihr aus zahllosen Zuschriften beweisen. Kann auch beweisen, daß Herr Goldmann nicht einmal die Werke kennt, die seine triviale Feder beschmutzt. Nachdem man, schreibt er, den Naturalismus satt hatte, »fanden sie Frank Wedekind und gaben seine Verworrenheit für Tiefe und seinen Zynismus in der Behandlung erotischer Fragen für Geist aus.« Herrn Goldmann freilich werden sie weder für verworren noch für zynisch halten. Bloß für vorlaut. Denn von Wedekind's »Erdgeist« sagt er, man sehe darin »unter anderem, wie von der Leiche des Vaters, der sich wegen seiner Geliebten erschossen hat, der Sohn diese Geliebte wegholt, um sie selbst zur Maitresse zu nehmen.« Wedekind ist so verworren, daß Herr Goldmann die Ermordung des Dr. Schön für Selbstmord und die Mörderin, die seine Gattin ist, für seine Geliebte halten muß. Und er ist, meint ein Leser, »so zynisch, durch absichtliche Verworrenheit Herrn Goldmann Gelegenheit zu einer Blamage zu geben«. Oder sollte wirklich auch für einen Sudler der ‚Neuen Freien Presse' die Verpflichtung bestehen, eine Dichtung zu kennen, die er besudeln will?

Leser. Eine Beschwerde, der ich gern Raum gebe: »Ich wäre Ihnen verbunden, wenn Sie einmal die Zeitungsmode geißeln wollten, in den lokalen Nachrichtenteil Ausschwitzungen der Redaktionshumoristen

aufzunehmen. Es ist ein wahrer Verdruß, wenn man so drei, vier Zeilen einer Notiz in der Meinung gelesen hat, daß man etwas erfahren werde. Merkt man dann, daß es überhaupt nichts ist und was man da gelesen hat, und wendet man sich zur nächsten Notiz, so stolpert man über die verhaßte Chiffre, deren Anblick allein Gähnen verursacht. Könnte St—g nicht wenigstens, wie einst Sp—r an der Spitze zeichnen?« Er hätte dann wenigstens eines mit einem wirklichen Witzkopf gemeinsam. Reinlichkeitsliebende Leser wollen die neugebornen Ereignisse ohne humoristischen Grind von den Wehmüttern des Geistes empfangen. Sie wären, wenn der Vorschlag befolgt würde, vor dem Hereinfall geschützt. Die Namenschiffre als Warnungstafel! Aber auch die Verehrer des Herrn St—g, die den Sonntag nicht erwarten können, wären für die Neuerung dankbar, da sie leichter fänden, was sie jetzt in einem Wust von Nachrichten suchen müssen. Sie lesen eine vollkommen geistlose Notiz, glauben schon, daß sie von St—g ist, und ersehen erst zum Schluß aus dem Fehlen der Chiffre, daß sie sich getäuscht haben. Also — zuerst die Chiffre, d a n n das Vergnügen!

Sammler. In einer Literaturkritik der ‚Neuen Freien Presse' (5. November), die ein Herr Professor Pawel geschrieben hat, ist von der Übersetzung eines Buches »ins Tschechische, Finnische, Englische, A m e r i k a n i s c h e, Französische und Holländische« die Rede. Siehe da — ein Weltblatt! Ein verstorbener Wiener Zeitungsherausgeber, dessen analphabetische Weltanschauung berühmt geworden ist und noch heute der nachstrebenden journalistischen Generation als vorbildlich gilt, wollte einst irgendeinen Löwy nach Brüssel schicken, stand aber von diesem Plane in der Erwägung ab, daß Löwy nicht Belgisch sprechen könne.

Bruder. Herr Rudolf Lothar hat also keine Aussicht, Meister vom Stuhl zu werden? Ja, ist's denn ein gar so arges Vergehen, mit Ordensmysterien Tantiemen schinden zu wollen? Die Freimaurerei dient doch auch dem Erwerbssinn anderer Brüder. Was ist denn geschehen? »Er nützt das geheimnisvolle Kolorit der Loge für seine Handlung«, sagt ein gründlicher Kenner des Stückes und seiner Vorzüge. Wär's vielleicht besser, wenn Herr Lothar Krida gemacht hätte? . . . Bedauerlich wäre es, wenn der Absatz einer literarischen Pofelware leiden und ihr Erzeuger künftig nur mehr von den neuen freien Maurern unterstützt würde. Der Reklamartikel über die Première der »Rosentempler« war freilich vor dem Durchfall geschrieben. Und zwar — von einem gründlichen Kenner des Stückes und seiner Vorzüge. In Herrn Lothar's Manuskript hatte der Volkstheaterkritiker, unser lieber Schütz, bloß einige Änderungen vorgenommen. . . Es scheint also, daß auch die journalistischen Kollegen von Herrn Lothar nichts mehr wissen wollen und es ihm überlassen, sich seine lobenden Kritiken selbst zu schreiben.

Hutmacher. Das wird sich nicht halten. Die »Hutmodewahl für die Frühjahrssaison 1906« muß für ungiltig erklärt werden. Die Wahlkommission hat, so melden die hocherfreuten Zeitungen, unter den eingesandten Neuheiten zehn Hüte gewählt, »die zumeist nach den Wiener Theaterdirektoren benannt wurden«. Da erfahren wir, daß Nr. 1 ein »mäßig hoher, wenig geschweifter Seidenzylinder mit wenig gehobener

Randstellung« ist. Aber nicht dieser heißt »Schlenther«, sondern Nr. 2, der ein »hellgrauer, steifer, kantiger Hut mit schwarzem Umbindband« ist. Offenbar war die Wahlkommission im Glauben, daß der Burgtheaterdirektor wirklich Laube's Erbe angetreten hat. Das Richtige hat sie getroffen, indem sie einen »niederen Rundkopf mit flachgestelltem Rand« »Weisse« nannte. Nach Herrn Jarno ist ein »mittelhoher Rundkopf mit halbflach gestelltem Rand« benannt, nach Herrn Gettke ein »weicher Rundkopf«. Der Herrn Aman gewidmeten Form wird — ganz im Jargon der Theaterreporter — nachgerühmt, sie verspreche »ein Schlager der Sommersaison« zu werden. Nr. 10 führt keinen bestimmten Namen. Wahrscheinlich wollte man mit dieser Form allen Wiener Theaterdirektoren gerecht werden: man hat einen »hocheleganten Claquehut« gewählt. Gegen diese sinnige Ehrung, die die Hutwahlkommission unseren Theaterdirektoren bereitet hat, wäre gewiß nichts einzuwenden. Wohl aber gegen die Spezialisierung. Es ist gar nicht notwendig, daß wir bei all den Flach-, Rund- und Hohlköpfen, die uns die Mode 1906 bescheren wird, erst an bestimmte Persönlichkeiten des Wiener Lebens erinnert werden. Und gar an die Wiener Theaterdirektoren wollen wir nicht bei jedem Schritt denken müssen. Daß es einen Girardi-Hut gibt, ist ganz in Ordnung. Der Gedanke an den liebenswürdigsten Wiener Schauspieler belästigt uns nicht. Aber einen »Weisse« — das erkläre ich schon heute — kaufe ich nicht. Der drückt. Wahrscheinlich ist er auch in schreienden Farben gehalten. Den ziehe ich nicht an. Geben Sie mir einen andern! . . Im Ernst, es ist ein schrecklicher Gedanke: Im Theater müssen wir die Hüte abnehmen, aber auf der Straße sollen wir dafür die Direktoren aufsetzen.

MITTEILUNG DES VERLAGES.

Der Herausgeber dankt auf diesem Wege für die vielen freundlichen Zuschriften, die nach Nr. 187 an ihn gelangt sind. — Den p. t. Verschleißern teilen wir mit, daß von Nr. 187, die ohnehin in stärkerer Auflage erschienen war, ein Neudruck aus technischen Gründen nicht mehr veranstaltet werden konnte. Bei fortgesetzter Nachfrage könnten wir nur mit der vorher fertiggestellten und in der Broschürenfolge der ‚Fackel' zum Preise von 40 h erscheinenden Separatausgabe »Die Kinderfreunde« — siehe 3. Umschlagseite — dienen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),
liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 187, 8. November):
Die Kinderfreunde.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei	. .	K 7.—
»	»	18	»	. .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	»	. .	M. 7.—
» » » »	18	»	»	. .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei		M. 8.20
» » » » »	18	»	»		» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.

Nr. 189. 30. November 1905 VII. Jah

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3.

Soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Peter Altenberg:

PRODROMOS

2. Auflage.

Berlin, S. Fischer, Verlag.

„PRODROMOS“ wendet sich an einen viel weiteren Kreis, als Peter Altenbergs bisherige Bücher. Denn es zielt nicht bloss auf ästhetischen Genuss ab, sondern vor allem auf eine Verbesserung und vernunftgemässere Anlage unserer Lebensweise, auf eine organische Höherentwicklung unserer gesamten vitalen Funktionen; es ist von einem fruchtbaren und lebensfähigen praktischen Idealismus getragen und darf daher ein künstlerischer Katechismus der modernen Lebensführung genannt werden.

Die Fackel

Nr. 189 WIEN, 30. NOVEMBER 1905 VII. JAHR

MEINE ANTWORT.

Von **Joseph Schöffel.**

Dem Reichsrats-, Landtagsabgeordneten, n.-ö. Landesausschuß, Gemeinderat der Stadt Wien, Mitglied der Theater-Landeskommission und dergleichen mehr, Herrn Leopold Steiner, wurde von seinen Parteigenossen gegen Rücklegung seines Landesausschußmandats vom n.-ö. Landtag vor kurzem eine lebenslängliche, von Wahlstürmen und Wahlunfällen unberührte Sinekure eines Oberkurators der n.-ö. Landeshypothekenanstalt in Gnaden verliehen und ihm, dem neuernannten Oberkurator einer Hypothekenbank — Zeitungsberichten zufolge — gleichzeitig die Oberleitung oder Oberaufsicht des auf viele Millionen Kosten veranschlagten Baues der Wiener Irrenanstalt übertragen, weil Herr Steiner, wie seine Freunde behaupten, in seiner Eigenschaft als Zimmermaler als Sachverständiger im Baufache betrachtet werden muß.

Man sollte glauben, daß der bürgerliche Zimmermaler Leopold Steiner, dem die bizarre Laune der Glücksgöttin in dem Zeitraum von zehn Jahren, eine ungeahnte Fülle von Ehren, Würden und Ämtern in den Schoß geworfen und den sie mit Nachsicht jeder Vorbildung außer der Volksschule zu einer Kapazität im Finanz- und Bauwesen emporgeschraubt hat, sich mit dem, was er im Traume errungen, begnügen und seine lebenslängliche Leibrente als Oberkurator eines Kreditinstitutes in Ruhe genießen werde.

Leider ist dies nicht der Fall.

Herr Leopold Steiner will noch weiter eine Rolle auf der politischen Bühne spielen, er lechzt wie alle Histrionen nach dem rauschenden Beifall der Menge und nach der gedruckten Reklame in der Presse, und so ließ er in der Sitzung des n.-ö. Landtages vom 9. d. M. eine »sensationelle Rede«, wie das ‚Deutsche Volksblatt' paukt, von Stapel, in welcher er unter anderem meine Person und speziell einzelne Stellen meines vor mehr als sechs Monaten herausgegebenen Werkes ‚Erinnerungen aus meinem Leben', die bereits im Monate Juli zu einer Interpellation im n.-ö. Landtag und zu einer Replik meinerseits Anlaß gaben, zum Gegenstand seines Angriffes wählte.

Sein Genius, ein Sproße des auserwählten Volkes Gottes, dessen Geist den Antisemiten Leopold Steiner bisher beschattet und alle seine Gedanken, Worte und Werke inspiriert hatte, konnte wahrscheinlich Herrn Steiner nach seinem Ausscheiden aus dem Landesausschusse nicht warnen, eine nichts weniger als wohlriechende Sache, die bereits vor einem halben Jahre im Landtage ungeschickterweise aufgerührt wurde, wieder aufzurühren und so wider Willen für mein Werk Reklame zu machen. Der Glückspilz Steiner, berauscht von seinen Erfolgen, an welchen er so unschuldig ist wie ein Lamm, hat, so glaube ich, von seiner Klugheit und seinem Alleswissen durchdrungen, den Rat seines spiritus rector nicht eingeholt, hat mich herausgefordert.

Da bin ich nun, um Lufthiebe mit Hieben, die sitzen, zu erwidern!

Nach dem Wortlaute des stenographischen Protokolls der Landtagssitzung vom 9. November, das mir erst heute, am 22. November, zugekommen ist, da es früher nicht fertiggestellt war, hat Herr Steiner seine gegen mich gerichtete Philippika, wie folgt, eingeleitet:

»Ich habe diese Zahlen vorausgeschickt, weil ich jetzt eine Broschüre besprechen muß, die kürzlich erschienen ist; ich bedaure aber, daß ich das gegenüber einem Kollegen tun muß, mit dem ich selbst sechs Jahre an einem Tische gesessen bin. Ich werde es in der Form tun, daß ich nur auf Grund amtlicher Akten die Vorbringungen richtig stelle und Anwürfe zurückweise.«

Eine Broschüre habe ich in den letzten zwei Jahren meines Wissens nicht geschrieben, wohl aber ein Buch, betitelt: »Erinnerungen aus meinem Leben«. Herr Steiner hat dieses Buch nicht gelesen, weil er überhaupt Bücher nicht gern liest, am allerwenigsten aber ein Buch, das die Lebensgeschichte eines Menschen enthält, der nach einem bewegten Leben, in hohem Alter, ohne Titel und Würden, mit leeren Händen vom Schauplatz verschwunden und trotzdem mit seinem Schicksal zufrieden ist, was nach der Weltanschauung Herrn Steiner's jedenfalls als eine Eselei bezeichnet werden dürfte.

Der Reichsratsabgeordnete Schönerer hat das letzte Kapitel meines Buches: »Die n.-ö. Landes-Finanzverwaltung« im ‚Alldeutschen Tagblatt' abdrucken, sodann Separatabdrücke, wie mir mitgeteilt wurde, auf dem flachen Lande verteilen lassen. Eine Stelle meines Buches, lautend:

»Mit der Aufrechnung von Diäten und Reisekosten wurde ebenfalls ein Mißbrauch sondergleichen getrieben. Die Aufrechnung von Diäten und Reisekosten für 300 Kommissionstage im Jahre fanden Einzelne ganz in der Ordnung . . . Ich erhob beinahe in jeder Landesausschußsitzung Vorstellungen gegen diese unverantwortliche Wirtschaft. Umsonst!«

beantwortet Herr Steiner, natürlich ohne sie zu zitieren, nach dem stenographischen Protokoll wie folgt:

»In der Broschüre heißt es, die Diäten der Beamten seien ins unermeßliche gestiegen. Meine Herren! Durch die Verwaltung so vieler Anstalten, durch die Einrichtung ganz neuer Ressorts wie der Gewerbeförderung und des Landeseisenbahnwesens — wir hatten im Jahre 1862 2 Anstalten und jetzt haben wir 22 und 11 landwirtschaftliche Schulen — ist die Notwendigkeit dieser Erhöhung eingetreten. Ich selbst als gewesener Landesausschuß erkläre Ihnen, ich stehe auf dem Standpunkte, daß das Amtieren

hinter dem grünen Tische, wenn die Sachen nicht durch den Referenten oder dessen Organe an Ort und Stelle kontrolliert werden, nicht im Interesse des Landes ist. (Beifall. — Rufe: Sehr richtig!) Es wurde vor einigen Jahren gegenüber dem Landesausschusse — damals durfte ich nicht reden, weil ich selbst die Ehre hatte ihm anzugehören — der Vorwurf erhoben, daß die Landesausschüsse Diäten machen. Ich erkläre, daß ein Landesausschuß, der nicht hinausgeht, der sich nicht persönlich von den Vorkommnissen draußen überzeugt, ein schlechter Referent ist. (Beifall.) Der Landesausschuß muß oft zu dem Zwecke hinaus, Streitigkeiten zwischen den Parteien, Differenzen zwischen den politischen und autonomen Behörden zu schlichten und er ist als Vertrauensmann des Landes verpflichtet, in solchen Fällen hinauszugehen, um eventuell eine Einigung zu erzielen zum Wohle der beteiligten Bevölkerung. Ich erkläre also, die Anwürfe in Bezug auf die Diäten der Landesausschüsse sind kleinlich, weil die Bezüge eines Landesausschusses noch geringer sind als die eines Landessekretärs. (Hört! Hört!) So, das soll man einmal wissen. Ich habe mir vorgenommen das zu sagen, denn ich habe jahrelang daran geschluckt und bin auf diesem Gebiete sehr empfindlich, weil ich mir nicht Vorwürfe machen lassen will, die ungerechtfertigt sind. Wenn Sie aber wollen, daß hinter dem grünen Tische amtiert wird, dann werden Sie sehen, wie die Beträge für die einzelnen Referate steigen werden. (Lebhafte Zustimmung.)«

Wenn Herr Steiner logisch denken gelernt hätte oder wenigstens so klug gewesen wäre wie gewöhnlich, hätte er es gewiß unterlassen, in seiner Rede unmittelbar vor dem Angriff auf meine Person seinen Zuhörern mit entsprechendem Pathos vorzutragen, daß der Landesausschuß im Laufe eines Jahres 87.404 Aktenstücke zu erledigen habe.

Wenn einer der Statisten im Landtage, welche diese sensationelle Rede des Herrn Steiner mit dem Rufe: Hört! Hört! begleitet haben sollen, das Gehörte auch verstanden und Herrn Steiner gefragt hätte: Wie bringen Sie es nur, Herr Steiner, zustande nahezu 360 Tage im Jahre Dienstes- und Instruktionsreisen im In- und Auslande zu unternehmen, nebenbei den Reichsrats- Landtags- Gemeinderats- und anderen Sitzungen beizuwohnen und die auf Ihr Referat entfallenden, gering gerechnet 10.000 Aktenstücke zu lesen und im Konzept und in der Reinschrift, also

zweimal, zu unterzeichnen? Die Erklärung des von Herrn Steiner geübten Wunders hätte jedenfalls mehr Sensation hervorgerufen, als alle übrigen Teile seiner Rede!

Der § 35 der Instruktion für den n.-ö. Landesausschuß, vom Jahre 1870 schreibt nämlich vor: »daß alle Ausfertigungen, nebst der Unterschrift des Landmarschalls, auch von einem Ausschußmitglied zu unterzeichnen sind.« Wenn der Landmarschall instruktionsgemäß über 87.000 Aktenstücke, also durchschnittlich nahezu 300 per Tag lesen und unterzeichnen sollte, so würde er in wenigen Wochen gehirnweich werden. Davor bleibt er bewahrt. Die größte Zahl der Aktenstücke wird ungelesen von Beamten einfach mit der Stampiglie des Landmarschalls und eines Ausschußmitgliedes fabriksmäßig versehen.

Schon im Jahre 1885 und seitdem unzähligemal habe ich dieses Vorgehen gegeißelt und eine vernünftige Abänderung der Dienstinstruktion für den Landesausschuß verlangt.

Vergebens!

Im Jahre 1900 hat Landesausschuß Dr. Weitlof dieselbe Idee angeregt und darauf gedrungen, daß im n.-ö. Landesausschuß die gleiche Manipulation eingeführt werde, wie sie in den Landesausschüssen anderer Länder bestehen soll, wo die Vorstände der einzelnen Landesverwaltungsdepartements in der Landesausschußsitzung referieren und der gewählte Landesausschuß nur über die von den Beamten gestellten Anträge berät und beschließt. Die Departementsvorstände unterzeichnen alle Vor- und Zwischenerhebungen, Urgenzen und dergleichen mehr, nur Urkunden, Dekrete u. dgl. werden von einem Ausschußmitglied gezeichnet und vom Landmarschall kontrasigniert.

Alle Bemühungen Dr. Weitlof's waren vergeblich. Es wurde weiter gewurstelt, denn das Fortwursteln ist uns zur zweiten Natur geworden und

bildet den Inbegriff aller Regierungsweisheit in Österreich, dem Reiche der europäischen Mitte! So gilt auch nach Ausspruch des Herrn Steiner jener Referent, der das ganze Jahr reist und lustig Diäten aufrechnet, als ein guter, derjenige, der nebenbei auch Akten liest und erst das Gelesene unterzeichnet, als ein schlechter Referent, oder besser gesagt als ein Esel, der seinen Vorteil und seine Zeit nicht versteht, in der der Geldsack das Allerheiligste der sittlichen Weltordnung darstellt.

Die Instruktion für den n.-ö. Landesausschuß vom Jahre 1870 wurde, wie dies allgemein üblich ist, nie beachtet. Jedes Mitglied des Landesausschusses hat sich als Ressortminister gefühlt und das ihm übertragene Referat als Ministerportefeuille angesehen.

Kein Wunder, wenn die Mitteilung des Herrn Steiner, daß die Bezüge der Landesausschüsse kleiner sind als die Bezüge eines Landessekretärs, von seinen Zuhörern verständnisvoll aufgenommen wurden. Nach der begeisterten Aufnahme dieser Mitteilung zu schließen, wäre der n.-ö. Landesausschuß gerne bereit, nicht nur die Zahl der Landesausschußmitglieder entsprechend der Zahl der Bewerber um diese Stellen zu vermehren, sondern auch ihre Bezüge den Bezügen der Staatsminister entsprechend zu gestalten.

Der Landtag hat in seiner Munifizenz die Diäten der Landtagsabgeordneten den Diäten der Reichsratsabgeordneten gleichgestellt, indem er sie von 16 Kronen auf 20 Kronen erhöhte, — er hat die Stelle eines Oberkurators der Landeshypothekenbank, der früher auf eine bestimmte Zahl von Jahren gewählt wurde, zu einer lebenslänglichen Pfründe umgewandelt und gleichzeitig die Diäten der Kuratoriumsmitglieder entsprechend erhöht. Warum sollte er die Bezüge der Landesausschußmitglieder nicht den Bezügen der Minister gleichstellen und ihnen ebenso

wie den sogenannten parlamentarischen Ministern Pensionsbezüge zusichern? Sich darüber, sowie über die Aufrechnung von die fixen Bezüge weit überschreitenden Diäten und Reisekosten aufzuhalten, wäre, wie Herr Steiner sagt, kleinlich! Wir Steuerträger, die wir heute die Hälfte unserer Einnahmen als Steuern und Abgaben aller Art auf dem Altar des Vaterlandes opfern müssen, werden auch diese und noch weitere Kleinigkeiten mit gewohnter Schafsgeduld zahlen!

Herr Steiner bekrittelt weiter eine Stelle meiner Memoiren, die ich, weil er sie ebenfalls nicht zitiert, dem Wortlaut nach hier folgen lasse. Sie lautet:

»Nach den von mir bisher im niederösterreichischen Landtag gemachten Erfahrungen spielte der jeweilige Finanzreferent im Landesausschuß eine traurige Rolle. Eine Auskunft in Finanzsachen konnte man von ihm nie erlangen, denn er selbst wußte nichts! In der Leitung des Finanzwesens war er ebenso eine Null, wie es der jeweilige Landmarschall in der Leitung des Landesausschusses und des Landtages ist. Nach Übernahme des Finanzreferates verfügte ich — da der Usus eingerissen war, daß die Kassa über einfache Anweisung der einzelnen Referenten im Landesausschuß Geldbeträge in beliebiger Höhe flüssig machte — daß die Kassa, mit Ausnahme der kurrenten Ausgaben, wie Gehalte, Löhnungen etc. etc., ohne meine spezielle Anweisung keinen Kreuzer ausbezahlen dürfe und daß mir täglich ein Kassenstandsrapport vorgelegt werde. Schon im ersten Kassenstandsrapport fand ich eine Rubrik, bezeichnet ‚Landesanlagscheine', in welcher ein Betrag von 331.000 Gulden als Ausgabe eingestellt war. Auf meine Frage, was denn unter der Bezeichnung ‚Landesanlagscheine' zu verstehen sei, antwortete man mir, daß diese Landesanlagscheine zweiprozentige Schuldscheine seien, welche bei Mangel an Kassabeständen zur Deckung des jeweiligen Bedarfes ausgestellt werden, um nicht höherprozentige Schulden bei der Landeshypothekenbank oder anderen Geldinstituten kontrahieren zu müssen. Ich nahm auf diese Mitteilung hin sofort eine Revision der Kassa vor und entdeckte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß diese Landesanlagscheine aus einem gewöhnlichen Kanzleipapierstreifen bestanden, welcher folgende lithographierte Inschrift aufwies:

Anlage-Schein-Nr.

über ..... Gulden .....Kreuzer
i. e.....fl.....kr.
welche .....
.....

beim Landesfond fruktifiziert hat.
Wien, am.....
Das n.-ö. Landes-Obereinnehmer-Amt.

Auf meine Frage, wer denn auf diesen Wisch hin dem Landes-Obereinnehmer-Amte Vorschüsse in der Höhe von 331.000 Gulden geleistet habe, antwortete man mir schmunzelnd: ‚Niemand! Wenn Geld gebraucht wird, wird den diversen Fonds (Stiftungen u. dgl.) so viel Geld entnommen als benötigt wird, für die entnommenen Beträge werden Landesanlagscheine eingelegt und das diesen Fonds entnommene Kapital mit zwei Prozent verzinst' . . . Ich ließ alle vorrätigen Landesanlagscheine bis auf einen, den ich zum Andenken aufbewahre, verbrennen und die den diversen Fonds entnommenen Beträge ersetzen.«

Herr Steiner sagt hierüber laut stenographischem Protokoll das Folgende:

»Es wurde von dem Verfasser der Broschüre behauptet, daß, als er das Finanzreferat übernahm — (Rufe: Wer?) Schöffel — Landesfondsanlagescheine in der Kassa gelegen sind. Ich erkläre Ihnen, meine Herren, daß bis zum Herbste 1902 kein Parteimann der christlichsozialen Partei das Finanzreferat im Landesausschusse hatte. (Hört! Hört!) Diese Landesfondsanlagescheine wurden vom seinerzeitigen Referenten Dr. Granitsch, der gewiß kein Anhänger der christlichsozialen Partei war, in die Kassa gelegt. Sein Nachfolger war auch kein Christlichsozialer und erst im Jahre 1899, als infolge einer Differenz im Landtage der damalige Straßenreferent Schöffel das Referat für Straßen zurückgelegt hatte, hat er das Finanzreferat übernommen. In der Broschüre steht, daß Herr Landesausschuß Schöffel diese Anlagescheine sofort vernichten ließ. Ich habe hier das Protokoll der zweiten Sitzung des Landesausschußes vom 12. Jänner 1899, in der Herr Landesausschuß Schöffel das Finanzreferat übernahm und ich habe auch hier den Akt, L. A. Z. 9237 vom 6. Februar 1902, worin Herr Landesausschuß Schöffel die Herabsetzung des Zinsfußes der bisher mit 3 Prozent verzinsten Anlagescheine auf 2 Prozent verfügte. Hier ist auch die Unterschrift: Schöffel. (Hört! Hört!)«

Der ehemalige Landesausschuß Dr. Granitsch war bekanntlich nie mein Freund, aber daß er die berüchtigten Landesanlagscheine, wie Herr Steiner sagt, in die Kasse gelegt haben soll, ist mehr als eine gewagte Behauptung. Es ist möglich, daß Dr. Granitsch die Manipulation mit den Landesanlagscheinen gutgeheißen und den bezüglichen Akt ebenso unterschrieben hat, wie ich nach Angabe des Herrn Steiner einen Akt betreffend die Herabsetzung des Zinsfußes dieser Anlagscheine unterschrieben habe. Es geschah in voller Unkenntnis der Natur dieser Anlagscheine. Mein ganzer Irrtum, von dem

die Steinersche »Enthüllung« lebt, besteht also darin, daß ich behauptete, ich hätte die Landesanlagscheine »schon im ersten Kassenstandsrapport« gefunden, während es richtig heißen mußte: »schon in einem der ersten Kassenstandsrapporte . . .« Wenn ich meine Memoiren nicht im Amtsstil mit Anführung von Zahl und Datum geschrieben habe, so mögen dies Herr Steiner und Konsorten vergeben, denn ich schreibe nicht für sie allein, sondern für die Öffentlichkeit, für das Publikum, das ein im Bureaugeschmack geschriebenes Buch einfach wegwerfen würde. Tatsache ist, daß ich, als mir die sonderbare Manipulation mit den Anlagescheinen vom Kassendirektor zur Kenntnis gebracht wurde, die Anlagescheine sofort vertilgen und die den diversen »Fonden« entnommenen Beträge diesen wieder refundieren ließ. Diese nackte Tatsache läßt sich durch das schönste Gemauschel weder wegleugnen noch verhüllen.

Herr Steiner verteidigt mit vielen Worten die christlichsoziale Partei und die christlichsoziale Majorität im Landtag und im Landesausschuß gegen einen Vorwurf, den niemand — am allerwenigsten ich, wie aus dem zitierten Wortlaut der bezüglichen Stelle meines Buches ersichtlich ist — gegen sie erhoben hat.

Die den Bau der Irrenanstalt in Mauer-Öhling betreffende Stelle in meinem Buche erfreute sich der besonderen Beachtung des Herrn Steiner. Ich muß sie zum besseren Verständnis ebenfalls wörtlich zitieren:

»Die von mir getroffene Verfügung, daß die Kassa ohne mein Visum nichts auszahlen dürfe, bereitete mir viel Scherereі, viel Kummer und Verdruß, da einige Herren die Landeskassa als ihren Dispositionsfond betrachteten. So hatte ein neu ernannter Chef eines neuerrichteten Departements im Landesbauamte, gegen die ausdrücklichen Bestimmungen der Instruktion für den Landesausschuß, welche vorschreibt, daß alle Bauten, welche im Lande geführt werden, wie es in allen Ämtern der Fall ist, im Offertwege

zu vergeben seien, angeblich seinen Referenten überredet, daß es ersprießlicher für das Land sei, wenn alle Landesbauten in eigener Regie durchgeführt werden. Auf diese Weise wurde ein Landesbeamter zugleich Bauunternehmer ohne Konkurrenz, der nach den von ihm verfertigten Plänen und Voranschlägen alle Bauten des Landes, darunter den Bau der großen Irrenanstalt in Mauer-Öhling, den Bau des vierten Stockwerkes im Landhause, die Adaptierung und luxuriöse Einrichtung des Landhauses und andere Bauten durchführte. Dieses vielseitige Genie, dieser Landesbeamte und Bauunternehmer in einer Person, leitete alle diese Bauten, kontrollierte sich selbst und kollaudierte auch seine Arbeiten. Einem Bauunternehmer steht nur das eigene Kapital, mit dem er arbeitet, zur Verfügung, dem vom Lande angestellten Bauunternehmer standen die Kassabestände des Landes offen. Er stattete die Bureaus der Landesausschuß-Beisitzer mit demselben Luxus aus, wie er bei den Generalgewaltigen der großen Banken und Eisenbahnen üblich ist. Selbstverständlich geschah das alles zur Förderung des Kleingewerbes! Um die Autorität dieses bauunternehmenden Landesbeamten zu befestigen, wurde er wie dies in der heutigen Zeit der höchsten Blüte des verwegensten Strebertumes, sehr häufig der Fall ist, unter gleichzeitiger Verleihung des Oberbauratstitels nach Überspringung seiner Vordermänner in die höchste bisher im Landesdienste zu erreichende Rangstufe befördert. Da seine Vordermänner gegen diese unverdiente Präterierung remonstrierten, wurden auch sie in die sechste Rangsklasse befördert und ihnen der Oberbauratstitel verliehen. Der Landesbauamts-Direktor, der allein bisher in der sechsten Rangsklasse stand, wurde in derselben belassen und läuft nun als fünftes Rad am Wagen neben den ihm koordinierten Oberbauräten her. Die von dem Landesbeamten durch die eigene Regie in Aussicht gestellten Ersparungen entpuppten sich später als enorme Überschreitungen des Kostenvoranschlages, welche in Form von Nachtragskrediten schweigend genehmigt wurden. Der neu ernannte Chef des Wasserbaudepartements beanspruchte natürlich, gleich seinem Kollegen im Hochbau, daß die Flußregulierungsarbeiten und Brückenbauten statt im üblichen Konkurrenzwege ebenfalls in eigener Regie durchgeführt werden sollen, was auch anstandslos genehmigt wurde. Es wurde für diesen Herrn eine eigene Handkasse angeschafft und ihm Verläge in der Höhe von 20.000 bis 40.000 Kronen gegen Verrechnung überwiesen. Alle diese Verfügungen, alle diese Ernennungen wurden vom Landtag selbst getroffen, ohne daß der Landesausschuß als solcher und ich speziell als Finanzreferent früher davon in Kenntnis gesetzt worden wären. Selbstverständlich protestierte ich dagegen, daß öffentliche Landesbauten von Landesbeamten in eigener Regie durchgeführt werden, da bei dieser Art Bauführung jede Aufsicht, jede Kontrolle unmöglich sei. Da dieser Protest nichts

nützte, verweigerte ich die Anweisung der für diese Bauten angesprochenen Geldverläge, worauf man einfach erklärte, daß dann die Bauten sistiert werden müßten, was mit enormen Verlusten für das Land verbunden wäre. Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich als schriftlich jede Verantwortnng für diese mehr als sonderbare Gebarung ab, worauf die Landesbuchhaltung in einem Berichte an den Landesausschuß weitläufig auseinandersetzte, daß auch sie sich gegen jede Verantwortung in dieser Beziehung verwahren müsse, da ihr nur die ziffermäßige Prüfung der von den Landesbauämtern vorgelegten Quittungen und Arbeitslohnausweise keineswegs aber eine Kontrolle der wirklich ausgeführten Arbeiten und ihrer Kosten zustehe. Auch der Landesausschußreferent für Flußregulierungen lehnte jede Verantwortung für diese anrüchige Manipulation ab. Um nun wenigstens den Schein einer Kontrolle der besoldeten Bauunternehmer für Hochbauten, für Fluß- und Brückenbauten zu kreieren, wurde ein den beiden Bureauchefs untergeordneter kleiner Landesbeamter mit der Kontrolle der technischen Arbeiten seiner Vorgesetzten betraut. Eine Kontrolle, wie man sie dümmer und verlogener wohl nicht erfinden kann!«*)

Ich lasse, was Herr Steiner darüber geäußert, nach dem Wortlaut des stenographischen Protokolls folgen:

»Ein weiterer Vorwurf wurde erhoben, gegenüber dem ich ebenfalls verpflichtet bin, eine Richtigstellung vorzunehmen, und zwar gegenüber einem Manne, der heute schwer krank darniederliegt, dessen Wirken ich aber zu beobachten Gelegenheit hatte. Es ist dies Herr Oberbaurat v. Boog. Es wird ihm vorgeworfen, daß er seine Kompetenz überschritten und aus eigener Machtvollkommenheit Bauten in eigener Regie durchgeführt, sich selbst kontrolliert und kollaudiert habe. Ich habe hier einen Akt, betreffend die Anweisung von Rechnungen über eine Stockwerkaufsetzung im Landhause, welche von dem damaligen Hausreferenten Herrn Josef Schöffel gezeichnet ist (Rufe: Hört! Hört!) und worin er anläßlich der in eigener Regie durchgeführten Arbeiten durch Herrn Oberbaurat v. Boog die Rechnungen selbst anweisen ließ. Ich führe weiters an, ich habe noch einen Akt hier, der sich auf die Arbeiten in eigener Regie, und zwar im Straßenwesen bezieht und die Nummer 39.936 trägt. Hier führen zwei Maurermeister beim Landesausschuß Beschwerde gegen die Ausführung von Straßenbauten in eigener Regie. Herr Landesausschuß Schöffel sagte in seiner abweislichen Erledigung, daß diese Ersparungen den Steuerträgern

*) Anmerkung. Der Landtag scheint teilweise zum Bewußtsein der herrschenden Übelstände gekommen zu sein, indem er, Zeitungsberichten zufolge, eine Reorganisierung des Landesbauamts beschlossen hat.

zu gute kommen und daß dieser Vorgang um so weniger als unbefugter Gewerbebetrieb angesehen werden kann, als die Aufstellung der Bauprojekte, der Kostenüberschläge sowie die Bauleitung seitens der sachverständigen technischen Organe des Landes erfolgt. Sie sehen also, daß der genannte Herr Landesausschuß die eigene Regie auch beim Straßenbau eingeführt hat.«

Jedermann wird aus der Gegenüberstellung dessen, was ich geschrieben, und dessen, was Herr Steiner darauf im Landtage erwidert hat, ersehen, daß ich den Namen des Beamten, der auf Befehl oder über seine eigene Bitte den Bau der Irrenanstalt in Mauer-Öhling aus Landesmitteln in eigener Regie, ohne jegliche Kontrolle durchgeführt hat, nicht genannt habe, daß dies vielmehr Herrn Steiner selbst überlassen blieb. Und jedermann wird ersehen, daß Herr Steiner hier ein Kunststück ausgeführt hat. Bloß durch Nichtverlesung meiner Worte konnte er nämlich den Eindruck erwecken, als ob ich heuchlerisch etwas bemängelte, was ich selbst getan. Jedermann wird ersehen, daß die Anweisung von Beträgen für Bauten aus Landesmitteln in eigener Regie, die Herr Steiner früher allein besorgte, durch den Passus meines Werkes: »Selbstverständlich protestierte ich... Da dieser Protest nichts nützte, verweigerte ich... Ich mußte nachgeben, lehnte jedoch sowohl mündlich als schriftlich jede Verantwortung für diese mehr als sonderbare Gebarung ab« mehr als gerechtfertigt ist.

Die Behauptung aber, daß ich die eigene Regie beim Straßenbau eingeführt habe, ist mehr als eine findige Verdrehung von Tatsachen. Sie ist eine Albernheit!

Auf meine Veranlassung wurden nämlich die Landesstraßen (ehemalige Reichsstraßen), die vom Lande verwaltet und auf Kosten des Landes erhalten wurden, in Bezirksstraßen I. Ordnung und die Gemeindestraßen, welche Unsummen von Landessubventionen zwecklos verschlangen, in Bezirksstraßen III. Ordnung umgewandelt und den Bezirks-

straßen-Ausschüssen in Verwaltung übergeben. Die Bezirksstraßen-Ausschüsse beeilten sich, ihr Straßennetz auszubauen. So ließ der Obmann des Bezirksstraßen-Ausschusses Amstetten Baron Kielmansegg von den Bauern alle Gemeindewege, die zu ihren Höfen führten, umbauen und als Bezirksstraßen III. Ordnung kategorisieren, und so entstand ein Straßennetz, wie es kein anderer Bezirk des Landes aufweisen kann. Ob die Bezirksstraßen-Ausschüsse den Straßenbau in eigener Regie, oder durch Bauunternehmer durchführen ließen, ging den Landesausschuß nichts an, da der Bau von Bezirksstraßen durch die Bezirksstraßen-Ausschüsse in eigener Regie im Gesetz nicht verboten war. Der Landesausschuß hatte nur dafür zu sorgen, daß diese Bauten durch die exponierten Landesingenieure in technischer und finanzieller Beziehung überwacht werden und daß gemäß den Bestimmungen des Straßengesetzes kein Mitglied des Straßenausschusses innerhalb seines Bezirkes Straßenbauten auf Kosten des Bezirkes unternehme, oder Lieferungen für Straßenzwecke übernehme.

Das Land selbst, resp. der Landesauschuß hat, solange ich sein Mitglied war, Straßenbauten weder in eigener Regie, noch durch Bauunternehmer durchführen lassen. Die Beschwerde zweier Maurermeister über den Bau von Bezirksstraßen in eigener Regie der Straßenausschüsse mußte daher abgewiesen werden. Und nun soll diese Abweisung als Beweis dienen, daß ich die eigene Regie im Lande eingeführt habe! Der § 10 der Instruktion für den n.-ö. Landesausschuß bestimmt: »daß Arbeiten und Lieferungen, welche aus den vom Landesausschusse verwalteten Fonden bestritten werden, in der Regel im Wege der öffentlichen Offertverhandlung zu vergeben sind.« Diese Bestimmung ist im Jahre 1870 in der Zeit des finanziellen und wirtschaftlichen Raubrittertums verfaßt worden und heute wurde ein

Hochbau in der Kostenhöhe von Millionen aus den vom Landesausschuß verwalteten Fonden in eigener Regie ohne jegliche Kontrolle durchgeführt und gutgeheißen, und demjenigen, der diese Art der Durchführung bekämpfte, in die Schuhe geschoben, daß er die eigene Regie im Lande eingeführt habe.

Herr Steiner rechtfertigt die von mir kritisierte fürstliche Ausstattung der Bureaus des Landmarschalls und der Landesausschüsse, so wie des für ihn reservierten Boudoirs in der Irrenanstalt in Mauer-Oehling mit den folgenden Worten:

»Wenn erklärt worden ist, daß das Bureau des Landmarschalls und des Landesausschusses adaptiert und angeblich zu nobel eingerichtet worden sind (Abgeordneter Silberer: Das gehört sich auch!), so habe ich darauf folgendes zu erwidern: Durch die neue Organisation des Landesdienstes mußte eine Kanzleidirektion geschaffen werden. Man hat früher immer von Fortschritt und dergleichen Dingen gesprochen, sie aber nie in die Tat umgesetzt. Der Landmarschall des Stammlandes der Monarchie hatte vom Jahre 1862 bis vor einem Jahre nicht einmal ein eigenes Schreibzimmer und im Amtslokal des Landmarschalls war Kerzen- und Petroleumbeleuchtung, ein Ofen, wo nicht eingeheizt werden konnte. Man mußte dem Landmarschall also doch ein Schreibzimmer geben. (Rufe: Gewiß und ein würdiges und anständiges!) Die Amtslokalitäten waren vom Jahre 1862. Infolge der Stockwerkaufsetzung wurden Möbel für die Kanzleien gebraucht, man hat deshalb die Möbel aus den Räumen des Landesausschusses genommen, hat sie herrichten lassen und in die Räume der Beamten gegeben und die Amtsräume der Landesausschüsse neu eingerichtet. Daß man die Amtslokalitäten des Landesausschusses von Niederösterreich nicht einrichtet wie für einen Waserlbuben von Stix-Neusiedl, ist selbstverständlich. (Zustimmung.) Ich freue mich, daß es dem Gewerbe und der Industrie gelungen ist, zu zeigen, wie leistungsfähig die betreffenden Gewerbekategorien sind.«

Die Bureaus der Landesausschüsse waren nicht besser und nicht schlechter eingerichtet, als die Bureaus der meisten Sektionschefs, Hof- oder Statthaltereiräte. Das Bureau des einst allmächtigen Sektionschefs Baron Erb im Ministerium des Innern war mesquiner eingerichtet als mein Bureau im Landhause. Es waren da keine schweren Vorhänge, keine teueren Teppiche, keine schwellenden Divans,

keine prachtvollen Möbel im Sezessionsstyl zu finden, wie sie heute die Bureaus der Herrn Landesausschüsse schmücken. Ich saß oft bei Baron Erb auf einem Bündel Akten, da kein aktenfreier Stuhl vorhanden war. Das Bureau des Landmarschalls war ein großer, prachtvoll getäfelter Saal, neben dem sich das Schreibzimmer des ersten Landessekretärs und das Sitzungszimmer des Landesausschusses befanden. Daß diese Räume nicht geheizt werden konnten, habe ich nie erfahren. Gas wurde nicht eingeleitet, um die Täfelung nicht zu schädigen. Daß die Liberalen und Fortschrittlichen Freiheit und Fortschritt nur im Munde führten und zu persönlichem Nutzen ausbeuteten, habe ich selbst unzähligemal mündlich und schriftlich geäußert, den Fortschrittlichen aber einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie den Fortschritt nicht auch in prachtvolle Ausstattung ihrer Bureaus »umzusetzen« verstanden, wie Herr Steiner sich ausdrückt, ist ungeschickt; denn daß sie das unterließen, verdient Lob und nicht Tadel. — — —

Während ich diese Zeilen schreibe, wird mir ein vom n.-ö. Landesausschuß neu geschaffenes ‚Landes-Amtsblatt des Erzherzogtums Österreich unter der Enns', ohne daß ich es bestellt hätte, zugestellt, in welchem unter der Marke »Zur Abwehr« alles das wiederholt wird, was Herr Steiner im Landtage vorgebracht und ich in den vorstehenden Zeilen klargestellt habe. Da bei einem Amtsblatt die Kosten der Herstellung nicht berücksichtigt zu werden brauchen, hat man sich den Luxus gestattet, zwei alte Akten zu photographieren und diese Photographien im Text einzuschalten. Begründet wird diese photographische Aufnahme ganz wert- und beweisloser Akten mit den Worten: »Nachdem Herr Schöffel die Existenz dieses Aktes geleugnet hat, sieht sich der Landesausschuß veranlaßt, denselben zu reproduzieren«.

Wann, wo und wem gegenüber habe ich jemals etwas geleugnet? Hat mich der Landesausschuß jemals darüber befragt, oder zur Rede gestellt?

Wenn der Mensch, der jene Worte niedergeschrieben, diese Frage nicht beantwortet, so gesteht er stillschweigend, daß er gelogen hat!

Herr Leopold Steiner hat vor dem Schlusse seiner mir geweihten Rede, nach dem Wortlaut des stenographischen Protokolls das Folgende von sich gegeben:

»Nun wird die Broschüre von Herrn Schönerer aus Rosenau in das ganze Land verschickt. (Hört!-Rufe.) Es scheint erstens mir, daß Herrn Schönerer nichts mehr einfällt, sonst müßte er selbst die Broschüre gegen die Christlichsozialen geschrieben haben, und andrerseits wundert es mich, daß er für diesen Zweck — für andere nationale Zwecke werden die Schnüre des Beutels ziemlich zusammengezogen — noch so viel Geld hat«.

Herr Schönerer hat, wie ich bereits erwähnt, das letzte Kapitel meines Buches im ‚Alldeutschen Tagblatt' abdrucken und die Sonderdrucke dann im Lande verbreiten lassen. Das geschah alles, wie Herr Steiner selbst erklärt, auf Kosten Schönerers. Der Landesausschuß läßt dagegen seine mit talmudischer Spitzfindigkeit ausgearbeitete und mit kostspieligen Facsimiles versehene Verteidigung in dem aus Landesmitteln hergestellten Landesamtsblatt drucken und an alle Gemeinden, Anstalten und selbst an Private versenden.

Daß ich mich nicht vom parteipolitischen Gesichtspunkte leiten ließ, wie mir am Schluße des amtlichen Artikels vorgeworfen wird, beweist meine ganze Vergangenheit — ich habe nie einer Partei angehört —, beweist der ganze Inhalt meines Werkes »Erinnerungen aus meinem Leben«.

Die Erklärung des Herrn Steiner aber, er »weise den der christlichsozialen Partei gemachten Vorwurf der

Korruption mit aller Entschiedenheit zurück«, weise ich bloß mit der Versicherung zurück, daß ich diese Phrase schon unzähligemale, in allen erdenklichen Variationen, gehört habe, — insbesondere nach dem Krachjahre 1873.

Noch einige Leitsätze

von **Oscar Wilde.***)

Wären die Armen nur nicht so häßlich, dann wäre das Problem der Armut leicht gelöst.

*

Religionen sterben, wenn ihre Wahrheit erwiesen ist. Die Wissenschaft ist das Archiv toter Religionen.

*

Was tatsächlich geschieht, ist nie von Belang.

*

Zeit ist Geldverschwendung.

*

Nur die oberflächlichen Eigenschaften dauern. Des Menschen tieferes Wesen ist bald entlarvt.

*

Die Zeiten leben in der Geschichte durch ihre Anachronismen.

*

Nur die Götter kosten den Tod. Apollo ist nicht mehr, aber Hyacinth, den er der Sage nach erschlagen hat, lebt weiter. Nero und Narciß sind immer um uns.

*

*) Erste deutsche Übersetzung aus »Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend«.

Bei Fragen von einschneidender Bedeutung ist der Stil, nicht die Ehrlichkeit ausschlaggebend.

*

Frauen besitzen einen wunderbaren Instinkt. Alles entdecken sie, nur das Nächstliegende nicht.

*

Bei einer sehr bezaubernden Frau ist das Geschlecht eine Herausforderung, keine Verteidigung.

*

Man soll entweder ein Kunstwerk sein oder ein Kunstwerk tragen.

*

Eine wirklich tadellose Knopflochblume ist das einzige, was Kunst und Natur verbindet.

*

Auf eine einzige Art läßt sich gut machen, daß man bisweilen etwas zu viel Gewicht auf Kleidung legt: man muß stets das allergrößte Gewicht auf Kultur legen.

*

Man sollte immer ein wenig unwahrscheinlich sein.

*

Nur die Seichten kennen sich gründlich.

*

Frühreif sein heißt vollkommen sein.

*

Unwissenheit gleicht einer zarten fremdländischen Frucht; berühre sie, und ihr Hauch ist dahin.

*

Vermeide Gründe jeglicher Art. Sie sind immer gewöhnlich, oft überzeugend.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kinderfreund. Eine große Frage beschäftigt zur Zeit die kriminalistischen Kreise. Die Reform des Strafgesetzes? Nein. Die große Frage lautet kurz und bündig: Darf Professor Beer Nachtlokale besuchen? . . . Wie ein Lauffeuer ging es durch die Korridore des Landesgerichts, brach es durch die Türen der Amtszimmer: Professor Beer ist am Tage nach seiner Verurteilung im »Casino de Paris« gesehen worden! Und bezeichnenderweise nicht in einer Gesellschaft von Mitgliedern der St. Petrus Claver Sodalität, sondern von literarischen Bohemiens. Es ist unerhört. Da hat man diesen Menschen gegen eine

Kaution von 200.000 Kronen auf freien Fuß gesetzt, und anstatt in sich zu gehen, geht er ins Casino de Paris . . . Die Richter, die ihn verurteilt haben, sagen: Jetzt haben wir den Beweis seiner Schuld! Und die Leute, die immer noch an seiner Schuld zweifeln, sagen mindestens: Man sieht, daß es kein ernster Mensch ist! Und ich, auf den Beweise, Verdachtsmomente und Illustrationsfakten einstürmen, sage: Ich muß mich übergeben! Wer empfindliche Magennerven hat, auf den wirkt nun einmal jede Wiener Sensation als nux vomica. Oder es ist, als ob einem der Finger, der den Schleier des Privatlebens gelüpft hat, in den Hals gesteckt würde. Das wird nicht so weiter gehen, meine Herren! Ich bin wirklich der Meinung, daß es Sie einen Schmarren angeht, ob der Professor Beer, anstatt zuhause über die sexuelle Empfindlichkeit der österreichischen Justiz nachzudenken, sie bei englischen Tänzen zu vergessen sucht. Ist Frau Themis eifersüchtig? Ist sie ein Buffetmädchen, das den alten Stammgast nicht gern in einem andern Vergnügungslokal weiß? Sie braucht nicht zu glauben, daß ihr die »Wurzen« echappieren wird; und wenn sie es ernstlich fürchtet, wären ja 200 000 Kronen keine üble Abfindungssumme. Sie hat kleinliche Rache genommen. Herrn Professor Beer wurde die Erlaubnis, in sein Schweizer Heim zu reisen, verweigert. In merkwürdiger Anmaßung einer, nicht sittenrichterlichen, nein volksschullehrerhaften Gewalt war dem verurteilten Universitätsprofessor von der Staatsanwaltschaft bedeutet worden, daß die Bewilligung einer Reise von seinem »Benehmen« abhängen würde. Da ein Besuch des Casino de Paris dem Professor Beer die gut österreichische Sittennote »minder entsprechend« eintrug, mußte der Urlaub verweigert werden. Nicht einmal das Recht, dem »Funktionär«, der solchen Beschluß mit solcher Begründung verkündete, ins Gesicht zu lachen, ward dem Angeklagten verstattet. Ich hätte es trotzdem getan. Und ich tue es heute im Namen des gedemütigten Menschenverstandes. Noch nicht genug der Blamage, meine Herren? Haben erwachsene Gerichtsbeamte wirklich keine anderen Sorgen, als sich um den Zeitvertreib eines Privatmanns, der der Justiz doch nur für seine kriminellen Handlungen haftet, zu bekümmern? Schöpft auch der offizielle Geist schon aus den Schlammgründen des Wiener Tratsches? Wenn wir uns überhaupt das Recht anmaßen dürfen, uns für das Nachtleben des Professors Beer zu interessieren, so müssen wir die Frage, ob er am Tage nach seiner Verurteilung ins Casino de Paris gehen durfte, mit einem lauten und vernehmlichen Ja beantworten. Zunächst: Der Besuch des Casino de Paris nach dem Prozeß ist ein beinahe so haltloser Beweis für Kinderschändung wie die Aussagen der beiden Knaben im Prozeß. Aber auch sonst wirft er auf den Charakter des Besuchers kein wie immer geartetes »Licht«. Ich habe an jener Stätte schon einen General mit einer Cancantänzerin und eine Gräfin mit einem Nigger tanzen gesehen. Man kann aber auch ganz unschuldig aus solchem Nachtlokal hervorgehen, beinahe so unschuldig wie aus einer Gerichtsverhandlung, in der man zu drei Monaten verurteilt wurde. Der Besuch des Casino de Paris kann weder für noch gegen den Charakter eines Menschen etwas beweisen. Nur Staatsanwälte, sofern sie nicht selbst das Casino de Paris besuchen, glauben das immer. Aber

das ist ein altes Vorurteil der österreichischen Gerechtigkeit, daß sie selbst bei Hochverrat den Besuch von Nachtlokalen als erschwerend annimmt. Einigen wir uns also dahin, daß durch die Tat des Professors Beer zwar seine »Leumundsnote« (die ohnehin in Wien der Hausmeister anfertigt), aber nicht sein Ruf gelitten hat. Was hätte er denn — Hand aufs Herz — sonst tun sollen? Durch den Verlauf dieses Schandprozesses dermaßen niedergeschmettert sein, daß ihn der Wunsch nach Einkehr in sich selbst und nicht in ein Nachtcafé beherrschen mußte? Daß die moralische Läuterung nicht mehr durch das Bedürfnis nach Zerstreuung abgelöst werden konnte? Mit nichten! So pompös sind die Folgezustände eines österreichischen Gerichtsurteils, und wäre es das unanfechtbarste, nicht. So transcendental wirkt kein irdischer Feigl. Eine Verurteilung mag unangenehm sein, aber der peinliche Eindruck, geht dem, der einem hundertjährigen Paragraphen erlag, mehr auf die Nerven als aufs Gemüt. Der Donner der Gerechtigkeit hat hierzulande längst seine Schrecken eingebüßt, und wer einmal das Landesgericht betrat, wird nicht so sehr die Schauer des jüngsten Tages, als den gewissen Pissoirgeruch der österreichischen Amtlichkeit nachhause nehmen. Wenn jemandem ein naher Verwandter gestorben ist, so mag es Geschmacksache sein, ob er den Schmerz durch das Bedürfnis nach Zerstreuung oder nach Sammlung stärker zu betonen wünscht. Wen oder was soll ein Verurteilter, der sich mit Unrecht verurteilt wähnt, betrauern? Will irgendein Esel ernsthaft sagen, daß es nicht der »Würde des Gerichtssaals« entspricht, wenn einer ihn so rasch wie möglich mit einem Vergnügungslokal zu vertauschen trachtet? . . . Indes, Herr Dr. Beer muß sich nicht nur Eingriffe in sein Nacht- und Familienleben gefallen lassen. Er scheint noch andere Taten, die er nach seiner Verurteilung begangen hat, büßen zu müssen. Meine Abhandlung über die »Kinderfreunde«. Sie haben ihm im Landesgericht auf den Kopf zu gesagt, daß er mich informiert habe. Da ein Angeklagter lügen darf, wird meine eigene Verantwortung glaubhafter sein. Ich erkläre also: Der Abhandlung, die die Nr. 187 der ‚Fackel' füllte, ist Herr Professor Dr. Beer vollständig ferngestanden. Er hat mich mit keinem Wort, keiner Zeile informiert. Ich habe mit ihm weder mündlich noch schriftlich verkehrt, und er konnte auch nicht um meine Absicht wissen, einen Artikel über seine Sache zu schreiben, konnte keine Ahnung von Informationen haben, die mir von irgendeiner Seite zugeflossen sind. Ich hätte weder von ihm selbst eine Aufklärung angenommen noch etwa dem begreiflicheren Bestreben, mich von einer Stellungnahme abzubringen, entsprochen. Der Angeklagte konnte weder auf eine Publikation noch auf eine Unterlassung der ‚Fackel' Einfluß haben. Dixi. Sollte es mir zu Ohren kommen, daß ein Gerichtsfunktionär auch jetzt noch Herrn Professor Beer für meinen Artikel verantwortlich macht, also meiner Erklärung mißtraut, so werde ich gegen ihn die Beleidigungsklage erheben, die sich sowohl auf den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit wie auf den beeinflußter publizistischer Darstellung beziehen wird. Ich kenne Herrn Professor Beer kaum; habe ihn vor etwa vier Jahren in Gesellschaft gesehen, fast zehn Worte mit ihm gesprochen. Nach Publikation meiner Abhandlung traf ich den Mann in — einem Nachtlokal. Durch einen Zufall, den ich tief

beklage. Ich verkehre in einem Kreise von Künstlern, die nun einmal interessantere Leute als Staatsanwälte sind. Hier traf ich mit Herrn Dr. Beer zusammen. Ich bedaure es im Interesse des Mannes, den ich schwer kompromittiert habe. Er hat mich auch diesmal nicht informiert, keines der Fakten, die ich zu seiner Prozeßsache etwa noch vorbringen könnte, mir mitgeteilt. Wir sprachen über Monsieur Henry, den Conferencier und nicht über Herrn Kleeborn, den Staatsanwalt. Mir war's peinlich genug; und ich blieb nur sitzen, um einer Mißdeutung meiner taktischen Vorsicht als einer philiströsen Bedenklichkeit vorzubeugen. Ich werde es nie wieder tun. Denn in dieser Stadt des Klatsches, der Personenneugier und der perspektivelosen Betrachtung alles Sichtbaren ist es einem Publizisten nicht möglich, mit einem Menschen, über den er geschrieben hat, an einem Tische zu sitzen, ohne daß die Zeugin Öffentlichkeit dazwischentritt und »Aha!« sagt. Jetzt ist ihr alles klar. Die zwei sind Freunde. Vielleicht mehr als das. (Für das böswillige Idiotenvolk nämlich, das sich die Vertretung einer Sache ohne Wahrung persönlicher Interessen nicht denken kann, ist es ausgemacht, daß ich Päderast bin. Wenn ich für die Streichung der Religionsdelikte einträte, gälte ich gewiß als Gotteslästerer aus Neigung und Beruf. Vorläufig bin ich Päderast. Wäre ich's wirklich, ich hätte das Bekenntnis als Motto vor meinen Artikel gesetzt, mich als ehrlicher Homosexualer gegen die Kompromittierung unserer Sache durch eine Kinderschändungsaffaire umso heftiger gewehrt. Ich bin nämlich der Ansicht, daß nur dann ein Sieg über den menschenmörderischen Paragraphen in Deutschland und Österreich zu erringen sein wird, wenn die namhaftesten Homosexualen sich öffentlich zu ihrem Verhängnis bekennen, wenn die »feudale Liste« — wie sie ein Berliner Machthaber fast neidvoll genannt hat — nicht von der Polizei, sondern von den Herrschaften selbst angelegt sein wird. Ich würde keinen Augenblick zögern, mich zu homosexualer Anlage zu bekennen, da ich mir davon eine Wirkung gegen Gesetze verspräche, die es verwehren, sich zu einer homosexualen Handlung zu bekennen. Keinen Augenblick! Da ich's nicht tue, dürfte die Diagnose, die der Kretinismus auf meine Homosexualität stellt, falsch sein). Mindestens — spricht der Kretinismus — sind die zwei, der Publizist und der Angeklagte, Freunde, jener hat sich des Falles aus persönlicher Gefälligkeit angenommen, und sein Zurückhalten in der direkten Verteidigung war ein zielbewußtes Manöver. So sprechen Wiener, die mich mit Herrn Dr. Beer an einem Künstlertische sahen. Wiener sind phantasielos. Sie sehen nur, daß man einmal beisammen ist, und denken nicht, daß man neunundneunzigmal nicht beisammen ist. Ich kam einst in einer Burgtheaterpremiere zufällig neben einem von der Preßgunst abhängigen Schriftsteller, den ich aus früherer Zeit kannte, zu sitzen. Ich ahnte Böses, bat den Ärmsten, seinem Selbsterhaltungstrieb freien Lauf zu lassen und mit mir nicht zu sprechen; ich wäre nicht beleidigt, kennte aber den Horizont der Clique, die ihm die zufällige Nachbarschaft sicherlich verübeln würde. Er lachte mich aus. Im Zwischenakt zog sich der Ring enger zusammen. Es wurde bereits Gericht gehalten. Vor Schluß der Aufführung war das Urteil im Namen des Herrn Julius Bauer gesprochen: Keine Reklamenotiz für das nächste Stück des jungen

Autors! Er appellierte vergebens an die Einsicht, daß er doch für die Nähe unserer Plätze nicht verantwortlich gemacht werden könne, daß überhaupt bei einer Burgtheaterpremiere die Auswahl der Sitzgelegenheiten nicht so groß sei und daß es selbst Herrn Bauer passieren könnte, neben mir zu sitzen. Nützte nichts. Keine Reklamenotiz. Das ist mein Wien, die Stadt der Lieder. Die Stadt der Verbindungen und Beziehungen. Ein Theaterparkett ist seine Welt. Daß ich Herrn Dr. Steger viel näher kannte als Herrn Dr. Beer, ehe ich meine Abhandlung schrieb, weiß es bloß nicht. Sonst wäre es verwirrt worden, wäre über das Problem gestolpert, wie man jemanden so gut kennen und dennoch angreifen kann. »Darüber kann — in Wien — kein Mann weg«. Und darüber erst recht nicht, daß eine publizistische Äußerung und späteres Zusammentreffen in einem Kabaret nicht in ursächlichem Zusammenhang stehen sollen. Deshalb muß, wer auf Wiener Gehirne wirken will, die spezifische Tragfähigkeit von Wiener Gehirnen berücksichtigen. Deshalb war es ein Fehler, daß ich vor dem Dr. Beer nicht Reißaus genommen habe. Ich hätte lieber als Moralphilister dastehen als seiner Sache schaden, lieber den Schein wecken sollen, daß ich den Verurteilten meide, als die Wirkung meines Eintretens abschwächen. Der Vorwurf, daß ich mich mit Herrn Dr. Beer öffentlich nicht sehen lassen wollte, wäre mir ernstlich nicht zu machen gewesen. Ich hatte mich ja — in der ‚Fackel' — öffentlich mit ihm gezeigt und hätte mich daher nicht erst privat — in einem Lokal — mit ihm zeigen müssen. Die Wiener Auffassung hält allerdings das Eintreten in ein Lokal für öffentlich und das Eintreten in einer Zeitschrift für privat. Dem soll man Rechnung tragen. Ohne mich publizistisch zu regen, durfte ich — und ich hätte es ohneweiters getan — Herrn Dr. Beer in eine Theaterloge laden; vor oder nach einer Abhandlung über seine Affaire durfte ich es nicht. Und ich darf es erst wieder, darf auch wieder über seine Sache schreiben, nachdem ich diese Erklärung abgegeben habe . . . Zur Sache selbst wäre freilich manche Ungeheuerlichkeit nachzutragen. Es ist einfach unglaublich, wie in dieser Verhandlung alles dem Vaterzorn pariert hat. Die Berichterstattung: Nun, sagt jeder, der die Blätter gelesen hat, die Aussage des »zweiten Knaben« hat ihm das Genick gebrochen! Ein verblüffender Effekt. Der Knabe gab an, daß der Beschuldigte ein »besonderes Körpermerkmal« habe; dieser mußte es »zugeben«, zugeben also, daß der Knabe die Wahrheit gesprochen hatte, als er behauptete, der Beschuldigte habe sich vor ihm entkleidet. Ein schlagendes Argument. Jetzt war der Fuchs in der Falle, und der Gerichtshof, der bis dahin geschwankt hatte, wußte, was er vom Angeklagten zu halten hatte . . . So der Eindruck der Zeitungsleser. Die Verhandlungsteilnehmer, soweit sie nicht »Vertrauensmänner« sind, berichten das Gegenteil. Ein verblüffender Effekt war's freilich. Aber die Aussage des »zweiten Knaben« habe — dem väterlicher Suggestion entrückten Hörer — nicht gezeigt, was man vom Angeklagten, sondern was man von der Aussage zu halten hatte. Der Angeklagte selbst fragte den Zeugen, zunächst ohne sich deutlicher auszudrücken, ob ihm sein »besonderes Körpermerkmal« aufgefallen sei, da er doch behaupte, ihn nackt gesehen zu haben. Der Zeuge verneinte die Frage . . . Wen schlug das Argument? Wer saß in der Falle? . . . So wird in Wien öffentliche Meinung gemacht!

Der Reporter hat nur das »besondere Körpermerkmal« festgehalten und darüber im Sinne väterlicher Wünsche verfügt. Es war ja der ausgesprochene Wunsch dieser Väter, daß mit den Leibern ihrer Kinder Mißbrauch getrieben worden sei; eine Rehabilitierung ihrer Sprossen wäre ihnen allzu schmerzlich gewesen. Ein Blick in die Prozeßgeschichte, den mir der Zufall nachträglich gönnt, eröffnet Abgründe väterlicher Pädagogik. Da sollte kein Kind — Knabe oder Mädchen —, von dem man zufällig erfahren hatte, daß es schon über die Geheimnisse der Zeugung Bescheid wußte, und von dem man annahm, daß es »bei Beers« verkehrt hatte, geschont werden. Alle sollten sie vor den Untersuchungsrichter gestellt werden. Und gar erst die einmal photographierten! Die »Eingaben« — das Wort ist hier sowohl amtlich wie psychologisch aufzufassen —, die an den Untersuchungsrichter geleitet wurden, sind erlesene Dokumente eines Triebs, in dem sich passiver Verfolgungswahn mit aktivem seltsam verbindet. Um eines erbärmlichen Nichts willen mußten zahllose Familien, die von ihren Kleinen das öffentliche Interesse abzuwenden wünschen, zitternd einer Vorladung gewärtig sein; um rancunösen Tratsches willen sollten bis dahin ahnungslose oder bloß halb unterrichtete Kinder einem hochnotpeinlichen Verhör unterzogen werden, von einem Untersuchungsrichter die letzte Weihe der Erfahrung empfangen. Es ist abscheulich! Eine »Eingabe« nach der andern. Eine Mutter drängt: andere Kinder sollen auch verdorben werden... Gouvernanten, Bonnen, Institutsvorsteherinnen, Jourfreundinnen werden mobilisiert. Was hilft's, daß eine schreibt: »Es ist mir ganz unmöglich, etwas öffentlich zu erklären und dafür einzustehen, was ich nur aus dem Munde eines Kindes, ohne persönliche Gegenwart und Beteiligung, gehört habe. Das werden Sie, verehrte gnädige Frau, besser als mancher andere begreifen und einsehen«. Nein, sie begreift's nicht. Sie schreibt immer wieder an den Untersuchungsrichter. Dann stellen die beiden Väter elf Anträge. Der fünfte verlangt die Einvernehmung einer früheren Pensionatsleiterin und lautet wörtlich: »Vor ungefähr 5 Jahren befand sich in ihrem Institute ein ungefähr 10jähriges Mädchen namens . . ., Tochter des Kaufmanns . . . Dieses Kind wurde von der Zeugin aus der Schule ausgeschlossen, weil es den in ebendemselben zarten Alter stehenden Mitschülerinnen die Vorgänge der menschlichen Zeugung und der menschlichen Geburt geschildert und mitgeteilt hat. Das war vor ungefähr 5 Jahren und gerade damals hat das Kind und seine Eltern in dem Hause des Prof. Dr. Theodor Beer verkehrt . . . Wir beantragen nunmehr, das Mädchen einvernehmen zu wollen, welches heute ungefähr 15 Jahre alt ist und darüber aussagen soll, wieso es in dem zarten Alter von 10 Jahren bereits in den Besitz der erwähnten Kenntnisse gelangt ist.« Auf solchen Wahnwitz ging das Gericht nicht ein. Es nahm offenbar an, daß, wenn schon der Storch nicht mehr alle Kinder bringt, auch der Dr. Beer nicht allen Kindern die Aufklärung bringt. Später stellte sich's heraus, daß das erfahrene Mädchen zu jener Zeit, da ihm die Rätsel der Natur erschlossen wurden, allerdings »bei Beers« verkehrt hatte, fatalerweise aber bei – anderen Beers . . . Im Antrag VI schildert Herr Dr. Steger, dem die Tatsachen auszugehen drohen, das »Milieu« des Dr. Beer, sagt von einer Dame, eine andere habe von ihr erzählt, sie hätte

»sich wie eine Dirne gemeinster Sorte benommen« und nennt den Philosophen Joseph Popper (Lynkeus) den »Verfasser der berüchtigten ‚Phantasien eines Realisten'«... Der Antrag VIII enthält bloß eine Mahnung an den Untersuchungsrichter. Sie lautet wörtlich: »Im allgemeinen erlauben wir uns darauf hinzuweisen, daß bei allen Einvernehmungen in Straffällen wegen Sittlichkeitsdelikten alle einvernommenen Personen sich einer natürlichen Zurückhaltung befleißen. Aus diesem Grunde dürfte sich eine möglichst eindringliche Befragung durch den k. k. Untersuchungsrichter empfehlen, dessen Aufgabe darin bestehen soll, diese Zurückhaltung und Scheu der Zeugen zu beseitigen. Dies gilt insbesondere bei der Befragung jugendlicher Zeugen und deren Eltern.« Im Antrag IX wird wieder jene Dame aus dem Kreise Beer, der man Noblesse und beste Manieren nachsagt, beschimpft, höhnisch eine »neugebackene Lady« genannt und mit dreister Anspielung von einem »rührendsten Einvernehmen«, in dem das Ehepaar Beer mit ihr lebe, gesprochen. Über die Freundschaft einer Gattin mit einer Freundin des Gatten sind bereits antisemitische Leitartikel getrottelt worden; es wäre erniedrigend, auf diese Auswüche der Dienstbotenneugier näher einzugehen. »Die genaue Kenntnis des sittlichen Milieus«, schreibt Herr Steger, »ist von größter Wichtigkeit für die richtige Beurteilung der Verteidigung des Beschuldigten«. Gewiß, ein Konkubinat in der Hand ist besser als eine Kinderschändung auf dem Dache. Daß der Verwalter der Schweizer Villa des Professors Beer zufällig Krupp heißt, wird mit vielsagendem Behagen unterstrichen. Zum Schlusse wird — was mag in dem einen Fall vorgegangen sein? — gebeten, »vorläufig von der Einvernehmung der kleinen ... abzusehen«. Die hätte bezeugen sollen, daß sie einst genötigt war, den Beschuldigten ein »gemeines Schwein« zu nennen. Es war aber beim besten Willen nur festzustellen, daß sie ihn »ekelhaft« gefunden hatte ... Alle anderen Kindlein aber soll der Untersuchungsrichter zu sich kommen lassen. Die Mutter besteht auch auf der Einvernehmung mehrerer Erwachsenen. Eine Malerin werde darüber aussagen, daß »das vor einigen Jahren 12jährige Töchterchen des ... eines Tages — es war ungefähr 1902 — zu ihr gesagt habe: ‚Was werde ich denn von den Photographien haben, welche Dr. Beer von mir angefertigt hat? Ich kann sie doch nicht herzeigen, sie sind gar zu unanständig!'« Und die Erzieherin des Kindes könne diese Tatsache bestätigen. Persönlich einvernommen, wiederholt die Mutter, die Malerin habe ihr aus eigenem Antrieb mitgeteilt, daß Dr. Beer auch die ... photographiert hätte »und zwar in einer Weise, welche das Kind zur Äußerung veranlaßte, sie habe von den Photographien nichts, könne sie nicht herzeigen, sie seien zu skandalös«. Die Malerin wird als Zeugin vernommen. Sie sagt, das Kind sei »ein aufgewecktes, intelligentes Mädchen«, das aber nach ihrer Ansicht »über die geschlechtlichen Beziehungen noch nicht unterrichtet ist«... »Einige Zeit nach diesem Besuche erzählte mir die Kleine, daß sie von Dr. Beer photographiert worden sei, sie meinte aber, daß sie von den Bildern nichts habe, sie könne sie niemandem zeigen, denn sie seien zu schrecklich. Es ist mir nicht erinnerlich, daß damals das Wort ‚skandalös' von dem Kinde gebraucht wurde, ich selbst legte der Sache so gar keine Bedeutung bei und fragte auch nicht, warum sie schrecklich

seien. Im Vorjahre traf ich meine Freundin (die antragstellende Mutter) und es kam das Gespräch auf die Affaire Beer und ich erzählte spontan die Sache von den Bildern der Kleinen... Es ist nun möglich, daß ich unter dem Eindrucke der Mitteilung der Frau Dr. F. statt des Wortes ‚schrecklich' das Wort ‚unanständig' gebraucht habe und so die Meinung hervorrief, als seien die Bilder in irgendeiner Weise unsittlich oder obszön. Ich habe mir jetzt die Photographien angesehen und habe gefunden, daß auf einem Bilde die Mutter des Mädchens mit der Kleinen photographiert ist, beide vollständig toilettiert in höchst dezenter Stellung, während das zweite Bild die Kleine allein zeigt, auch nach jeder Richtung hin tadellos. Allerdings ist die Aufnahme geradezu häßlich, und es ist mir nunmehr klar, daß der Ausdruck »schrecklich«, den das Mädchen gebraucht hat, lediglich ein ästhetisches Werturteil darstellen sollte, und daß ich diesen Ausdruck nach verhältnismäßig längerer Zeit und unter dem Eindrucke der Erzählung der Frau Dr. F. schlecht gedeutet habe.« Die Erzieherin wird als Zeugin vernommen und bestätigt: »Ich habe die Bilder gesehen und gebe mit aller Bestimmtheit an, daß sie weder einen unkeuschen noch einen unanständigen Eindruck machen; ästhetisch wirken sie nicht, sie sind mißraten und dürfte darauf die Äußerung der Kleinen zu beziehen sein, wenn sie sagte, die Bilder seien skandalös... Ich habe die Photographien gesehen, habe auch mit Frau Dr. F. über die Sache gesprochen, es war jedoch nicht davon die Rede, daß die Photographien irgendwie unanständig seien, zum mindesten sollte kein moralisches, sondern lediglich ein ästhetisches Urteil abgegeben werden. Wenn die Sache anders verstanden wurde, liegt ein Mißverständnis vor.« Aus dem kreißenden Chaos von Beweisanträgen wurden schließlich diese beiden Zeugenaussagen geboren. Sie bewiesen, daß »skandalös« auf deutsch »schrecklich« heißt. Daß man bestrebt gewesen war, aus einem »ekelhaften« Menschen ein »gemeines Schwein« zu machen. Aber auf halbverstandene Kinderworte ward eine Anklage aufgebaut, die zur Vernichtung einer Existenz führen sollte... Beginnt man allmählich zu begreifen, was man da getan hat? Ich ließ durchblicken, daß man die Strafe in ihrer — trotz den harten Folgen — weit unter das gesetzliche Maß reichenden Milde »als ein Schuldbekenntnis des Gerichts auffassen«, daß man vermuten könnte, die Richter hätten »in jener einflußvergifteten Stimmung, die ein Opfer verlangte, den Ausweg zahmer Verurteilung gesucht«. Es besteht kein Zweifel mehr, daß hier Justizpolitik getrieben worden ist. Und man ist bei Gericht über die »Scherereien« enttäuscht, die der Angeklagte den Richtern durch seine Nichtigkeitsbeschwerde macht; man hatte gehofft, er »werde sich mit der milden Strafe zufrieden geben«. Die Feder wills nicht niederschreiben, daß solche Stimmung die Gerechtigkeit beherrscht. Aber es ist wirklich so. Zwischen den »Scherereien« zweier Gegner sucht man mit einer dreimonatlichen Kerkerstrafe durchzukommen. Manchmal glückt's. Manchmal erscheint ein Artikel in der ‚Fackel'. Daß er die Wahrheit sagte, verhehlt sich heute kein Richter mehr. Aber wir sind in Wien. Der Racheanwalt, der die Gerüchtsverhandlung provoziert hat, tront in sozialem Ansehen, der Arzt Herzfeld, der Erzählungen einer Sterbenden verraten hat, die durch ihre eigenen Briefe schlagend widerlegt

werden, bleibt Universitätsprofessor, und der Verurteilte, gegen den Kindermund zeugte und onanierende Hände sich zum Schwur erhoben, soll den Titel ablegen. Aber der Fall stinkt weiter. Möge sich der Oberste Gerichtshof beeilen. Vielleicht könnte hier doch ein Unrecht geschehen sein. Möge er prüfen, ob nicht vom Landesgericht Wien ein Vorurteil gefällt worden ist. Ich bin ja gewiß der Meinung, daß der alte Justizkrempel nicht oft genug verachtet werden kann, halte gewiß Lynchjustiz für kulturvoller als die Vollstreckung hundertjähriger Paragraphenweisheit. Aber Richter dürfen, so lange es Gesetze gibt, nicht nach den ungeschriebenen Satzungen beleidigter Familienwünsche richten. Und die kriminelle Schuld eines Angeklagten — heiße er nun Tamara v. Hervay oder Theodor Beer — muß bewiesen sein, damit uns nicht der Glaube beunruhige, die Verurteilung sei wegen »unsympathischen Wesens« erfolgt!

Habitué. Ich kann doch nicht jedesmal von neuem versichern, daß Herr Goldmann ein Flachkopf ist? Für das Feuilleton über »Hidalla« (natürlich 11 Spalten) hat er eben seinen Tritt im Voraus bekommen.— Anläßlich der Aufführung der »Anderen«, eines Stückes von Hermann Bahr, das durchfiel, wiewohl es sehr schlecht ist, wäre manches über die abnorme Wandlung zu sagen, die jetzt ein traurig abgeklärter Wein, den man längst verdorben wähnte, zu gährendem Most durchmacht. Betätigt sich diese Katharsis aus Ruhe in Leidenschaft publizistisch (Tagebuch im ‚Weg'), so tritt an die Stelle der Gunstschreiberei ehrliche Kritiklosigkeit, die, was ihr an Raison fehlt, durch erfreuliches Temperament wettmacht. Auf der Bühne wird bloß die Absurdität fühlbar, mit der sich der Most gebärdet, und Sätze, die einen feinen Essay fundieren könnten, werden zur Beute des ekelhaftesten Banausenhohns. Wie Kraut und Rüben scheinen dort Errungenschaften neuen Erlebens, scheinen Musik, Liebe und Anarchie nebeneinander zu liegen. Es widerspricht den Geboten des geistigen Anstands, ein Publikum zuschauen zu lassen, wie man sich in Johann Sebastian Bach badet, und man hat sich erst zu zeigen, bis man rein geworden ist. Aber die Wiener Kritik! Der scheint um den schönen liberalen Schmutz leid zu sein, und sie geht Herrn Bahr schärfer an, als sie es gewohnt war. Die Versicherung, daß »schon im ersten Akt die Vorbereitung Wedekindischer Tragik das Publikum zur Heiterkeit gestimmt habe«, macht dem Verständnis des F. Sch. — Phantasie kann diese Initialen wie sie will ergänzen — alle Ehre. Von den achthundert Menschen, die ich zur Vorstellung der »Büchse der Pandora« lud, hat nicht einer zu lachen gewagt, nicht einer sich den Wirkungen eines echten Tragikers entzogen. Bahr ist kein Dramatiker; vielleicht hätten auch die achthundert bei der »Anderen« gelacht Herr Friedrich Schütz aber ist der geistige Repräsentant jener Kreise, die man nicht zu künstlerischen Veranstaltungen ladet und die sich einst auch über die Zumutungen der Grillparzer, Hebbel und Ibsen erhaben gefühlt haben. Herr Schütz hat überdies die Dreistigkeit, aus dem Arsenal der ‚Fackel' eine gegen Herrn Bahr geschmiedete Waffe zu entwenden. Er schreibt: »In dem Durcheinander dieser Figuren wiederholt sich die Faktur der Bahr'schen Stücke, die unsere Bühnenleiter zumeist sehr ungern — aber dennoch aufführen«. Herr Schütz hat's notwendig! Seine »Sophia Dorothea« — oder wie der Dreck sonst heißt — hat das Deutsche Volkstheater »gern« aufgeführt!

Literat. Es gibt noch einen Sudermann-Verehrer. Den Herrn Hofrat Professor Dr. Jakob Minor. In einer Revue ward neulich schon auf diese Persönlichkeit, die — wie sagt man doch? — »zu den interessantesten Erscheinungen des Wiener Literaturlebens zählt«, hingewiesen. Es wurden dort nämlich einige undeutsche Sätze aus dem Burgtheaterreferat eines deutschen Literarhistorikers zitiert, aber dem Scharfsinn des Lesers blieb es überlassen, Herrn Professor Minor als den Verfasser zu erraten. Nun habe ich mir den Germanisten auf sein Deutsch hin angesehen und muß leider bestätigen, daß es damit nicht auf das beste bestellt ist. Da finde ich eine liebevolle Analyse der Dichtung »Stein unter Steinen«, mit der seminaristischen Gründlichkeit eines Faust-Kommentars ausgeführt. Es muß auch solche Schwärmer geben. Sonst bildet sich Herr Sudermann wirklich noch ein, ein Unverstandener zu sein. Es ist ganz gut, daß die Herren Minor und Kalbeck dem Höhenfluge des Dichters von »Stein unter Steinen« zu folgen vermögen. Herr Professor Minor schreibt natürlich für die Glossy'sche ‚Rundschau'. Da kommt, wie es sich für einen Schulmann gehört, zunächst der »Inhalt« des Sudermann'schen Stückes daran. (Wer speit nicht?). Herr Professor Minor spricht von Zarncke, dem Philantropen, und von Struwe, dem Sträfling. Wie verteilt er ihre Funktionen? Man höre: »An dem sauberen Struwe, der fünfmal vorbestraft ist, hat er seine helle Freude; und als er neuerdings einen Diebstahl begeht, hält er es zwar für seine Pflicht, die Anzeige zu machen, setzt aber alles daran, ihn zum soundsovielten Male herauszuhauen . . .« Der Philantrop Zarncke begeht also neuerdings einen Diebstahl, hält es aber für seine Pflicht, die Anzeige zu machen und einen andern herauszuhauen. Dafür gibt's Beispiele. Im Untergymnasium lernten wir, daß man nicht schreiben darf: »Epaminondas hatte nur einen Rock, und wenn er geklopft wurde. konnte er nicht ausgehen«, weil es sich nämlich von selbst versteht, daß ein Rock, der geklopft wird, nicht ausgehen kann. Ein besseres Beispiel noch hat in den letzten Tagen die ‚Neue Freie Presse', der Professor Minor ja nahesteht, geliefert. Die weiß nämlich schon, daß man »derselbe, dieselbe« nicht anwenden soll, und kennt sich jetzt gar nicht mehr aus. So schreibt sie denn in einem Bericht über die Berufung eines deutschen Schriftstellers zum deutschen Kaiser: »Er sprach mit ihm über alle seine Bücher, teilte ihm mit, daß seine Frau und Söhne warme Verehrer von ihm seien, und erzählte ihm auch von seinen Nordlandsreisen, wobei er Vergleiche zwischen Meer und Gebirge anstellte«. Es ist nicht ganz klar, ob Wilhelm II. mit Herrn Ganghofer über Wilhelm's II. Bücher und über Ganghofer's Nordlandsreisen gesprochen hat oder umgekehrt. Aber sehr leicht möglich wäre es, daß Wilhelm — man kennt ihn ja — Herrn Ganghofer erzählt hat, daß Ganghofer's Frau und Söhne warme Verehrer von Ihm seien . . . Zur Biographie des Herrn Professors Minor wäre nachzutragen, daß er sich um die Popularisierung der Werke der Herren Leo Hirschfeld und Alexander v. Weilen, die er für den Bauernfeldpreis vorschlug, große Verdienste erworben hat.

Architekt. Sie haben Ihren Ekel überwinden müssen, um mir über ein Ereignis im Wiener Kunstleben zu berichten, das seit einigen Wochen die Fachkreise beschäftigt. Da gibt es in Wien einen kleinen Architekten. Er hat zuerst kein Talent und kein Betriebskapital. Später

hat er kein Talent und etwas mehr Betriebskapital. Geht hin und inseriert sich samt Photographie und Reproduktion seiner Werke als einen »in Fachkreisen bekannten Künstler ersten Ranges«. Wo? In einem jener typisch wienerischen Wische, die den Ruhm nach dem Inseratentarif messen und darum die Ungerechtigkeit begehen, Goethe, wenn er nicht zahlt, zu ignorieren und einen Lampenputzer, der zahlt, für das stärkste Talent seiner Zeit zu erklären. Nach Druckerschwärze drängt, an Druckerschwärze hängt doch alles! An solcher Erkenntnis schmarotzt — namentlich in Österreich — ein dunkler Schwarm publizistischer Blutsauger. Aber es ist vergeblich, Gimpel, die nach dem Leim verlangen, vor dem Vogelsteller schützen zu wollen, es ist eine undankbare Aufgabe, den schüchternen Liebhaber von Olmütz und die Naive von Ischl vor dem kolorierten Ehrenmann zu behüten. Die Theaterleute fürchten nicht nur den Tadel eines Erpressers, nein, glauben das Lob, das sie vor einer Woche für zwanzig Gulden und ein Jahresabonnement gekauft haben. Aber ich wollte ja von jenem schüchternen Liebhaber der Reklame sprechen, der Architekt ist. Der Mime, dem die Nachwelt keine Kränze flicht, hat ein Recht darauf, sich bei Lebzeiten schadlos zu halten. So mag vielleicht auch der Architekt, der sich Zeitungslob kauft, im bescheidenen Glauben leben, daß er nicht für die Ewigkeit gebaut habe. Bloß für die ‚Zeit'. Diese zugleich mit der österreichischen Kultur gegründete Zeitung hat nämlich in ihrer sonst streng literarischen Sonntagsbeilage die Arbeit besorgt, die kurz zuvor ihre armselige Kollegin der Prostitution besorgt hatte. Tiefer als bis zur Einschaltung bezahlter Kritik in den redaktionellen Teil wird ein Blatt, dessen Tugend lange genug durch seine Reizlosigkeit behütet ward, nicht sinken können. Die ‚Zeit' geht bereits auf dem Strich. Unter dem Titel »Baukunst der Gegenwart« wird den redaktionellem Urteil vertrauenden Lesern »einer der hervorragendsten Wiener Architekten«, der »den Fachkreisen weit über die Grenzen des Landes hinaus als Künstler bekannt« ist, im Bilde vorgeführt, nebst Reproduktion eines seiner Werke, das, wie mir eben jene Fachkreise versichern, nicht einmal den bescheidensten Anforderungen, die an einen Gewerbeschüler gestellt werden, entspricht. Der Schöpfer sei ein Herr, heißt es in einer Zuschrift, »der seine Werke sozusagen über die Gasse fabrizieren, d. h. für Schundlöhne von wenig bemittelten jungen Architekten ausführen läßt«. Sechs Fachmänner, die die Zuschrift unterzeichnet haben, bitten mich, auf diese dreiste Irreführung der Öffentlichkeit hinzuweisen. Ich tue dies umso lieber, als sich mir wieder einmal die Beobachtung aufdrängt, daß es heutzutage keine Fachkorruption mehr geben kann, an der nicht journalistische Verkommenheit mit so und soviel Perzent beteiligt wäre. Die ‚Zeit', die von einem Universitätsprofessor herausgegeben, von Sozialpolitikern redigiert wird, macht sich einen guten Sonntag und fängt den revolvernden Bildermännern die Kundschaft ab. Vielleicht wird sie nächstens die kleinen Leute des Theaters um ihre Photographie und ein Jahresabonnement anschnorren. Wenn sie aber hofft, sich durch Prostitution in den Ruf der Pikanterie zu bringen, irrt sie. Ich glaube nicht, daß diese anmutloseste Vettel, auch wenn sie sich zu der Aufforderung: »Komm mit, Kleiner, laß dich verführen!« erniedrigt, viel Zuspruch finden wird.

Polizist. Ein Zirkular: »Euer Hochwohlgeboren! Auf allen Gebieten des privaten und geschäftlichen Lebens macht sich häufig das Bedürfnis nach zuverlässigen Informationen und Erhebungen fühlbar. Je komplizierter sich unsere Lebensverhältnisse gestalten, umso notwendiger ist es, in allen Situationen einen klaren Einblick über die obwaltenden tatsächlichen Umstände zu gewinnen. Dieser Einblick ist oft nur durch fachgemäße und zielbewußte Intervention zu erlangen, welche durch die bisher bestehenden Informations- und Erhebungsbureaus vielleicht nicht immer in ganz wünschenswerter Weise geboten werden konnte, weil diese Bureaus nicht von juristisch und fachlich geschulten Personen geleitet sind. Der Gefertigte beehrt sich nun Euer Wohlgeboren zur Kenntnis zu bringen, daß er mit heutigem Tage auf Grund der ihm von der k. k. n.-ö. Statthalterei in Wien erteilten Konzession vom 19. Mai 1905, Z. 3359, ein Unternehmen ins Leben rief, welches sich zur Aufgabe stellt, Erhebungen und Recherchen in Privat-, Familien- und Geschäftsangelegenheiten, ferner die Ausforschung verschollener oder sich verbergender Personen, weiters der Verfasser, Schreiber oder Absender anonymer Briefe, Urheber oder Verbreiter von Verdächtigungen und Beleidigungen sowie der Zeugen derartiger oder ähnlicher Vorfälle in vertraulicher Weise zu pflegen. Die Beobachtung und Kontrolle der Geschäftstätigkeit und Treue von Angestellten bei Privaten und Privatanstalten sowie die Erteilung vertraulicher Auskünfte über besondere Anfragen in allen vorerwähnten Angelegenheiten, wie auch über Vorleben, Ruf, Lebensweise, Umgang, Berufstätigkeit, Charakter und Vermögen von Privatpersonen werden in diskreter Weise von diesem Unternehmen besorgt und die hierüber zu erstattenden Berichte mit besonderer Hervorhebung der juristisch relevanten Momente verfaßt werden. Wenn auch nach dem vorstehend angegebenen Inhalte der Konzession das Geschäftsgebiet meines Bureaus alle Agenden einer Privat-Detektivunternehmung umfaßt, somit von allen Berufsständen in Anspruch genommen werden kann, so glaube ich doch besonders betonen zu sollen, daß ich ganz spezielles Gewicht darauf lege, den Banken, Großindustriellen, Transport- und Versicherungsgesellschaften sowie den Herren Advokaten und Notaren ersprießliche Dienste leisten zu können. Meine bisherige 30jährige Wirksamkeit als Juris-Doktor auf den verschiedenen Rechtsgebieten (Gericht und Magistrat) sowie meine reichen Erfahrungen als Polizeibeamter dürften Gewähr dafür leisten, daß jede meinem Unternehmen übertragene Aufgabe eine ebenso zielbewußte als zweckdienliche und zugleich diskrete Lösung finden wird. Ihrer geschätzten Inanspruchnahme meines Intitutes mich empfohlen haltend, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung . . .« Der Mann, der den bisher bestehenden Detektivbureaus Schmutzkonkurrenz macht, indem er sich die größere fachliche Tüchtigkeit zuerkennt, ist k. k. Polizeirat i. P. Er annonciert bereits fleißig und erntet dafür redaktionelle Empfehlungen. Mehr noch wird ihm die Autorität des Amtes, das er früher bekleidet hat, das Geschäft fördern. Welcher Art dieses Geschäft ist, wissen die Leser der ‚Fackel'. Daß ein Mann, der vom Staat eine Pension bezieht, von Privatleuten für die Ausforschung von Ehebrüchen

Bezahlung nimmt, dürfte den Respekt vor den noch aktiven Polizeibeamten wesentlich erhöhen. Diejenigen unter ihnen, die die Absicht haben, später Detektivbureaus zu errichten, erkennt man an der besonderen Höflichkeit, deren sie sich schon heute im Verkehr mit den Parteien befleißen. Und wer weiß, wozu es sonst gut ist? Würde es denn dem Sicherheitsbureau der Wiener Polizeidirektion schaden, wenn sich Herr Stukart bald »selbständig machte«?

Kriminalist. Eine Sängerin wegen »Krida« angeklagt. Dumme Quälerei, die mit einem Freispruch geendet hat. Das Interessanteste daran ein von den meisten Blättern verschwiegenes Detail. Der Herausgeber eines »illustrierten« Wochenwisches hatte die Frechheit, eine »Forderung« von 160 Kronen für Bild nebst lobender Kritik im Konkursverfahren geltend zu machen. So etwas läßt ein Gericht passieren! Und der Staatsanwalt klagt das Opfer einer Erpressung an! Der Name des interessanten Gläubigers wird im Gerichtssaalbericht verschwiegen. Dafür wird das Alter der Sängerin mitgeteilt.

Leser. Da Sie mir gewiß nicht zumuten wollen, daß ich mit Herrn Lippowitz »Vater, leih' mir die Scher'!« spiele, so gehe ich wohl nicht fehl, wenn ich Ihre Frage, ob das prachtvolle Liliencron-Gedicht in der letzten Nummer ein »Originalbeitrag« des Meisters war, als einen Scherz auffasse. Wäre es keine neue Gabe, warum sollte ich nicht öfter in den unvergleichlichen Schatz lyrischer Kostbarkeiten greifen, warum gerade die »Betrunkenen Bauern«, nicht hundert andere, ebenso schöne oder noch schönere Gedichte Liliencrons abdrucken? War es denn notwendig, das stolze Vergnügen, ein eben erschaffenes Werk aus der Hand des Dichters zu empfangen, dick zu unterstreichen? Liliencron — es ist ja wirklich kaum glaublich, daß solche Erscheinung in einer Zeit lebt, die aus dem Blätterwald bloß den Dreckfinkenruf vernimmt. Aber darum erscheint es doch nicht unerläßlich, einen Beitrag, den der Dichter sandte, ausdrücklich als »Originalbeitrag« anzukreiden. Daß ihn der Leser auch ohne Fußnote als solchen wertet — soviel Kredit habe ich mir im Lauf der Jahre schon verdient. Oder waren die Beiträge all der Autoren, deren Namen unter Artikeln der ‚Fackel' gestanden sind, nachgedruckt? Später; in den zahllosen Blättern, die sie aus der ‚Fackel' mit und ohne Quellenangabe übernommen haben. Da eine Mitarbeiterliste hier nie erschienen ist, will ich, um oft wiederholten Fragen zu genügen, einmal auf die kuriose Tatsache hinweisen, daß ein von den Offiziellen ignoriertes, von den guten Bürgern gehaßtes, von der Journaille verfluchtes Schmähblättchen sich der Unterstützung so vieler erlesener Federn zu erfreuen hatte und hat. Die ‚Fackel' brachte Manuskripte von Altenberg, Bleibtreu, Chamberlain, Harden, Herczeg, Hofmannsthal, Liebknecht, Liliencron, Schöffel, Martin Spahn, Strindberg, Wedekind und vielen anderen, Manuskripte aus dem Nachlasse von Kürnberger, Daniel Spitzer und Otto Weininger. Zwar, meine eigenen Schultern drückt nach wie vor die schwerste Bürde, und der Wiener Skandalsucher zieht noch immer eine Briefkastennotiz, die ich schreibe — natürlich wegen des »Angriffs«, nicht

wegen eventueller stilistischer Reize — dem größten Kunstwerk vor, das ein Dichter mir zum Erstdruck überlassen hat. Das hat mich aber nie abgehalten, auf die Unterstützung hervorragender Autoren stolz zu sein und sie recht deutlich auf den Plakaten der ‚Fackel' anzumerken. Ich habe bisher fast stets noch einen Verlust von Käufern der ‚Fackel' mit hohem Honorar bezahlt. (Ich kann mir's — sagen die Schafsköpfe, die über meine Privatverhältnisse den dreistesten Unsinn verbreiten — »leisten«, weil ich ja »reich« bin. In Wirklichkeit lebt jeder mittlere Redakteur eines Wiener Tagesblatts, der sicher kleinere und vielleicht auch schlechtere Arbeit leistet, üppiger als ich). Aber die Mehrauslagen, die ich an die Erziehung des Publikums wende, reuen mich nicht. Die ‚Fackel' bleibt das einzige Blatt, das nicht vom Leser, sondern vom Herausgeber redigiert wird. Und wenn ich der Ansicht bin, daß ein zum erstenmal übersetztes Gedicht von Oscar Wilde, daß eine formvollendete Nachdichtung in mein Blatt gehört, so bleibe ich der Ansicht, auch wenn sie von fünfhundert Kommis nicht geteilt wird. Ich soll »regelmäßig« erscheinen und soll mich selbst ihnen darbringen. Nicht zu machen. Zu einem Automaten, der für zwölf Kreuzer »Angriffe« herausgibt, fühle ich mich nicht geschaffen, und die Herrschaften müssen schon, wenn ich einmal 28 Seiten, also einen Artikel, der sechs Meter lang ist, geschrieben habe, ein Weilchen mit Liliencron, Wedekind, Wilde u. s. w. »vorlieb« nehmen und sich damit trösten, daß ja in der Auswahl dieser Beiträge auch etwas von mir, nämlich mein Geschmack, enthalten ist. »Antworten des Herausgebers«, die vierzehn Seiten umfassen, sind ja auch keine Kleinigkeit — nämlich 3 Meter. Ich muß aber meine Freunde dringend ersuchen, an meine Produktion einen andern Maßstab anzulegen, bei meiner Leistung auf eine andere Dimension als die der Länge zu achten. Muß ich nach der Elle arbeiten, so kann ich nicht Postarbeit leisten, und umgekehrt. Ich bin — entgegen einer verbreiteten Version erkläre ich's — nicht größenwahnsinnig. Ich bin es gewiß nicht, wenn ich behaupte, daß ich für die kürzeste Briefkastennotiz, die ich je geschrieben, eher den Bauernfeldpreis verdient habe, als Herr Alexander v. Weilen für die längste Geschichte des Burgtheaters. Damit will ich natürlich nicht sagen, daß ich den Bauernfeldpreis verdiene. Bloß, daß es bei der Wertung literarischer Dinge mehr darauf ankommt, daß der Geist willig als daß das Sitzfleisch stark ist. . . Ich bin — entgegen einer verbreiteten Version erkläre ich's wieder — nicht eitel. Wenigstens nicht in Ausübung öffentlicher Funktion. Wenn der ‚Neuen Freien Presse' ein Schusterbub schreibt, daß er ihrem Vorschlag einer Verständigung von Parlament zu Parlament zustimme, so mästet sie sich drei Wochen mit solchem Lob und fragt die anderen Schusterbuben, ob sie nicht auch zustimmen. Würde ich den zehnten Teil der Anerkennung, die mir täglich auf den Schreibtisch fliegt, publizieren, ich hätte keinen Raum für jene dichterischen Beiträge, durch die sich das Wiener Interesse an der ‚Fackel' so schwer getroffen fühlt. Und ich gestehe, daß mir der sinnlose Unflat, mit dem mich täglich die Wut journalistischer Hasser bewirft, mehr Freude macht und besser als alle Anerkennung mir sagt, daß ich auf dem rechten Wege bin. Was ich an solcher Ehrung beklage, ist einzig

und allein die Talentlosigkeit des Ausdrucks. Wenn die Analphabeten, die jeden anonymen Schimpfbrief, der ihnen über mich geschrieben wird, drucken, sich einmal doch von mir schreiben ließen, was sich gegen mich sagen läßt! Und wenn diese armen Teufel doch nicht immer erzählen wollten, daß kein Hund mehr einen Bissen von mir nimmt, während sie fortwährend meine Stoffe und Gedanken von mir nehmen und meine Popularität schon daran erkennen, daß sich durch jeden Angriff auf mich ihre eigene Auflage hebt. Ich habe in Wien abgewirtschaftet, kein Mensch liest mehr die ‚Fackel', aber wenn ein Käsewisch, den noch nie jemand gelesen hat, solche »Abrechnung« mit mir plakatiert, erreicht er es, daß er gelesen wird. Das drolligste pressgeschichtliche Faktum: Ein Herr Kraus, der irgendwo in Kroatien gern versichern soll, daß er mit mir verwandt oder identisch ist, schickte einem Wiener Blättel, das von mehr Leuten hergestellt als gekauft wird, eine Berichtigung. Das Blättel, mit dem ich selbst nie zu schaffen hatte, ließ sich den Geldaufwand nicht verdrießen und plakatierte: »Kraus berichtigt«. Die Plakatkosten wurden reichlich hereingebracht... Warum ich nie auf die Versuche, an meiner Bekanntheit zu schmarotzen, reagiere? Weil solchem Pack jeder Tritt zur Reklame erwächst. Ich greife an, aber nicht weil, sondern trotzdem ich angegriffen wurde. Auch, trotzdem ich gelobt wurde. Ich beurteile die Dummheit und Lumperei nach ihrer öffentlichen Schädlichkeit, nicht nach ihrem Verhalten zu mir. Ihre Attacken auf mich sind — schon mit Rücksicht auf die Verbreitung der Blätter, in denen sie verübt werden — eine Angelegenheit meines Privatlebens. Meine Angriffe mögen als eine öffentliche Sache betrachtet und ihnen Leitartikel gewidmet werden. In meinen »Bekenntnissen« (Nr. 185) habe ich der gewißen Sorte talentloser Aufdecker, Beleuchter und Brandmarker gedacht, jener Antikorruptionisten, die einem den Kampf gegen die Korruption abgewöhnen könnten. Bis dahin war ihnen die ‚Fackel' ein leuchtendes Vorbild gewesen, bis dahin hatten sie Tendenz und Terminologie meines Blattes anbetend verhunzt, waren nur dort genießbar gewesen, wo sie Sätze der ‚Fackel' — bis auf die Mitteilungen des Verlages — einfach stehlen konnten. Da ich äußerte, daß mir die Gefolgschaft lästig sei, bin ich plötzlich vom General zum gemeinen Kerl degradiert, ein Analphabet versichert — natürlich mich, nicht mir — daß er nur meinen Stil gelten lasse, mich aber sonst verachte, und beteuert schließlich, daß er mir nicht mehr die Hand reichen werde. Immerhin ein Zeichen, woran ich den Anonymus erkennen werde ... So geht's immer. Ein deutschnationales Literaturblatt bot mir Waffenbruderschaft an; ich lehnte brieflich ab. Pries mein Wirken, stahl meine Worte; ich lehnte öffentlich ab. Nun bin ich ein Lump. Ethisch komme ich überhaupt nicht mehr in Betracht. Warum? Ich tadle eben, wiewohl ich gelobt wurde. Diese Braven aber tadeln, weil sie getadelt wurden. Dann aber antworte ich wieder nicht mit Tadel. Weil meine Feder nicht meiner Privatsache dienen will. Und, weil es wirklich die größte Feigheit wäre, wenn der Jagendorfer mit dem Zwerg Ungrad ringen wollte... Wie ist doch plötzlich alles so verändert, wie bin ich in der Achtung meiner Lobspender gesunken, weil meine Gerechtigkeit so weit ging, auch sie tadelnswert zu finden! Möglich, daß mein Tadel ungerecht war. Aber war darum auch ihr Lob ungerecht?

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Unternehmen für Zeitungsausschnitt:

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 188, 18. November): Sätze und Lehren zum Gebrauch für die Jugend. Von Oscar Wilde. — Haus und Schule. Von Prof. Victor Loos. — Lob der Hetäre. Von Lucianus. — Die betrunkenen Bauern. Von Detlev v. Liliencron. — Antworten des Herausgebers: Die Polizeiexzesse; Der König von Spanien; Die Sudermann-Premiere; Die Individualität des Professors Moriz Benedikt; Herr Glossy lebt; Die Goldmann-Plage; Eine Beschwerde; Die amerikanische Sprache; Bruder Lothar; Neue Hüte). — Mitteilung des Verlages.

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern, portofrei	K 7.—
»	18	»	» 3.60
das Deutsche Reich,	36	»	M. 7.—
»	18	»	» 3.60
die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern, portofrei	M. 8.20
»	18	»	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse 3.

Nr. 190. 11. Dezember 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

n Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 P

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag ‚DIE FACKEL', IV. Schwindgasse 3

Soeben erschienen u. durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Peter Altenberg:
PRODROMOS

2. Auflage. — Berlin, S. Fischer, Verlag.

„PRODROMOS" wendet sich an einen viel weiteren Kreis, als Peter Altenbergs bisherige Bücher. Denn es zielt nicht bloss auf ästhetischen Genuss ab, sondern vor allem auf eine Verbesserung und vernunftgemässere Anlage unserer Lebensweise, auf eine organische Höherentwicklung unserer gesamten vitalen Funktionen; es ist von einem fruchtbaren und lebensfähigen praktischen Idealismus getragen und darf daher ein künstlerischer Katechismus der modernen Lebensführung genannt werden.

Im Verlage „Die FACKEL" sind erschienen
und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"
Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten
Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität
Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus
Joseph Schöffel
Die Autonomie
Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität
Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).
Karl Kraus
Der Fall Hervay
Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h, portofrei 50 h.

Die Fackel

Nr. 190 WIEN, 11. DEZEMBER 1905 VII. JAHR

Diskrete Zusammenkünfte.

Die sozialkritischen Verdauungsbeschwerden liebt unsere liebe Presse nicht. Darum schöpft sie von der ungenießbaren Melange der Wiener Ereignisse bloß die Schlagsahne süßen Klatsches ab. Da bewahre ich den Ausschnitt eines vor Wochen in der ‚Neuen Freien Presse' erschienenen Gerichtssaalartikels »Zu neunundsiebzig Jahren«, über dessen Stoff und Standpunkt ich längst ein Wörtchen sagen wollte. Zu neunundsiebzig Jahren wurde er nicht etwa verurteilt, dessen Schicksal die ‚Neue Freie Presse' beklagt; vielmehr ist er selbst neunundsiebzig Jahre alt, »hat sich als Fabrikant ein ansehnliches Vermögen erworben«, und mußte nun ein Abenteuer mit der österreichischen Justiz erleben, das dem Familienblatt »pikanten« Artikelstoff liefert. Mit der Diskretion einer vornehmen Kupplerin, die ihre den europäischen Dynastieen geleisteten Dienste dem Besucher rühmt, schildert die ‚Neue Freie Presse', wie jenes Rendezvous zwischen dem »angesehenen Fabrikanten« und der österreichischen Justiz zustandekam. Bloß das Alter des Klienten interessiert sie; sie verliert kein kritisches Wort über das Alter der Dame, der es noch immer erlaubt ist, staatsbürgerlicher Unschuld Fallstricke zu legen. Daß der Greis einst auf der Bank eines Parkes saß, »um sich von der noch warm strahlenden Herbstsonne bescheinen zu lassen«, läßt uns kalt. Wie er das Gespräch mit seiner jungen Nachbarin angeknüpft hat, interessiert uns auch nicht. »Am

folgenden Tage macht er sich fröhlich auf den Weg, um der Einladung zu folgen. Schreckt ihn nicht das Los Franz Sikora's zurück, der vor nicht langer Zeit ein gleiches Abenteuer schwer büßte? Warnt ihn die Erinnerung an diesen Greis nicht, der, vielleicht heiter wie er, seinem Schicksale entgegenging und nicht mehr zurückkehrte?« Diese Frage interessiert uns bloß wegen der offenbaren Gehirnerweichung dessen, der sie stellt. Er selbst gibt zu, daß unserm Greis nicht ganz so übel mitgespielt wurde. Die Dame, die Nachbarin auf der Bank, war harmlos. Aber die österreichische Justiz, die Schlüssellochhorcherin, wurde gefährlich. »Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie!« Und noch einmal: »Im Namen des Gesetzes, öffnen Sie, sonst muß ich die Tür erbrechen!« Zwei Polizeiagenten treten ein. Gegen die Wohnungsbesitzerin war die Anzeige erstattet worden, daß sie die Wohnung für »diskrete Zusammenkünfte« vermiete. Verschwörung? Hochverrat? Nein, für strenger verpönte Heimlichkeit. Der Alte soll seinen Namen angeben, weigert sich mit Recht, wird mit der Abführung ins Kommissariat bedroht, und greift in seiner Herzensangst, die ihm die sozialen Schrecken des Bekanntwerdens einer Sexualhandlung ausmalt, zu dem verzweifelten Entschluß, den nicht immer mißlingenden Versuch zu unternehmen, sich in eine Amtshandlung mit einer Zehnguldennote einzumengen. Diesmal hat die Zumutung geringschätziges Lächeln geweckt. Wenn sich die Kupplerin das Strafrisiko mit der Hälfte des »Schandlohns« bezahlen läßt, so könnte die Staatsgewalt, die das »unerlaubte Verständnis« zu vereiteln droht, gewiß mehr als die Hälfte beanspruchen. Wehe dem, der — und noch dazu mit unzureichenden Mitteln — das ethische Hochgefühl eines Spitzels zu erschüttern versucht hat! »Dieser Herr«, ruft er seinem Genossen zu, »hat mich jetzt bestechen wollen, damit ich gegen meine Amtspflicht handle.« Der Greis wird der »versuchten Verleitung zur Verletzung der Amts-

pflicht« angeklagt. Ein jeder von uns würde sie, wenn Büttelneugier sich in die privateste Handlung mischt, begehen, — wenn ein »unerlaubtes Verständnis« zweier Liebesleute durch das erlaubte Unverständnis zweier Amtspersonen gestört werden soll. Der Richter, dem so menschliche Erwägung nicht ganz fernzuliegen scheint, läßt den Angeklagten mit einer Geldbuße davonkommen. Die Qualen, die er in Erwartung einer Arreststrafe und des Familienskandals ausgestanden hat, schildert die ‚Neue Freie Presse' humoristisch. Auch die Justiz verliert bei den Schändlichkeiten, die das Gesetz sie begehen läßt, ihre gute Laune nicht: »Als der Neundsiebzigjährige in der geheim geführten Verhandlung auf dem ihm zugewiesenen fatalen Platze erschien, zeigte sich«, so erzählt Schmock, »ein Schmunzeln bei den Personen am Gerichtstische«. Und es habe Wirkung geübt, als der Verteidiger »mit Humor schilderte, in welche Nöten der beklagenswerte greise Liebhaber durch sein Abenteuer gelangt sei«... Die Justiz stranguliert das Privatleben, und die Publizistik müßte dazu ihr prinzipielles Wort sagen. Aber sie ziehen sich gemeinsam ins Gemütliche zurück und schlagen augenzwinkernd das Strafgesetzbuch auf, dort, wo die »pikanten Blätter« beginnen. Wieder eine »Lasterhöhle« ausgehoben! Der unschuldige Leser des Gerichtssaalberichts glaubt in solchem Falle, daß Prostitution und Kuppelei nunmehr ein Ende haben. Der raffinierte beklagt, daß man die Adressen zu spät erfahre. Und keiner weiß, daß es der Behörde bloß darum zu tun ist, einigen soliden Firmen — sozusagen Hof- und Kammerlieferanten — die lästige Konkurrenz vom Halse zu schaffen. Denn nicht überall dringen Polizeiagenten ins Schlafzimmer: ihren höchsten Vorgesetzten und anderen Herrschaften wäre es nicht erwünscht, zu so ungelegener Stunde gestört zu werden. Als Schutzengel bewachen sie das Haus, auf daß der Beischlaf der Gerechten nicht gestört werde. So oft man liest, daß eine arme Offiziers-

witwe, die als Vermieterin eines Absteigquartiers noch immer mehr Moral beweist als der österreichische Staat, der sie durch eine schäbige Pension zu solchem Nebenverdienst zwingt, vor Gericht gezerrt wurde, empfindet man das Bedauern über die Ungerechtigkeit des Schicksals, das die Straftat der Gelegenheitsmacherei nicht in allen Fällen durch die Vornehmheit der Klientel paralysiert hat. Der Ausspruch einer Anfängerin, der man angesichts der erdrückenden Übermacht der protokollierten Firmen ein schlechtes Prognostikon stellte: »Ach was! Ich habe bereits an das Obersthofmeisteramt geschrieben!«, klingt nicht erfunden. Als der König von Spanien nach Wien kam, wurden außer den Schadchen auch sämtliche Kupplerinnen Wiens mobilisiert. Und es ist Tatsache, daß von offizieller Seite ein Absteigquartier für den hohen Gast gemietet wurde. Mit Recht. Warum sollte ihm versagt sein, was sich jeder Fremde von geringerer Distinktion mit Hilfe des Hotelportiers verschaffen kann? Noch ist er ja unverlobt. Die Hotelportiers des Obersthofmeisteramtes wissen, wozu sie verpflichtet sind. Und die Polizeiagenten, die die Mauer machen, werden nicht durch Zehnguldennoten für die Verletzung, sondern durch spanische Orden für die Erfüllung ihrer Amtspflicht belohnt. Einen wesentlichen Unterschied der beiden Fälle bildet aber auch die Tatsache, daß Alfons von Spanien noch nicht neunundsiebzig Jahre alt ist.

Vorurteile.

Unser Leben zerfällt nämlich in zwei Hälften, und jede dieser Lebenshälften hat eine besondere Aufgabe. In der ersten Lebenshälfte werden uns von allerlei fremden Menschen eine

Menge von Ansichten, Urteilen und Meinungen mitgeteilt, und wir haben die Aufgabe, diese Ansichten auswendig zu lernen; in unserer zweiten Lebenshälfte haben wir die Aufgabe, diese Ansichten teils zu vergessen, teils durch ihr Gegenteil zu ersetzen.

Der zweite Teil des Pensums ist natürlich viel schwieriger. Einem Urteil zustimmen und sich dabei denken: »Der andere wird's schon wissen«: — das ist leicht. Aber sich gegen eine allgemein verbreitete Ansicht stemmen und sagen: »Wieso? Ich halte es für Quatsch. Ich kann in meiner gesamten bisherigen Lebenserfahrung nichts finden, was diesen Grundsatz bestätigt«: — das ist nicht ebensoleicht und endet meistens mit irgend einer Entlassung.

In der Tat kommen die wenigsten Menschen so weit, um auch nur zu ahnen, daß das, was sie von ihren Lehrern und Erziehern übernommen haben, ihnen gar nicht gehört. Wenn ein Gegenstand eine gewisse Zeit lang in meinem Besitz ist und niemand dieses Besitzrecht bestreitet, so geht dieser Gegenstand schließlich auch juristisch in mein Eigentum über. So ist es mit den Meinungen, die wir aus der Schule mitnehmen: niemand bestreitet, daß wir ein Recht auf sie haben, und so behalten wir sie denn, umsomehr als sie sich als sehr bequeme und nützliche Gebrauchsgegenstände erweisen.

Zum Beispiel: Unsere Klassiker. Wir haben sie auf der Schule gelesen, und nun sagen wir unser ganzes Leben lang: wir kennen die Klassiker. Aber wir haben die interessantesten und persönlichsten Werke der Klassiker gar nicht, und die übrigen unter falschen Gesichtspunkten gelesen. Trotzdem sagen wir unser ganzes Leben lang, wenn das Thema auf Goethe oder Schiller kommt, mit Eifer und Überzeugung: »Ja, unsere Klassiker! Das waren noch Kerle!«, und denken uns darüber dasselbe, wie die übrigen Menschen, nämlich nichts.

Eine zweite Sache, die lediglich auf Überlieferung und Anpassung beruht, ist die allgemein verbreitete Reisewut. Alle Welt reist oder will doch wenigstens reisen; warum sollten nicht auch wir es tun? Und wir bringen uns in eine künstliche Begeisterung für fremde Völker und Länder. Nun, es ist ja gewiß nicht daran zu zweifeln, daß für manche Menschen das Reisen einen großen Nutzen hat, ja daß es sogar ihr eigentliches Lebenselement ist:

Menschen, deren geistiger und physischer Organismus für das Reisen geschaffen ist, wie es ja auch Zugvögel gibt, denen die Winterreise nach dem Süden ein großes Vergnügen bereitet. Das ist aber doch wohl nur die Minorität. Im allgemeinen wird man der Ansicht zuneigen müssen: der Hauptinhalt des Reisens ist Ruß, Staub, Wanzen, freche Keliner, grobe Mitpassagiere, unverschämte Hotelrechnungen und Magenkatarrh. Nachdem eine Reihe edler und heldenhafter Pioniere die Strapazen des Reisens für uns übernommen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen in vortrefflichen Bildern und Beschreibungen niedergelegt haben, wäre es eine sinnlose Kraftvergeudung, wenn wir alle diese Strapazen wiederholen wollten, da wir doch die Sachen jetzt ohne alle Anstrengung und ohne jeden Ärger genießen können. Wenn ich zuhause bleibe, so habe ich drei Dinge, die mir keine Reise bieten kann: vollständige Ruhe und Ungestörtheit, meinen Lehnstuhl, der sich meinen Formen bereits liebevoll angepaßt hat, und meine Phantasie. Meine Phantasie habe ich nämlich auf Reisen gewiß nicht; denn das Auge wird so stark beschäftigt und mit äußeren Eindrücken überladen, daß das innere Gesicht gar nichts zu tun bekommt. Die meisten Menschen reisen, weil es so Mode ist, und weil sie ein neues ergiebiges Gesprächsthema haben wollen; denn aus sich selber können sie keines holen. Auch hat man ihnen immer gesagt: Reisen bildet, Reisen erweitert den Gesichtskreis, und wenn es so viele Menschen sagen, so wird es wohl auch wahr sein. Dann aber müßten jene reichen Leute, die niemals zuhause sind, sondern immer nur dort, wo die »Saison« ist, die gebildetsten Menschen sein. Aber gerade diese sind die ungebildetsten. Anderseits hat man noch selten beobachtet, daß die Bildung eines wirklich bildungsfähigen Menschen unter dem Mangel an Reiseeindrücken gelitten hätte. Kant, der nie über den Umkreis seiner Vaterstadt hinausgekommen war, wußte nicht nur mehr von der Welt und ihren Bedingungen als alle Weltumsegler, er las auch Kollegien über Geographie, die den größten Zulauf hatten. Als er einmal das Straßenbild Londons entwarf, gab er eine so genaue und anschauliche Schilderung der Westminsterbrücke, daß ihn nach dem Kolleg ein Engländer fragte, wie viel Jahre er in London gelebt habe. Und in der Tat: wir tragen alle Landschaftsbilder der Welt in uns. Wir kennen Bombay, Johannesburg, San Francisco. Wollte

man die Sache ein wenig mystisch erklären, so könnte man sagen: irgend einer unserer Vorfahren hat einmal die Welt gesehen und seine Eindrucksfülle hat sich auf uns vererbt. Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen. Wir sehen im Laufe unseres Lebens tausende von Bildern und lesen hunderte von Reisebeschreibungen. Das Übrige tut die Phantasie. Ja, unsere Phantasie leistet sogar viel mehr, als unser Auge leisten könnte. Ich ließ mich einmal dazu überreden, eine Reise nach Kairo zu machen. Diese Reise hat mich nicht nur vierzehn Tage der Bequemlichkeit und Zufriedenheit, sondern auch meine Illusionen von der Schönheit des Orients gekostet.*) Daß ich während der ganzen Reise nicht eine einzige ruhige oder vernünftige Stunde hatte, würde ich noch hingenommen haben; daß man mir aber dieses Egypten vorführte, traf mich sehr schmerzlich. Ich hatte Afrika bisher nur aus Märchen und farbigen Naturschilderungen, aus schönen Bilderbüchern und aus der Oper kennen gelernt. Ich hatte die »Afrikanerin« in Dresden und Wien in wundervoller Ausstattung gesehen und war nun sehr deprimiert, als ich bemerken mußte, das das wirkliche Afrika das nicht bieten konnte: es war Afrika in der Ausstattung eines kleinen Provinztheaters. Mit den Palmen war gräßlich geknickert worden. Die Kameele waren abgearbeitet und schäbig. Und die Kostüme! Sie waren offenbar aus der letzten Leihanstalt bezogen, und außerdem gänzlich stillos. Zu einem einzigen Elefanten hatte sich die Regie aufgeschwungen, und der war ein Geschenk der Menagerie Schönbrunn. Der Gorilla der Stadt aber war drei Wochen vor meiner Ankunft gestorben . . . Die Haupt- und Grundimpression, die ich von dem Lande empfing, war: Heißer Schmutz. Nun, ich tröstete mich damit, daß ich ja noch von Asien und Amerika die abenteuerlichsten Vorstellungen hatte, und war froh, mit einem so geringen Lehrgeld davon gekommen zu sein. Trotzdem versuchte ein Mensch mir auseinanderzusetzen, wer in Kairo sei, der müsse sich unbedingt auch Palästina ansehen; es sei eine Sünde, die Gelegenheit nicht zu benützen. Aber er kam niemals nach Palästina, denn ich drehte ihm sofort die Gurgel um.

*) Hier erlaubt sich der Herausgeber zu bemerken, daß er am Ende dieses Sommers mit Italien ganz ähnliche Erfahrungen gemacht hat. Anm. d. Her.

Eine dritte Irransicht, die sich nur auf das gedankenlose Annehmen fremder Meinungen stützt, ist die Idee: der Mensch muß Zeitungen lesen. Ich habe einen Freund, der niemals eine Zeitung ansieht, und er behauptet, diesem Umstand verdanke er seine Bildung. In der Tat hat er über sehr viele Dinge viel unbefangenere und treffendere Ansichten als die meisten übrigen Menschen, weil er seine Urteile immer aus seiner eigenen Anschauung und Erfahrung holt. Und der Verlust, den er hat, ist sehr gering. Um die Neuigkeiten zu erfahren, die wirklich wichtig sind, dazu brauchen wir nicht Zeitungen zu lesen; denn wir erfahren diese Dinge ebenso rasch auf anderem Wege: durch unsere Freunde und Bekannten, durch jeden Menschen, der uns auf der Straße anredet, und vor allem durch unsern Raseur. Dagegen raubt uns das Lesen der Zeitung mindestens dreißig Minuten der behaglichen Frühstückszeit, füllt unser so schön ausgeruhtes Gehirn, das bereit ist eine Menge der tiefsten Eindrücke zu verarbeiten, mit überflüssigen Daten und trübt uns von vornherein durch allerlei persönliche Zutaten unser Urteil über die Dinge. Die gräßlichen Gerüchte z. B., die über Nietzsches Übermenschen umgehen, sind zum größten Teile auf Zeitungslektüre zurückzuführen. Man kann die sämtlichen fünfzehn Bände, die Nietzsche geschrieben hat, durch und durch schütteln, und nicht ein einziger von diesen Sätzen, die ihm allgemein zugeschrieben werden, wird herausfallen. Aber wenn jemand in einer Gesellschaft schüchtern äußert: »Ich bin ein großer Verehrer Nietzsches«, so findet sich immer mindestens ein Mensch, der antwortet: »So, so. Dann wären Sie also jederzeit bereit, Ihren Vater zu ermorden?« Dies kommt daher, daß man Nietzsche nicht aus seinen Werken, sondern aus unverständigen Zeitungsartikeln kennen gelernt hat. Ist man aber einmal von den falschen Ansichten infiziert, so nützt es oft nichts mehr, das Original zu lesen: denn wie der erste Eindruck, den ein Mensch macht, oft das Urteil über ihn für immer bestimmt, so wird man auch diese fixe Idee so leicht nicht wieder los. Ich mache es daher seit einiger Zeit wie mein Freund, und lese keine Zeitungsartikel mehr, meine eigenen natürlich ausgenommen.

Das alles aber wäre noch garnichts. Das schlimmste Vorurteil, das wir aus unserer Jugendzeit mitnehmen, ist die Idee vom Ernst des Lebens. Daran ist nur die Schule schuld. Die

Kinder haben nämlich den ganz richtigen Instinkt: sie wissen, daß das Leben nicht ernst ist, und behandeln es als ein Spiel und einen lustigen Zeitvertreib. Aber dann kommt der Lehrer und sagt: »Ihr müßt ernst sein. Das Leben ist es auch.« Lehrer sind Spielverderber. Anderseits heißt es aber immer: nimm Dir die Natur zum Vorbild Deiner Lebensführung! Nun, in der Natur wird nichts als Unsinn getrieben. Die Schmetterlinge tanzen, die Käfer musizieren, der Pfau schlägt sein Rad, der Hahn benimmt sich gräßlich albern, und unser nächster Verwandter, der Affe, hat nichts als Schabernack im Kopf. Selbst wo der Ernst der unerbittlichen Notwendigkeit, in Gestalt der Nahrungssorgen, an die Tiere herantritt, scheinen sie noch zu spielen. Die Katze spielt mit der Maus, bevor sie sie frißt: ihr Spieltrieb ist stärker als ihr Hunger. Der Fortpflanzungstrieb, nächst dem Hunger die ernsteste Macht in unserem Leben, kleidet sich bei Mensch und Tier in die Form eines Spiels, der sogenannten Liebe. Und ich habe auch die niedrigeren Lebewesen, die Pflanzen z. B., sehr im Verdacht, daß es ihnen gar nicht darauf ankommt, etwas zu »leisten«: ich glaube, daß einem Apfelbaum seine Äpfel ziemlich unwichtig sind, und daß er seinen Hauptspaß im Blühen und Duften und derlei zwecklosem Unsinn findet.

Im Grunde ist es unter den Menschen auch nicht anders. Alles wirklich Wertvolle ist aus einer Spielerei hervorgegangen. Ich glaube nicht, daß Shakespeare ein sogenannter »ernster Mensch« war. Jedenfalls sind seine Narren immer die gescheidtesten Personen in seinen Stücken, während der bleierne Ernst eines Lear oder Othello mit dem Leben nicht fertig wird und lauter Mißgriffe begeht. Ich glaube auch, daß die große Anziehung, die die Frauen auf uns ausüben, darauf beruht, daß sie so gar nicht ernst sind. Die Idee der Dampfmaschine entstand in einem Kinde, das mit einem Theekessel spielte. Das naturwissenschaftliche Experiment war anfangs eine Spielerei. Ja, man kann so weit gehen, zu sagen: ein Mensch, der nicht weiß, daß er ein Narr ist, ist nicht nur kein Künstler, sondern versteht überhaupt nichts vom Leben. Daß es ernst ist, soll nicht in Abrede gestellt werden. Aber daß wir es ernst nehmen sollen, darauf scheint die Absicht der Natur nicht gezielt zu haben. Überall bemerken wir, daß sie bestrebt ist, die finstere Notwendigkeit ihrer Gesetze zu verhüllen. Es ist daher

eine Anmaßung, vom Ernst des Lebens zu reden. Ihn könnte nur ein Mensch erfassen, der bis zum Kern des Daseins vorgedrungen wäre. Uns aber bietet sich immer nur die Oberfläche dar, das Spiel des Lebens...

Man kann sich nun denken, wie erfreut ich war, als mir vor vier Jahren der Antrag gestellt wurde, an dem Gymnasium einer kleinen süddeutschen Stadt ein paar Aushilfsstunden in Tertia und Sekunda zu geben. Ich begann mit der Anwendung meiner Methode und suchte eine Menge Vorurteile aus den Köpfen meiner Schüler zu verbannen, vor allem natürlich das Hauptvorurteil vom Ernst des Lebens. Aber der Erfolg war nicht so glänzend, wie ich gedacht hatte. Am besten ging die Sache noch bei den dummen Schülern: die kapierten mich nicht. Aber die intelligenteren Jungen gingen ganz entschieden in ihren Leistungen zurück. Eines Tages rief mich daher der Rektor auf sein Zimmer und teilte mir in sehr ernstem Tone mit: Die Art, wie ich mit den Jungen verkehre, sei doch wohl nicht die richtige, um mich in Respekt zu setzen; zumal bei einem Lehrer, der ohnehin die Würde der Jahre entbehre, sei sie ganz verkehrt. Hätte der Rektor mir das vierzehn Tage früher mitgeteilt, so hätte ich eine kolossale Gegenrede gehalten; nun aber hatte ich längst eingesehen, daß er recht hatte. Der Mensch kommt nämlich mit sehr richtigen Ideen auf die Welt, und will, wie alle übrigen Lebewesen, zunächst einmal à tout prix spielen. Diese unmoralischen Grundsätze würden ihm auch gar nicht schaden, und er würde sich naturgemäß zu einem sehr vernünftigen, lebensfähigen Geschöpf entwickeln, wie jeder Baum und jedes Tier, wenn er nicht daneben gewisse intellektuelle Gaben mitbekommen hätte, die dem Baum und dem Tier fehlen und die geeignet sind, seine Richtung ungünstig zu beeinflussen. Hier greift nun der Erzieher ein. Er dämmt die gefährliche Kraft des selbsttätigen Denkens möglichst zurück und übt solange auf sie einen Zwang aus, bis sie vollständig reif geworden ist und sich selber ihren Manometer schafft. Alle Anschauungen, die der Lehrer vertritt, zielen auf diesen einen Zweck ab. Der Mensch soll nicht zu früh erfahren, daß er ein selbständiges, selbstdenkendes Wesen ist. Ich änderte daher meine Taktik: Wenn ein Junge seinen Ovid nicht ordentlich präpariert hatte, so machte ich ein gräßlich finsteres Gesicht

und tat so, als ob er im Begriffe sei, sein Lebensglück zu vernichten; wenn einer die hypothetischen Fälle nicht hersagen konnte, so fragte ich ihn: »Wie wollen Sie später einmal ins Leben hinaustreten?«, und als gar einmal einer die verschiedenen Amenhoteps verwechselte, nannte ich ihn eine »katilinarische Existenz«, obgleich das gar nicht in die ägyptische Geschichte hineinpaßt.

Ich habe aber nicht aufgehört, den Erwachsenen meine Theorie zu unterbreiten. Ich sagte ihnen: Der »Ernst des Lebens« hat seine Berechtigung als pädagogische Maßregel, als regulatives Prinzip der Erziehung und des Unterrichts. Aber außerhalb der Schule ist er Sache des lieben Gotts, und nicht der Menschen... Vorläufig habe ich jedoch nur erreicht, daß die Menschen sich damit begnügen, meine Polemik gegen den Ernst des Lebens nicht ernst zu nehmen.

Egon Friedell.

* * *

Geld.

Als Sie, verehrte Frau, mir neulich beim Abschied befahlen, Ihnen im nächsten Briefe meine Philosophie des Geldes auseinanderzusetzen, da zitterten Ihre schönen nervösen Finger ganz leise, fast unmerklich. Wie sehr liebe ich diese Vibration! Sie vergeistigt schöne Hände. Sie erzählt so rührend von dem innern Ringen stolzer und selbstbeherrschter Menschen. Und ich liebe solche Menschen, die sich nur im Zittern ihrer Hand verraten. Ich küsse im Geiste jeden Ihrer schlanken weißen Finger. Aber ich sehe, Sie sind schon wieder ungeduldig, meine teuerste Freundin, zwischen Ihren Brauen droht schon diese entzückende Falte und ruft mich zur Sache.

Das Geld, gnädige Frau, ist vielleicht sphinxhafter als das Weib. Es ist das Alltäglichste und Gemeinste und das Seltsamste und Kostbarste, es ist der Gott der Vielen und Unwissenden, es ist auch der Gott der Wenigen und Wissenden, es ist der Hebel des Guten und des Schlimmen. Es ist eine Peitsche für die, welche danach streben; eine Kette für die, welche daran hängen; eine Maschine, die keine Rast gönnt, die den Menschen schließlich ganz ausschaltet und selbst zur Maschine macht, für den Geldmann von

Beruf; ein Stachel und Verführer für den Leidenschaftlichen; ein Lastträger für den Weisen. Es ist ein idealer Akkumulator aller Kraft, restlos umwandelbar in immer neue Kraft. Es ist das trennende Prinzip, an dem alle Rücksichten, die sonst verbinden, zum Schweigen kommen, aber es ist zugleich der feste Kitt, der Alle mit Allen verbindet. Es ist dumm und ungeschickt in der Hand des Dummen, bösartig und grausam in der Hand des Bösartigen; gütig in der Hand des Gütigen. Es vermag die Stolzen demütig, die Demütigen stolz zu machen, aber auch die Stolzen stolzer und die Demütigen demütiger. Es befreit und macht elend, im Besitz und im Erstreben. Es folgt dem blinden Zufall und gehorcht dabei der ihm innewohnenden strengen Gesetzmäßigkeit.

Doch Ihre Falte der Ungeduld, gnädige Frau, vertieft sich. »Dies alles weiß ich schon!«, höre ich Sie sagen. Und Sie haben recht. Ich habe Ihnen nur die sichtbare Oberfläche der Erscheinungen beschrieben, die vielfachen, sich schneidenden Kreise, die das Geld am Spiegel der menschlichen Seele bildet, wie die fallenden Tropfen am Spiegel des Wassers. Wollen wir jener Stunde beiwohnen, in der die Seele eines vornehmen Menschen sich dem Gelde weiht, um es zu erringen. Gerade die Besten und Feinsten nämlich ersehnen die Macht, die das Geld bietet, am heftigsten und sind deshalb vom Gelde am abhängigsten. Wer sich der Macht des Geldes *gegen* sich entziehen will, bedarf seiner am meisten, wer es verachten will, muß es besitzen, und wer es besitzen will, muß ihm zu Willen sein. So lautet das paradoxe Gesetz des Geldes.

Auf dem Grunde vornehmer Seelen wohnt eine dunkle, treibende Lust, eine kühne gefahrvolle Abenteurerlust der unaufhörlichen Veränderung und Bewegung, die Freude am Flusse aller Dinge, eine unbestimmte Sehnsucht, der alle Harmonie zur unerträglichen Monotonie wird, der alles Gleichgewicht verhaßt ist. Diese Lust und Sehnsucht trieb einst den einsamen Konquistador in immer fernere Weiten. Seine Seele träumte in undeutlichen Bildern von neuen, seltsamen, niegeschauten Landschaften, von immer wechselnden pittoresken Szenen, von prächtigen Fürstenhöfen und Palästen, von Triumph und Grausamkeit, von Dienern, Sklaven und schönen Frauen . . . So träumte auch Ihre Seele — zürnen Sie nicht, teure Freundin — damals als Ihre Finger leise vibrierten. Sie träumte vielleicht von Villen und Juwelen, von

eleganten Wagen, von schönen Kleidern und leidenschaftlichen Verehrern. Und sehen Sie, so werden Sie nun lange träumen und dem Gelde folgen, wie ein Mystiker seinem innern Licht. Sie werden glücklich sein im Träumen und vielen damit Glück spenden. Sie werden Ihren Stolz und Trotz bezwingen, weil Sie in Ihren Träumen stolz und trotzig sind. Indem Sie dem Gelde zu Willen sind, werden Sie mild und gütig sein und viele werden Sie segnen. Und wenn Sie endlich ausgeträumt haben, dann werden Sie mit freudiger Wehmut erkennen, daß Sie ohne diesen Traum weniger glücklich gewesen wären und weniger beglückt hätten — und daß das Geld, welches Sie, von ihm träumend, erworben haben, Ihrer Seele kein tieferes Glück mehr geben kann. Geld will erträumt und verbraucht werden, doch nicht besessen sein.

In der Seele des Menschen wird es zum Geiste der Schwerlosigkeit und Bewegung, der Geist der Schwere und Ruhe ist sein Feind. Es »rollt« durch Zeit und Raum. Es lebt in der Lust des Verschwendens. Jeder Besitz als solcher ist tot und gewinnt seinen Wert erst, wenn er verbraucht wird. Dieser Hauptsatz einer Wirklichkeitsphilosophie. gnädige Frau, gilt auch für Körper und Seele. Verbrauche Dich! Das ist der einzige Imperativ des Lebens. Aller Wert ist Verbrauchen-können, alles Leben ist Verbrauchen . . . Darum ist das Geld der Feind des Besitzes und will nicht besessen, sondern verbraucht sein. Seine Wander- und Verwandlungsnatur rächt sich an denen, die es festhalten wollen. Es unterwirft sich nie dem Willen des Individuums und bleibt allen Versuchen gegenüber, es fremden Zwecken zu unterwerfen, souverän. Es wirkt stets nach eigenen Gesetzen. Nur scheinbar läßt es sich einschließen. Eingesperrt aber ist es steril. (Wenn es auch »arbeitet«, wie der Geldmann sagt, und Zinsen trägt.) Sein Geist ist dem Kerker entflohen. nur die seelenlose Hülle der Münze und des Scheines bleibt zurück, Gelangt es aber in die gebende Hand, dann kehrt auch die Seele wieder, nimmt Wohnung in den Wünschen der Menschen und wirkt ihre Wunder der Verwandlung. Das Geld will nicht einem, sondern Allen dienen und im Dienste frei sein. Es ist der ernsteste Gegner des Kapitalismus, es liebt den Verschwender, nicht den Geizhals. Es kennt tausend Schliche, seinem Herrn zu entrinnen. Seine ganze Rede ist »Verbrauche mich!«, doch die Torheit vernimmt »Behalte mich!« . . .

Ich sehe Sie spöttisch lächeln, gnädige Frau, Sie wo. mir sagen: »Ihr Philosophen seid doch recht unpraktische Leute, alles verdreht ihr und stellt es auf den Kopf. Sparsamkeit hilf besser im Leben als Verschwendung.« Aber Sie wollen mir nur ein bißchen widersprechen, nicht wahr? Sie, Verschwenderin, sprechen nicht aus Überzeugung! Sparsamkeit ist eine Not, keine Tugend. Dem Reichen fällt es schwerer, sparsam zu sein, als dem Armen. Denn die Sparsamkeit besteht darin, so viel auszugeben als man hat, aber es ist nicht leicht, eine Überfülle zu verbrauchen. In der Kunst des Geldverbrauches gibt es mehr Stümper als Meister.

Trachten Sie nach dem Gelde, teure Freundin. Ich gebe Ihnen diesen Rat, weil ich weiß, daß niemand mehr anders kann, in dem dieser Gedanke einmal Wurzel gefaßt hat. Sie würden stets an die unbenützte Möglichkeit, Reichtum zu erwerben, zurückdenken wie an ein verlorenes Paradies. Trachten Sie also nach Geld, doch trachten Sie leichten Herzens danach. Verschreiben Sie ihm nicht Ihre ganze Seele, nur die träumende, nicht die glaubende. Glauben Sie nicht an die Heilkraft des Geldbesitzes gegen die Leiden eines unruhigen, sehnsüchtigen Herzens! Dieser Glaube nützt nur denen, die niemals reich werden. Für sie ist der Glaube an das Geld ein steter ungeheurer Ansporn zu Tätigkeit und Leben, ein Mittel zum Vergessen, eine Brücke über den Abgrund der Melancholie, eine woltätige Lebenslüge. Der Nichtbesitz des Geldes schützt vielleicht vor seelischer Verzweiflung, denn der Arme vermag im Gelde immer noch eine Hoffnung zu erblicken, die dem Reichgewordenen, der an seiner Seele leidet, genommen ist.

Sie aber werden einst reich sein, denn Sie sind schön, klug und beharrlich. Verzichten Sie darum von vornherein auf die Wohltat des Glaubens. Ihre Seele ist stark genug hiezu. Das Glück adeliger Seelen ist nicht von der Art wiederkäuender Zufriedenheit, es liegt in der Glut und Kühnheit ihres Begehrens. Solche Menschen sterben mit dem Schrei der Sehnsucht nach dem, was man nie erleben kann . . . Es ist ja grausam, wenn ich Ihnen die Lebenslüge »Geld«, an der Sie jetzt ein wenig hängen, zu zerstören suche, doch ich erleichtere damit sicherlich Ihre reiche Zukunft. Und dies scheint mir wahrhaft philosophisch gehandelt.

Lucianus.

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Sozialdemokrat. Könnte ein Kulturmensch überhaupt den Drang verspüren, sich politisch zu betätigen, er würde in Österreich stets zwischen den Parteistühlen zu sitzen kommen. Die Tendenz gegen ihre Vertreter in Schutz nehmen zu müssen, wäre seine erste Erkenntnis. Jede Partei treibt ihn der andern zu. Ehrlicher Antisemit, muß er nach den rednerischen Exzessen des Bürgermeisters einer Haupt- und Residenzstadt fanatischer Judenfreund werden; Zionsgläubiger, wird er beim Anblick eines Volkstheaterparketts zum Anhänger des Herrn Bielohlawek. Die nationale Verblödung des Bürgertums treibt ihn in das sozialdemokratische Lager; der Siegesrausch der Nüchternheit, der Dünkel glanzlosester Diktatur stößt ihn wieder ab. Hier zumal werden die Temperamente, die im Kampf gegen Institutionen geweckt wurden, durch den Ausblick auf das Parteiideal gelähmt. Je langweiliger, desto hochmütiger wird diese Politik, die jeden, der vom allgemeinen Wahlrecht nicht viel mehr für die Kultur erwartet als eine Vermehrung der gesetzgebenden Trottelhuber und Teppenhofer, für einen Schurken erklärt. Einem der Herren soll der Verstand stehen geblieben sein, als er sah, daß man in diesen »großen Tagen« eine Broschüre über einen Sexualprozeß schreiben könne. Ich glaube nicht, daß die Menschheitsfragen, die ein solcher Prozeß berührt, nach Einführung des allgemeinen Wahlrechts leichter als bei Fortbestehen der »Kurienschande« zu lösen sein werden. Ich glaube nicht, daß die Wichtigkeit eines publizistischen Themas von seiner parlamentarischen Dringlichkeit abhängt und daß jeder andere Gegenstand hinter der andächtigen Betrachtung eines Demonstrationszuges und der definitiven Feststellung seiner Teilnehmerzahl zurückstehen muß. Merkwürdig erscheint es, daß bei der verödenden Wirkung einer Parteitendenz, die Seele und Nerven aus den Menschen wegdekretiert und durch das allgemeine Wahlrecht ersetzt, noch sozialdemokratische Schöngeister ihr Dasein fristen können. Sie sind freilich danach. Herr Stefan Großmann schreibt ein Feuilleton über das jetzt grassierende »Tagebuch einer Verlorenen«. Natürlich ist die Prostitution des Weibes eine »bürgerliche« Einrichtung. Schon die Einführung des allgemeinen Wahlrechts dürfte die polyandrischen Triebe wesentlich beschränken, und im Zukunftsstaat wird jene Frauennatur nicht gedeihen, die weder körperliche Hingabe noch die Annahme des Tributs, den die Mannheit schuldet, als seelische Erniedrigung empfindet. Nur immer schön marxistisch gedacht!

Wenn Herr Großmann trotzdem meint, daß »erst ein Bild des Mädchens«, das leider dem Buche fehle, »alle Merkwürdigkeiten ihrer Lebensgeschichte erklärlich begründen könnte«. so ist dies bloß ein kleiner Rückfall in seine individualistische Vergangenheit, der nichts weiter zu bedeuten hat. Seine Meinung bleibt doch: »Es ist Geschwätz — der konsumierenden männlichen Jugend zuliebe erdacht —, wenn man diese armseligen Kleingewerbetreibenden ihrer verpfuschten Körper in geborne Lustweiber mit prachtvoller Genußphilosophie umlügen will. Derlei paradoxe Fälschungen bleiben jenen kühnen Poeten der Modernität überlassen, die ihre bürgerliche Mission instinktiv erfüllen: wirtschaftliche Bedürfnisse geistreich zu ‚vergolden', bis sie ideale Forderungen sind! Eine gesellschaftliche Ordnung, die die Prostitution braucht, hat auch noch einen Frank Wedekind nötig, der ihr erklärt, daß der Handel mit dem eigenen Leibe die beglückendste Frauenbeschäftigung ist.« Ich weiß nicht, ob die bürgerliche Gesellschaftsordnung in einem Frank Wedekind nicht doch den gefährlicheren Gegner spürt als in Herrn Großmann. Aber jedenfalls hat die ‚Arbeiterzeitung' eine beglückendere Frauenbeschäftigung ersonnen als den Handel mit dem eigenen Leibe. Wenn sich die jungen Mädchen nicht mehr den Männern, sondern der Politik in die Arme werfen, werden ihre Körper erst der vom Schöpfer gewollten Bestimmung dienstbar sein. Es ist gut, daß die ‚Arbeiterzeitung' in derselben Nummer, in der sie über das Tagebuch einer Verlorenen schreibt, den Brief einer für das allgemeine Wahlrecht Gewonnenen veröffentlicht. Den »Brief eines braven Mädchens« nennt sie das zarte Geständnis der Ring- und Kettenschmiedstochter, die, weit entfernt, den Lockungen eines Casti Piani zu folgen oder auch nur erlaubteren Idealen der Weiblichkeit nachzujagen, der Redaktion der ‚Arbeiterzeitung' versichert, daß sie — »von der Geburt eines neuen Österreich überwältigt« sei.

Wiener. Das ‚Neue Wiener Tagblatt' bleibt halt doch das charaktervollste! Am 3. Dezember konnte man dort einen Aufruf der christlichsozialen Herren Prinz Liechtenstein, Geßmann, Weiskirchner und Steiner lesen. In friedlicher Nachbarschaft riefen Wiener Kommissions- und Wechslerfirmen zur Wahl in die Börsenkammer. Dem Chef der Inseratenabteilung des ‚Neuen Wiener Tagblatts' könnte man getrost die Geschicke der Völker Österreichs anvertrauen. Ein Kabinett Dukes, das mit allen Parteien gute Freundschaft hält, wäre so übel nicht. Die bloß dreimal gespaltene Nonpareillezeile ist doch einem hundertfach gespaltenen Österreich entschieden vorzuziehen.

Deutscher. Zur Lage der Deutschen in Österreich liegt ein Stimmungsbericht vor: »Nicht um die Menge handelte es sich gestern abends, als sich die 21 Teilnehmer an dem Preis-Sterz-Wettessen um die Tafel setzten und mit Löffeln rasch in den Sterz fuhren, der in schöner gelblicher Farbe appetitlich auf den Tellern lag. Nein, die Schnelligkeit sollte genau festgestellt werden, mit welcher man einen Sterz verschlingen kann. Der vorjährige Rekord betrug 1 Minute 45 Sekunden. Ein Küchenchef, Herr Albert Kotzmuth, hat es zuwege gebracht, den Sterz in einer Minute und dreißig Sekunden zu verschlingen . . . Die Nachfrage nach Karten war eine ziemlich rege. Als die Teller mit Sterz vor den Teilnehmern standen, nahm Herr Jauernig seine Uhr zur Hand und auf den Ruf ‚Los!' wurde zu löffeln begonnen . . . Bald war der Teller des Herrn Kotzmuth leer und Herr Hacker und Herr Dragoner waren noch immer nicht fertig. Eine lange Viertelminute verging, bevor Herr Hacker seine Aufgabe gelöst hatte. Er hatte zwar den Rekord des Vorjahres nicht geschlagen, aber gehalten, denn in 1 Minute 45 Sekunden hatte er den Sterz verzehrt. Nun kam die offizielle Preisverteilung. Herrn Kotzmuth wurde der Wanderpreis und eine silberne Uhr eingehändigt und Herr Hacker erhielt eine Rauchgarnitur. Damit war die Unterhaltung noch lange nicht aus, es folgte das so lustige Hahnenschlagen, Schuhplattler wurden getanzt und schließlich wurde gesungen und gejodelt.« Das ist aber nicht etwa ein Communiqué der Herren Derschatta, Pergelt und Groß (Österreich gähnt), sondern ein viel verläßlicherer Bericht des ‚Illustrierten Wiener Extrablatts'. Man gratuliere dem deutschen Volk zu Herrn Kotzmuth, — der mit Recht so heißt.

Philantrop. »Weihnachten steht vor der Tür«, und da hört man gewiß von einer Beteilung armer Schulkinder mit Winterkleidern. Nicht wahr? Aber in der ‚Neuen Freien Presse' (2. Dezember) liest man von einer Beteiligung armer Schulkinder usw. O du Million du! Anders, begreif' ich wohl, als sonst in Menschenköpfen malt sich im Kopf des Börsenwöchners die Welt. (Beteiligt euch! rief Zeus von seinen Höhen.) Die armen Kleinen! Rasch tritt sie der Ernst des Finanzlebens an. Nun, hoffentlich hat die Emission von Winterkleidern ein erfreuliches Resultat!

‚Zeit'-Genosse. Ihr Blatt ist eine Mühle. Wenn es einst verstummen wird, wird der Leser aus dem Schlaf erwachen. Die Ödigkeit dieses journalistischen Daseins wird vorläufig nur durch krampfhafte Versuche zur Unanständigkeit unterbrochen. Vor zwei Jahren habe die ‚Zeit', so erzählen Sie, vor der brieflich ordinierenden ärztlichen Anstalt »Spiro spero« gewarnt. Die gemeinschädliche Wirksamkeit dieses »Kur-Instituts«, die damals von den skrupellosen Wiener Blättern — mit Ausnahme der ‚Zeit' — durch Annoncen gefördert wurde, erscheint jetzt dadurch paralysiert, daß die Annoncen auch in der ‚Zeit' erscheinen . . . Und Herr Singer führt den Titel eines außerordentlichen Universitätsprofessors.

Literat. Sie schreiben: »Gestatten Sie mir eine Äußerung herzlichen Dankes dafür, daß sich in Ihrem Blatt mit gebührender Promptheit die richtige Reaktion auf den neuesten Goldmann eingestellt hat. ‚Wozu gaben mir die Götter den Fuß? Zum Treten, beim heiligen

Anakreon!' (So ungefähr habe ich das heilsame Nietzsche-Wort in Erinnerung) . . . Aber — verzeihen Sie — wär's nicht doch vielleicht angebracht gewesen, eine besondere Heldentat aus diesem Feuilleton über ‚Hidalla' besonders anzukreiden? Nämlich die Verdächtigung, daß die ‚Münchener Boheme', zu der auch Frank Wedekind gehöre, ein persönliches Interesse an dem sexuellen Verhalten der jungen Damen, daß egoistisches Verlangen nach dem Verzicht auf Jungfräulichkeit an dem Werk seinen Anteil habe . . .« »Die Hauptsache ist«, sagen Sie, »es scheint mir unertragbar, daß gegen unseren stärksten und wahrsten Dichter eine so unqualifizierbare Verunglimpfung, daß eine so plebejische Verdächtigung gegen die Reinheit seiner Motive ausgesprochen werden konnte. Da hofft man auf Sie!« Und man täuscht sich nicht, da ich Ihre Zuschrift selbst wiedergebe. Nur eins: Meine Ausräucherung des Klugschwätzers in Nr. 188 war, wie ich in der folgenden Nummer ausdrücklich konstatierte, vor dem Erscheinen des eklen »Hidalla«-Feuilletons geschrieben. In Nr. 189 konnte ich dann nicht mehr ausführlich werden, brauchte Herrn Goldmann bloß darüber aufzuklären, daß er den Fußtritt, den er soeben erst empfangen, als Vorschuß auf seine Gemeinheit gegen »Hidalla« auffassen könne. Man kann sich doch nicht überbieten und sieht verzweifelnd, daß man gegen den neuerdings wieder aufgebotenen Troß aller Schwarzalben der Kunst nicht mehr zur Feder, sondern bereits zum Tintenfaß greifen müßte. Soll man diesem Herrn Goldmann einbläuen, daß nicht die Negation des Virginitätsideals, sondern viel eher das Virginitätsideal selbst von den Wünschen jener abzuleiten wär, die da entjungfern wollen? Viel Planeres geht in dies öde Reportergehirn nicht hinein! Es ist wirklich das Zeichen einer vollkommen journalversauten Zeit, daß man sich mit einem Herrn Goldmann als kritischer Instanz auseinandersetzen muß. In der ‚Schaubühne', einer Berliner Theaterrevue, finde ich eine ganz zutreffende Charakteristik, in der von dem Mann, dessen Stil »nur in den Momenten eines höchsten Pathos an den Jargon der Gleiwitzer Produktenbörse erinnere«, gesagt wird: »Es läge kein Anlaß vor, über Paul Goldmann auch nur ein Wort oder gar den Humor zu verlieren, wenn diesem Berliner Kritiker – der weder ein Berliner noch ein Kritiker ist — nicht eine Bedeutung zukäme, die zu unterschätzen man sich hüten muß. Sie liegt nicht in ihm, sie liegt in seinem Amt. Darin, daß er sich als Gesandter gegen die Berliner dramatische Kunst in Wien etabliert hat. Das Unheil, das er in solcher Stellung stiftet, ist viel größer, als man gemeinhin annimmt. Viel größer als das, das ein Berliner Kritiker in einem Berliner Blatte anzurichten imstande wäre. Denn in diesem Fall ist eine Kontrolle möglich, eine Kontrolle an dem, was andere sagen, und an der Theateraufführung selbst. In Wien hat Goldmann solche Konkurrenz nicht zu fürchten. Man nimmt dort seine Rede umso lieber auf guten Glauben hin, als man in den liberalen Kreisen der Kaiserstadt ja noch immer auf die ‚Neue Freie Presse' heilige Eide schwört und die Tatsache, daß einer überhaupt in diesem Blatt zu Wort kommt, schon als genügende Garantie für seine moralische und geistige Qualifikation ansieht. Diese liberalen Kreise bedeuten aber für das Wiener Theater

eine gewichtige Potenz. Das wäre an sich noch kein Übel: denn, in künstlerischen Traditionen groß geworden, unterscheiden sie sich durch Gediegenheit des Geschmacks wohltuend von den Berliner Kunstprotzen. Es hat aber dieser Aristokratismus — hier wie überall — konservative Neigungen im Gefolge, zu denen noch ein gewisses Phlegma als Wiener Spezifikum hinzutritt. Gern werden sich solche Leute nun von einem Manne führen lassen, der sie der Unbequemlichkeit enthebt, Neues begreifen zu lernen, indem er dieses mit Wollust in den Kot zerrt. Diese Kreise sind es doch aber, die am letzten Ende bestimmen, welches Theater in Wien gespielt wird. Ihnen gegenüber das ehrliche Streben unsrer jungen Sucher auf neuem Wege in Mißkredit gebracht zu haben, bleibt das Vergehen des Dr. Paul Goldmann. Man fragt sich, wie es möglich ist, daß ein solcher Mann an solcher Stelle zum Schaden deutscher Kunst das Wort führen darf. Warum, wenn er selbst schon nicht den Anstand hat, der Kunst dadurch zu dienen, daß er keine Kritiken schreibt, der Herausgeber ihm nicht mit aller in diesem Fall gebotenen Energie die Türe weist . . . Weil der Herausgeber eben kein Herausgeber sein müßte, wenn er sich ein Universalgenie vom Schlage Paul Goldmanns entgehen ließe. Weil er keinen finden wird, der tagsüber bei Diplomaten antichambriert, Gelehrte interviewt, Gerichts- und Parlamentsverhandlungen beiwohnt, Lokalplaudereien (und in der Zeit, da er die Notdurft verrichtet, lyrische Gedichte für den ‚Zeitgeist') schreibt, und nach solcher Leistung noch den Mut hat, über das deutsche Drama zu Gericht zu sitzen. Weil es einem solchen Herausgeber weniger darauf ankommt, das Interesse deutscher Dichter wahrzunehmen, die ja die Zeitung doch nur im Kaffeehaus lesen, als durch solch praktische Kombination von Kritik und Depesche keine unnötigen Erleichterungen am Portemonnaie vorzunehmen.« Jedes Wort ist richtig. Nur daß der Schreiber den liberalen Wiener Geistespöbel überschätzt. Wäre der besser als seine Berliner Verwandtschaft, unmöglich hätte sich die ‚Neue Freie Presse' — nach all den Katastrophen der letzten Jahre — jenen Kredit erhalten können, den ihr der Verfasser mit Recht zuerkennt. Nimmer würde sie es wagen können, diese ganze Meute der Talentlosigkeit und Widerwärtigkeit, diese Goldmann, Schütz, Lothar, St—g und die anderen bellenden oder plaudernden Ungeheuer auf das Publikum loszulassen.

Habitué. Der Banausenstandpunkt, daß der Zuschauer im Theater »für sein Geld« Rechte erworben habe, sei anerkannt. Aber nicht gegenüber jenen, die durch Bezahlung der Theaterkarte ein Recht auf störende Kritik erworben zu haben glauben, sondern gegenüber den anderen, die durch Bezahlung das Recht auf den ungeschmälerten Genuß der Vorstellung erworben haben. Radau bei offener Szene wäre mit der Verhängung oder Zerstörung eines ausgestellten Gemäldes vergleichbar. Nach Aktschluß und in einer entsprechenden Distanz von dem Bilde ist jede Kritik erlaubt. Alles andere ist Büberei. Eine Presse, die die Abwehr des Direktors des Intimen Theaters und den Protest des Volkstheaterregisseurs mißbilligt, ist nicht Erzieherin des Publikums, sondern die gehorsame Bedienerin seines Nachttopfs. — An dem Theaterskandal, der die »Andere« begrub, hat übrigens auch die darstellerische Un-

fähigkeit des Deutschen Volkstheaters ihren redlichen Anteil. Die Worte, die Herr Vallentin bei der zweiten Vorstellung ins Publikum rief, halte ich für den besseren Teil seiner Leistung. Ganz unmöglich, die Lacheffekte förmlich provozierend, schien mir die Trägerin der Hauptrolle. Man weiß nicht, ob man die Volkstheaterpolitik mehr dafür anerkennen soll, daß sie das Stück durch die Anfängerin oder dafür, daß sie die Anfängerin durch die schwierige Rolle kompromittieren ließ. Theaterkenner standen vor der Offenbarung einer Unweiblichkeit, der die heute noch fehlende Technik vielleicht einmal den Seitenweg in das Rollenfach angesäuerter Konversationsdamen ermöglichen wird. Auch Herr Lothar scheint dieser Ansicht zu sein, wenn er der Schauspielerin nachsagt, ihr Talent weise sie »auf scharfe, schneidende Rollen«. Man müßte ihr also, meint er, — »die Adelheid zu spielen geben« . . . Andere Thebaner der Wiener Theaterkritik sind noch kundiger. Sie halten Mangel an Anmut für seelische Kompliziertheit und schlagen Purzelbäume der Begeisterung. Am putzigsten ist der Herr in der ‚Österreichischen Rundschau'. »Freilich war die Darstellung« — so schreibt er ganz richtig — »von unmöglicher Unzulänglichkeit. Fräulein R. ist in ein paar Jahren möglicherweise ein zweite Eysoldt, heute vermag sie der Linda höchstens ein paar wundervolle Töne und Linien zu geben«. Höchstens!

Kretin. Auf jeden dummen Brief kann ich nicht reagieren. Aber der Ihre behauptet, daß auf irgendeinem bedruckten Klosettpapier zu lesen sei, ich hätte in meinem Nachtrag zum Beer-Prozeß eine »Drohung gegen den Obersten Gerichtshof« ausgestoßen und diese Drohung bedeute nichts anderes als den Hinweis auf eine Verbindung mit dem jetzigen Leiter des Justizministeriums, von dem schon zur Zeit des Prozesses Bahr »das Gerücht ging, er habe sich beim Verhandlungsleiter zu meinen Gunsten verwendet«. Dieses Gerücht hätte ich »nicht dementiert«; und so habe es sich bis auf den heutigen Tag erhalten . . . Ich weiß nicht, ob der Leiter des Justizministeriums denselben Einfluß auf den Obersten Gerichtshof hat, den er als Sektionschef auf den Vorsitzenden einer Schwurgerichtsverhandlung gehabt haben soll. Aber ich weiß, daß ich, wiewohl ich von keiner Macht der Welt gezwungen werden kann, jede Blödsinnigkeit, die über mich in Umlauf ist, zu »dementieren«, die eine, die nicht ein »Gerücht«, sondern die dreiste Erfindung eines gehässigen Schmocks war, ausdrücklich dementiert habe. Nur damit das »Gerücht« endlich zur Ruhe komme oder wenigstens Persönlichkeiten, die durch eine nicht bestehende Verbindung mit mir zu Schaden kommen, in Ruhe lasse, will ich hier aus dem Artikel »Rache im Ausland«, der in Nr. 72 der ‚Fackel' (Ende März 1901) erschienen ist, ein paar Sätze zitieren: »Ich mache die drei Richter, die mich verurteilt haben, in aller Form auf die Nummer der ‚Breslauer Zeitung' vom 3. März aufmerksam. Dort werden sie die klare Beschuldigung ausgesprochen finden, daß sie im Prozesse Bahr-Bukovics gegen die ‚Fackel' nicht nach bestem Wissen und Gewissen gerichtet haben, sondern daß sie zu meinen Gunsten beeinflußt waren. Ich bin verurteilt worden, weil ich einem Theaterkritiker zugemutet habe, daß er sein Urteil von außerhalb der kritischen Erwägung liegenden Mo-

menten bestimmen lasse. Herr Julian Sternberg nennt mich einen Verleumder. Und sechs Zeilen nachher verleumdet er mit einem Federstrich die österreichische Justiz, mutet er drei Richtern zu, sie hätten ihr Urteil durch außerhalb des Prozeßthemas liegende Momente, durch eine Rücksicht auf ihre Karriere, durch einen Wink von oben bestimmen lassen . . . Nie ist eine Verdächtigung grundloser vorgegebracht worden. Mit einem Riesenmaterial habe ich die Beeinflussung des Richters in Theatersachen belegt. Was führt Herr Sternberg an, um die Befangenheit der Richter in Strafsachen zu beweisen? Ich habe einem Theaterunternehmer imputiert, daß er ein Interesse daran habe, die Kritik günstig zu stimmen. Herr Sternberg beschuldigt einen hohen Verwaltungsbeamten, den er ausdrücklich nennt, er habe die Richter zu meinen Gunsten beeinflußt, ihm sei es zuzuschreiben, daß mir eine Freiheitsstrafe erspart geblieben ist. ‚Das Urteil', meint er, ‚war ein echt österreichisches' und ‚es gibt kaum etwas Schwarzgelberes als die Tatsache', daß selbst die größten Antikorruptionisten den Weg durch Hintertürchen finden und sich einer Protektion von oben erfreuen. Und was bringt Herr St—g zum Beweis dafür vor, daß der gewisse hohe Beamte für mich, den unabhängigen Schriftsteller, bei unabhängigen Richtern interveniert hat? Er wurde ‚schon Wochen vor diesem Prozeß in der ‚Fackel' auf das Aufdringlichste belobt und gepriesen'. Julian lügt. Anderthalb Jahre vor dem Prozeß, ein volles Jahr vor der Ehrenbeleidigung wurde die Tätigkeit jenes ‚einflußreichen Mannes' in der ‚Fackel' gewürdigt, wie sie es verdiente. Angriffe in der Fackel' haben sich bisher immer noch als karrierefördernd bewährt, sind bei Subalternen sehr beliebt, und ein in diesem Blatte gespendetes Lob wird auch den höchststehenden österreichischen Beamten nicht gerade mit Dankbarkeit erfüllen. Aber ein verteufelter Einfall ist es, einer vor anderthalb Jahren gedruckten Anerkennung die Wirkung einer Kabinettsjustiz zu meinen Gunsten zuzuschreiben. Wie viele Mächte hätte ich nicht in all der Zeit durch Angriffe zu einer feindlichen Intervention reizen müssen!... Ich verlange, daß Herr Sternberg von amtswegen aufgefordert wird, zu beweisen, daß ich die bei Erhärtung der bona fides des Angeklagten übliche Umwandlung der Arrest- in eine Geldstrafe einer Beeinflussung des Gerichtshofes zu danken habe. Der Staatsanwalt wird diesem Verlangen schon mit Rücksicht auf die Wiener Stellung des Verleumders der österreichischen Justiz ehestens entsprechen müssen. Der Gedanke, daß die Staatsgewalt sich an einen der ‚Neuen Freien Presse' nahestehenden Delinquenten nicht herantraut, wäre beinahe so unerträglich wie der Gedanke einer Beeinflussung der richterlichen durch die Staatsgewalt.« Sie hat sich nicht herangetraut . . .

Demivierge. Zu der aufreizend dummen Plauderei des Herrn Marcel Prévost über die Frage, ob »der moderne französische Roman unsittlich« sei, zu einem Schwachsinnsbekenntnis, das wirklich auch den treuesten Lesern der ‚Neuen Freien Presse' nicht mehr zugemutet werden sollte, macht mein Mitarbeiter Lucianus die folgende Anmerkung: »Herr Marcel Prévost nimmt den modernen französischen Roman gegen den

müßigen Vorwurf der ‚Unsittlichkeit' in Schutz und sagt: ‚In Wahrheit gibt es in allen Sprachen und Ländern eine Spezialliteratur für sittlich Verkommene, welche von gewissenlosen Autoren und Verlegern ausgebeutet wird.' Ich weiß nicht, ob das schöne Bild der von den Autoren ausgebeuteten Literatur dem Verfasser oder dem Übersetzer zu danken ist, ich finde aber den Satz auch seinem beabsichtigten Sinne nach nicht ganz richtig. Die Spezialliteratur, die Herr Marcel Prévost meint und für die der Roman ‚Cousine Laura' von Marcel Prévost als Typus gelten kann, wird sicherlich von keinem auch nur halbwegs sittlich Verkommenen gelesen. Dazu ist diese Literatur viel zu schal und langweilig. Sie ist vielmehr gerade für die Sittlichen im Sinne des Herrn Prévost geschaffen, denn nur Menschen, die unter dem Zwang der erbärmlichsten Prüderie leben, vermögen die verstohlene Lektüre, sagen wir Prévost'scher Romane als pikanten Reiz zu empfinden. Die sittlich Verkommenen brauchen so fades Zeug ganz gewiß nicht. Herr Prévost und die Pornographie sind unbedingt Zubehöre der Sittlichkeit, die Unsittlichkeit behilft sich ohne sie. ‚Viel kommt, glaube ich, bei solchen Unternehmungen (gemeint ist die ‚Ausbeutung der Spezialliteratur') nicht heraus', fährt Herr Prévost fort. Nun, wieviel dabei herauskommt, muß er ja am besten wissen; immerhin ist es möglich, daß infolge einer erfreulichen Abnahme der Sittlichkeit, wie Herr Prévost sie liebt, die Spezialliteratur, deren Vertreter er ist, von den Autoren nicht mehr genügend ausgebeutet werden kann. ‚Es ist erwiesen,' ruft er aus, ‚daß in Frankreich derzeit das große Publikum, das einzige, das für die Vermögensbildung der Schriftsteller in Betracht kommt, saft- und kraftlose Literatur haben will.' Schrecklich! Wenn das große Publikum in Frankreich die Prévost'schen Saftigkeiten nicht mehr haben will, kommen sie vielleicht in die ‚Neue Freie Presse' — denn die Vermögensbildung darf auf keinen Fall aufgehalten werden.«

Schranze. Der österreichische Glaube, daß das Publikum eine für die Bureaukratie geschaffene Institution sei, hat in den Dienern des Staates, der Stadt und des Hofes seine täglich von Neuem aufreizende Verkörperung gefunden. Der immer würstelessende Magistratsbeamte, der die Vorgeladenen warten läßt, der Polizeiinspektor, der eine Anzeige als Einmischung in die Amtshandlung seiner Untätigkeit empfindet und knurrend bloß die Oberhoheit des Zeitungsreporters respektiert — man kennt und liebt diese Charakterbilder, die, von der p. t. Parteien Haß und Gunst verwirrt, in der Geschichte der Wiener Gemütlichkeit schwanken. Den Göttern zunächst aber dürfte auf der Rangsklassenleiter bureaukratischen Größenwahns der Hoftheaterbeamte zu stehen kommen. Mag das Burgtheater in seinen künstlerischen Leistungen immer sichtbarer nach der Tugend der Bescheidenheit streben, die Administration verharrt auf dem Standpunkt des »hors concours«. Ins Himmelreich zu kommen ist so schwer, wie zu einer Première Karten

an der Hoftheaterkassa zu bekommen, aber auf Erden ist nichts schwerer als dieses. Und man soll nur die Hofzahlamtsmiene der Überlegenheit betrachten, mit der solcher Wunsch aufgenommen wird. Andere Theaterkassen haben ihr Telephon, um dem fragenden Publikum unnötige Wege zu ersparen. Gewiß, auch hier kommen hin und wieder Frechheiten vor, die dem nach einem Billet Fragenden die Gewißheit schaffen sollen, daß es auch einen Privattheater-Größenwahn gibt. Aber die Mittel einer Vorstadtbühne sind dürftig. Das Telephon der Hoftheaterkassa funktioniert ganz anders. Ein im Cottage wohnender Leser, der mir den folgenden Vorfall mitteilt, wollte sich den wahrscheinlich überflüssigen Weg in die Bräunerstraße ersparen und fragte an, ob noch ein Billet für das Sudermann-Ereignis zu haben sei. Solche Vermessenheit wird mit der Antwort erledigt, daß das Telephon der Hoftheaterkassa dazu diene, keine Auskünfte zu erteilen. Der Verwegene fragt nach der positiven Bestimmung des Telephons. Die Kassa antwortet, es diene dem Verkehr mit »unserem Hofrat«. Auf den zutreffenden Einwand, daß dann die Anführung der Telephonnummer im Buche überflüssig sei, da sie der Hofrat sicherlich im Kopfe habe, und nur Belästigungen herbeiführen könne, erfolgt — wörtlich — die imponierende Erklärung: »Das Telephon dient zu unserem höchsteigenen Gebrauch. Schluß!« Schon wird dem Kassenbeamten vor seiner Gottähnlichkeit bange, da schreckt ihn ein neuerlicher Ruf auf. Wer dort? Der Hofrat? Nein, mehr als das! Die ‚Neue Freie Presse'! Der Leser im Cottage macht sich den Scherz, mit liberal gefärbter Stimme anzufragen, ob die Redaktion für den heutigen Abend noch Karten haben könne. Stimmungswechsel. Der Gebrauch des Telephons wird aus einem höchsteigenen ein höchst eigener. Prinzipielles Gestammel, daß sonst zwar bloß mit dem Herrn Hofrat gesprochen werden dürfe, daß aber die Intendanz in diesem Fall gewiß eine Ausnahme machen werde: »wir bitten nur Nr. soundsoviel anzurufen usw.« — Hoftheaterbehörden werden gegenüber dem Publikum erst dann einen anständigen Ton anschlagen, wenn das Publikum sich entschließen wird, in die Redaktionen der Wiener Blätter einzutreten. Vielleicht wird dann auch mit jenem unlautern Kassenmanöver bei abgesagten Vorstellungen aufgeräumt werden, durch das Beamtenfrechheit ein kaiserliches Haus in eine Schacherbude verwandelt hat, mit jener aus Betrug und Erpressung gemischten List, die den Käufer noch immer zur Annahme einer nicht gewünschten Ware oder zum Verlust der Kaufsumme pressen will. Vielleicht auch nicht. Denn die

Zeitungen würden ja wohl auch dann nicht das Maul aufmachen, um der Hoftheaterbehörde zu sagen, was sie zu hören verdient. Auch dann vielleicht wäre der Fall Neidl noch möglich, die Affaire jenes armen Sängers, dem der Theatervorhang auf den Kopf gefallen ist und der sich nun im gerichtlichen Instanzenzug vergebens eine Pension zu erkämpfen sucht, die ihm die Schäbigkeit seiner Vorgesetzten weigert und zu der ihm der Buchstabe des Gesetzes nicht verhelfen will. Liegt das »eigene Verschulden« des Hoftheaterangestellten bloß darin, daß er einen Kreidestrich überschritten hat? Auch darin, daß er — nicht als Fabriksarbeiter verunglückt ist. . . . Schmach über ein System, das der Augenweide eines spanischen Knaben Zehntausende opfert und dem Elend seiner Diener mit harter Pfennigfuchserei begegnet!

Maler. Daß der Herr Baurat Streit, bis vor kurzem Vorstand der Künstlergenossenschaft, kein diplomatisches Genie ist, interessiert mich nicht. Daß er, ehe die feindlichen Künstlergruppen, seinem Rufe folgend, sich zu einträchtigem Wirken finden, den Gegner beschimpft hat, dafür möge er seinen eigenen Leuten Rede und Antwort stehen. Nicht der Zeitpunkt der Rede, die Rede selbst weckt schmerzliches Bedauern darüber, daß der Herr nicht den Mund gehalten hat. Dieses engstirnige Gezeter gegen die »Konkurrenz« (sprich: Kaunkarenz) und gegen die Ungerechtigkeit einer staatlichen Vorsehung, die das »Ausstellen« außerhalb des Künstlerhauses erlaube, dieser groteske Angriff auf die Leistungen jüngerer Künstlergruppen, dies hochmütige Herabsehen auf die Kunst des »Naschmarktes« und der »Markthalle« heischt energische Abwehr. Fordert, daß man diesen privilegierten Erzeugern von Kunstschinken und Klobasser-Würsten ein für allemal sage, daß sie sich ruhig zu verhalten und die Entwicklung der künstlerischen Dinge nicht durch laute Reden zu stören haben. Punktum. Das fehlte noch, daß wir 1906 uns die Geschmacksrichtung der Anekdotenerzähler von der Lothringerstraße oktroyieren lassen! Mögen die Herrschaften auf Gschnasfesten brillieren, durch Anziehen von Röhrenstiefeln dem Geist ihres Canon huldigen, im »fröhlichen Zecherkreise« Tobsuchtsanfälle gegen die moderne Kunst zum besten geben und im Feuilleton des ‚Neuen Wiener Tagblatts' Gott und das Wiener Rindfleisch loben — es wird ihnen nichts nützen, aber es sei ihnen gegönnt. »Programmatisches« wollen wir von dieser Seite nicht mehr hören! Den Toten ist es höchstens erlaubt, sich im Grabe umzudrehen. Wenn sie dreinzureden beginnen, wird man kein Bedenken tragen, mit ihnen pietätlos zu verfahren.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel. Wien. III. Hintere Zollamtstraße 3.

BAR-LOCK

Einzige Schreibmaschine mit vollständig sichtbarer Schrift **ohne** Umschaltung.

GENERAL-VERTRIEB:

JOE LESTI

Wien, I. Laurenzerberg Nr. 4 f.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801), liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.
Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 189, 30. November): Meine Antwort. Von Joseph Schöffel. — Noch einige Leitsätze von Oscar Wilde. — Antworten des Herausgebers (Zum Prozeß Beer; Die »Andere« von Hermann Bahr; Das Deutsch des Germanisten; Ein kleiner Architekt; Was aus einem Polizeirat werden kann; Die Krida einer Sängerin; Vom Schreibtisch der ‚Fackel').

Tafelwasser Heilwasser
Krondorfer
natürlicher
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten.
Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36	Nummern,	portofrei . .	K 7.—
»	18	»	» . .	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36	»	» . .	M. 7.—
»	18	»	» . .	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36	Nummern,	portofrei	M. 8.20
»	18	»	»	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstrasse

Nr. 191. 21. Dezember 1905 VII. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS.

Erscheint in zwangloser Folge.

Preis der einzelnen Nummer 24 h.

Im Einzelverkauf Berlin NW 7, Friedrichstraße 101, Buchhandlung M. Lilienthal 25 P

Nachdruck und gewerbsmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag DIE FACKEL, IV. Schwindgasse 3.

Erinnerungen aus meinem Leben

von

Josef Schöffel

Preis: gebunden K 5.—, geheftet K 4.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen
sowie durch den

Verlag Jahoda & Siegel
WIEN

III/2 Hintere Zollamtsstrasse Nr. 3.

Im Verlage ‚Die FACKEL' sind erschienen und durch alle Buchhandlungen oder direct zu beziehen:

Wilhelm Liebknecht
Nachträgliches zur „Affaire"

Houston Stewart Chamberlain
„Katholische" Universitäten

Karl Kraus
Sittlichkeit und Criminalität

Joseph Schöffel
Der Parlamentarismus

Joseph Schöffel
Die Autonomie

Joseph Schöffel
Immunität und Incompatibilität

Karl Kraus
Irrenhaus Oesterreich (Die Affaire Coburg).

Karl Kraus
Der Fall Hervay

Karl Kraus
Die Kinderfreunde (Zum Prozess Beer).

Preis jeder Brochure 40 h., portofrei 50 h.

Die Fackel

Nr. 191 WIEN, 21. DEZEMBER 1905 VII. JAHR

Der Sozialanwalt.

Gedanken zur Revision des bürgerlichen Gesetzbuches.

Tolstois der Wissenschaft zugeschleudertes Hohnwort, daß sie auf alle wirklich das Herz bewegenden Fragen die Antwort schuldig bleibe, hat wohl keinen Ewigkeitswert, aber es trifft vielleicht zu, wenn man damit den genügsamen Betrieb geißelt, der an den Pforten aller großen Probleme stehen bleibt. Am aufreizendsten wirkt diese Lebensfremdheit bei den Hilfswissenschaften der Staatskunst, weil deren ganze Rechtfertigung auf ihrer Umsetzbarkeit in Tat, ihrer Verwertbarkeit beruht. So entspringt eine gewisse geheime Abneigung gegen die Juristerei dem Bewußtsein, daß alle Kenntnis und feinste Ausgestaltung der Rechtsbegriffe nicht über die tiefe Erniedrigung trösten kann, der das Recht im wirklichen Leben unterliegt. Es fordert den Widerwillen heraus, zu sehen, wie sich die Professoren in der Verfeinerung und Verästelung der Theorie nicht genug tun können, indes die Rechtsdurchsetzung eine Chimäre bleibt. Man müßte meinen, daß es gar keinen Reiz besitzen könne, das Recht theoretisch auszugestalten, solange die Kunst noch nicht erfunden ist, den Menschen zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Die Abneigung richtet sich also nicht gegen die Wissenschaft, sondern gegen die Richtung, die der geistigen Arbeit gegeben wird, gegen das Versäumen des Dringenden, das alle Kräfte auf sich lenken müßte. Gegen diese Forderung wird freilich eingewendet, daß dies Sache der Verwaltung sei und die Wissenschaft nichts an-

gehe. Aber es wäre erst zu untersuchen, ob die mangelhafte Rechtsdurchsetzung nicht der materiellen Rechtsordnung zur Last fällt, insofern diese von einem geträumten Zustand ausgeht und deshalb eine lebendige Handhabung nicht gestattet. Mit diesem Verdacht also hätte sich die Wissenschaft auseinanderzusetzen.

Das Recht hat ein dreifaches Antlitz. Die Satzung ist wirkliches Recht unter gleich Starken. Sie ist ein Werkzeug der Tyrannei in der Hand des Starken gegen den Schwachen; Maske der Macht, wie Ihering sagte. Sie ist drittens ein Irrlicht, eine Illusion, wenn sichs der Schwache einfallen läßt, sich ihrer gegen den Starken zu bedienen. Unter gleich Starken ist das Recht ein wertvolles Instrument der Verständigung, ein vorausbestimmter Vertragstext. Es ist eine schreckliche Waffe in der Hand des ohnehin Mächtigen und ein Popanz in der Hand des Unterdrückten. In der Mitte liegt wohl das Recht, aber rechts und links ragen zwei Felsen, an denen es zerschellt: Rechtshohn und Rechtsmißbrauch.

Rechtshohn und Rechtsmißbrauch sind die beiden Pole, zwischen denen das Recht oscilliert.

Ich habe dich zu Boden geschmettert und besiegt. Ich kniee auf deiner Brust, du bist in meiner Gewalt. Dieser Zustand ist auch mir, dem Sieger, auf die Dauer unbehaglich . . . Ich gestatte dir, dich unter gewissen Bedingungen zu erheben, damit ich von meinem Siege ausruhen kann und nicht so bald eine Umwälzung der Situation zu befürchten habe. Das ist die eine Grundform des Rechts. Wir haben wiederholt miteinander gerungen mit wechselndem Glück, mit einem unverhältnismäßigen Aufwand von Kraft. Wir beschließen daher, uns zu einigen; wir kleiden unsere Interessen in Satzungen. Das ist die andere Grundform des Rechts.

Die wissenschaftliche Jurisprudenz befaßt sich mit dieser Form allein. Sie blickt über die Klassenunterschiede hinweg, unbekümmert darum, was diese aus ihren heiligen Regeln machen, oder sie überläßt die Ordnung dieser Widersprüche der Sozialpolitik und der

Staatskunst. Die Jurisprudenz gleicht einer Mutter, die ein Kind in die Welt setzt, aber für die Erhaltung des Kindes nichts fürderhin tun will, es dem Zufall oder der Mildtätigkeit anderer überliefernd. Sie ist eine Erzstiefmutter ihres Kindes.

Indem sie es verschmäht, dem eigentlichen Problem näherzutreten, offenbart sie auch ihre Gleichgiltigkeit gegen das Klassenschicksal, sie abstrahiert davon, sie verleugnet es, und wird dadurch sogar einfältig. Die Einfalt liegt darin, daß sie verkennt, wie auch innerhalb einer Klasse ihre Absichten nicht zum Durchbruch kommen, weil der Zustand der Stärke und Schwäche auch unter Ebenbürtigen zufallsweise wechselt und der Rechtsmißbraucher wie der Rechtsverhöhner häufig solche Individuen sind, die nur eine Augenblickschance in die Position des Stärkeren rückt. So schützt die Rechtsordnung z. B. den Wucherer auch dann, wenn er zufällig gerade jener Gesellschaftsklasse angehört, die grundsätzlich unterdrückt werden möchte.

Rechtsmißbrauch ist die Ausbeutung eines Rechtes zu Zwecken, die außerhalb der Absichten der Rechtsordnung liegen und der Sittlichkeit widersprechen. Der Typus dafür ist der Wucher. Aber jede wie immer geartete Position kann wucherisch ausgenützt werden, der Wucher ist nicht allein auf das Verhältnis Arm und Reich beschränkt, sondern jedes auch vorübergehende Abhängigkeitsverhältnis, jede Monopolstellung kann Ausgangspunkt eines wucherischen Angriffs werden. Wenn die Rechtsordnung dem Wucher nicht beikommt, so rächt sich darin ihre Kurzsichtigkeit: daß sie es gar nicht für ihre Aufgabe halten will, der ökonomischen Unterlage ihrer Gebilde auf den Grund zu gehen. Erst durch die Einbeziehung dieser Materie in die Zivilrechtsordnung, durch die Nichtigerklärung wucherischer Ansprüche, beziehungsweise gewisser Verpflichtungen, also durch Umwandlung sozialpolitischer Forderungen in materielles Recht wird der Seuche ernstlich an den Leib gerückt.

Wie steht es aber mit dem Rechtshohn? Unter Rechtshohn, iniuria, ist zu verstehen das einfache Igno-

rieren des Rechts aus Übermut und Bosheit, rechtsfeindlicher Gesinnung, die aus der Sicherheit entspringt, daß der Gegner sein Recht nicht verfolgen kann. Ihm steht die Rechtsvernachlässigung nahe, die gleichsam eine chronische Erkrankung des Rechtsbewußtseins darstellt und einem perennierenden Selbstmord nicht unähnlich ist. Die Verfolgung eines Rechtes kann ebenso durch ökonomische Schwäche und Verzweiflung an der Justiz, als auch durch eine zufällige Konstellation gestört sein. Sie kann etwa dadurch verursacht sein, daß irgend ein Rechtsgeschäft nicht genügend gesichert wurde. Nehmen wir zum Beispiel an, jemand verpflichte sich, etwas zu leisten, und empfange dafür das Versprechen der anderen Partei, daß sie in einem spätern Zeitpunkt eine Handlung setzen werde, die nur an diesem einen Tage einen Wert hat. Jener Teil leistet das Seine und erwartet die Gegenleistung. Der andere Teil läßt nun den Termin herankommen und versäumt böswillig die Leistung. Die Leistung kann nicht mehr eingeklagt werden, da der entscheidende Tag vorüber ist, und wenn aus Vertrauen auf die Anständigkeit keine Konventionalstrafe festgesetzt wurde, so kann kein Gerichtshof der Erde Genugtuung schaffen. Es liegt dann unsühnbarer Rechtshohn vor, der ohne Verschiedenheit der ökonomischen Lage durch eine brutal ausgenützte Konstellation möglich war.

In der Regel aber sind die wirtschaftlich Schwachen das Opfer permanenten Rechtshohns und ihrer eigenen Rechtsvernachlässigung. Der Arme darf es gar nicht wagen, sein Recht geltend zu machen, weil sein Kontrahent in der Regel sein Brotherr ist.

Dem Rechtshohn ist noch schwerer beizukommen als dem Rechtsmißbrauch. Dieser springt deutlich in die Augen, wird sichtbar; er hat die Erfindungskraft der Sozialpolitiker gereizt. Der Wucher hat immerhin die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Aber der schweigende Rechtsverzicht — die Ausbeutung, das stumme Einverständ- des Opfers, das den Monopolherrn nicht reizen darf

und bedingungslos in seiner Gewalt bleibt — wird kaum entdeckt, geschweige denn gesühnt.

Wäre es nicht Aufgabe der Jurisprudenz, sich mit dieser am Volksmark zehrenden Krankheit zu befassen? Auch hier wieder drängt sich die Frage auf, ob das Laster des Rechtsverzichts nicht die Folge einer grobmaschigen, undurchdachten materiellen Rechtsordnung, ob nicht das Zivilrecht unzureichend sei.

Das vollendete und warhaft erhabene Zivilrecht wird jenes sein, das die Rechtsverfolgung, die Rechtsdurchsetzung in seinen materiellen Inhalt aufgesogen hat, das die Ungleichheit aus sich selbst heraus balanziert, den Prozeß, bevor es dazu kommt, zu gunsten der wahren Gerechtigkeit entscheidet. Bis zu jenem Zeitpunkt, wo diese Aufgabe erkannt ist, und bis zu jenem ferneren Zeitpunkt, wo sie gelöst sein wird, muß durch Errichtung neuer Institutionen, die das Unrecht wenigstens einigermaßen korrigieren, Ersatz geschaffen werden.

Dem Wucher suchen das Strafgesetz und der Staatsanwalt beizukommen. Dem Rechtshohn tritt bislang keine Institution entgegen. Hier bedarf es einer Neuschöpfung. Die Repression muß durch eine geregelte systematische Intervention ergänzt werden. Wird der Rechtsmißbrauch vom Staatsanwalt verfolgt, so muß der Rechtshohn, die Rechtsvernachlässigung vom Sozialanwalt aufgegriffen und zurückgewiesen werden. Notwendig ist das spontane Einschreiten der die Gesellschaft vertretenden Gewalt, die das auf dem Boden liegengelassene Recht ohne Rücksicht auf die Zustimmung des Verletzten aufnimmt und von amtswegen verfolgt. Die Gesellschaft wird einst erkennen, daß es nicht in ihrem Interesse liegt, wenn auf ihre gesatzten Rechte verzichtet wird. Der Sozialanwalt hat überall einzuschreiten, wo Rechte geknickt werden, wo krasse Ausbeutung und Menschenschändung durch privatrechtliche Gewalt geübt wird, gegen die der Verletzte sich nicht verteidigen kann. Der Sozialgerichtshof hätte dann auszusprechen, daß eine unsittliche Rechts-

verhöhnung, diffamierende Ausbeutung oder gesellschaftsfeindliche Ausnützung eines Monopols vorliegt.

Daß der moderne Wolfahrtsstaat, der seinen Arm dem Begüterten leiht und ihm seine Allgewalt selbst dort zur Verfügung stellt, wo er zähneknirschend das Widerliche der Ansprüche durchschaut, daß dieser Wohlfahrtsstaat eigentlich eine solche ergänzende Macht braucht, ist einleuchtend. Und wenn wir unseren Blick durch die Zeiten schweifen lassen, so finden wir, daß es bereits Staatswesen gegeben hat, die für die positiven sittlichen Pflichten der Bürger ihr eigenes Ermunterungsorgan besaßen, nämlich die antiken Staaten mit ihrer Zensur, deren Wiederaufleben im Zeitalter der ökonomischen Notzucht ganz außerordentlich segensreich wäre. Vielleicht könnte eine nach großen Gesichtspunkten, etwa dem Gewerbe-Inspektorate nachgebildete Wohlfahrtsbehörde dann so viel Material und Einsicht vorbereiten, daß jene höhere Rechtslehre, von der wir träumen, zu jenem erhabenen Zivilrecht den Weg fände, in dessen materiellem Inhalt alle Unzulänglichkeit und Lüge aufgelöst ist.

Dr. Robert Scheu.

* * *

Zwei Bücher.

I.

Die Revanche der Kulturgeschichte. Als die römische Kirche herrschte, trug die offizielle Weltanschauung den Namen Religion, die Wissenschaft war gezwungen, im Gewand des Glaubens Jünger zu werben; Naturbetrachtungen gaben sich für Gedanken über Gott und seine Weisheit aus. Heute ist die allein seligmachende Wissenschaft im Besitze der öffentlichen Anerkennung: Nun aber werden heilige, sittliche Überzeugungen, die auf unbewiesenen Glaubenssätzen beruhen und ihrem innersten Wesen nach den religiösen Charakter haben, für Naturforschung und Naturerkenntnis ausgeboten. Es deckt der Name Wissenschaft statt nüchterner Betrachtung und ihrer Resultate das hohe Lied von der Rassezucht, die Bannformel gegen den Erbfeind Alkohol, Feststellung und Erläuterung des Dogmas vom Zweck der Liebe. Das aber lautet: »Beim Menschen wie bei jedem Lebewesen ist der immanente Zweck einer jeden sexuellen Funktion, somit auch der sexuellen Liebe, die Fortpflanzung der Art«.

Eine Anschauung, die für die niedersten Lebewesen nur annähernd Geltung hat, wird hier zum offenbaren Unsinn durch die willkürliche Ausdehnung auf menschliche Verhältnisse. Vergeblich wehrt sich jedes klare Denken. In seiner »Analyse der Empfindungen« nimmt Ernst Mach zur Frage folgendermaßen Stellung: »Die Erhaltung der Art ist überhaupt nur ein tatsächlich wertvoller Anhaltspunkt für die Fortpflanzung, keineswegs aber das letzte und höchste. Arten sind ja wirklich zugrundegegangen, und neue wohl ebenso zweifellos entstanden. Der Lust suchende und Schmerz meidende Wille muß also wohl weiter reichen als an die Erhaltung der Art. Er erhält die Art, wenn es sich lohnt, er vernichtet sie, wenn ihr Bestand sich nicht mehr lohnt. Wäre er nur auf Erhaltung der Art gerichtet, so bewegte er sich, alle Individuen und sich selbst betrügend, zweifellos in einem fehlerhaften Zirkel. Dies wäre das biologische Seitenstück des berüchtigten physikalischen perpetuum mobile«. Vergeblich führt man die ungezählten Folgen der sexuellen Liebe an, die mit der Fortpflanzung der Art nichts gemein haben. Im Geistesleben, in den Schöpfungen der Kunst, auf allen Gebieten der Kultur sind sie zu finden. Aber vor dem genannten wissenschaftlichen Dogma sind und bleiben sie nur Abirrung vom immanenten Zweck. Angesichts der Wirklichkeit erscheint ein Versuch, die sexuellen Erscheinungen von diesem Grundsatze aus zu erklären, so absurd, als würde jemand, der ein Gemälde zu beschreiben hätte, vorerst sorgfältig Farbe und Zeichnung fortkratzen, und dann seine Aufgabe lösen wollen, indem er die Struktur der bloßgelegten Leinwandfasern erklärte.

»Die sexuelle Frage. Eine naturwissenschaftliche, psychologische, hygienische und soziologische Studie für Gebildete«. Mit diesem Titel ist das Glaubensbekenntnis des Herrn Professor August Forel über das Geschlechtsleben des Menschen im Buchhandel erschienen. Unzählige Richter und wenige Denker haben auf diesem Gebiet das Wort ergriffen. Umso schlimmer, daß wieder nur ein sittliches Etwas im wissenschaftlichen Löwenfell verborgen ist. »Die Sehnsucht des menschlichen Gemütes und die Erfahrungen der Soziologie der verschiedenen Menschenrassen und geschichtlichen Zeitperioden mit den Ergebnissen der Naturforschung und den durch dieselben ans Licht geförderten Gesetzen der psychischen und sexuellen Evolution in harmonischen Einklang zu bringen«, so wird verheißen. Der gebildete Leser der vielbenannten Studie staunt vorerst über den Faktor »Sehnsucht des menschlichen Gemütes«. Später erkennt man seine Bedeutung; denn eine gar gewaltige Menge vom Gemüt des Herrn Professors ist mit nur wenigen Erfahrungen in Einklang gebracht.

Eine große Zahl von Problemen wird berührt. Diese sexuellen Funktionen, als deren Zweck im vorhinein die Erhaltung der Art proklamiert ist, sie haben seltsamer Weise im Laufe der Kulturgeschichte Beziehungen erlangt zum Geld und zum Besitz, zur

Religion, zum Recht, zur Medizin, zur Ethik, zur Politik und zur Nationalökonomie, zur Pädagogik, zur Kunst und zur Suggestion. Das alles wird abgehandelt, auf all diesen Gebieten wird medizinisch amtsgehandelt. Für den Inhalt dieser Erörterungen wäre »nichtssagend« keine passende Bezeichnung, denn dieses Nichts wird nie gesagt, es wird geschrieen, bekräftigt, erwogen und mannhaft verfochten. Wenn man die merkwürdige Entdeckung: »Verschieden sind beide Geschlechter, das ist gewiß« als Probe für die Neuheit des Inhalts herausgreift, so ist diesem Inhalt nicht zu nahe getreten. Keine der so oft gehörten Banalitäten des Durchschnittsreformators auf sittlichem Gebiet, der nicht die Reverenz bewiesen wird; nichts allgemein Geschmähtes, das seinem neuerlichen Fußtritt entgeht. Gelobt wird: das Sittliche, Reine, Ideale, Erhabene. Getadelt wird: das Schmutzige, Pathologische, Verwerfliche. Definiert wird von dem allen nichts. Störend sind naturwissenschaftliche Angaben, die sich ab und zu in die Darlegung der sittlichen Überzeugungen des Autors eingeschlichen haben.

Die Beziehungen der sexuellen Frage zum Hochmut des Beurteilers stehen nicht im Inhaltsverzeichnis. Desto weitläufiger sind sie praktisch im Texte dargetan, wo es gilt, Erscheinungen abzuurteilen, die außer dem Bereich der Kenntnisse des Autors stehn. Lob und Tadel, in ihrer flachen Allgemeinheit gleich wertlos, tönende Phrasen an Stelle des Verstehens. Typisch für diese Art ist die Scheidung von Kunst und Pornographie: »Wir haben besseres zu tun als die wahre Kunst und die genialen Darsteller sozialer Perversitäten zu verfolgen und zu verunglimpfen. Mit der Pornographie ist es ein ganz anderes Ding! Hier wird das sexuelle Laster nicht geschildert, um es in seiner Häßlichkeit oder in seinen tragischen Konsequenzen zu kennzeichnen, sondern um es zu verherrlichen, ihm ein hohes Lied zu singen und ihm Jünger zu gewinnen«. Also in der Absicht liegt der Unterschied, der Zweck allein entheiligt das Mittel; ob aber die »wahre Kunst« sich auch immer der Aufgabe, das Laster in seiner Häßlichkeit zu kennzeichnen, bewußt ist?

In den medizinischen Gebieten ist die vorgefaßte Überzeugung ein schlechter Ratgeber des Autors gewesen, in allen anderen hat ihm auch der gefehlt. Es ist im ganzen Werk nur ein Beweis schlagend gelungen. Das ist der des einleitenden Satzes: »Die sexuelle Frage gehört zu denjenigen, bei deren Behandlung man den meisten Entgleisungen ausgesetzt ist«. Nur etwas weitläufig ist der Beweis auf fast 600 Seiten ausgefallen. Nach der Lektüre möchte man meinen, es wäre dieses Jahrhundert der Forschung nie gewesen; man hätte in der Naturerkenntnis nichts gelernt, vom dogmatischen Irresein des Mittelalters nichts vergessen.

II.

Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie von Professor Dr. Sigmund Freud. In der Form seiner Veröffent-

lichungen beweist Professor Freud, daß wissenschaftliche Arbeit, ohne an sachlichem Ernst einzubüßen, klar und jedem Gebildeten verständlich sein kann; daß ein wirklich vorhandener Gedankeninhalt nicht für den engen Kreis der Fachgenossen, sondern für alle, die den Gedanken als solchen werten können, bestimmt sein kann; daß Geist und Stil für wissenschaftliche Darstellung doch mehr bedeuten als eine Konzession an den Laien. Kurz, daß es nicht zweierlei Wahrheit gibt: heutzutage ebenso wenig eine wissenschaftliche und eine populäre, als es einst eine philosophische und eine göttliche gegeben hat.

Die populäre Meinung und die wissenschaftliche Behandlung des sexuellen Themas gehen heute beide von derselben Voraussetzung aus. Das ist die kaum je in Diskussion gezogene Überzeugung von der Richtigkeit jener Anschauungen, denen Schopenhauer in seiner »Metaphysik der Geschlechtsliebe« Ausdruck gegeben hat. »Der Endzweck aller Liebeshändel, sie mögen auf dem Sockus oder dem Kothurn gespielt werden, ist wirklich wichtiger als alle anderen Zwecke im Menschenleben, und daher des tiefen Ernstes, womit jeder ihn verfolgt, völlig wert. Das nämlich, was dadurch entschieden wird, ist nichts Geringeres als die Zusammensetzung der nächsten Generation.« Aber außer ihrer prägnantesten Fassung gab Schopenhauer dieser Anschauung noch eines, das sich in späterer Zeit als schlimmes Geschenk erweisen mußte: ihren Namen, den Namen der Metaphysik. In der Tat, die Physik der Liebe ist Physiologie und Psychologie der individuellen Wollust. Darin ist aber auch das einzig mit Sicherheit vorhandene enthalten; das einzige, das ohne vorgefaßte Theorie gegeben ist, das allein Objekt empirischer Wissenschaft sein kann. Erhaltung der Art, Trieb zur Zeugung, Sorge für künftige Generation, das ist — sehr interessante — Metaphysik der Sinnlichkeit, steht aber zu ihr, dem wirklich Erforschbaren, in demselben Verhältnis wie der christliche Himmel zur Erde. Die medizinische Forschung auf diesem Gebiet geht also denselben Weg, den Philosophie und Wissenschaft in der europäischen Kultur überhaupt gegangen sind. Sie findet eine gegebene Metaphysik vor (hier die von Schopenhauer angeführte — dort die vom Klerus gutgeheißene), zu der sie die Physik zu suchen hat; sie lernt im Laufe ihrer Entwicklung der postulierten Naturzwecke entraten, und ist zur wirklichen Wissenschaft geworden, wenn sie voraussetzungslos geworden ist. Auf diesem weiten Weg, vom Himmel herauf zur Erde, bezeichnet das Buch Forels kaum den Anfang und das wenige Monate später erschienene Freuds bereits das Ziel. Steht Forel allerdings noch unter dem Niveau der heute erreichten Wissenschaftlichkeit auf sexuellem Gebiet, so steht Freud weit darüber.

Die drei Abhandlungen – Die sexuellen Abirrungen, Die infantile Sexualität, Die Umgestaltungen der Pubertät — geben den Grundriß der Wissenschaft vom Geschlechtsleben des Menschen.

Kein letztes Wort, aber in unzähligen Problemen das erste nüchterne, wertvolle Wort. In der erstgenannten Abhandlung trennt der Autor seine Anschauung von den Vorurteilen, die die populäre Meinung verfälschen. Sie »macht sich ganz bestimmte Vorstellungen von der Natur und den Eigenschaften dieses Geschlechtstriebes. Er soll der Kindheit fehlen, sich um die Zeit und im Zusammenhang mit dem Reifungsvorgang der Pubertät einstellen, sich in den Erscheinungen unwiderstehlicher Anziehung äußern, die das eine Geschlecht auf das andere ausübt, und sein Ziel soll die geschlechtliche Vereinigung sein oder wenigstens solche Handlungen welche auf dem Wege zu dieser liegen. — Wir haben aber allen Grund, in diesen Angaben ein sehr ungetreues Abbild der Wirklichkeit zu erblicken«. Der Methode, die Schritt für Schritt das Vorhandene prüft, werden Erscheinungen zu wertvollen Quellen der Erkenntnis, die minder überlegener Beurteilung so oft zur Zote geworden sind. Es ergibt sich für das Wesen des sogenannten Geschlechtstriebes, »daß die Anlage zu den Perversionen die ursprüngliche allgemeine Anlage des menschlichen Geschlechtstriebes sei, aus welcher das normale Sexualverhalten infolge organischer Veränderungen und psychischer Hemmungen im Laufe der Reifung entwickelt wird«. Der Entwicklungsweg dieser Veränderungen wird in den beiden anderen Abhandlungen verfolgt. Eine gekürzte Wiedergabe des Inhalts könnte ihm nicht gerecht werden.

Wirklichkeit und ihr Sinn bilden den Gegenstand des Buches. Der herkömmlichen Metaphysik weiß es zu entbehren. Von ihr übernimmt es nur die Terminologie von »Normal« und »Pervers«. Das ist schon deshalb unumgänglich, weil keine anderen Ausdrücke heute zur Verfügung stehen. Daß sie hier kein Werturteil bedeuten, ist mit den Worten ausgesprochen: »Der unbefriedigende Schluß aber, der sich aus diesen Untersuchungen über die Störungen des Sexuallebens ergibt, geht dahin, daß wir von den biologischen Vorgängen, in denen das Wesen der Sexualität besteht, lange nicht genug wissen, um aus unseren vereinzelten Einsichten eine zum Verständnis des Normalen wie des Pathologischen genügende Theorie zu gestalten.«

Hier ist die erste umfassende Darstellung einer reinen Physik der Liebe gegeben. — Ein Teil dieser Liebe, jener, der den Namen Geschlechtsliebe führt, hat, wie eingangs erwähnt, seine Metaphysik. Darin besteht also allein sein Vorrang vor jedem andern, Wollust auslösenden Tun. Ob es auch wirklich ein Vorrang ist, ob eine Sache durch einen Schatten, den sie in die Zukunft wirft, an Wert gewinnt — das bleibe unentschieden. Tatsache ist es, daß dieser Schatten, eben diese Metaphysik allein Wertmaßstab der Liebe im sozialen Leben gewesen ist; daß diese, mit dem wissenschaftlich so gering geschätzten Namen zu bezeichnende Zweckinterpretation allein die Gesetzgebung der europäischen Staaten, die Sittlichkeits-

begriffe der Kulturmenschheit beherrscht. Nur eine Frage ist zu lösen. Ob bei jeder anderen Wollust wirklich die Möglichkeit fehlt, natürliche Zwecke in ihren Folgen nachzuweisen, — ebenso natürlich als die Erhaltung der Art es ist; ob die Metaphysik der Nichtgeschlechtsliebe undenkbar ist, oder nur unbekannt, weil sie nicht gesucht oder noch nicht geschrieben wurde.

Otto Soyka.

Die Lehrmittel.

(Noch ein Vorurteil).

Und überhaupt die Schule. Zum Beispiel: »Lehrmittel.« Schon das Wort ist so häßlich, daß es tiefe Melancholie erzeugt. Ich glaube, das »Lehrmittelkabinett« ist für unsere Zeit dasselbe, was für das Mittelalter die Folterkammer war. Die Elektrisiermaschine entspricht dem Streckbett, die Leydnerflasche der Daumschraube, die Luftpumpe dem spanischen Stiefel. Wenn man zur »Lehre von der Elektrizität« kommt, so ist der typische Vorgang der: Der Schuldiener bringt dem Professor ein häßliches und absurdes Konglomerat von Glas, Harz, Messing, Tuch, Holz, Leder und sonstigen wertlosen Stoffen. Der Lehrer hält nun einen längeren Vortrag, in dem die Worte »negativ« und »positiv« in der Majorität sind, und behauptet, es hänge nur von ihm ab, aus dem abscheulichen Monstrum, das vor ihm steht, Funken zu schlagen. Er dreht dann ziemlich lang an einer Kurbel und erzeugt ein quälendes Knarrgeräusche, jedoch keine Funken, was übrigens niemanden in der Klasse Wunder nimmt, da man es ja von vornherein für ganz ausgeschlossen gehalten hat. Am Schluß sagt er: »Nun, es muß etwas in der Leitung nicht in Ordnung sein, aber das Prinzip der Sache ist ja jedenfalls klargestellt. Ich werde morgen daraus prüfen.«

»Lehrmittel« sind Dinge, die es eigentlich nicht gibt. Oder, um die Sache ganz genau auszudrücken: Lehrmittel sind Dinge,

die die Natur eigens geschaffen hat, damit der Lehrer sagen könne: »Ihr seht, liebe Kinder, wie sich die Natur bisweilen auch in absonderlichen, ja abstrusen Formen gefällt.« So daß man es eigentlich als eine Lücke in der Bibel empfinden muß, daß nicht von einem der Schöpfungstage gesagt wird: »Und Gott schuf die Lehrmittel.« Denn sie bilden wirklich innerhalb der Schöpfung eine Gruppe für sich. So bin ich zum Beispiel fest überzeugt, daß die »Eisenblüte«, die in keinem Lehrmittelkabinett der Erde fehlt, nur für Lehrmittelkabinette geschaffen wurde. Die charakteristischeste Eigenschaft dieses Gesteins oder Metalls oder Gebüschs oder Gewürms — oder wie es sonst zu bezeichnen ist — besteht darin, daß es in nichts an Eisen und in nichts an eine Blüte erinnert. Mehr kann niemand von ihm aussagen. Ich könnte noch viele Naturprodukte anführen, die hiehergehören. Aber ich glaube, jedermann kennt ihrer genug. Auf das beliebte »Ichneumon« möchte ich kurz hinweisen, weil nämlich alle Anzeichen darauf schließen lassen, daß es erfunden ist und daß die Krokodile ihre Eier selbst essen. Es dürfte eine geschmacklose und schleuderhaft gearbeitete Attrappe sein, die von Mutter Natur bei dem Ausverkauf einer kleinen Konditorei billig erstanden wurde. Aber zum Schluß muß ich noch vor dem »Gürteltier« warnen, weil ich von diesem Tier nämlich ganz bestimmt weiß, daß es bloß in den Lehrmittelkabinetten sein Fortkommen findet, während es in der Natur überhaupt nicht gedeiht.

Egon Friedell.

* * *

Das schwarze Buch.

Von **Peter Altenberg** und **Egon Friedell.**

Wir alle haben unter gemeingefährlichen Menschen zu leiden. Weil wir uns zu lange mit ihnen eingelassen haben. Wie leicht wäre ein Solcher im Anfang der Bekanntschaft abzuschütteln! Aber man erkennt ihn erst später.

Wir wollen helfen. Wir haben damit begonnen, ein »schwarzes Buch« anzulegen, in das eine Reihe von Bemerkungen eingetragen werden, durch die ein Mensch sogleich seine Zugehörigkeit zu jener füchterlichen Klasse kundgibt. Wer eine solche Bemerkung von sich gibt, dem hat man unverzüglich den Verkehr

zu kündigen; man hat ihn nicht mehr zu grüßen und ihm einen Brief zu schreiben, in dem man ihm eine andere Stadt als Wohnort anrät. Alle Freunde sind vor ihm zu warnen. Wir machen unsere ersten Eintragungen hiemit bekannt und bitten alle Leser um Mitteilungen zur Vervollständigung unserer Liste an die Redaktion des »Schwarzen Buches«.

1. Meine Herren! Ich weiß nicht, wie Sie über die Sache denken, aber ich muß Ihnen aufrichtig sagen: Ich halte den Selbstmord einfach für eine Feigheit.

2. Ja, — Nietzsche. Sehr interessant. Aber finden Sie nicht auch: wie er seine letzten Sachen geschrieben hat, war er doch schon nicht mehr ganz bei sich.

3. Ich bitt Sie, die Juden sind auch Menschen. Ich kenne gute Juden und schlechte Christen.

4a. (Über die Tatsache, daß eine Ansichtskarte verloren ging:) Aha, Briefe, die ihn nicht erreichten. 4 b. (Über den Physiologen Verworn in Göttingen:) Schreibt der auch verworr'n? (NB. Diese beiden Bemerkungen sind als Repräsentanten zweier großer Gruppen aufzufassen.)

5. (Im Gasthause:) Sie, was essen Sie denn da für eine merkwürdige Sache? Lassen Sie mich kosten — —.

6. (Zu einem Schriftsteller:) Sagen Sie, Herr Doktor, was haben Sie jetzt unter der Feder?

7. (Einer sagt: Gestern hab ich eine junge Schauspielerin als Grille gesehen. Sie war ausgezeichnet). Lassen's mich aus! Da hätten Sie die Goßmann sehen müssen!

8. (In einem Gespräch über Sekt-Marken:) Ich sag Ihnen, ein guter Gespritzter, schön ausgekühlt, ist mir lieber als der beste Champagner.

9. (Über eine Dame, die mit drei Herren sitzt; in vertraulichem Tone:) Sagen Sie, Sie wissen das doch sicher: welcher von den Dreien ist denn »derjenige, welcher«?

10. (Über einen Herrn, der soeben die Gesellschaft verlassen hat:) Ein sehr netter und gescheiter Mensch. Aber sagen Sie mir: von was lebt der eigentlich?

11. (Über ein naturalistisches Stück:) Die Kunst soll uns erheben. Den Schmutz der Gasse habe ich zu Hause.

12. (Zum Herausgeber der ‚Fackel':) Sagen Sie mir, ich bitt' Sie, was haben Sie eigentlich gegen den — —?

ANTWORTEN DES HERAUSGEBERS.

Kinderfreund. Im Wiener Landesgericht ist das folgende an Herrn Hofrat Feigl adressierte Schreiben eingelaufen: »Hochgeehrter Herr Präsident! Im Einvernehmen mit meinem Vorstande, dem Direktor der Staats-Realschule im VII. Bezirke, Neustiftgasse 95, überreiche ich schriftlich dem hochlöblichen Gerichtshofe beiliegende Belege, die den Charakter des Kronzeugen im Prozesse Beer anders beleuchten als dies von Seiten der Mutter geschah. Ich habe knapp vor der Urteilsfällung den Namen dieses Schülers erfahren und fühle mich seither in meinem Gewissen beunruhigt. Nach genauer Rücksprache mit meinem Vorgesetzten wurde ich ermächtigt, das beiliegende Material dem Gerichte vorzulegen. Ein leidiges Unwohlsein hindert mich, dies persönlich zu tun, aber ich hoffe schon nächste Woche so weit hergestellt zu sein, um dem hochlöblichen Gerichtshofe die Belegstücke genauer kommentieren zu können. Mit dem Ausdrucke der vorzüglichen Hochachtung zeichne ich, hochverehrter Herr Präsident, als Ihr ergebenster W. Duschinsky m. p., k. k. Professor und Klassenvorstand der V. Klasse im Jahre 1905/6«. Der Schreiber des Briefes wurde am 8. November als Zeuge einvernommen. Das Protokoll lautet: »Am 26. Oktober fand ich in unserem Konferenzzimmer das ‚Neue Wiener Tagblatt' vom gleichen Tage, das mein Kollege Alois M. dort zurückgelassen hatte. Der Gerichtssalbericht über den Prozeß Beer war färbig angestrichen, und an jener Stelle, wo von der zeugenschaftlichen Vernehmung eines Schülers der sechsten Realklasse berichtet wurde, war der Name dieses Zeugen »Oskar F.« mit Bleistift eingefügt. Nun erregte der Prozeßbericht mein Interesse, während ich ihn früher in meiner Zeitung ohne jede persönliche Anteilnahme gelesen hatte; denn Oskar F. war vom September 1904 bis Februar 1905 öffentlicher Schüler der fünften Realklasse, deren Ordinarius ich war. Ich las auch am nächsten Tage, also am 27. Oktober, das Urteil und gewann den Eindruck, daß es vor allem die Aussage meines Schülers F. war, welche zur Verurteilung geführt hatte. Ob die Zeitungsberichte in dieser Richtung korrekt waren, weiß ich natürlich nicht. Nun war es mir insbesondere aufgefallen, daß Oskar F. von seiner Mutter während der Verhandlung ‚Fanatiker der Wahrheit' genannt worden war, welche Bezeichnung der Staatsanwalt aufgegriffen hatte. Es war mir nun klar, daß eine derartige Äußerung geeignet war, die Glaubwürdigkeit des Knaben ganz besonders zu festigen, während ich auf Grund meiner persönlichen Erfahrung nicht in der Lage bin, diese Bezeichnung als für Oskar F. zutreffend zu erklären. Wenn ich vor dem Prozesse, also vollständig unbeeinflußt, eine gerichtliche Frage über die Wahrheitsliebe und Vertrauenswürdigkeit meines Schülers zu erledigen gehabt hätte, würde ich gesagt haben, er sei zwar nicht verlogen, aber nicht zuverlässig und nehme es mit der Wahrheit nicht genau, er mache den Eindruck eines verzogenen Knaben. Als ich Oskar F. die ersten Schultage hindurch kennen lernte, war der Eindruck, den er machte, kein schlechter; er besaß mangelhafte Kenntnisse, konnte sich mit seinen Kollegen nicht stellen, war ihnen gegen-

über recht hochmütig, doch führte ich dies alles auf seine bisherigen Privatstudien zurück, wenn ich allerdings auch bemerken muß, daß er bereits im dritten Schuljahre — wenn ich mich recht erinnere — eine Zeitlang Schüler unserer Anstalt war. Seine Mutter zog sehr häufig Erkundigungen ein, und ich kam zu der Ansicht, daß der Knabe vom Haus aus sehr aufmerksam, liebevoll und sorgfältig beobachtet werde. Nun wurde ich sehr bald stutzig dadurch, daß Oskar F. überaus häufig die ersten Unterrichtsstunden versäumte und dann diese Absenzen durch seine Mutter unter den verschiedensten Vorwänden entschuldigt wurden. Diese Erscheinung war so auffällig, daß ich schließlich auf Grund eines älteren Konferenzbeschlusses die Beibringung eines gestempelten ärztlichen Zeugnisses verlangte. Ich glaube, daß diese Säumnisse wesentlich der Geschichtsstunde galten und daß sich Oskar F. den Prüfungen in diesem Fache möglichst zu entziehen suchte. Auf Grund des Absenzenbuches ließe sich dies ganz genau feststellen. Allerdings muß ich auch die Möglichkeit gelten lassen, daß Oskar F. ein Langschläfer war und die erste Stunde verschlief. Jedenfalls ist es auffallend, wenn ein Schüler so systematisch einzelne Stunden versäumt. Dem Zeitungsberichte über den Prozeß Beer entnahm ich, daß es sich um ein Sittlichkeitsdelikt handle, und es kam mir nun eine Sittlichkeits-Affaire in Erinnerung, welche Oskar F. in der Schule aufgerollt hatte. Am 27. Jänner 1905 kam Frau Dr. F. zu mir und erzählte mir, daß ihr Sohn in der Schule zu unzüchtigen Handlungen verleitet würde. Sie gab gar keine Details über diese unzüchtigen Handlungen und ich konnte ihrer Mitteilung nicht entnehmen, ob es sich um Handlungen im engeren Sinne oder um obszöne Äußerungen oder um Zeigen von Büchern oder Bildern oder dergleichen handle. Frau Dr. F. nannte auch keine Namen von Schülern, welche ihren Sohn verleitet haben sollten. Sie legte Gewicht darauf, daß die Sache vertraulich behandelt werde. Ich machte die Dame aufmerksam, daß diese Anzeige große Tragweite hätte, da man die Schuldigen, wenn nicht von allen Anstalten, so doch von unserer Anstalt ausschließen müßte, daß nicht festgestellt sei, ob ihr eigener Sohn als bloßer Zuhörer oder irgendwie aktiv beteiligt sei, und bat sie, die Sache vorerst mit ihrem Gatten zu besprechen. Am nächsten Tage erhielt ich nun das von mir dem Gerichte bereits zugemittelte Schreiben vom 28. Jänner 1905, wodurch ich in der Lage bin, das Datum des ganzen Vorganges präzise anzugeben. In diesem Schreiben ersuchte mich Frau Dr. F., ihre Anzeige nicht als Denunziation anzusehen; doch mußte ich pflichtgemäß trotzdem der Sache näher treten, zumal ich in dem Briefe ausdrücklich darum ersucht wurde. Ich fragte mehrere meiner besten und von mir als unbedingt zuverlässig angesehenen Schüler, ob in der Klasse unzüchtige Bilder oder Bücher kursierten, und suchte durch entsprechende Fragestellung der Sache auf den Grund zu kommen. Hiebei mußte ich naturgemäß sehr vorsichtig sein, einmal um nicht zu suggerieren, zum andern, um meine Schüler nicht etwa auf Dinge aufmerksam zu machen, von denen sie vielleicht sonst nichts wissen würden. Das Ergebnis war vollständig negativ. Meine Schüler versicherten

mir, daß sie weder von unsittlichen Handlungen noch Äußerungen, noch von obszönen Büchern oder Bildern etwas wüßten. Ich fragte nun einige andere Schüler in der Rolle von Beschuldigten, weil ich ihnen derartiges nach meiner Kenntnis ihrer Moral und Ihres Charakters zumutete, auch hier ohne Erfolg. Ich fragte nun direkt den Oskar F., was er wisse und gegen wen er etwas wisse, worauf er mir sagte, er sage überhaupt nichts, er dürfe niemanden denunzieren. Ich muß nun allerdings zugeben, daß trotz des negativen Ergebnisses meiner Untersuchung vielleicht doch in der Klasse irgend etwas vorgegangen war, was als reale Basis der erstatteten Anzeige angesehen werden könnte, aber ich bin überzeugt, daß wenn solche positive Umstände vorgelegen wären, sie mir von einem oder dem andern meiner Schüler wären zur Kenntnis gebracht worden, und ich bemerke noch, daß ich in dieser Klasse, die ich auch heuer noch als Ordinarius leite, in Hinsicht der Moral absolut keine schlechten Wahrnehmungen gemacht habe. Im Zeitungsberichte über den Prozeß Beer kam vor, daß Oskar F. das an ihm begangene Attentat durch geraume Zeit verschwiegen hatte. In dem Briefe seiner Mutter vom 28. Jänner 1905 findet sich der Passus, daß Oskar F. die angeblich an ihm in der Schule begangene Verleitung zur Unsittlichkeit Monate lang verschwiegen hatte. Diese Gleichförmigkeit in beiden Fällen hat mich bedenklich gemacht. Ich fühlte mich veranlaßt, meine Kenntnisse dem Gerichte zu unterbreiten, und bitte, das vorgelegte Material, wenn es belanglos scheinen sollte. ruhig in den Papierkorb zu werfen. Ich persönlich lege Gewicht darauf, mir den Vorwurf zu ersparen, daß ich es versäumt hätte, beim Auffinden der objektiven Wahrheit behilflich zu sein, wo ich es meiner Ansicht nach zu tun verpflichtet war. Daß Oskar F. in seinen Angaben entgegen der Anschauung seiner Mutter nicht absolut zuverlässig ist, geht noch aus Folgendem hervor. Frau Dr. F. beklagte sich in dem von mir dem Gerichte zugeschickten Brief ddto. Sonntag, ohne nähere Zeitangabe, daß die Fenster in den Pausen nicht geöffnet werden, daß vielmehr ein Schüler B. die Pause zur Anfertigung von Schulaufgaben benütze. Zur Erklärung dieses Briefes gebe ich an, daß nach einem Ministerialerlaß die Fenster nach jeder Unterrichtsstunde geöffnet werden, während welcher Zeit die Schüler die Klasse verlassen müssen. Das Klassenzimmer wurde von zwei Schülern abgesperrt und nach Ablauf der Pause wieder geöffnet . . . Beide sind heute noch Schüler der Anstalt. Sie bestritten die Angaben des F. mit aller Entschiedenheit. Das Öffnen der Fenster bei Beginn der Pause überwacht noch der betreffende Stundenlehrer selbst . . . Ich konfrontierte Oskar F. mit den vorgenannten beiden Schülern, sie ziehen ihn ins Gesicht der Lüge. F. sagte nun, seine Angaben hätten Bezug auf eine frühere Zeit . . . Ich befragte den B. selbst, welcher mit aller Entschiedenheit leugnete, so daß auch diese Anzeige zu keinem positiven Ergebnisse führte. In gleicher Angelegenheit hatte Frau Dr. F. dem Direktor von Miorini Anzeige erstattet, welcher eine abgesonderte Untersuchung, aber gleichfalls mit negativem Erfolge eingeleitet hat. Ich bemerke ausdrücklich, daß ich diese Angelenheit mit großem Nachdruck verfolgte, weil es sich um eine ausdrücklich

vorgeschriebene hygienische Maßregel handelte, und anderseits war es für mich von Bedeutung, festzustellen, ob einer oder der andere meiner Schüler im Klassenzimmer anwesend war, weil damals einzelne Sachen gestohlen worden waren und die Feststellung in der angegebenen Richtung zur Eruierung des Diebes hätte führen können. Es fiel mir nun auf, daß auch in diesem Falle F. nicht sogleich seine Wahrnehmung anzeigte, sondern erst in einem Zeitpunkte, wo Nachweise nicht mehr zu erbringen waren. Auch fehlte es ihm hier an der notwendigen Gewissenhaftigkeit, denn erst im Zuge der Konfrontation berief er sich darauf, daß er einen viel früheren Zeitpunkt im Auge habe. In dem erwähnten Brief der Frau Dr. F. kommt auch der Name . . . vor, und es ist hiebei besonders bemerkenswert, daß ein Schüler dieses Namens niemals an unserer Schule war. Wenn nicht eine Verwechslung mit dem . . . vorliegt, kann ich nur von Phantasie, sei es des Oskar F., sei es der Briefschreiberin sprechen. An dem jetzt besprochenen Briefe ist mir auch aufgefallen, daß er von einer anderen Handschrift, als alle übrigen Briefe herührt, er ist auch stilistisch und orthographisch nicht im Einklang mit dem übrigen vorliegenden Material . . . Naturgemäß machte es keinen guten Eindruck, wenn jede Kleinigkeit, die in der Schule passierte, von Oskar F. zuhause aufgebauscht und zum Anlaß genommen wurde, eine Staatsaktion einzuleiten. Daß aber der Charakter des Oskar nicht jene tadellose Höhe hat, die ihm die Mutter des Knaben in der Gerichtsverhandlung beilegte, geht aus folgendem hervor: Als Oskar F. auf eine Schularbeit ‚nicht genügend' erhielt, kam seine Mutter zu mir und erzählte mir, daß ihr Oskar eben nicht, wie meine anderen Schüler, bei den Schularbeiten abschreibe. Wenn auch offenbar diese Angabe seine eigenen mangelhaften Leistungen nicht entschuldigt, so beweist sie doch, daß er sich zuhause damit gerechtfertigt hatte, daß er alle seine Kollegen denunzierte, es mag dahingestellt bleiben ob mit Recht oder Unrecht. Ich möchte nur bemerken, daß ich sehr gute Augen habe, die Klasse sehr genau überwache, so daß das Abschreiben wohl als ein Ausnahmsfall anzusehen ist. — Ich kenne außer Oskar F. und Frau Dr. F. niemanden von den Beteiligten in dem Prozesse Beer. Der Angeklagte selbst ist mir aus seiner schriftstellerischen Tätigkeit bekannt, weil ich Germanist und literarischer Referent der ‚Wiener Abendpost' bin. Ich muß nun gestehen, daß mir insbesondere die Publikation des Professors Beer ‚Weltanschauung eines Physikers' gründlich mißfallen hat, auch seine Feuilletons in der ‚Neuen Freien Presse' waren mir antipathisch. Durch die Lektüre der Prozeßberichte kam ich in einen Gewissenskonflikt und nach einer Unterredung mit meinem Direktor habe ich das Material dem Gericht vorgelegt. Ich weiß nicht, ob es irgendwelche Bedeutung hat, aber ich kann nicht zugeben, daß meinem Schüler unbedingte Glaubwürdigkeit zugebilligt werde, wenn ich selbst als Lehrer der Überzeugung bin, daß diese Zuverlässigkeit gewiß nicht gegeben ist. Auch Herr Direktor von Miorini wäre bereit, über seine Wahrnehmungen Auskunft zu geben, und es ist ihm ganz besonders aufgefallen, daß Oskar F. im

Sommer-Semester 1905, wo er als Privatist bei uns angemeldet war, abgemeldet wurde, obwohl das Schulgeld bereits gezahlt war; der Herr Direktor führt dies auf das Streben zurück, die Einholung der üblichen Auskünfte über das sittliche Verhalten des Oskar F. hintanzuhalten, weil diese Auskunft mit dem Zeugnisse, welches Frau Dr. F. ihrem Sohne ausgestellt hat, nicht übereingestimmt hätte . . . Aus dem Prozeßberichte bekam ich den Eindruck, daß Oskar F. von seiner Mutter als durch das Attentat des Professors Beer moralisch depraviert hingestellt wurde. Dies stimmt nun gar nicht mit dem Verhalten, das eingeschlagen wurde, als es sich um die Verleitung zur Unsittlichkeit in der Schule handelte. Denn entweder war Oskar F. damals bereits verdorben, dann konnten die Ereignisse in der Schule nicht mehr so schwer sein, daß ihm eine Mitteilung hierüber unmöglich gewesen wäre, oder aber er empfand diese Ereignisse in der Schule ungemein schwer, dann kann wieder der Einfluß des Professor Beer nicht gar so bedeutend sein. Auch dieser Umstand hat mich ganz besonders veranlaßt, meine Ansicht über Oskar F. dem Gerichte nicht vorzuenthalten . . . Oskar F. verließ im Februar 1905 unsere Anstalt mit der Sittennote ‚entsprechend' mit Rücksicht auf seine häufigen Verspätungen und einige Anmerkungen im Klassenbuche . . . Wilhelm Duschinsky m. p., k. k. Professor.« Sehr weise hatte die Mutter an den Lehrer ihres Sohnes — nach dessen Beschwerde über ein Sittlichkeitsattentat in der Schule — in jenem Brief vom 28. 1. geschrieben: »Wir müssen Sie dringend bitten, meine Bedenken als vertraulich, meine Mitteilungen als privat aufzufassen . . . Was mein Junge mir im Vertrauen mitteilte, kann ich nicht offiziell zu einer Denunziation benützen, denn das wird es auf diese Weise, und was der Bub monatelang nicht sagte. um einen Eklat zu vermeiden, darf ich nicht sagen und diesen so herbeiführen, das wäre ihm schrecklich, und seiner Natur und Erziehung nach wäre es ein Vertrauensmißbrauch gegen ihn. Von mir, seiner Mutter! Ich füge als zweiten Grund den von Ihnen selbst erwähnten hinzu, daß es höchst peinlich ist, Verhöre und Konfrontierungen usw. mitzumachen, wenn man ohnehin etwas feinfühlig veranlagt ist . . . Geehrter Herr, nehmen Sie's für das, was es war, eine wahrheitsgetreue Hindeutung auf Übelstände, welche ein gutes Fortkommen für den Neuling in der Schule erschweren . . . Von allem andern bitte ich Sie aufs Inständigste abzusehen«. Welch treffende Verurteilung der Anzeige im Prozeß Beer! Gerichtlich und vor einer Öffentlichkeit von Millionen Zeitungslesern durfte untersucht werden, was für ein Schulverhör zu peinlich war! . . Oskar F. verließ trotz dem Erlag des Schulgeldes die Realschule zu der Zeit, als Professor Beer aus Amerika nach Wien zurückkehrte. Im Prozeß war angegeben worden, daß er nie eine öffentliche Schule besucht habe . . .

Literat. Wie wird die ‚Österreichische Rundschau' redigiert? Wie entsteht sie jede Woche? Ist ein Totengräber die Hebamme dieser Erschaffung? Man zerbricht sich vergebens den Kopf. Beruhigt

sich dabei, daß dieses Blatt aus dem nicht mehr einzudämmenden Bedürfnis nach einer Popularisierung der Minor, Glossy, Weilen, Wartenegg usw. entstanden ist. Und versinkt in jenen angenehmen Halbschlaf, der durch die bloße Nennung gewisser österreichischer Dinge erzeugt wird. Die ‚Österreichische Rundschau' hat schon manchen Morphinisten der schädlichen Übung entwöhnt, hat in verzweifelten Fällen geholfen, wo selbst die Erinnerung an die österreichische Politik, etwa die Zitierung der Worte: »Communiqué des verfassungstreuen Großgrundbesitzes«, »Heraus mit dem allgemeinen Wahlrecht!«, »Lage der Deutschen in Österreich«, »Derschatta«, »Obmännerkonferenz«, ja sogar die Vorstellung der Trias »Pergelt, Funke und Groß« nichts nützen wollte. Es ist bekannt, daß die Sorgen um die Gestaltung der Dinge in Österreich der Schaflosigkeit, die sie erzeugen, zugleich kräftig entgegenwirken. Aber noch sicherer gehe ich, wenn ich mir vor dem Schlafengehen die Worte »Minor und Glossy . . . Minor und Glossy . . . Minor und Glossy . . .« ins Ohr raunen lasse. Ist der Diener nicht da, so muß ich meine Phantasie zuhilfe nehmen und mir vorstellen, daß jetzt die Zeit kommt, da die ‚Österreichische Rundschau' uns gewiß einen Artikel über die »Weihnachtsbräuche in der Hanna« beschert. Oder ich blättere einfach in der Zeitschrift und stoße auf die Rubrik »Von der Woche«, wo wie folgt geplaudert wird: »Der Landtag von Görz wird vertagt, jener von Steiermark geschlossen . . . Eine Massenversammlung in Zara fordert von der Regierung die Einführung des allgemeinen geheimen Wahlrechtes . . . Im Ministerium des Äußern beginnen die Verhandlungen mit den serbischen Delegierten, behufs Erneuerung des Handelsvertrages . . . Die ‚Wiener Zeitung' veröffentlicht eine kaiserliche Entschließung, in welcher eine Ehrenmedaille für 25 jährige verdienstvolle Tätigkeit auf dem Gebiete des Feuerwehr- und Rettungswesens gestiftet wird«. Die pointierte Form, in der diese Pikanterien mitgeteilt werden, tut ihre Wirkung. In früheren Jahren empfahl mir der Hausarzt die Leitartikel des Herrn Kanner in der ‚Zeit'. Aber auf die Dauer erwiesen sie sich als zu langweilig zum Einschläfern. Die hier aufgespeicherte Temperamentlosigkeit ist nicht von der Art, die nervöse Menschen beruhigt. Jetzt halte ich mich an Glossy, und habe keine schlechten Erfahrungen mit ihm gemacht... Als ich aber neulich von der Lektüre der ‚Österreichischen Rundschau' erwachte und das Blatt eben zuklappen wollte, gewahrte ich etwas Seltsames. Mein Blick fiel zufällig auf eine Notiz, in der der Name Peter Altenberg

stand. Wie hatte sich dieser wunderliche Heilige in das Nachtasyl der Herren Minor und Glossy verirrt? Und ward mit achtungsvoller Liebe empfangen! Wenn Herr Professor Minor im Café Lyra säße und Glossy mit Bessie Cake walke tanzte, ich wäre nicht erstaunter. Aber es ist wirklich so: Peter Altenberg den Lesern der ‚Österreichischen Rundschau' empfohlen, und nicht nur das: die Kuratorien der vaterländischen »Preisstiftungen« getadelt, weil sie diesen Dichter bisher übergangen haben. Es ist also klar, daß die ‚Österreichische Rundschau' von niemandem redigiert wird. Die Wochenchronik wird sorgfältig zusammengestellt; alles andere wird in die Druckerei geschickt, wenn es auf den ersten Blick langweilig genug scheint, um die Leser nicht vor den Kopf zu stoßen. Der eine der beiden Herausgeber — Alfred v. Berger liest hoffentlich auch die bereits erschienenen Beiträge der ‚Österreichischen Rundschau' nicht — denkt sich: Ach was, es wird schon fad sein, und akzeptiert den Beitrag. Da können denn leicht Mißgriffe vorkommen. Die Leserschar der Hofräte wird's nicht merken, wenn durch ein Versehen einmal einer lebensvolleren Auffassung literarischer Verhältnisse das Wort erteilt wurde. Da schrieb also der Essayst Otto Stoeßl: »Hätten wir in Wien statt vielfältiger feindseliger Literatentrüppchen und -sippchen und statt wohlbedenklicher, immer angstvoll um sich blickender Preisgerichte eines, das sich die Entdeckung, die Durchsetzung neuer, geistig schöpferischer Talente zu seiner wahren Aufgabe stellt, so wüßte es zum Beispiel, daß in Wien seit vielen Jahren ein selbständiges, von Grund aus neuschöpferisches, bei aller Exzentrizität und Besonderheit echt und rein dichterisches Talent lebt und in kleinen Gestaltungen das Wesen der Großstadtkultur ausschöpft, mit allen ihren fein organisierten nervösen Reizen und Eigentümlichkeiten, mit ihrer Beseeltheit im zerwühlenden Treiben der Gesellschaft und des Erwerbes. Dieses Preisgericht wüßte, daß ein solcher Künstler Formen, Ausdrucksmöglichkeiten, Verdichtungen der vielfältigen Erscheinungen, einen Stil geschaffen hat, der ganz sein ist und doch jeden aufrichtig Empfindenden belehrt und beeinflußt, es wüßte, daß diese Leistung, so willkürlich, so höchstpersönlich und barock sie auch erscheinen mag, eine tiefe belebende Kraft besitzt, einen Lebenswert über den singulären, für meinen Geschmack exquisiten Kunstwert hinaus, es wüßte, daß es diesem dichterischen Lebenswert vor allem einen Kranz zu reichen habe. Peter Altenberg bekommt aber in Wien keinen Preis, darauf möchte

ich einen Eid ablegen. Ich habe nichts, als mein bescheidenes, in diesem Falle wahrscheinlich nur vielbelachtes Urteil ihm zu bieten, aber ein Schelm, der mehr gibt, als er hat: ich für meinen Teil kränze Peter Altenbergs neues Buch ‚Prodromos', obgleich es künstlerisch viel weniger wert ist, als seine früheren; aber menschlich, erzieherisch, geistig steht es auf seiner besonderen Höhe und das genügt wohl . . . Es ist ein Lobgedicht des hygienischen Lebens. Die Ärzte mögen darüber ihre besondere Meinung haben, was Peter Altenberg den Großstadtmenschen als Gesundheitslehre bietet . . . Aber nicht die medizinischen Einzelheiten sind wesentlich, sondern die Aufrichtigkeit und Begeisterung, womit als einzige Aristokratie die der Gesundheit erkannt wird, die Kraft der Empfindung, die eine Poetisierung des scheinbar Poesiewidrigsten durchsetzt, die Fähigkeit eines Wortes, vibrierend, stammelnd, trunken aus groben Nüchternheiten ebensoviele feine Zartheiten zu machen und dem verpönten physischen Leben seinen ureigentlichen Adel zurückzugeben. Wer könnte dies, als ein Dichter, und welcher Dichter anders, als eben nur dieser! Ich möchte wahrlich keinen anderen Preis vergeben müssen, ehe dieser eigenste, persönlichste Dichter, der noch dazu ein Österreicher zu sein das besondere Vorrecht hat, den seinen bekam.« Dies ist in der ‚Österreichischen Rundschau', Bd. V, Heft 58 (7. Dezember 1905) zu lesen. Hätte ich es geschrieben, der Wiener Kretinismus — antisemitischer oder jüdischer Kouleur — hätte eine Kaffeehausbeziehung als Basis solcher Begeisterung vermutet. Ich hätte dann freilich sagen können, daß ich nur mit Talenten Kaffechausbeziehungen eingehe und daß ich mit Peter Altenberg eben nicht Freundschaft hielte, wenn er nicht so geartet wäre, daß ich für ihn in der ‚Fackel' — aller Spießbürgerwut zum Trotz — eintreten kann. Aber es ist umständlich, jeder kritischen Äußerung einen Motivenbericht vorauszuschicken, jedesmal zu sagen: hier lobe ich, wiewohl ich nicht bezahlt wurde, dort tadle ich, wiewohl ich einst zum Nachtmahl geladen war. . . So also stehts in der ‚Österreichischen Rundschau'. Und in einem Blatt, an dem ausschließlich Leute mitarbeiten, die Juroren bei den unterschiedlichen Grillparzer- und Bauernfeldpreisen sind, in einem Blatt, das von Berger und Glossy herausgegeben, von Glossy und Minor geschrieben wird, über dem der Geist der Bettelheim und Weilen schwebt, wird darüber Klage geführt, daß die Preisgerichte »immer angstvoll um sich blicken«. Es ist grotesk. Vor zwei Wochen kränzten sie Herrn Alexander v. Weilen. Und heute fragen sie erstaunt, warum sie Peter Altenberg nicht prämiiert haben. Man würde nun meinen, daß

jetzt zur literarischen eine moralische Verpflichtung hinzugetreten ist, das zu tun, was versäumt zu haben sie so förmlich bedauern. Aber wir leben in Österreich. Die Furcht vor dem Gekläffe der antisemitischen Talentlosigkeit, die den Preis für einen Dichter des Magistrats verlangt, wird die Herren bestimmen, wenigstens ihren Pensionären, deren Preis-Privileg sich schon eingebürgert hat, treu zu bleiben. Wenn übers Jahr wieder das Mädele Grazie gekrönt wird, werden wir in der Zeitschrift der Preisrichter lesen können, daß es in Wien einen Dichter namens Peter Altenberg gibt. Vielleicht wird dann auch mit Bedauern erwähnt sein, daß er sich noch immer mit dem Verkauf von Kolliers mühen müsse — einer Tätigkeit, die eigentlich dem Fräulein M. E. delle Grazie besser zusagte.

Habitué. Novelli, ein großer Künstler en detail — als solcher erfrischend nach dem ganz äußerlichen Konstrukteur Zacconi — wird in Wien doch überschätzt. An »Auffassung« ist sein Lear dem Sonnenthal'schen über. Aber gerechterweise hätte die Wiener Kritik feststellen müssen, daß ihn Herrn Sonnenthal's Lear an elementaren Wirkungen übertrifft. Sie tat das Gegenteil. Der Kritiker der ‚Wiener Abendpost' schrieb: »Sonnenthal, so ergreifend er an den rührenden Stellen ist, für den Ausdruck des elementaren Zornes fehlt ihm die Kraft, und seine Hoheit ist nur die der Güte... Novelli hat beides, Kraft und Hoheit. Der erste Höhepunkt seiner Leistung war die Szene mit Goneril im ersten Akt.« Mit Verlaub! Achtmal hat mich — ich hörte ihn schon, als er zum erstenmal das Haus erzittern machte — Sonnenthals Gonerilfluch erschüttert wie kaum eine zweite Temperamentsentladung auf deutscher Bühne (ich müßte denn an Matkowsky-Othello's vulkanische Ausbrüche denken). Ich habe auch Rossi, habe die Herren Barnay, Zacconi und jetzt Novelli als Lear gesehen. Der größte ist Rossi. Aber selbst er wird von Sonnenthal in den Auftritten mit Goneril und Regan übertroffen. Rossi gibt eine Gestalt, Sonnenthal Szenen, die anderen Nuancen. Zwei, drei Szenen des Wiener Burgschauspielers wiegen die Gesamtleistung aller auf. Sie entschädigen dafür, daß die Gestalt selbst — jeder Zoll ein Untertan — so marklos wie sein Wallenstein ist und daß die Reichsverteilung nicht wie ein Wetterleuchten des Wahnsinns, sondern als wohlvorbereiteter Regierungsakt an uns vorüberzieht. Der Aufeinanderprall eines Hitzkopfs und einer hysterischen Wahrheitsfanatikerin gibt hier keinen Funken. Sonnenthal scheint die »Jüngste, nicht Geringste« nur von sich zu stoßen, um seine ganze Innerlichkeit für den beispiellosen Herzkrampf des Gonerilfluches zusammenzuraffen.

Dramaturg. Beim Novelli-Gastpiel klagte man über die Verstümmelung klassischer Werke zu schauspielerischen Paradestücken. »Der Kaufmann von Venedig« ward besonders hitzig gegen seinen italienischen Bearbeiter in Schutz genommen. Daß aber sogar der Titel des Stückes, den die Direktion des Theaters an der Wien in deutscher Sprache verlautbarte, in sinniger Weise geändert erschien, hat keiner der kritischen Herren bemerkt. In der ‚Neuen Freien Presse' — vielleicht auch auf den Plakaten — war am 9. Dezember zu lesen: »Gastspiel Ermete Novelli. Shylock, der Kaufmann von Venedig«. Daß im Prokrustesbett der italienischen Bearbeitung auch zwei Gestalten des Werkes gepaart wurden, haben wir wohl der literarischen Bildung der Leiter des Theaters an der Wien zu danken. »Vergeltsgott!«

Beamter. Es scheint wieder notwendig zu sein, Protektionstabellen anzulegen. Jeden einzelnen Fall »aufzudecken« ist wohl nicht möglich. Ich leide mehr unter der Langweile der Sache als das öffentliche Interesse unter ihrer Ungesundheit. Über den von hoher Gunst besonnten Herrn, der auf die Finanzprokuratur losgelassen wurde, ist mir vielfach Klage geführt worden. Und nun regnet's wieder Zuschriften über einen Fünfundzwanzigjährigen, der im Ministerium des Äußern, wo sein Vater Hofrat ist, um zehn Jahre früher als andere Konzeptspraktikanten in die neunte Rangsklasse stieg. Die Herrschaften sollten sich doch ein wenig genieren. Wenn man nicht immer gleich mit Tabellen, Vaterschaftsnachweisen, Gönnerschaftsbelegen u. dgl. dahinter ist, werden die Protektoren üppig. Aber es wird dafür gesorgt werden, daß die Bäume nicht in den Himmel avancieren.

Patriot. Mit den Hof- und Kammerlieferanten ist jetzt nicht zu sprechen. Sie beginnen ihre Beziehungen zum Kaiserhaus, die bisher nur auf der Firmatafel beglaubigt waren, zu pflegen. Mindestens glauben sie durch ihren Titel einen Anspruch auf die Revanche des Hofes erworben zu haben. Der Hof soll ihnen nämlich auch etwas liefern: die Reklame. Und so ist denn die »Audienz der Hof- und Kammerlieferanten beim Kaiser« zur ständigen Rubrik in den Zeitungen geworden. Das in allen Unsauberkeiten führende Blatt, das uns eine zeitlang wirklich einreden wollte, es bringe in der »Kleinen Chronik« keine bezahlten Artikel, kann sich nicht genug tun in der Aufzählung all' der schmeichelhaften Dinge, die der Kaiser jedem einzelnen der Hof- und Kammerlieferanten gesagt haben soll. Seit Monaten toastieren diese reinen Patrioten auf das Wohl des Monarchen. Aber dafür zeigt sich der Landesvater über Stickereikunstschulen wie über Kindermode, über Spielwaren wie über

die Klavierfabrikation, über die Fleischfrage wie über Eisenmöbel, über Teppiche wie über Operngucker gleich gut informiert. Alles weiß der Kaiser, an jedes Geschäft, an die Visage jedes Inhabers erinnert er sich, und alles findet er sehr schön. Weniger schön fände er es, wenn er erführe, daß vor dem Audienzsaale schon der Vertreter eines Annoncenbureaus wartet, der sich nach der gewünschten Zeilenzahl und nach der gewünschten Lobstärke des Kaiserwortes erkundigt, Rabatt gewährt und »abschließt«. . . Der geistige Leiter der Bewegung, die den Kaiser in diesen stürmischen Zeiten über die Anhänglichkeit der Hoflieferanten beruhigen soll, ist — wer zweifelt noch? — Herr Sandor Járay. Ein Fabrikant schreibt mir: »Bekanntlich hat Herr Járay eine Deputation von Hoflieferanten Seiner Majestät vorgeführt. Seine Majestät soll die Widmung einer Arbeiteraltersversorgung annehmen, die zur Feier seines 75. Geburtstages von den Hoflieferanten gestiftet worden ist. Angeblich hat der Kaiser auf die Ansprache des Herrn Járay das folgende erwidert: ‚Es würde mich sehr freuen, wenn auch weitere Kreise sich für Ihre so lobenswerte Absicht interessierten'. Nach verläßlichen Nachrichten macht nun Herr Járay auf Grund dieses angeblichen Kaiserwortes die Runde bei den Fabrikanten und stellt sie vor die Alternative: Entweder zahlt ihr für meine Idee oder ihr setzt euch in den Geruch unpatriotischer Gesinnung! Das ist die neueste Manier, ein Kaiserwort auszuschroten. Leider gibt es kein Mittel, aus dieser Alternative zu entkommen, da Behörde und Tagespresse nicht helfen können oder wollen. Schlau ist dabei ein Ausspruch des Kaisers benützt: man möge ihn mehr durch Wohltätigkeit als durch Feste feiern, plump ist dagegen die Absicht, eine Arbeiterversorgung, für die man viele Millionen braucht — und die staatliche kommt ohnedies binnen Jahresfrist — durch Schnorrereien bei den Fabrikanten hereinzubringen. Ich vermute, daß Sie, verehrter Herr, der Einzige sind, dem es gelingen könnte, den Betroffenen Mut gegen Herrn Járay zu machen.« Gegen patriotische Bedrohung gibt's in Österreich kaum ein Mittel. »Jögerl, der hat den Hut nöt zog'n« ist in diesem Denunzianten-Paradies die Devise jener guten Gesinnung, die sich bei dem Bewußtsein, daß sie selbst den Hut gezogen hat, nicht beruhigt. Wenn die Fabrikanten Herrn Járay entgegenkommen, kriegt er seinen Orden. Bleiben sie — z. B. die Möbelfabrikanten — standhaft, so werden sie sich bei ihren aristokratischen Kunden schaden, was Herrn Járay auch nicht unangenehm sein wird . . . In jedem Falle kann er nur heil aus diesem Feldzug hervorgehen. Mag Österreich wie eine schlechte Zimmereinrichtung krachen — die Firma Járay erit in orbe ultima.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda und Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.

„Bar-Lock“

Einzige Schreibmaschine mit vollständig sichtbarer Schrift **ohne** Umschaltung.

GENERAL-VERTRIEB:

JOE LESTI

Wien, I. Laurenzerberg Nr. 4 f.

Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER

Wien, I. Concordiaplatz No. 4 (Telephon 12801),

liest alle hervorragenden Journale der Welt (Tagesblätter, Wochen- und Fachschriften), welche in deutscher, französischer, englischer und ungarischer Sprache erscheinen, und versendet an seine Abonnenten Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte

DIE DEMOLIRTE LITERATUR

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

EINE KRONE FÜR ZION

Von KARL KRAUS.

Preis 80 h, portofrei 90 h.

Inhalt der vorigen Nummer (Nr. 190, 11. Dezember): Diskrete Zusammenkünfte. — Vorurteile. Von Egon Friedell. — Geld. Von Lucianus. — Antworten des Herausgebers (Sozialdemokratisches; Kabinett Dukes; Die Lage der Deutschen; Emission von Winterkleidern; Spiro spero; Paul Goldmann; Der Volkstheaterskandal; Ein Gerücht; Der sittliche Marcel Prévost; Hofbeamtliches; Die Künstlergenossenschaft).

Tafelwasser Tischwasser
Kronderfer
alcalischer SAUERBRUNN

Die Fackel

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16–32 Seiten. **Einzelne Nummern sind in allen Tabaktrafiken und Buchhandlungen erhältlich.**

BEZUGS-BEDINGUNGEN:

für Abonnements, die sowohl direkt bei der Administration der ‚Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3 als durch Buchhändler, Zeitungsbureaus und Postämter erfolgen können:

für Oesterreich-Ungarn,	36 Nummern, portofrei	K 7.—
» »	18 » »	» 3.60
» das Deutsche Reich,	36 » »	M. 7.—
» » » »	18 » »	» 3.60
» die Länder d. Weltpostver.,	36 Nummern, portofrei	M. 8.20
» » » » »	18 » »	» 4.10

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum, sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Offene Reklamationen portofrei.

Einzelne Nummern à 24 h = 25 Pf.

Bei Postämtern des Auslandes abonniert man unter Nr. 1262 *a* des Zeitungsverzeichnisses der k. k. österreichischen Post.

Verlag ‚Die Fackel', Wien, IV. Schwindgasse 3.
Geschäftsstunden 9–12 und 2–6 Uhr.

Telephon 7857. Postsparkassen-Konto Nr. 857.884.

Kommissionsverlag für Deutschland:
OTTO MAIER, LEIPZIG, Stephanstraße Nr. 12.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III., Hintere Zollamtsstrasse 3.

AP
30
F32
Nr.173-
191

Die Fackel

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY